№ 591K.50

N.F. Ser: 8

THE TRVSTEES OF THE PVBLIC LIBRARY

LVX OMNIVM CIVIVM

MDCCCLII MDCCCLXXVIII

OF THE CITY OF BOSTON

1852 · 1878

186 missing vote acq 5924.60
4/17/96
BOSTON PUBLIC LIBRARY JUN 9 94 AM 1893 REC'D
5914.50
Bind
Ask
pr 186

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Achte Serie
(Heft 169—192 umfassend).

Heft 169.

Aus Liebe, Ehe und Eheleben der Vogelwelt.

Von

Karl Neumann
in Jena.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofbuchdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

Diesem Hefte liegt eine Beilage von L. Stottmeister & Co., Verlagsbuchhandlung in Braunschweig, bei, die wir besonderer Beachtung empfehlen.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung, der auch die vorliegende Arbeit angehört, besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung" erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Über 950 Illustrationsbeilagen.

MEYERS

= Soeben erscheint =
in fünfter, neubearbeiteter Auflage:

KONVERSATIONS-LEXIKON

272 Hefte zu je 50 Pf.

17 Bände gebunden zu je 10 Mk.

[illegible]0 Seiten Text.

152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

10,000 Abbildungen und Karten.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

För Lebensstörm un Sünnenschien.

Plattdeutsche Gedichte

von

August Claußen.

Pastor in Altengamme.

Preis elegant geheftet Mk. 1.60, elegant gebunden Mk. 2.50.

Aus den Urtheilen der Presse.

Das sind freundlich anmuthende Gedichte. (Hamb. Correspondent.)

Unter allen Werken, welche die neuere plattdeutsche Litteratur bereicherten, hat uns kaum eines so angemuthet als dieses. (Rendsburger Wochenblatt.)

Man schaut da in ein so reines, von christlichem Geist durchwehtes Familienleben, daß es in unserer nie rastenden Zeit eine Freude ist, den stillen Pfaden des Dichters zu folgen. (Bergedorfer Zeitung.)

No 186 missing
card
6/11. 1894

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von

Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

X5914-50
N. F. ser. 8

Neue Folge. VIII. Serie.

Heft 169—192.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchhandlung.
1894.

5167
Boston Public Library

Oct. 21, 1901

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Inhalts-Verzeichniß.

Aus Liebe, Ehe und Eheleben der Vogelwelt.

Von

Carl Neumann
in Jena.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1893.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Es ist begreiflich, daß bei einem allseitig so wohlausgerüsteten, körperlich wie geistig so hochbegabten Wesen, wie der Vogel es ist, auch jener unwiderstehliche Drang die empfängliche Brust erfüllen muß, welcher mächtiger und gewaltiger denn alles die weite Welt beherrscht und erhält: — die Liebe Aber dieser edle und hohe Trieb ist nicht bloß vorhanden im ewig fröhlichen Vogelherzen, um ein zwingendes Naturgesetz zu bethätigen und Erhaltung der Art zu bezwecken, nein, er ist mehr als dies. Er knüpft Wesen an Wesen, tiefinnig und warm, kettet Geschlecht an Geschlecht und schlingt um beide ein festes und schönes Band, das meist nur der unerbittsame Tod zu lösen die Macht hat, bestimmt das ganze Wesen und Sein und zeichnet die Bahnen des Lebens vor. Er ist's, der den Vogel zum Vogel stempelt, der die herrlichen Töne der stets bereiten Kehle entlockt, welche, zum vielstimmigen Gesange verbunden, anmuthig dahinperlen; denn das die Brust schwellende Hochgefühl ringt nach Ausdruck. Ohne ihn hätte das leichtsinnige Völkchen der Höhe nicht um die Gunst des Herrn der Schöpfung zu werben vermocht und nimmermehr sie errungen.

Sobald der Frühling ins Mittel tritt, um die Macht des ertödtenden Winters zu brechen, zieht auch die Liebe ins Vogelherz. Rückhaltslos und von hohen Gefühlen berauscht, ziehen

die liebesdürstenden Männchen werbend auf die Brautfahrt, denn keiner von ihnen entsagt freiwillig und ungezwungen der Ehe Lust und Freuden. Mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln sucht er das Herz eines Weibchens zu umstricken und sich liebenswürdig zu machen, mit allen Mitteln ist er bestrebt, das Mißgeschick des Hagestolzenthumes, wenn ich so sagen darf, von seinen Schultern zu wälzen. Mit Sang und Klang ringt er brünstig um die Gunst des andern Geschlechts, zu dessen Augenweide führt er die prächtigsten Tänze, die großartigsten, sinnberückenden Luftreigen auf, um seinen Besitz ficht er mit Schnabel und Klaue. Das ganze frühere Wesen des Vogels verändert sich, sobald das allbeherrschende und allerhaltende Gefühl die Brust durchglüht. Die allmächtige Liebe wandelt gar bald alle Angst in Vertrauen, alles Mißtrauen in Zuneigung; aber sie macht auch sorglose Vögel vorsichtig und schlau, friedfertige fehdelustig, täppische listig, zänkische sanftmüthig, schweigsame sangbereit, zaghafte und feige beherzt und kühn. Sie ändert Traurigkeit in Lebenslust, ruhigen Stumpfsinn in fieberhafte Erregung; sie läßt die trägsten Geschöpfe beweglich und lebhaft erscheinen, einsiedlerische gesellig werden, macht Ruhe und Schlaf beinahe überflüssig, meistert mit einem Worte Aller natürliche Eigenschaften und zaubert aus dem alten urplötzlich einen neuen Vogel. Und auch rein äußerlich erscheint dieser verjüngt, verschönt und verändert: im neuen, prächtigen Hochzeitskleide zieht er einher. Allein trotz alledem ist nicht allen Bewerbern das hohe Glück der Liebe und Ehe gegönnt, nicht alle ernten der Minne Sold und führen ein Weibchen heim, denn viele von ihnen hat die Natur verurtheilt, wenigstens auf Jahresfrist liebeleer und unbeweibt durchs Dasein zu pilgern. Wohl findet unter normalen Verhältnissen jedes Vogelweibchen einen warmherzigen Liebhaber vom andern Geschlecht, nicht aber gelangt umgekehrt jedes ehelustige Männchen in den Besitz

einer liebenden Gattin, und ob es auch noch so heiß und flehentlich um Liebe wirbt: die Zahl der Weibchen ist kleiner.

Vaterlandslos ziehen die bedauernswerthen und unfreiwilligen Junggesellen einsam im Lande umher, inbrünstige Liebe im Herzen und allezeit gern erbötig, mit dieser Liebe einer verlassenen, trauernden Witwe den bitteren Verlust des Gatten zu ersetzen. Mit allen erdenklichen Kunstgriffen werben auch sie um Zuneigung und Eheglück; auf Schritt und Tritt folgen sie den vereinsamten Weibchen, bitten und flehen um deren Gunst, lassen sich lange vergebliche Mühe nicht reuen und scheinen sichtlich erfreut, sobald sie das Ziel ihrer heißen Wünsche errungen. Ob nun ein solches von seiten der Weibchen aufs neue geschlossene Ehebündniß dem ersten gleich warm und herzlich gemeint sein mag oder nicht, das wage ich nicht zu entscheiden, wohl aber unbeschadet des für innige Liebe sprechenden Anscheins in Zweifel zu ziehen. Unbestrittene Thatsache jedoch ist es, daß Vogelweibchen, welche ein hartes Geschick jählings zur Witwe machte, unglaublich rasch wieder bemannt und getröstet sind und nicht erst lange Zeit nach einem neuen liebbereiten Ehegespons zu suchen brauchen. Das Weibchen eines Ringeltaubenpärchens, welches in einem meiner Vaterstadt benachbarten Forste neben anderen Artgenossen brütete und dessen Ehegemahl ich um der Wissenschaft willen unbarmherzig herabschoß, hatte bereits am selbigen Morgen die Witwentrauer abgelegt und einem fremden werbenden Täuber sich in die Arme geworfen, mit dem es seitan in Eintracht und Frieden der Ehe Seligkeit genoß. Ich zweifle nicht, wenn ich vermocht hätte, es übers Herz zu bringen und zum andern Male die Liebenden zu trennen: die Taube wäre auch dann nicht lange gattenlos verblieben und hätte gar bald einem dritten fahrenden Männchen die ganze Liebe geschenkt. Brehm berichtet ähnliches von einem Elsternpaar, und zahllose andere Beispiele, welche durchaus nicht zu

Gunsten des weiblichen Geschlechtes der Vogelwelt sprechen, legen ebenfalls ein beredtes Zeugniß für die Thatsache ab, daß unverehelichte Vogeljünglinge oder verwitwete Gatten in reichlicher Zahl auf Freiersfittichen die Welt durchreisen.

Der Verlust eines Weibchens wird daher ungleich schwerer und langsamer ersetzt, und die werbenden männlichen Vögel müssen in der That alles aufbieten, um andere ihres Geschlechts an Reizen zu übertreffen, die den Schönen behagen und auf diese bestimmend wirken, sobald sie nicht auf die Glückseligkeit, eine Gattin heimzuführen, verzichten und ehelos verbleiben wollen. Sie scheinen daher auch glühender und inniger zu lieben, weniger wankelmüthig zu sein und weniger leichtfertig den Tod ihres Gatten verschmerzen zu können; sie erscheinen ungleich trostloser und geknickter, wenn ihnen die Erkorene plötzlich entrissen wurde; sie mögen wissen, wie schwer es hält, von neuem warme Liebe zu ernten. Ein Star, welcher mit seinem Weibchen im Glanze der Morgensonne am Brutkasten erschien und jählings fortgefangen wurde, flatterte nur eine kurze Weile stürmisch im Käfig umher und saß dann trübsinnig zusammengekauert in einer dunkelen Ecke, erhob sich nicht, wenn ich an seinen Kerker trat, und schien derartig herzenskrank und gebrochen zu sein, daß mich der Arme dauerte. Ich entschloß mich daher, ihn nach fünfstündiger Gefangenschaft der Freiheit wiederzugeben, ergriff den Gebeugten, setzte ihn auf den grünen Rasenteppich und erwartete, daß er mit freudigem Jubel zu seiner geliebten Gattin zurückkehren werde. Aber arger Irrthum! Wenige Schritte nur hinkte der Arme vorwärts, dann hob er sich verzweifelt mit letzter Kraft ein wenig über den Erdboden, fiel gleich darauf wieder ins Gras zurück und verschied. Ich habe später noch einmal an einem Gartenröthling dasselbe Geschick sich vollziehen sehen und seitdem niemals wieder den grausamen Versuch gemacht, Vögel zur Zeit der Liebe zu fangen.

Wenn ich nun oben die Weibchen der Leichtfertigkeit und des Wankelmuthes geziehen habe, so bin ich mir doch auch wohl bewußt, daß es für ihr überaus leichtsinniges Handeln eine Entschuldigung giebt, daß wir auch ihnen wenigstens zum Theil ihre Leichtlebigkeit verzeihen müssen, sobald wir ehrlich sein und rechtlich denken wollen. Sorge, tiefgefühlte Sorge um ihre Brut, um Eier und Kinderschar zwingt sie, gar schnell die Trauer zu vergessen, alle trüben Gefühle aus ihrem Innern zu bannen und neuer, junger Liebe das Herz zu öffnen. Ihnen allein ist zumeist die Ernährung der anspruchsvollen Kindlein Unmöglichkeit; nur vereint mit dem Gatten vermögen sie das zu leisten, was nöthig ist, um die geliebte Schar hoffnungsvoller Sprößlinge dem Verderben zu entreißen und sie soweit heranzubilden, daß sie dem Fordern, Drängen und Anstürmen der Welt siegreich die Brust bieten können. Und überdies kennen wir, um noch länger bei der Gattentreue zu weilen, wahrhaft rührende Beispiele davon, daß die weiblichen Vögel ihrem dahingeschiedenen Männchen die Erinnerung an ihre erste Liebe mit überraschender Treue bewahrt haben. Eine solche Thatsache, welche nicht nur unsere vollste Hochachtung, sondern auch unsere Bewunderung erregen muß, verbürgt der treffliche Eugen von Homeyer seinem leider zu früh dahingegangenen Freunde Alfred Edmund Brehm." Das Eheglück eines nistenden Storchpaares — so erzählt Letzterer wörtlich — fand durch einen jener abscheulichen Schießjäger, welcher das Storchmännchen erlegte, ein jähes Ende. Die trauernde Witwe genügt, ohne einen anderen Gatten zu wählen, ihren Mutterpflichten und tritt im Herbste mit ihren Kindern und Artgenossen die Wanderung nach Afrika an. Im nächsten Frühjahr erscheint sie wieder auf dem alten Neste, unbemannt wie sie weggezogen. Sie wird viel umworben, weist jedoch alle Freier mit ingrimmig geführten Schnabelhieben ab; sie bessert eifrig am Horste, thut dies aber

nur, um ihr Hausrecht zu wahren. Im Herbste zieht sie wiederum mit anderen Störchen in die Fremde hinaus; im darauffolgenden Frühjahre kehrt sie wieder zurück, und wiederum verfährt sie wie früher. So treibt sie es elf Jahre nacheinander. Im zwölften Jahre versucht ein anderes Storchpaar gewaltsam in den Besitz ihres Nestes sich zu setzen; sie kämpft wacker um ihr Eigenthum, kann sich aber auch jetzt noch nicht entschließen, dieses Eigenthum durch Eingehung einer zweiten Ehe zu sichern. Das Nest wird ihr geraubt, und sie bleibt ehelos; die Räuber behaupten und verwerthen den Horst, und sie läßt sich nicht mehr sehen, sondern verbringt, wie sich nachträglich herausstellt, den ganzen Sommer einsam und allein in einer etwa fünf Kilometer vom Neste entfernten Gegend; kaum sind jene abgezogen, so findet sie sich am Neste ein, verweilt noch einige Tage und tritt sodann erst ihre Reise an."

Allein solche beneidenswerthe, selbstvergessende und erhabene Treue und Anhänglichkeit seitens eines weiblichen Vogels scheint mir nichts weiter als eine rühmliche Ausnahme von der Regel zu sein; jedenfalls aber gewährt sie uns einen selten tiefen Einblick in das Gemüths- und Seelenleben der Vögel, und wir erkennen, wie hoch ausgebildet und vollendet dies in der That sein muß; wir begreifen auch, wie unrecht wir thun, wenn wir in närrischem Dünkelsinn das Thier für nichts als eine willenlos handelnde Maschine betrachten wollen.

Die meisten Vögel leben in geschlossener Ehe, knüpfen ihren innigen Bund auf Lebenszeit, halten mit unverbrüchlicher, hingebender Treue zusammen, entwandern gemeinschaftlich dem Heimathland, sofern sie Zugvögel sind, kehren mitsammen zum Lande der Kindheit zurück, nehmen gegenseitig Antheil an Schmerz und Freude, Glück und Ungemach und können nur vom unerbittlichen Tode getrennt und geschieden werden. Ich erinnere dabei an jene bekannten Zwergpapageien, welche man

so zutreffend und sinnreich als „Inseparabeln" bezeichnet, um das Maß der Liebe anzudeuten, mit welcher die lebenslang verbundenen Vögel aneinander hängen. Ich will jedoch gleichzeitig erwähnen, daß diese „Unzertrennlichen" nicht die einzigen sind, bei denen mit dem Ersterben des einen Gatten auch der andere plötzlich alle Lust und Freude am Dasein verliert und, unglücklich im Grunde des Herzens, sich bald zu Tode härmt.

Untreue ist jedoch in der Welt der Vögel neben der Treue durchaus kein unbekanntes Ding, denn manches Männchen, das tiefinnig und herzlich um Liebe warb, schielt oft und gern nach andern Schönen und läßt sich sogar zu Liebkosungen mit diesen nicht selten herbei. Und bei den Weibchen stellt sich die Sache kaum anders dar. Ein werbender Galan, dessen Fähigkeiten diejenigen des Gatten überragen, der heller schmettern, besser tanzen, prächtigere Schwenkungen in hoher Luft ausführen kann, oder in dessen Aussehen mehr sicherer, kühler Muth und Siegesgewißheit im Kampfe sich spiegeln, übt mitunter einen sehr entscheidenden und gefährlichen Einfluß aus, und es gehört wirklich die ganze Kraft des rechtmäßigen Gatten dazu, Ohr und Augen seiner leichtbestechlichen Geliebten auf sich allein zu lenken, ihr Herz nur für sich zu erwärmen und ihren Besitz sich zu sichern. In Bezug auf Treue und Treulosigkeit bieten uns also die Vögel in jeder Hinsicht ein treffliches Spiegelbild vom wechselreichen Menschenleben.

Vielehigkeit kommt bei den Vögeln selten, Vielweiberei wohl niemals vor. Denn wenn es auch bei unserem rothkammigen Hühnersultan wie bei den Waldhühnern und Fasanen den Anschein haben mag, als lebten sie alle in ausgeprägtester Polygamie, so kann doch von einer wirklichen Ehe mit allen Hennen zugleich bei ihnen kaum mehr die Rede sein; es sind das vielmehr sonderbare, geradezu unerlaubte Verhältnisse, die ja als solche auch Seltenheit sind. Das Begehren ist gegen-

seitig, aber Hennen und Hahn scheinen einer umfassenden Liebe nicht fähig. Sie theilen nicht Freude und Leid, wie dies bei den in geschlossener Ehe lebenden Vögeln der Fall ist, sondern gehen kalt, theilnahmslos und gesondert durchs Erdenleben. Das beweisen uns auch die Kuckucke und Kampfläufer, welche ebenfalls in Vielehigkeit, nicht aber in Vielweiberei leben. Das liebesuchende Männchen thut bald mit diesem, bald mit jenem Weibchen schön, schließt auch auf kurze Zeit mit jedem ein Bündniß, begattet es, kümmert sich jedoch fürderhin nicht mehr um sein ihm schnell ergebenes Ehegespons und schaut gar bald treulos nach einem andern um.

Die Art und Weise der Bewerbung um Liebe und Liebesglück bei den Vögeln ist so verschieden wie diese selbst. Im prächtigen, sinnberückenden Flugreigen umschweben die gefiederten Räuber das erlesene Liebchen, schrauben sich bald in schönsten Schwenkungen zu Höhen empor, von denen wir an die Scholle geketteten Menschen nur träumen können, und gleiten ruhig, wie zum Hohne gegen alle Gesetze der Schwere auf des Aethermeers Wellen dahin; bald stürmen sie vorwärts mit Gedankenschnelle, rauschenden Fluges, als könnten sie der Bewegung Eile nicht hemmen; bald aber schwimmen sie wieder ohne Flügelschlag gemachsam ihre Bahn, stürzen sich plötzlich mit halbangezogenen Schwingen steil in die Tiefe herab, pfeilgeschwind, daß man geneigt sein möchte zu glauben, sie müßten zerschmettert werden. Allein die Befürchtung ist eitel. Gelassen entbreitet der stattliche Räuber frühzeitig genug die stählernen Flügel, hindert die reißende Schnelle, lustwandelt in niederen Regionen umher und klettert mühelos zu der vorigen Höhe hinauf. So treiben sie ihr großartiges Spiel oft stundenlang, gellen wiederholt ihre schrillenden oder schreienden Rufe in die Welt hinaus, markig, kräftig, und doch so lieblich wiederklingend im Herzen der Erkoreuen. Die Segler schießen eil-

fertiger denn je durch die Bläue und lassen mit größerer Ausdauer ihr ohrenbetäubendes Geschrei vernehmen, sobald es gilt, der Liebe Gluth zu entfachen. Vom frühen Morgen, wenn Eos Rosenfinger kaum den ersten rothen Streif am östlichen Horizonte malten, bis zum späten Abend, wenn allbereits der Dämmerung Zwielicht die Natur erfüllt, sind die stürmischen Vögel in Thätigkeit, eilen unermüdlich zu kleinen Scharen vereinigt oder selbander im Raume umher und suchen die Glückseligkeit des eigenen Herzens auf das eines Weibchens zu übertragen. Die kürzeste Nacht scheint ihnen kaum kurz, der längste Tag kaum lang genug zu sein für ihren erhabenen Minnedienst, rastlos wollen sie fliegen und fliegend zum Ziele ringen. Die Schwalben tragen unablässig ihr einfaches aber zusprechendes Liedchen von der Dachfirst herab der Geliebten vor oder werben ebenfalls im vergnüglichen Flugspiel um die Gunst des anderen Geschlechts. Tagschläfer umgaukelt sein Liebchen in zierlichen Schwenkungen, klatscht oft und gern mit den Flügeln, sucht mit weichen und sanften, sonst nie geübten Tönen das Herz eines Weibchens empfänglich zu machen und scheint sehr für den Gegenstand seiner so heißen Liebe eingenommen. Die Tauben fliegen anders als sonst, wenn sie um Liebe flehen, lassen ebenfalls herrliche Luftreigen zur Ausführung gelangen, scharfes Flügelklatschen vernehmen und kosen dann mit unvergleichlicher Anmuth auf dem Gipfel eines Baumes luftberauscht weiter, Brust an Brust geschmiegt, zärtlich wie liebende Menschenkinder. Von ihnen singen die Dichter, allein ihre Treue ist mit Unrecht in Liedern gerühmt. Glühend heiß ist die Werbung, innig und rührend das Kosen, aber schlecht bestellt ist's um Liebe und Anhänglichkeit. Die Finken flattern anstatt zu fliegen und schmettern und jubeln wie nie zuvor; Haussperling umtanzt in förmlichem Reigen mit gesenkten Flügeln und gehobenem Schwanze sein umworbenes Liebchen, um ihm

seine Huldigung darzubringen, gebärdet sich fast wie toll, läßt unaufhörlich sein widerliches Schilpen ertönen und vergißt oft ganz und völlig im Drange heißer Liebeslust die ihn umgarnende Gefahr. Die Ammern purzeln förmlich durch die Luft, als hätten sie alles Fliegen verlernt, und rufen dem Weibchen ihre anmuthende Strophe unermüdlich entgegen, welche Julius Mosen so innig mit: „Wie, wie hab' ich dich lieb!" übersetzt hat. Zierlich trippelnd, schwanzwippend und mit rührender Zärtlichkeit umtänzelt die Stelze am murmelnden Bache ihr auserwähltes Liebchen, nicht minder wonneselig und anmuthend der „König im Schnee". Die Spechte pochen mit allem Eifer; lebhaft hüpfend und dadurch ihre Liebe betheuernd, werben die Kraniche um die Gunst des anderen Geschlechts. Storchmännchen auf dem Scheundache stellt schnabelklappernd seinen Eheantrag; die Kiebitze rufen überlaut und treiben das ihnen zugethane Weibchen ungalant genug vor sich her; Enten und Gänse werben auf der Oberfläche des Wassers, die Taucher wohl gar unter ihr. Die Kühle des feuchten Elementes vermag der glühenden Liebesbrunst nimmermehr Abbruch zu thun.

Anders wie die Genannten werben die Hühnervögel im Dienste der Minne, deren schwache Flugwerkzeuge nicht wohl geeignet sind, den meist recht schweren Körper in ansprechenden Wendungen durch die Lüfte zu tragen. Der Geschlechtstrieb zeigt sich bei ihnen als Aeußerung einer heftigen Leidenschaft, als ein Rausch, welcher sie mehr oder weniger närrisch macht; ihr Mittel zum Zweck ist der Tanz, vom Waidmanne Balze geheißen. Und diese Art Liebeserklärung ist kaum weniger anziehend, kaum weniger verlockend und bestechlich dem Herzen des „schönen" Geschlechts als jene gewandten und beneidenswerthen Leistungen des Fluges. Mit ihm zugleich tragen die männlichen Vögel den ganzen Schmuck des Gefieders zur Schau, womit die Natur sie oft überreichlich beschenkte, machen die

anmuthvollsten und höflichsten Verneigungen und Knixe und können des besten Erfolges sicher sein. So balzt vor allen anmuthend der stattliche Auerhahn; ich will versuchen, seinen seltsamen Liebestanz nach eigener Anschauung zu schildern.

Sobald zu Anfang des wetterwendischen Aprilmonats die Wildtaube mit der ganzen Gluth des lieberfüllten Herzens zu gurren beginnt, steht unser Auerhahn, des deutschen Waidgesellen Lust und Freude, in der Balze. Bereits mit dem Erscheinen des ersten Sternes am Abendhimmel schreiten wir deshalb hinaus in den friedvollen Forst, um unsern gefiederten Freund und seinen Liebestanz zu belauschen und gleichzeitig den ganzen Zauber einer Waldnacht im Frühling begreifen zu lernen. Ringsum ersterben allmählich die letzten Stimmen; der Singdrossel köstlicher Sang verklingt, nur noch die Amsel läßt ihr herrliches Waldabendlied ertönen, und Rothkehlchen flüstert aus dem wonneberauschten Herzen heraus seine Liebespsalmen. Bald sind jedoch auch diese, wenigstens für einen Augenblick, verstummt; es ruht und schläft die weite Natur — nein, noch nicht ganz!

Rauschenden Fluges bäumt wenige Schritte von uns entfernt ein prächtiger Vogel auf, er „steht ein“, wie der Jäger sagt, dreht behutsam den Körper nach links und rechts und lauscht gelassen nach allen Richtungen hin, ob nicht vielleicht ein leiser Ton die absolute Stille durchbreche. Es ist unser Auerhahn, der stattlichste Vertreter der deutschen Waldhühnersippe. Eine starkästige Kiefer hat er sich ausersehen; sie schien ihm vor allem zum Tanzen geeignet. Geraume Zeit ist er still, still wie die ihn umgebende Waldesnatur; dann wendet er abermals den Kopf nach beiden Seiten, läßt einen sonderbaren, schwer zu bezeichnenden Laut vernehmen, welchen Bechstein nicht so ganz unzutreffend mit dem Grunzen des Schweines

vergleicht, und ruht erst dann im stillen Schlummer auf seinem schaukelnden Sitze.

Wenige Stunden der Ruhe genügen vollauf, seinen erregten Körper zu stärken. Bevor die Sonne sich anschickt, die nächtlichen Gestirne abzulösen, bevor sie ihre ersten schrägen Dämmerungsstreifen von neuem über die Natur hingleiten läßt, ist unser Urhahn schon wieder erwacht aus dem kurzen Schlafe: die Balze beginnt. In höchster Verzückung schnalzt er auf seinem hervorragenden Äste wiederholt laut und kräftig, läßt dann in immer schnellerem Tempo andere Töne verlauten, die sich allmählich verstärken und stets von neuem sich ändern, und fängt gleichzeitig mit den in der Waidmannsprache als „Vers- und Gesetzelmachen“ bekannten, schleifenden Tönen den Liebestanz an.

Mit gesenkten und zitternden Schwingen, radartig ausgebreitetem Spiel oder Schwanz und aufgerichtetem Kopfe trippelt der leidenschaftliche Vogel unruhig auf seinem Äste umher, wendet sich bald hier-, bald dorthin, macht die schönsten und ehrerbietigsten Verbeugungen, kümmert sich kaum um seine verwunderten Zuschauer und scheint wirklich in diesen Momenten der irdischen Welt entrückt zu sein. Das frohe Geschäft der Werbung und Huldigung nimmt ihn vollends in Anspruch; er hat nicht Zeit, auf anderes zu achten, in seinem glücklichen Herzen nicht Raum für andere Gefühle als die der Liebe. Ja, er ergiebt sich, wie Forstmeister Geyer in seinem trefflichen Büchlein über die „Auerhahnbalze“ versichert, sogar soweit jenem die Welt beherrschenden Triebe, daß er, wenn er von keinem Schrotkorn berührt worden ist, sein Liebesspiel fortsetzt, ohne sich um Feuer und Knall auch nur im geringsten zu kümmern. Das hohe Gefühl meistert seine natürliche Vorsicht und giebt ihn vollkommen in die Gewalt seines menschlichen Erzfeindes. Dies weiß auch der Dichter des „geistlichen Vogelgesanges“, indem er sagt:

„Der Urhahn seiner Henne lockt,
Wann er im Falsen ist;
Als wie vertaumelt er da hockt:
Merkt nicht des Waidmanns List.

Viel tausend werden gefangen,
Verlieren Leib und Seel;
Am Weibernetz sie hangen,
Es zieht s' hinab zur Höll!"

Die Hennen hören inzwischen mit gespanntester Aufmerksamkeit den Werbungen des liebestollen Männchen so lange zu, bis endlich der berauschte Freier von seinem Sitz herabfliegt, um nunmehr in aller Zärtlichkeit mit ihnen zu kosen, bis die glühende Sonne am östlichen Himmel erscheint und das Anbrechen des neuen Tages verkündet.

In ähnlicher Weise wie sein größerer Sippschaftsgenosse balzt auch der Birk- oder Spielhahn, wie ihn die Sprache der Grünröcke nennt; nur pflegt er seinen Liebestanz auf ebener Erde und in noch wahnsinnigerer Weise zur Ausführung gelangen zu lassen. Den Kopf bis auf den Erdboden herniedergebeugt, daß die Kehlfedern letzteren streifen, sein leierförmiges „Spiel" soweit gebreitet als er vermag, die Schwingen gesenkt, die Federn gesträubt: so tanzt der närrische Gesell auf seinem Balzplatze umher. Bald kollert er einige Male in höchster Erregung und läßt gleich wie der Auerhahn ein sonderbares „Schleifen" vernehmen, dann springt er plötzlich hoch vom Boden auf, läuft einige Schritte vor, wendet sich rücklings, schlägt wie verrückt mit den Flügeln und beginnt das possenhafte Gebärden- und Liebesspiel mit jenen schleifenden Tönen von neuem.

Eigenartiger aber als alle soll sich laut Brehm bei seiner Liebeswerbung der männliche Hornhahn gebärden, ein im südöstlichen Asien lebender, prachtvoller, durch zwei hornartige, lebhaft gefärbte Hautröhren zu beiden Seiten des Oberkopfes und einen in den glühendsten Farben prangenden, dehnbaren

Kehllappen ausgezeichneter Vogel. Um seinen Tanz zu kennzeichnen, borge ich mir die Worte unseres bewährten Altmeisters, dem es vergönnt war, ihn von Angesicht zu Angesicht zu belauschen. „Nachdem der Hahn die Henne mehrmals umkreist hat, ohne ihr dabei in ersichtlicher Weise Beachtung zu schenken, bleibt er auf einer bestimmten Stelle stehen und beginnt sich zu verneigen. Rascher und rascher folgen sich die Verbeugungen, und langsam dehnen und recken sich währenddem die Hörner, breitet und senkt sich die Kehlhaut, bis beide dem liebestollen Vogel förmlich um den Kopf fliegen. Jetzt entfaltet und streckt er die Schwingen, rundet und senkt er den Schwanz, sinkt auf die eingebogenen Füße nieder und schleift unter Fauchen und Zischen die Fittiche auf dem Boden. Da plötzlich endet jede Bewegung. Tiefgesenkt, das Gefieder gesträubt, Fittiche und Schwanz gegen den Boden gedrückt, geschlossenen Auges, hörbar athmend, verharrt er eine Weile regungslos in Verzückung. Blendender Glanz strahlt von seinen voll entfalteten Schmuckzeichen aus. Jählings aber erhebt er sich wieder, faucht und zischt, zittert, glättet sein Gefieder, scharrt, wirft den Schwanz auf, schlägt mit den Flügeln, richtet sich ruckweise zu seiner vollen Höhe auf, stürzt auf das Weibchen zu und erscheint vor ihm, seinen wilden Lauf urplötzlich hemmend, in olympischer Herrlichkeit, bleibt noch einen Augenblick stehen, zittert, zuckt, zischt und läßt mit einemmal alle Pracht entschwinden, glättet sein Gefieder, zieht Hörner und Kehllappen ein und geht, als wäre nichts geschehen, wiederum seinen Geschäften nach.“ Die Fasanen, Hasel- und Schneehühner balzen ebenfalls, obschon lange nicht mehr in so toller Weise, und unser Haushahn hat bereits den seinem Geschlechte eigenen Minnetanz völlig verlernt. Die Hennen sind ihm auch ohnehin bald ergeben, und andernfalls genügen ein markiger Ruf und ein paar ungelenke Kratzfüße vollauf, ihr hartes Herz weich zu stimmen und den

Gefühlen der Liebe wenigstens für kurze Zeit zugänglich zu machen. Die albernen uud wohlbekannten Gebärden des ewig übellaunischen Truthahns verdienen ebenso die Bezeichnung der Balze nicht mehr, obschon er gleichfalls werbend das Weibchen umschreitet, weithin vernehmbar kollert und seinen Schwanz radförmig entfaltet. In letzterer Hinsicht übertrifft ihn bei weitem der stolze Pfau, welcher mit seinem blendend schönen, weit ausgebreiteten Schweif seiner Erkorenen huldigt. Von einem Tanz ist jedoch auch bei ihm nicht die Rede.

Die schönste Art und Weise, um Liebe und Gunst zu werben, ist und bleibt jedoch zweifelsohne des Vogels Gesang, jene köstliche Gabe, welche die beglückende Natur außer dem Menschen nur noch dem leichtlebigen Völklein der Lüfte verliehen hat. Die herrlichen Klänge der liederreichen Vogelkehle lassen selbst den Forscher zum Dichter werden, und doch kann auch die reichste Sprache nicht entfernt den hohen Eindruck mit Worten erreichen, welchen der Schwingenträger Gesang auf uns macht. Mit dem Liede verkürzt sich der Vogel den Tag, begrüßt und beklagt er dessen Kommen und Scheiden, jauchzt er hinaus in die Welt und betrauert des herben Geschickes Fügung; mit dem Liede kämpft er den Liebeskampf, besiegt er den Gegner, des Weibchens Herz; denn mit verständlichen Tönen fleht er um Liebe, um Huld und Gunst. Weit entfernt davon bin ich, behaupten zu wollen, daß einzig und allein die allmächtige Liebe des Gesanges Triebfeder sei. Ich weiß sehr wohl, daß auch gar mancher Vogel noch singt und dichtet, wenn längst der Liebesrausch verflogen, daß manch gefiedertes Luftkind noch schmettert, wenn allbereits der Herbstsonne kraftlose Strahlen vom Himmel herniederglänzen. Wirbelt doch sogar Zaunkönigs Strophe im Brausen des Decembersturms noch dahin, als wollte der Sänger ein Mailüfterl grüßen, welches lieblich und warm das Thal durchweht. Unbestritten muß jedoch bleiben,

daß um die beseligende Zeit der geschlechtlichen Regung ein ganz anderes Feuer im Sange lodert, als zu jeder anderen Stunde im rollenden Jahr, und nicht sonderlich schwer fällt es dem erprobten Ohr des Belauschers, den Unterschied zwischen dem Gesange der Liebe und demjenigen zu errathen, welchen frohe, ungetrübte Laune und innere Zufriedenheit der sangbereiten Kehle entlocken. Beschwingte Geschöpfe selbst, welche vom ersten freundlichen Lächeln des Frühlings bis zum lustigen Spiele der Schneeflocken mit ihrem Gesange erfreuen, greifen ganz anders in die Saiten, jubeln viel voller aus der Brust heraus, sobald die Liebe im Herzen Einkehr hielt. Bezeichnend genug ist es auch, daß gerade unsere begabtesten und talentvollsten Sänger nur zur Minnezeit aufjauchzen im Liede und mit dem Singen schließen, sobald in ihrem Innern Glück, Seligkeit und Liebe verrauscht sind. Und unseres Dichters schöne Worte:

„Willst du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen: —
Nur so lang sie liebten waren sie!"

werden zur lauteren Wahrheit; denn mit dem Ersterben des wonnigen Hochgefühls verklingt auch des Sanges liebliche Poesie.

Je nach der Begabung, also ganz wie ihm der Schnabel gewachsen, singt selbstverständlich der Vogel hinaus in die Welt, aber alle werden mit ihren Tönen das Gleiche erreichen. Ich glaube nicht, daß des Sprossers wunderherrlicher Minnegesang ein lieblicheres Echo im Herzen des Weibchens zu wecken vermag, als die schlichte und einförmige Strophe unseres Goldammers, daß heller, freudiger Finkenschlag freundlicher wiedertönt als des Goldhähnchens leises Gewisper. Alle säen das nämliche Samenkorn und alle sehen die gleiche und schöne Frucht draus entsprießen —: die Gegenliebe.

Wie gern der Gesang von den Vögeln als Mittel zum

Zwecke der Werbung verwendet wird, lehrt uns ein einziger Frühjahrstag. Im vieltausendstimmigen Chorgesang klingt's aus dem undurchdringlichen Blätterdache des Hochwaldes heraus; einer der leichtbeschwingten Waldessänger ringt hier mit dem andern im Wettbewerb, währenddem über den jungfräulichen Wiesen und Feldern, welche in üppiges Grün sich kleiden, zahlreiche Feldlerchen emporklettern, um aus dem klaren Aether ihre Strophen herabträufeln zu lassen. Im unentwirrbaren Stimmen-Vielerlei schallt es vom frühesten Morgen, wenn kaum der erste röthliche Schein den östlichen Himmel besäumt; so hallt es noch wieder, wenn die Sonne beginnt, sich am fernen Horizont hinabzusenken, um über neue Länder und neue Meere die Ströme ihres allerheiternden Lichts zu verbreiten. Und wenn sie dann vollends hinabgetaucht ist und die Schatten der Nacht schweigend sich auf die Fluren legten, dann erwachen noch andere Vogelstimmen. Aus dem niederen Buschwerk, welches am Weiher steht, erklingt feierlich der unvergleichlich volltönende Hymnus der Nachtigall. Sehnsuchtsvoll und von hohen Gefühlen der Minne beseelt, haucht sie ihn, bald fast verstummend, bald von neuem aufjauchzend, hinaus in das Tiefdunkel der Nacht, und getragen auf den Schwingen eines leisen Windhauchs fluthen die köstlichen Töne an unser lauschendes Ohr. Ueber dem stillruhenden Dörfchen erhebt sich die Haidelerche und läßt ihre lullenden Liebeslieder hinabträufeln in die Schleier der Nacht, während aus den üppigen Wiesengründen die erborgten Töne des Sumpfschilfsängers fließend dahinwallen. Und wenn endlich noch aus der finsteren, melancholischen Nadelholzwaldung die glockenreinen Serenaden des Rothkehlchens dringen: dann vermögen wir die volle Bedeutung des Vogelsanges als Mittel zur Liebeswerbung zu erfassen, dann lernen wir begreifen, weshalb die Dichter gerade die Liebesfeier der gefiederten Welt so oft zum Gegenstand ihrer Schöpfungen wählen.

Es muß, sobald wir richtig schließen, unter den Vögeln eine beträchtliche Zahl sprödethuender Weibchen geben, welche nicht wahllos in die stürmisch erklärten Ansprüche eines ersten besten Bewerbers einwilligen mögen. Sie wollen vielmehr gleich jenen vorzeitlichen Heldentöchtern, von denen die welt verbreitete Sage als leiser Nachhall der Wirklichkeit kündet, nicht nur umworben, nein auch umstritten sein; wer ihrer begehrt, sie heimführen und besitzen will, der muß um ihre Huld und Gunst erst eine Lanze brechen, den Gegner bestehen und als ein Held und Sieger kommen. Und in der That dürfen wir es dem umworbenen Weibchen auch gar nicht verübeln, wenn es nicht gleich in blinder Willfährigkeit geneigt ist, einem beliebigen Männchen Gehör zu schenken. Es wird infolge der meist vorhandenen Ueberzahl des starken Geschlechts so viel umliebelt, daß es wohl küren und prüfen darf, welcher von all den Freiern der würdigste ist. Gelassen schaut es den heißerregten Gesellen zu, wie sie, von grimmigster Eifersucht heiß entbrannt, alles und jedes Nachgeben verschmähend, einander mit Schnabel und Klaue befehden; geruhig, ohne vorzeitig sich zu entscheiden, vernimmt es den übereifrigen Wettgesang, denn auch mit dem Liede vermag der Vogel zu kämpfen und zu siegen. Nur zu genau wissen die Männchen Bescheid um die Launen, um Absicht und Willen des weichen Geschlechts, und eben deshalb lassen sie auch nicht nach, einander zum Kampfe herauszufordern und mit allen möglichen Waffen zu streiten. Ermüdung kennen sie nicht; das hohe Ziel, nach dem sie ringen, steht ihnen beständig vor Augen und stählt den erschlaffenden Körper zu neuer That. Mögen auch die Federn nach allen Richtungen hin die Luft durchstieben: ergrimmt im Tiefinnersten lassen die Kämpen nicht ab vom Turnier; mögen auch die Krallen des Gegners den Leib zerfleischen: der Preis ist zu theuer, als daß dergleichen ruhmvolle, im Ringen um Liebes-

glück erworbene Wunden könnten Beachtung finden. Ergreift der eine der Streiter, im Zweikampf verletzt und infolge davon ermattet, die Flucht, so stürmt der andere kreischend und schreiend hinter ihm drein, und rasend, wie von erbittertsten Todfeinden gehetzt, geht es durch das Gezweige von Busch und Baum, bald hoch in der Bläue, bald nahe dem Boden in wilder Jagd dahin, bis endlich ein schwer überwindbares Hemmniß Verfolger und Flüchtling zum Aushalten zwingt und der Kampf seinen Abschluß, nein abermals seinen Anfang findet. Das Ende der Fehde führt schließlich das sich entscheidende Weibchen herbei: der Sieger darf seines Besitzes sich freuen.

Ganz nach der Begabung, nach Fähigkeit und Ausrüstung des Vogels ist auch natürlich die Art und Weise des thätlich ausgefochtenen Liebeskampfes durchaus verschieden. Die Raubvögel befehden sich zum bei weitem größten Theile mit erbittertstem Ingrimm in hoher Luft, fügen sich die empfindlichsten Wunden zu und lassen ihren Kampf nicht selten erst mit dem Tode des einen der Gegner seinen Abschluß finden. Die unstäten Segler thun's ihnen gleich. Zu höchster Wuth gereizt, verkrallen sich die Kämpfenden so fest ineinander, daß sie, unfähig weiter zu fechten, aus hoher Luft auf den Erdboden herabwirbeln. Ob auch bei ihnen zuweilen der Kampf mit tödtlichem Ausgange für einen Rivalen enden mag, weiß ich nicht, kann aber auch ebensowenig einen Grund entdecken, welcher das Gegentheil sicherstellt. Daß sich die Vögel mit ihren kleinen, scheinbar so wenig zur Abwehr geeigneten Füßen stark blutende Wunden und ganz erhebliche Verletzungen beibringen, darf ich eigener Erfahrung zufolge behaupten, und daß ein todter Mauersegler, der auf dem Erdboden liegt, nicht gerade zu den Seltenheiten gezählt werden braucht, wird Jeder wissen, der mit der freien Natur in Verkehr tritt. Edelfinken und andere ringen ebenfalls von Eifersucht getrieben eindrücklich genug miteinander, aber doch

sind ihre Turniere weit harmloserer Art. Sie lassen es genug sein, wenn einige Federn die Luft durchstieben, und enden die Fehde, wenn einer von ihnen ernstlich zur Flucht sich wendet. Wieder andere Vögel ringen stets auf dem Boden, die Schwimmvögel ihrem Stande gemäß auf dem Wasser. Alle aber bewegt der nämliche Trieb: ein Weib zu erstreiten, um nach blutigem oder unblutigem, immer aber heißem und erbittertem Kampf in den Freuden der Liebe und Ehe Genugthuung und Ruhe zu suchen!

Sobald sich ein Vogelpärchen zusammengefunden, regt sich bei ihm auch der Trieb zum Nestbau und Brutgeschäft, und mit der größtmöglichsten Sorgfalt geht es ans Auskundschaften einer geeigneten Niststätte. Lauschig verborgen zwischen Blättern und Ranken, umgeben von duftigen Blumen, errichten die einen ihr kunstvolles Heim, im blattreichen Wipfel, der in luftiger Höhe sich wiegt, die zweiten, dort, wo der stürmische Wildbach grollend und tosend in die Tiefe hinabstürzt, die dritten; wieder andere fertigen ihr Nest auf der Oberfläche des Wassers, daß dessen Fluthen die Eier benetzen, oder hängen es fest und sicher ans schwankende Rohr, auf daß ein lieblicher Windhauch die Kinderchen schaukle. Wo aber das Nest auch stehen, schwimmen und hängen mag: es ist trefflich geschützt und verborgen zugleich angelegt; sein Standort entspricht auf das beste den Lebensbedingungen der, welche ihn suchten, und die Ausnahmen der Regel bestätigen letztere selbst. Junge Vögel, denen des Lebens bittere Erfahrung bislang erspart geblieben, verfahren natürlich sorgloser und leichtsinniger bei der Wahl eines Nistortes als ältere und gereifte, welche, hinreichend gewitzigt, nur selten einen Fehlgriff zum eigenen Nachtheile thun. Da „wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual“, machen sich auch die gefiederten Luftkinder nicht bange Sorgen, während sie wohlweißlich wählen und prüfen dort, wo sie den Herrn der Erde selbst und

dessen List und Tücke kennen und fürchten zu lernen Gelegenheit hatten.

Während die große Mehrzahl der Vögel entfernt von anderen Artgenossen zur Vollziehung des Nistgeschäftes ein eigenes Revier sich erkürt und dieses auf Leben und Tod gegen jedweden Eindringling vertheidigt, erfüllen andere die höchste Aufgabe ihres Lebens in fröhlicher Gemeinschaft und gründen förmliche Brutkolonien, in denen Nest um Nest in unmittelbarer Nähe angelegt wird. Wie groß solche Versammlungen auf allgemeinen Nistplätzen mitunter sind, davon kann sich nur der eine rechte Vorstellung machen, dem es vergönnt war, derartige Brutkolonien selbst zu erschauen, und auch er mag seinen eigenen Augen kaum trauen, auch er glaubt in Sinnestäuschung befangen zu sein. „Sie verdunkeln die Sonne, sobald sie fliegen, betäuben das Ohr, sobald sie schreien," sie zählen nach Tausenden und Hunderttausenden, und ihre Ansiedelungen gewähren jederzeit einen großartigen Anblick, der aller Schilderung spottet.

„In der Mündung des Nils bei Heraklea in Egypten bauen die Schwalben Nest an Nest und setzen dadurch den Ueberschwemmungen des Stromes einen undurchdringlichen Wall entgegen, welcher fast ein Stadium lang ist und von Menschenhänden kaum zu stande gebracht werden würde. Neben der Stadt Koptos liegt eine der Isis geheiligte Insel, welche ebenso von denselben Schwalben befestigt wird, damit sie der Nil nicht benage. Im Anfange des Frühlings befestigen sie die Stirnseite derselben mit Spreu und Stroh und fahren drei Tage und Nächte hintereinander mit solcher Emsigkeit fort, daß ihrer viele darüber sterben. Und alle Jahre steht ihnen diese Arbeit aufs neue bevor."

Also berichtet uns Plinius von den Uferschwalben. Und wenn wir nun auch, weit erhaben über den kind-

lichen Anschauungen der Vorzeit, wissen, daß es dem lieblichen Schwalbenvolk weit mehr um die eigene Nachkommenschaft als um die Befestigung der gefährdeten Uferwände zu thun ist; wenn wir auch nicht in ihrer Arbeit des Brutgeschäfts unmittelbar ein Wirken und Schaffen zum Wohle der Menschheit erkennen und nicht den befangenen Alten auf das Gebiet der Wunderdinge folgen dürfen, so blicken doch auch wir mit gerechtem Staunen auf die mitgliederreichen Brutkolonien der Uferschwalbe, die uns kaum mehr als eine Ahnung von den großartigen Ansiedelungen anderer Vogelarten zu geben vermögen. Einträchtiglich, neidlos um anderer Glück, brüten die Pärchen beisammen, die uns mit vollem Recht als Bild des häuslichen Friedens gelten; die Nachbarn kümmern sich kaum um einander, jedes Glied des Verbandes geht seinen eigenen Weg, und Zank und Hader bleiben dem glücklichen Völkchen fern. Diese goldene, friedliche Eintracht ist es, die uns erstaunen macht.

Nicht so ganz passen meine letzten Worte in ihrer Anwendung auch auf eine andere allbekannte Vogelart, deren Mitglieder hier als Wohlfahrtswächter gehegt und geschützt, dort als den menschlichen Haushalt gefährdende Vögel schonungslos der Vernichtung anheimfallen, auf die Familie der Krähen nämlich. In ihrer Mitte finden wir nichts von jenen paradiesischen Zuständen, die wir beim Schwalbenvolke bewundern; an ihren gemeinsamen Brutstätten wollen Anfechtungen und Hader kein Ende nehmen, und ein geradezu nervenerschütterndes Krächzen und Lärmen verräth schon aus weiter Entfernung den Niststaat der finsteren Vögel. Nur drauf bedacht, den eigenen Vortheil zu wahren, der eigenen Arbeit nach Möglichkeit sich zu entziehen, beginnen die geselligen, aber friedlosen Kolonisten den Bau des Nestes und gehen dabei mit der größtmöglichsten Unehrlichkeit zu Werke. Kaum hat ein Paar die ersten Reiser als Unterlage

des Horstes mühsam zusammengetragen und auch nach Kräften kunstvoll geschichtet: da kommt ein begehrlicher, diebischer Nachbar und stiehlt ihm das sauererworbene Material, um es gewissenlos zum eigenen Neste zu nützen. Ein langwieriger, ernsthafter Kampf entspinnt sich, bis schließlich das beraubte Paar sich in das Unvermeidliche freiwillig fügt, die Zwecklosigkeit der Befehdung erkennend. Der Räuber zieht mit dem unrechtmäßigen Gut zum eigenen Horste, aber auch er ist betrogen, bestohlen worden. Ein drittes arbeitscheuendes Paar aus der Nachbarschaft nahm sein so freudig begonnenes Bauwerk für sich in Besitz, macht sich mit aller Zähigkeit wirklichen Rechtbewußtseins darauf breit und ist nun mit keinen Mitteln dazu zu bewegen, den gestohlenen Horst zu verlassen. So geht es den einen Tag wie den anderen, bis endlich die vorrückende Zeit ernsthaft zum Brüten spornt und auch die Vögel erkennen, daß aus dem friedlichen Beisammenleben doch auch für die Einzelnen Vortheile erwachsen und daß der Raum nur für friedliche Nachbarn ausreichend ist. Die Verhältnisse bessern sich, wenn auch die Streitigkeiten nicht gänzlich schwinden, und der erbitterte Kampf räumt einem erträglichen Leben den Platz. Solche Ansiedelungen der Krähen zählen nicht selten nach Tausenden von Paaren, deren ein einziger Baum wohl sechs bis zehn in seinem Wipfel beherbergt. Der Boden des betreffenden Waldes scheint wie mit Kalk übertüncht, und eine tiefschwarze Wolke verhüllt den Himmel, sobald sich der Schwarm mit betäubendem Lärm von den Nestern erhebt.

Eine weit zahlreichere Menge von Vögeln vereinigen die Siedelungen der Reiher und Scharben in den ungarischen Sümpfen, von denen alle Reisenden mit wahrer Begeisterung sprechen. Ich getraue mir nicht, ein so großartiges, anziehendes und wechselvolles Bild, wie es zur Zeit der Brut sich an der „blonden" Donau dem Auge des Beschauers zeigt, mit eigenen

Worten zu zeichnen; es sei mir gestattet, durch Landbecks vortreffliche Schilderung mich vertreten zu lassen.

„Die eigentliche Ansiedelung der Reiher befindet sich auf einer dichtbewachsenen Erdzunge oder Halbinsel zwischen zwei Sümpfen. Sie ist etwa 900 Schritte lang und 100 Schritte breit; ihre Bäume stehen theilweise in zwei bis drei Fuß tiefem Wasser, dessen Ränder auch mit einzelnen Weidengebüschen und Schilfdickichten eingefaßt sind. Das Gras und die übrigen Pflanzen waren, als wir die Insel besuchten, mit dem Kothe des Reihers vollständig bedeckt, und der Boden glich in der Ferne einer weißen Schneedecke; rings umher unter den Bäumen war die Erde mit zerbrochenen Eierschalen, faulenden Fischen, todten Vögeln, zerbrochenen Nestern und anderem Unrathe übersäet; ein durchdringender Gestank ließ den Aufenthalt unter diesen Wohnungen sehr unangenehm werden. Im Gebüsch der Sümpfe liefen viele junge Nachtreiher umher, welche aus ihren Nestern gestoßen oder gefallen waren und nun von den Alten kümmerlich mit Speise versorgt wurden; viele der Alten erhoben sich bei unserer Annäherung aus den düsteren Sümpfen, wo sie ihrer Nahrung nachgegangen waren, und die umherlaufenden Jungen stellten sich gegen unsere Hunde mit mächtig geöffneten Schnäbeln und fürchterlichem Geschrei zur Wehre. Schon in bedeutender Entfernung hatten wir ein sonderbares Prasseln und Plumpsen vernommen, welches wir nicht recht zu deuten wußten; als wir näher kamen, wurde uns die Ursache dieses Geräusches bald klar: es rührte von einem dichten Kothregen und dem Herabfallen von Fischen her, welche den gefräßigen Jungen aus allzugroßer Hast öfters entschlüpften, oder es wurden gar halbflügge Jungen von ihren Geschwistern über den flachen Rand gestoßen und fielen nun krachend zur Erde herab. War der Kothregen unter dem ersten, unbedeutenden Brutplatze schon auffallend, so begann er auf dem Hauptbrutplatze erst

recht lebhaft zu werden, und es war fast nicht möglich unbekleckst davon zu kommen. Wehe aber dem, welcher es wagte, einen Baum, worauf Nester mit Jungen lagen, zu ersteigen: er wurde unbarmherzig grün und blau bemalt. So erging es mir selbst, als ich einige hohe Weidenbäume erstieg, um Eier und Junge herabzuholen und die Nester auszumessen und zu beschreiben. Der Lärm, welchen eine solche Reiheransiedelung verursacht, ist so merkwürdig und sonderbar, daß er eigentlich nicht beschrieben werden kann, sondern selbst gehört worden sein muß, um einen deutlichen Begriff davon zu bekommen. In bedeutender Entfernung, in welcher die vielen schauerlichen Stimmen noch in ein verworrenes Getöse verschmelzen, glaubt man den Lärm von einer Rauferei betrunkener ungarischer Bauern zu hören, und erst, wenn man näher dazu kommt, kann man die einzelnen Töne der grauen und der Nachtreiher, nämlich „Kraaich“ oder „Quak“, unterscheiden, denen ein sonderbares, anhaltendes „Zäkzäkzäkzäk“ oder „Gäkgäkgäkgäk“ u. s. w. von Jungen, in verschieden hoher und tiefer Stimme hervorgebracht, als Begleitung dient. Ganz in der Nähe ist der Lärm fürchterlich, der Gestank fast unerträglich, und der Anblick von Dutzenden verwesender junger Reiher, welche mit Tausenden von Fleischfliegenmaden bedeckt und dadurch tausendfältig wieder belebt sind, äußerst ekelhaft; aber ebenso unterhaltend und anziehend wird für den wahren Freund der Vögel dieses Treiben in dem großartigen Haushalte der Reiher.“

Aber auch die Großartigkeit dieses Bildes verschwimmt vor dem Auge des Reisenden, welchem die Vogelberge des hohen Nordens zu erschauen vergönnt war. Die Zahl der auf ihnen nistenden Möven, Seeschwalben, Sturmvögel, Alken, Lummen, Taucher und Scharben, Tölpel und Eidervögel übersteigt alle Begriffe, läßt alle anderen Brutansiedelungen geringfügig

erscheinen und zaubert Bilder vor das Auge des Beschauers, die, wechselvoll und anziehend zugleich, ihm unvergeßlich bleiben. Alle Felsenplatten, Simse, Ritzen, Spalten und Höhlungen, vom Gipfel des Felsens zu dessen Fuße, wo die schaumbekränzten Wogen des Meeres sich brechen, erblickt man die nistenden und geselligen Vögel; kein Plätzchen, welches das Brüten noch möglich macht, bleibt unbenutzt und unbebaut. Nest an Nest bedeckt den Felsen, und ihre Gesamtzahl ist eine so große, daß man von gerechter Bewunderung darüber erfüllt wird, wie die brütenden Vögel unter den Tausenden ihr eigenes wieder zu finden im stande sind. Fast möchte man geneigt sein zu glauben, daß es dem Nistenden nicht darum zu thun ist, die von ihm selbst gelegten Eier auch zu erbrüten; man möchte meinen, daß sich die aufgescheuchten Vögel niederlassen, wo eben noch ein unbesetztes Nest sich findet, wenn solche Annahme nicht mit anderen Erfahrungen im schroffen Widerspruch stände.

Das Leben und Treiben der Ansiedler auf diesen Vogelbergen höhnt aller Beschreibung. Sie sind es, welche die Sonne verdunkeln, das Auge ermüden, sobald sie, von einem in ihrer Mitte nistenden Seeadler oder Edelfalken aufgeschreckt oder sonstwie in ihrer Ruhe behelligt, die Nester verlassen; die das Ohr betäuben, das Rauschen und Brausen der an dem Felsen vergeblich nagenden Brandung weit übertönen, sobald sie schreien. Sie sind es auch, an denen die Worte Mephistos im Wortlaut sich bewähren:

„Horch! Den ganzen Berg entlang
Tönt ein wüthender Zaubergesang!“

So großartig und sinnberauschend jedoch all diese Bilder sind, so habe ich sie doch niemals poesievoll und ansprechend finden können, wenn sich der Blick denjenigen Vögeln wieder zuneigte, welche fern von andern ihrer Art ein Heim sich gründen. Bei ihnen erst finden wir das wahre, innige

Familienleben, von dem ich schon oben gesprochen; sie erst zeigen uns, wie fest die allmächtige Liebe Wesen an Wesen, Leben an Leben zu ketten vermag, und lehren uns selber zu leben. Zu ihnen fühlt sich daher auch der Naturfreund eher hingezogen als zu jenen, welche, mit zahlreichen Sippschaftsgenossen vereint, den wichtigsten Akt ihres Daseins vollziehen; sie wissen den beobachtenden Naturforscher zu beglücken und bringen ihm die reinsten Geistesfreuden; sie endlich sind es, welche ihm den tiefsten Einblick in ihr eigenes Leben gewähren und ihn mit aufrichtiger Bewunderung hinblicken lassen auf die enthüllten Geheimnisse von Liebe, Ehe und Eheleben der Vogelwelt.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Hamerling als Erzieher.

Von Dr. Bruno Brukner.

Preis Mk. 2.—.

Urtheil der Presse.

Wir lieben und loben in der Regel das Nachahmen gewisser Richtungen, Moden, Arten oder selbst nur Titel in Leben und Kunst durchaus nicht. In den meisten Fällen ist es ein Zeichen mindestens der Unselbstständigkeit der Person und ihres Werkes, öfter noch des Triebes der eitlen Selbstsucht, rasch in einem neuaufgegangenen Lichte sich selbst vorzustellen oder gar recht gewöhnliche Geschäfte zu machen, weil und so lange eben die neue Modesache die Leute anlockt. All' das trifft bei B. Brukner nicht zu. Bruno Brukners Buch ist fast bis auf den Titel so selbstständig als nur eins und es ist zum Theil sogar noch charakterstärker und ausdrucksvoller als „Rembrandt als Erzieher". Es folgt diesem zwar in manchem der Form nach, ist jedoch im Wesen so sehr selbstempfunden, selbstgeschaut und selbstgedacht, daß es das Eigenwerk einer ganzen Persönlichkeit genannt werden muß, das auch ohne das Rembrandtbuch aus innerster Nothwendigkeit entstanden wäre. Den Geist des Verfassers und Werkes kennzeichnet es von vornherein, daß er sein Buch aus tiefstem Ernst herausgeschrieben hat. Das ist noch echtdeutsch nach gutem Schlage, und deutsch durch und durch, voll gesunder edler Kernhaftigkeit des Denkens, Fühlens und auch der Sprache selbst ist Brukners Buch vom Anfang bis zum Ende! Je mehr solche Kämpfer und Bücher hervortreten und mit uns dem hohen Ziele der Erneuerung zustreben, desto stärker wächst die Hoffnung auf den Endsieg. Die Abtheilungen des Buches „Deutsche Welt- und deutsche Lebens-Anschauung, deutsche Gesinnung" klären und stärken, erheben und beleben die krankenden, schwankenden Geister unserer Volksgenossen, insoweit ihnen überhaupt noch zu helfen ist. Brukners Buch zeugt von umfassender Geistesbildung; aber dieser Geist hat sich nicht durch das Wissen veröden, verflachen und verknöchern lassen. Wahre tiefe Bildung und ein echtdeutscher voller Charakter sprechen aus dem Ganzen, das im Einzelnen von scharfer, klarer Auffassung, Beobachtung und Verarbeitung, wie im allgemeinen von tüchtiger Selbstzucht und Gemüthsbildung Zeugniß gibt. Zum Wesentlichen sei bemerkt, daß noch kein anderer Hamerling-Autor Hamerling so vollkommen erfaßt und in seiner Gesammtheit so gewürdigt hat! Hier ist sein litterarisches Standbild thatsächlich zum Musterbild ausgearbeitet! Auf den Inhalt des Buches näher einzugehen, ist hier nicht möglich. Wir müßten eine ganze Reihe von Aufsätzen mit Auszügen hierüber schreiben, um es vollkommen zu würdigen, also fast ein neues Buch für das Buch. Ist es nicht da das Beste, daß sich alle Ernstgesinnten gleich dem neuen Buche selbst und unmittelbar zuwenden? Man verzichte darauf, aus litterarischem Buch-Zwischenhandel persönliche kleine Geschäftchen machen zu wollen. Wir rufen als wohlwollende Berather, nachdem wir es mit großem geistigen Genuß und wahrer Herzensbefriedigung selbst gelesen und erprobt haben: Alle, die ihr rechte Deutsche und höherstrebende Menschen überhaupt sein oder werden wollt, sucht das neue Buch selber auf und lest und verlebendigt es! A. A. Naaff.

(Die Lyra. [Wien] 1892/93 Nr. 7.)

Praktisch
für jede Hausfrau.

Kraft und Stoff.

Deutsches Universal-Kochbuch

von

Charlotte Böttcher.

10. Auflage.

Preis elegant gebunden M. 7.50.

Kraft und Stoff ist das praktischte Geschenk für junge Mädchen, das beste Hülfsmittel beim Kochunterricht, das beste Nachschlagebuch für Hausfrauen; es enthält die ganze Praxis der Küche, für die feinste Tafel, wie für den einfachen bürgerlichen Haushalt in mehreren tausenden erprobten Recepten und ist das verhältnißmäßig billigste Kochbuch.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Abonnements-Aufforderung!

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

In 27 Jahrgängen bereits 648 Hefte erschienen.

☛ Neue Folge, VIII. Jahrgang. (Heft 169—192 umfassend.) ☚

Im Abonnement jedes Heft nur 50 Pfennig.

In dem VIII. Jahrgang werden u. a., Abänderungen vorbehalten, erscheinen:

Karl Neumann (Jena), Aus Liebe, Ehe und Eheleben der Vogelwelt.
Hedwig Bender (Eisenach). George Eliot.
J. Löwenberg (Berlin), Das Weltbuch Sebastian Franckes.
Otto Francke (Weimar), Herder und das Weimarsche Gymna .
Lucian Müller (St. Petersburg), Der Dichter Ennius.
Ch. Achelis (Bremen), Max Müller und die vergleichende Religionswissenschaft.
Theobald Fischer (Marburg), Italien.
A. Delbrück (Zürich), Ueber Hamlets Wahnsinn.
Ballhorn (Görlitz), Der Antheil der Plastik an der Entstehung der griechischen Götterwelt und die Athene des Phidias.
Baudouin de Courtenay (Dorpat), Die Vermenschlichung der Sprache.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Von der Jury der „Internationalen Ausstellung von Gegenständen für den häuslichen und gewerblichen Bedarf zu Amsterdam 869" mit der **goldenen Medaille** ausgezeichnet

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von **Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff**, herausgegeben von **Rud. Virchow** und **Wilh. Wattenbach.**

Die Serie, 24 Hefte umfassend, kostet 12 Mk., also jedes Heft nur 50 Pf.

Die Serien I.—XX.(Jahrgang 1866 bis 1885, Heft 1—380 und N. F., Serie I.—VI., Heft 1—144 umfassend) sind nach wie vor zum Subskriptionspreis, Serie I., à Mk. 13.50 geh., Mk. 15.50 gebunden in Halbfranzband; Serie II.—XX. und N. F. I.—VI. à Mk. 12.— geh., à Mk. 14— in Halbfranzband gebunden, durch alle Buch- und Kunsthandlungen oder die Verlagshandlung zu beziehen.

Die „Sammlung" bietet Jedem die Möglichkeit, sich über die **verschiedensten Gegenstände des Wissens Aufklärung zu verschaffen,** und ist vorzüglich geeignet, den **Familien, Vereinen etc.** durch Vorlesen und Besprechen des Gelesenen reichen Stoff zu angenehmer und bildender Unterhaltung zu liefern. In derselben werden alle besonders **hervortretenden wissenschaftlichen Interessen** unserer Zeit berücksichtigt, als: **Biographien berühmter Männer, Schilderungen großer historischer Ereignisse, volkswirthschaftliche Abhandlungen, kulturgeschichtliche Gemälde, physikalische, astronomische, chemische, botanische, zoologische, physiologische, arzneiwissenschaftliche Vorträge** und erforderlichenfalls durch Abbildungen erläutert. Rein politische und kirchliche Parteifragen sind ausgeschlossen.

☛ Die Verlagshandlung bittet das nach den Wissenschaften geordnete **Verzeichniß der bisher in den Sammlungen und in den Deutschen Zeit- und Streitfragen erschienenen 964 Hefte,** welche auch einzeln zu den beigesetzten Preisen käuflich sind, zu verlangen und zu beachten.

Aus
Liebe, Ehe und Eheleben der Vogelwelt.

Von

Karl Neumann
in Jena.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

BOSTON PUBLIC LIBRARY JUN 9 18..

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Achte Serie
(Heft 169—192 umfassend).

Heft 170.

George Eliot.

Von

Hedwig Bender
in Eisenach.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung
1893.

Diesem Hefte liegt eine Beilage von L. Stottmeister & Co., Verlagsbuchhandlung in Braunschweig, bei, die wir besonderer Beachtung empfehlen.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von ℳ. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung, der auch die vorliegende Arbeit angehört, besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung" erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

In

Ashers Collection of English Authors

ist erschienen:

George Eliot.

The legend of Jubal and other poems. 1 vol. ℳ. 1.50

Middlemarch. 4 vol. in 6 Bänden geh. ℳ. 9.—

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Über 950 Illustrationsbeilagen.

MEYERS

= Soeben erscheint =
in fünfter, neubearbeiteter Auflage:

17,500 Seiten Text.

272 Hefte zu je 50 Pf.

KONVERSATIONS-

17 Bände gebunden zu je 10 Mk.

152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

LEXIKON

10,000 Abbildungen und Karten.

George Eliot.

Ein Lebensbild.

Von

Hedwig Bender
in Eisenach.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofverlagshandlung.
1893.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Nicht allzu groß ist die Zahl der Frauen, denen Rang und Titel der wahren Dichterin, der Dichterin von Gottes Gnaden, gebührt. Unter ihnen aber nimmt George Eliot unbestreitbar einen der ersten Plätze, vielleicht — als Novellistin wenigstens — den allerersten und höchsten ein. Unwillkürlich, wenn ich ihrer gedenke, kommt mir das schöne Wort des Psalmisten von der Köstlichkeit des Menschenlebens, „das Mühe und Arbeit gewesen", in den Sinn. Das ihre **war** köstlich und gesegnet wie wenige — aber mühevoll und reich an Arbeit wie kaum ein anderes war es auch. Ihre Lebensgeschichte enthüllt uns ein rastloses, auf hohe Ziele gerichtetes Streben — aber sie zeigt uns dies Streben auch gekrönt und belohnt. Darum wirkt die Betrachtung ihres Lebensganges erhebend und gleichsam befreiend auf Denjenigen, der seine einzelnen Momente und Begebenheiten in ihrem wesentlichen, inneren Zusammenhange erblickt. — Die Erforschung dieses Zusammenhanges gewährt aber auch aus anderen Gründen, aus rein psychologischen, einen hohen Genuß — und unwillkürlich fühlt sich der Leser ihrer Schriften zu solcher Erforschung gelockt und gedrängt. Denn diesen ihren Schriften — zum mindesten ihren reifsten — sind alle Merkmale echter Kunstschöpfungen eigen — in besonders hohem Grad aber eines: das Vermögen, die Fähigkeit, uns

neugierig zu machen, neugierig auf die Person ihrer Verfasserin, die so lebensvolle Gebilde erschuf. Nicht als ob wir uns bei ihr selber erst Aufschlüsse zum Verständniß ihrer Werke holen müßten — diese sind an und für sich verständlich und bedürfen keines Kommentars. Aber sie machen doch unwillkürlich unser Interesse für ihre Verfasserin rege, sie rufen den Wunsch, sie kennen zu lernen und ihr persönlich nahe zu treten, hervor.

Der Grund hierfür ist leicht zu erkennen: wie alle irgend bedeutenden Kunstwerke tragen auch die Schöpfungen George Eliots den Stempel eines eigenartigen Geistes an sich, das Gepräge einer kraftvollen Individualität. Eine solche aber übt in fast allen Fällen auf den denkenden Beobachter einen fesselnden Reiz.

Daß sie Derjenigen, mit der wir uns hier beschäftigen, in selten hohem Maße zu eigen war, trat früh schon deutlich erkennbar hervor: nach allem, was wir von ihr wissen, nach allen Schilderungen der Augenzeugen war Mary Ann Evans — dies ist bekanntlich der Vor- und Familienname der Dichterin — von jeher ein besonderes Kind. Sie wurde am 22. November 1819 zu South Farm in der Pfarrei Colton in Warwickshire in England geboren. Als die Kleine vier Monate zählte, siedelte die Familie nach Griff House über, einem alten, epheuumsponnenen Hause, das ebenso wie South Farm zu Arbury Estate, der Besitzung eines Herrn Francis Newdegate, der ihres Vaters Patron war, gehörte. Griff House wurde der Dichterin Heimath. Hier hat sie ihre Kinderjahre und ersten Jugendjahre verlebt; hier wuchs sie in der Stille des Landlebens in einfachen, aber behaglichen Verhältnissen heran. Ihr Vater war Pächter und Gutsverwalter, dazu der Geschäftsträger verschiedener Großgrundbesitzer, ihr Vertrauensmann und geschätzter Agent. Er hatte sich, wie George Eliot uns mittheilt, vom einfachen Hand-

werker emporgearbeitet, hatte sich ausgedehnte, praktische Kenntnisse auf allen Gebieten der landwirthschaftlichen Verwaltung erworben und galt als ein in seinem Fache ungewöhnlich tüchtiger und erfahrener Mann. Sein Name hatte rings im Lande einen guten und geachteten Klang. Seine Dienste wurden vielfach in Anspruch genommen — sein Rath war gesucht, sein Urtheil geschätzt. Auch als Mensch stand er in hoher Achtung. Seine Zuverlässigkeit war sprichwörtlich geworden, und das Vertrauen, das man in seine Redlichkeit setzte, gab dem in seine Fähigkeiten und seine Umsicht gesetzten nichts nach.

Mary Ann war sein jüngstes und geliebtestes Kind. Sie war sehr stolz auf ihren Vater, hing mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an ihm und hat ihm durch ihr ganzes Leben die aufrichtigste und herzlichste Verehrung bewahrt. Ihr warmes und tiefes Gefühl für denselben kommt mehrfach in ihren Briefen und Schriften zum Ausdruck; das schönste und würdigste Denkmal aber hat sie in einigen ihrer sympathischten Gestalten, vornehmlich in der Adam Bedes ihm gesetzt.

Ihre Mutter Christina, geb. Pearson, war eine kluge, praktische, rastlos thätige, mit etwas scharfer Zunge begabte, aber warmherzige und von den Ihrigen geliebte, angelegentlich für das Wohl ihrer Kinder besorgte und ihre religiöse und sittliche Erziehung mit Ernst und Eifer überwachende Frau. Sie scheint eine treffliche Beobachtungsgabe und ein gut Theil Mutterwitz besessen zu haben, vor allem aber, so wenig wie Frau Poyser, die wackere Pächtersfrau aus „Adam Bede" und Frau Hackit aus „Amos Barton" auf den Mund gefallen gewesen zu sein. Beide gehören zu den ergötzlichsten Gestalten, die das Genie George Eliots geschaffen hat, und für Beide hat ihr bekanntermaßen ihre Mutter zum Vorbild gedient. Aber auch für die ergreifenden Gestalten einer Frau Moß und Frau Milly Barton hat sie Jener bedeutsame Züge entlehnt. Alles

in allem stellt Mrs. Evans als eine durch und durch tüchtige Persönlichkeit von Temperament, Verstand und Charakter, von gesundem Sinn und Gefühl sich dar.

Robert Evans war schon einmal verheirathet gewesen — Christina Pearson war seine zweite Frau. Sie stammte aus einer angesehenen, wie es scheint alteingesessenen Familie, die als solche um ein Beträchtliches höher als die Familie des Zimmermanns Evans auf der Stufenleiter der gesellschaftlichen Rangordnung stand. Christina hatte drei ältere Schwestern, die alle in der Nachbarschaft verheirathet waren, und diese mögen George Eliot vorgeschwebt haben, als sie die köstlichen, humorvollen Gestalten der „Dodson family" in der „Mühle am Floß" erschuf; vermuthlich hatte sie selbst in ihrer Jugend viel von den „Traditionen der Familie Pearson" und der Vortrefflichkeit ihrer sämtlichen Glieder gehört.

Drei Kinder gingen aus dieser Ehe Christina Pearsons mit Robert Evans hervor: Christina, gewöhnlich Chrissey geheißen, Isaac und Mary Ann. Außerdem waren noch zwei Stiefgeschwister, Robert und Frances Lucy mit Namen, aus des Vaters ersten Ehe vorhanden. Frances war später an einen Herrn Houghton verheirathet, Christina an einen Arzt Dr. Clarke. Obwohl grundverschieden von ihnen geartet, hing Mary Ann doch an beiden Schwestern und hat ihnen trotz der äußerlichen Trennung, die durch die Umstände später herbeigeführt wurde, lebenslang warmes Interesse bewahrt.

Am innigsten aber gestaltete sich ihr Verhältniß zu ihrem um drei Jahre älteren Bruder: an diesen schloß sie sich mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres stürmisch empfindenden Herzens an. Beide Kinder waren früh aufeinander angewiesen. Als Mary Ann drei Jahre zählte, besuchte Christina bereits die Schule in dem nahegelegenen Attleborough und brachte den größten Theil ihrer Freistunden als artiges, wohlerzogenes Mädchen

bei den Tanten, die sie verhätschelten, zu. Indessen streiften die beiden Anderen in Hof und Feld und Wiese umher. Sie hatten in Griff, wie Mr. Croß hervorhebt,[1] alles, was Kinder nur irgend beglückt, „... einen entzückenden, altmodischen Garten, einen Teich und den nahen Kanal zum Fischen und die Wirthschaftsgebäude nahe am Haus ..." Hier trieben sie ungehindert ihr Wesen, durchstöberten alle Winkel in Ställen und Scheunen oder zogen auch wohl schon frühe am Morgen, mit Angelschnur und Angelruthe und Mundvorrath bewaffnet, aus. Mary Ann war ihres Bruders unzertrennliche Gefährtin — sie theilte alle seine Vergnügungen und Beschäftigungen, sie trollte beständig, wo er auch sein mochte und was er auch treiben mochte, hinter ihm drein ... Es war ein Idyll, was die beiden durchlebten, ein Idyll voll Frische und Naivetät, und köstlich frisch ist denn auch die Schilderung, die späterhin George Eliot selber in den reizenden „Bruder und Schwester-Sonnetten" und in der wundervollen Kindergeschichte, die den Hauptreiz der Erzählung in der „Mühle am Floß" bildet, von jenen glücklichen Tagen etwarf. Leider trat, wie in der Dichtung zwischen Tom und Maggy, so auch in der Wirklichkeit zwischen Bruder und Schwester mit der Zeit eine innere Entfremdung ein. Zunächst gaben äußere Umstände die Veranlassung. Frau Evans war fast beständig leidend; sie, die einst so Frische und Thatkräftige, kränkelte seit der Geburt Mary Anns. Dies zwang die Eltern, die Erziehung der Kinder frühzeitig in fremde Hände zu legen. Christina war schon seit Jahren aus dem Hause; nun wurde Isaac im Alter von acht Jahren nach Coventry auf die Schule geschickt — Mary Ann aber — damals im sechsten Jahre — zu gleicher Zeit nach Attleborough in dieselbe Erziehungsanstalt, in der Christina war, gesandt. So war dem innigen Zusammenleben von Bruder und Schwester ein Ziel gesteckt. Zwar dauerte das herzliche Verhältniß beider jahrelang nach der

Trennung noch fort, — und wenn sie in den Ferien sich wiedersahen, dann war die Freude auf beiden Seiten, ganz besonders aber der Jubel der Schwester, den Bruder wieder zu haben, groß. — Mit der Zeit aber trat die Verschiedenheit der Charaktere, der Gewohnheiten und Neigungen trennend hervor. Isaac blieb in seinem Kreise und fühlte sich in demselben wohl; Mary Ann aber trat aus der Enge desselben, von innerem Drange getrieben, heraus. Beider Wege führten sie weit auseinander — die Entfernung zwischen ihnen ward größer und größer, und die Möglichkeit einer Verständigung schwand. In dem warm fühlenden Herzen der Dichterin aber ließen jene sonnigen Tage und was sie in ihnen erlebt und empfunden, unauslöschliche Spuren zurück, und unverwelkliche Blüthen der Dichtung voll Duft und Schmelz und Farbenfrische keimten aus der Erinnerung empor. —

Indessen, nicht nur die Streifereien mit dem Bruder, auch die Ausflüge in die nähere oder fernere Umgebung, die Mary Ann mit dem Vater machte, übten ihre Beobachtungsgabe und schärften ihren Blick. Die Kleine war des Letzteren besonderer Liebling; er freute sich ihres erwachenden Verständnisses, des regen Interesses, das sie an allem bezeigte, und nahm sie daher auch gern und häufig auf seinen Fahrten in die Nachbarschaft mit. Dabei sah und hörte sie tausend Dinge, die ihr neu und fremdartig waren, und sog, wie Mr. Croß sich ausdrückt, die Kenntniß des Landlebens und der ländlichen Bevölkerung „mit allen Poren ihres Wesens“ ein. Auch bekam sie auf den Landsitzen der Edelleute, die ihr Vater in Geschäften beständig besuchte, von den Unterschieden des Ranges und Standes und der Lebensweise der vornehmeren Gesellschaftsklassen durch eigene Anschauung schon früh einen Begriff. Wahrscheinlich ward dadurch zugleich in ihr selber jener Sinn für verfeinerte Lebensgewohnheiten und für den Luxus und Schmuck des Daseins,

von dem sie in „Felix Holt“ und „Deronda“ Esther und Gwendolen beherrscht zeigt, geweckt.

Bei aller Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, bei aller Lebhaftigkeit und Regsamkeit ihres Geistes war übrigens Mary Ann in keiner Weise, was man ein frühreifes, ein Wunderkind nennt. Sie lernte sogar, wie ihr Bruder uns mittheilte, auffallend langsam lesen und schreiben, aber nicht, weil ihr das Lernen schwer wurde, sondern, wie Jener sogleich hinzufügt, „weil ihr das Spielen weit besser gefiel“. Sie war eben in jenem Lebensalter, im Gegensatz zu ihrer Schwester Christina, ein ungestümes, wildes, ja unbändiges Kind — ganz so wie sie Maggy Tulliver schildert, im Gegensatz zu der sanften, mädchenhaften, immer artigen Lucy Deane.

Aber gerade in dieser Wildheit, in diesem stürmischen Wesen kündigte sich das Ungewöhnliche, Genialische ihrer Persönlichkeit an, trat die Tiefe und leidenschaftliche Energie ihres Empfindens, die elementare Gewalt der Kräfte, die ihr Gemüth bewegten, hervor. Indessen trat in dieser Beziehung bei ihr schon früh eine Wandlung ein; ihre Wildheit und Unbändigkeit verlor sich allmählich und machte einem äußerlich ruhigen Wesen, einem stillen, gesetzten Benehmen Platz. Gegen das Ende ihrer Schulzeit war sie ein ernsthaftes Mädchen, über ihre Jahre entwickelt und gereift.

Sie hatte bis zu diesem Zeitpunkt nacheinander drei Institute besucht. In dem der Miß Lathom in Attleborough blieb sie bis in ihr neuntes Jahr. Dann trat sie mit ihrer Schwester Christina in Miß Wallingtons Schule in Nuneaton ein. Endlich in ihrem dreizehnten Jahre ward sie nach Coventry in die Erziehungsanstalt der beiden Fräulein Franklin gesandt. In Attleborough fing für die Kleine ein völlig neues Leben an. Sie soll dort, wie Walter Croß uns berichtet, „nicht unglücklich“ gewesen sein. Doch fiel ihr gewiß das Sicheingewöhnen in die

gänzlich fremden Verhältnisse nicht leicht. Der erste Abschied vom Vaterhause, die Trennung von den Eltern und dem geliebten Bruder, der Verlust der bis dahin genossenen Freiheit: man kann denken, wie schmerzlich sie das alles empfand. Glücklicherweise war Griff House nicht weit. Sie brachte außer den Ferienzeiten auch die Sonntage meist bei den Ihrigen zu. Im übrigen erging es ihr in der Anstalt nicht schlecht. Ihre Mitschülerinnen waren sämtlich bedeutend älter; sie hegten eine große Vorliebe für die Kleine, verhätschelten sie und nannten sie „little Mamma". Sie selbst scheint damals von der Wichtigkeit und Würde ihrer kleinen Person gewaltig durchdrungen und in ihrer Ernsthaftigkeit und dem naiven Bestreben, auf Andere Eindruck hervorzubringen, oft sehr drollig gewesen zu sein.[2] Bei alledem war sie ein scheues, nervöses und ungewöhnlich erregbares Kind. Sie fürchtete sich und war schreckhaft im Dunkeln, so daß sie des Nachts oft ein plötzliches Grausen und eine wahnsinnige Angst vor Gespenstern befiel. In solchen Momenten war ihre Seele gleich derjenigen Gwendolens in „Daniel Deronda" „ganz Entsetzen und zitternde Furcht". Auch körperlich war sie zart und empfindlich, so daß sie fast beständig fror — ein erstes Anzeichen jener Kränklichkeit und Hinfälligkeit, unter der sie in späteren Jahren so litt.

In Nuneaton scheint zum ersten Male der rechte Trieb und die Lust zum Lernen in ihr zum Durchbruch gekommen zu sein. Sie lernte leicht und mit großem Eifer, und ihr Interesse am Studium nahm stetig zu. Den höchsten Genuß aber bereitete ihr das Lesen. Sie betrieb dasselbe mit förmlicher Leidenschaft, war glücklich, wenn sie ein Buch erhaschen konnte, und verwandte jede freie Minute darauf. Ihr besonderer Liebling war Walter Scott. So wie er bewegte ihr keiner die Seele, beschäftigte ihr keiner die Phantasie. Er nahm ihr Herz und Sinn gefangen, er schloß eine blühende, farbenprächtige,

wundervolle Welt vor ihr auf. Und die Gestalten dieser Welt begleiteten sie im Geiste, verfolgten sie beständig im Wachen und im Traum. Und wenn ihr ihre Bücher genommen wurden, dann schrieb sie gelegentlich, wie Walter Croß uns berichtet, das Gelesene aus dem Gedächtniß nieder, und später, in den Ferien, wenn sie in Griff House weilte, dann führte sie in Gemeinschaft mit ihrem Bruder Charaden, die ganze Scenen jener Dichtungen zur Darstellung brachten, vor dem engeren und weiteren Familienkreise auf. Diese Aufführungen, die großen Eindruck machten, begründeten in der Verwandtschaft zuerst ihren Ruhm; man begann sie für „etwas Besonderes" zu halten, man erklärte, sie sei „kein gewöhnliches Kind".

In nähere Beziehungen zu ihren Schulgefährtinnen trat Mary Ann in Nuneaton nicht; dagegen schloß sie sich um so inniger und fester an eine ihrer Lehrerinnen, die tief religiöse Miß Lewis, an. Mädchenfreundschaften im gewöhnlichen Sinne, leichte, rasch geknüpfte Bande waren überhaupt ihre Sache nicht; dafür war sie eine zu tiefe, ernste und auch zu exklusive Natur. Wo ihr Herz sprach, da sprach es leidenschaftlich, da gab sie sich mit ganzer Seele hin; doch brauchte sie viel Entgegenkommen, und wo ihr kein Verständniß entgegengebracht wurde, da war sie scheu und hielt sich zurück. Miß Lewis hat damals und in den folgenden Jahren einen tiefgehenden Einfluß auf sie geübt — ganz besonders auch in religiöser Beziehung. Denn ihre eigene fromme und gläubige Gesinnung wirkte bestimmend auf ihrer Schülerin tiefes Gemüth. Eine Neigung zu ernster Lebensauffassung war bei Letzterer ja von Natur schon vorhanden, nun ward sie von Miß Lewis in derselben bestärkt.

Noch entschiedener aber gerieth sie in Coventry in eine strenggläubige, asketische Richtung hinein. Die Vorsteherinnen der dortigen Erziehungsanstalt, die beiden Fräulein Franklin

nämlich, waren als Töchter eines ehemaligen Baptistenpredigers in den Anschauungen und Ideen dieser Sekte erzogen worden, waren denselben völlig ergeben und hielten treulich an ihnen fest. Mary Ann aber war jung und eindrucksfähig und hatte ein warmes, enthusiastisches Gemüth. Die Denkungsweise der beiden Damen, die sie höchlich verehrte und schätzte, theilte sich unwillkürlich ihr mit. Sie ward zwar nicht Mitglied der Baptistengemeinde, aber sie schloß sich ihr innerlich an. Mit Gesinnungen von ultra-evangelischer Färbung und mit streng asketischen Neigungen kehrte sie schließlich zu den Ihrigen zurück.

Den Aufenthalt in der Franklinschen Anstalt hatte sie übrigens trefflich benützt. Immer klarer war während der Dauer desselben ihre seltene Begabung zu Tage getreten, immer entschiedener zugleich mit dem Bewußtsein ihrer Fähigkeiten der Drang, sie zu bethätigen und zu üben, der Ehrgeiz, sie geltend zu machen, erwacht. Bald war sie all ihren Mitschülerinnen an Wissen und Können bedeutend voraus. Ihre geistige Reife war eine außergewöhnliche, ihre Aufsätze erregten die höchste Bewunderung, auch ihr Klavierspiel ward sehr gerühmt. Daneben soll sie tüchtige sprachliche Kenntnisse im Deutschen und Französischen besessen haben, ja es scheint, daß sie selbst das Studium des Lateinischen im Franklin'schen Hause schon ernsthaft betrieb. Die Schule in Coventry hatte viel Ruf. Ihre Leiterinnen galten als tüchtige Persönlichkeiten — die jüngere, Fräulein Rebecca Franklin, war als fein gebildete Dame bekannt. George Eliot hat noch in späteren Jahren dankbar der vielfachen geistigen Förderung, die ihr durch Letztere zutheil ward, gedacht.

1835 verließ sie die Anstalt und kehrte zu ihren Eltern zurück. Schon im folgenden Jahre verlor sie die Mutter, ein Schlag, durch den sie sehr hart betroffen wurde und dessen Wirkung sie tief empfand. Nach Ablauf eines weiteren Jahres vermählte sich ihre Schwester Christina mit einem Arzt, Namens

Edward Clarke. Mary Ann sah sie mit Wehmuth scheiden,[3] ergriff aber nunmehr, kaum achtzehnjährig, die Zügel des Haushalts mit fester Hand. Sie unterzog sich mit Treue und mit großer Gewissenhaftigkeit der sorgfältigen Erfüllung ihrer neuen Pflichten, war bestrebt, sich die Kenntnisse und Fertigkeiten, deren sie dazu benöthigt war, anzueignen, kurz waltete ihres Amtes in mustergültiger Weise. Ihre Mußezeit widmete sie zum großen Theile der Sorge für die Kranken und Hülfsbedürftigen, der Armenpflege im weitesten Sinne und allerhand humanitären Bestrebungen. Als sie Griff House verließ, klagten die Armen der Gegend: „Eine Mary Ann Evans bekommen wir nicht wieder." Aber auch ihre sprachlichen Studien, ihre Musik und Lektüre vernachlässigte sie nicht. Das Lesen war immer noch ihre „große Passion". Doch fehlte ihr, um sie nach Wunsch zu befriedigen, zu ihrer Betrübniß sehr häufig die Zeit. Sehr drastisch schreibt sie in einem Brief an Miß Lewis: „Mir geht's mit den Büchern wie dem Vielfraß beim Schmaus. Ich eile mit dem einen Gang fertig zu werden, um möglichst schnell zu dem folgenden zu kommen, und so genieße und verdaue ich keinen."

Man sieht, es war ein sehr ernstes Leben, das sie damals in Griff House führte, fast zu ernst für ein so junges Mädchen. Doch entsprach es eben dadurch ihren damaligen Ueberzeugungen. Wir wissen, daß sie streng, ja asketisch dachte, in der Geselligkeit eine große Gefahr erblickte, Vergnügungen für Fallstricke des Bösen erklärte und alle Regungen der Eitelkeit aufs entschiedenste verdammte — ja daß sie sich in schroffer Demonstrirung dieser Gesinnung durch möglichst geschmacklose Kleidung gefiel. Gewiß war in alledem viel Gewaltsamkeit und Uebertreibung, aber Naturen wie die ihrige übertreiben eben leicht. Sie ergreifen alles mit Leidenschaft und Feuer — sie setzen für eine Sache, für die sie Partei nehmen, energisch all ihre Kräfte ein. So erging

es auch Mary Ann. Weltabwendung und Weltentsagung lag ihrer Natur im Grunde sehr fern; sie war, wie sie später ihre Maggy schilderte, „ein Wesen voll heißen, leidenschaftlichen Verlangens nach allem, was schön ist und was beglückt.“ Dazu wissensdurstig und von unbewußter Sehnsucht nach einer Lösung der Räthselfragen, die ihr das Schicksal aufgab, erfüllt. Aber „ihr Leben erschien ihr wie ein Drama“ — sie hielt sich zur Rolle der Asketin berufen, flüchtete sich gleichsam in die Anschauungen derselben vor dem stürmischen, ungestillten Begehren ihres Herzens und verlangte von sich selbst, „sie mit Nachdruck zu spielen“.[4]

Gleichwohl mußte ein Geist wie der ihrige die Monotonie dieses Daseins bald drückend empfinden. Sie stand ja mit all ihrem Kämpfen und Ringen, ihrem Bildungsdrang und heißen Vervollkommnungsstreben inmitten ihrer Umgebung völlig allein. Da war Niemand, der ihre Interessen theilte, Niemand, gegen den sie sich aussprechen konnte, Niemand, der ihr geistiges Bedürfen verstand. Man bedenke nur: eine Frau von G. Eliots Begabung in der Abgeschiedenheit eines Farmhauses der damaligen Zeit! Man kann sich vorstellen, was sie entbehrte, wie vereinsamt sie sich innerlich fühlte und was sie in jenen Jahren in Griff House unter dem Bewußtsein dieser völligen Vereinsamung litt! Ihre starren Grundsätze und strengen Ueberzeugungen konnten ihr auf die Dauer um so weniger Ersatz bieten, als allmählich unter dem Einfluß einer freieren Lektüre allerhand Zweifel in ihrem Gemüth sich regten und ein vollständiger Umschwung in ihrer Gesinnung sich langsam vorzubereiten begann.

Ein Wechsel ihres Wohnortes kam ihr endlich zu Hülfe. Ihr Vater siedelte im März 1841 nach Foleshill Road bei Coventry über, während ihr Bruder Isaac Evans nach seiner eben vollzogenen Vermählung mit seiner Gattin Griff House bezog. Dieser Umzug ward bedeutsam für George Eliots

Entwickelung, er bezeichnet einen Wendepunkt ihres inneren Geschicks. Sie trat in Coventry zum ersten Male aus ihrer bisherigen geistigen Vereinsamung heraus, lernte einen Kreis von hochgebildeten, geistig bedeutenden Menschen kennen, gewann an ihnen treue Freunde, die ihr lebenslang ergeben blieben, und gerieth durch ihre Vermittelung schließlich in ihre litterarische Laufbahn hinein. Ich spreche von ihrer Verbindung mit den Hennells und den Brays.

Herr Bray war ein wohlhabender Industrieller, ein Bandfabrikant, der mit seiner Frau und deren Schwester auf seiner schönen Besitzung zu Rosehill, wenige Meilen von Coventry, lebte. Er war ein Mann von nicht gewöhnlicher Bildung mit philantropischen, wissenschaftlichen und schöngeistigen Neigungen, hatte selber bereits verschiedene Schriften populär-philosophischen Inhalts geschrieben und war als Verfasser der „Philosophie der Nothwendigkeit“ und Vertreter des Comteschen Positivismus bekannt. Sein Haus war der Mittelpunkt eines geistig belebten, religiös freisinnigen und litterarisch gebildeten Kreises; Combe und Froude verkehrten dort regelmäßig, selbst Emmerson sprach manchmal in Rosehill ein. Brays Gattin, Caroline, geborene Hennell, theilte seine Anschauungen und freien Ueberzeugungen. Sie selbst entstammte einer hochgebildeten, schriftstellerisch begabten und thätigen Familie. Ihr Bruder Charles Hennell war der Verfasser eines Werkes, das den Ursprung des Christenthums kritisch behandelte und vielfach zu wesentlich gleichen Ergebnissen wie das später erschienene, so berühmt gewordene „Leben Jesu“ von Strauß[5] gelangte. Ihre Schwester Sarah gab ebenfalls Schriften, die verwandte Tendenzen verfolgten, heraus. George Eliot war bald nach der Uebersiedelung nach Coventry mit der Familie bekannt geworden und zwar durch Frau Pears, die Schwester des Herrn Bray; sie schloß sich an alle Glieder derselben, vornehmlich aber an Sarah

Hennell in warmer Herzensfreundschaft an. Rosehill wurde ihre geistige Heimath; die geistig bewegte Atmosphäre, die dort herrschte, wirkte erfrischend und belebend auf sie selber zurück. Unter dem Einfluß der Denkungsart ihrer neuen Freunde, vollzog sich der Umschwung in ihren Gesinnungen, von dem oben die Rede war, scheinbar sehr schnell; ihr Geist durchbrach die fesselnden Schranken kirchlicher Dogmen und Glaubensformeln, ihr lange gewaltsam zurückgehaltener natürlicher Glückstrieb schien plötzlich erwacht; die strenggläubige Christin ward zur Rationalistin, die Fanatikerin der Weltabwendung lernte den Zauber eines geistverklärten Daseins schätzen und gab sich ihm voll Inbrunst hin.

Freilich ohne heftige Gemüthsbewegungen ging es für sie dabei nicht ab. Der Bruch mit ihrer Vergangenheit war ja ein naturgemäßer, er hatte sich langsam in ihr vorbereitet, und als er endlich zur Thatsache wurde, da fühlte sie sich innerlich wie neugeboren, wie von einem dumpfen, unnatürlichen, schwer auf ihr lastenden Drucke befreit. Sie selber schreibt darüber an Sarah Hennell: „Den ersten Moment, nachdem unsere Seele von dem Prokrustosbette der Dogmen erlöst ist — dieser Folter, auf die sie gespannt gewesen ist, wo sie gereckt und gestreckt wurde, seit sie anfing zu denken — im ersten Moment überkommt uns ein frohlockendes, ein stolzes, starkes Gefühl der Hoffnung . . . Wir glauben, wir werden schnell vorwärts kommen, nun wir im freien Gebrauch unserer Glieder uns finden und die stärkende Luft der Unabhängigkeit athmen . . .“ Indessen, dieses Gefühl hielt nicht vor . . . Die Ernüchterung folgte ihr sehr bald nach. Denn der Eintritt der Katastrophe hatte ja nicht bloß befreiend, er hatte auch erschütternd auf G. Eliot gewirkt; er hatte alle bisherigen Grundlagen ihres Geistes- und Gemüthslebens gewaltsam zerstört. Es währte lange, bis sie dieser Erschütterung Herr wurde, bis sie Ordnung in das wilde

Chaos ihrer widerstreitenden Empfindungen brachte, bis sie einen neuen und festen Standpunkt, auf dem sie in religiöser und sittlicher Beziehung sicher Fuß fassen konnte, gewann. Sie konnte und wollte ja nicht mit Halbheiten sich zufrieden geben, konnte und wollte keine Kompromisse schließen, konnte und wollte ihrem Denken nicht zumuthen, zu Gunsten von Gemüthsbedürfnissen vor der Zeit zu kapituliren. „Wer Kraft hat, zu warten und auszuharren, der ist verpflichtet, keinerlei Formel anzunehmen, die nicht sein Verstand wie sein Gemüth anerkennen, vor der nicht *seine* **ganze** *Seele* in tiefster Ehrfurcht sich beugen kann. Der erhabenste Beschluß, den wir fassen können, unser höchster Beruf ist: *kein Opium zu nehmen* und alle uns beschiedenen Schmerzen mit klarem Bewußtsein gefaßt zu ertragen.“[6] Diesen Worten getreu hat George Eliot gehandelt. Mit der Tapferkeit ihres ungebrochenen und unbestechlichen Wahrheitsdranges hat sie die Annahme jeglicher „Formel“, die diesen ihren Forderungen nicht genug that, verschmäht. *Die* Formel, nach der sie suchte, aber fand sie allem Anschein nach nicht. Eine Zeit lang scheint sie einem aufgeklärten, rationalistisch-theistischen Gottesglauben und demnächst der pantheistischen Gottes- und Weltanschauung gehuldigt zu haben; später aber langte sie gleich ihren Freunden auf dem Standpunkt des Comteschen Positivismus, bei der „Religion der schönen Menschlichkeit“ an. Denn „eine wirklich befriedigende Lösung der Räthsel des Daseins erschien ihr unmöglich“, **alle** spekulative Wahrheit war ihr im höchsten Grade verdächtig, sie erblickte in ihr, wie sie selber sich ausdrückt, „nur einen Schatten des individuellen Gemüths“. Daher leistete sie schließlich mit vollem Bewußtsein auf jede bestimmte persönliche Ueberzeugung in metaphysischen Dingen für immer Verzicht. Gleichwohl verlor sie bei all ihrer Skepsis den Glauben an das Ewige und Göttliche nicht. Denn aus dem vollkommenen Schiffbruch der religiösen Ideale, denen sie vordem

ergeben gewesen, hatte sie sich den begeisterten Glauben an die höchsten sittlichen Ideale gerettet, und bei all ihrem Mißtrauen gegen Dogmen und Formeln und vermeintliche Lösungen des Lebensräthsels hatte sie sich die tiefste Ehrfurcht vor dem großen Mysterium des Daseins bewahrt.

Der Wandlung, die mit ihr vorgegangen, gab Miß Evans ihrer Natur entsprechend zunächst einen möglichst energischen Ausdruck. Sie trat leidenschaftlich in Worten und Handlungen für ihre neuen Ideen und Ueberzeugungen ein. Sie suchte ihr Leben in jeder Beziehung auch äußerlich ihnen gemäß zu gestalten. Sie änderte ihre Lebensgewohnheiten, ihre Ausdrucksweise, ihre Art sich zu kleiden, sie ging nicht mehr wie sonst zur Kirche und beobachtete nicht länger die kirchlichen Bräuche. Dies hatte für sie eine betrübliche Folge: es kränkte ihren Vater und brachte ihn auf. Er war ein einfacher Mann und außer stande, die Motive, die seine Tochter bewegten, ihr inneres Kämpfen und Ringen zu verstehen. Er war schwer bekümmert durch ihren Abfall vom Glauben und durch ihr Betragen aufs Tiefste verletzt.

Eine Zeit lang drohte zwischen Beiden ein Bruch. Mary Ann verließ das Haus des Herrn Evans und trug sich mit dem Gedanken, nach Leamington zu gehen und dort vom Ertheilen von Privatunterricht zu leben. Doch kam zum Glück für beide Theile eine volle Aussöhnung sehr bald zu stande. Die gegenseitige Liebe überwand alle Schwierigkeiten, die Tochter kehrte zum Vater zurück. Sie verstand sich aus kindlicher Pietät für denselben zum Verzicht auf jegliche demonstrative Geltendmachung ihrer freien Ueberzeugungen, fügte sich äußerlich all seinen Wünschen und nahm auch ihre alte Gewohnheit des pünktlichen Kirchenbesuches wieder auf. Herr Evans gab sich damit zufrieden, und das alte herzliche Einverständniß zwischen Beiden stellte sich schnell wieder her.

Mary Ann blieb dauernd im Hause des Vaters und hat ihn bis an sein Lebensende in liebevollster Weise gepflegt.

Anfangs fielen ihr die Zugeständnisse, zu denen sie sich verstanden hatte, bei ihrer großen Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit nicht leicht; allmählich aber lernte sie freier denken, die Ueberzeugungen Anderer achten und die Nothwendigkeit, wechselseitig Rücksicht und Duldung zu üben, verstehen. Sie begriff, daß es schwer ist, einen Menschen zu überzeugen, daß „die Uebereinstimmung der Geister nur selten erreichbar ist", und daß es nur ein einziges Band giebt, das uns wahrhaft mit all unseren Mitmenschen verbinden kann: das Band der Liebe, der Sympathie. Aus der Erkenntniß, „daß die Irrthümer des Intellektes, die wir anfangs für eine bloße Rinde gehalten, mit dem lebendigen Organismus aufs Innigste verwachsen sind und daß wir sie nicht ausrotten können, ohne die Lebenskraft selbst zu zerstören", rang sie sich zu der Höhe jener vorurtheilsfreien, wahrhaft toleranten Gesinnung, die alle ihre Werke athmen, empor.

Die Jahre, die sie in Coventry verlebte, waren übrigens auch in anderer Beziehung bedeutungsvoll für George Eliots Entwickelung. Obwohl sie sich fortgesetzt mit dem lebhaftesten Eifer allerhand wohlthätigen Bestrebungen widmete — der Wechsel in ihren religiösen Ueberzeugungen brachte darin keinerlei Wandlung hervor —, so war sie doch mehr noch als vorher in Griff House auf die Pflege ihrer geistigen Interessen bedacht. Auch standen ihr nunmehr in dieser Beziehung ungleich mehr Hülfsmittel und Hülfsquellen zu Gebot. Unter der Anleitung tüchtiger Lehrkräfte setzte sie ihre sprachlichen und musikalischen Studien und, angeregt durch die Freunde in Rosehill, ihre Bemühungen, sich selbständig weiter zu bilden, mit unermüdlichem Eifer fort. Neben dem Deutschen, Französischen und Italienischen betrieb sie jetzt gründlich die klassischen

Sprachen; Hebräisch und Spanisch traten später dazu. Auch brachte sie in ihre Lektüre, bei der sie bis dahin ganz planlos verfahren war, nun mehr und mehr ein gewisses System. Sie war eifrig bestrebt, sich mit Hülfe derselben wissenschaftliche und litterarische Kenntnisse zu erwerben, gründliche Kenntnisse von bleibendem Werth — kurz sie eignete sich in jenen Jahren jene gediegene, umfassende und vielseitige Bildung und jene großartige Weite des geistigen Horizontes, die ihr bei ihrem späteren Schaffen so sehr zu statten kamen, an.

Ihre Freundschaft mit den Brays und Hennells nahm während dessen immer zu. Sie gewährte ihr nicht bloß viel geistige Anregung, sie brachte auch manche erfrischende Abwechselung, manche wohlthätige Zerstreuung in ihr Leben hinein.

Das wichtigste Begebniß ihres Lebens aber, das sich in jenen Jahren ereignete, war ihr erstes Erscheinen in der Litteratur. Sie debütirte 1846 als Uebersetzerin des „Lebens Jesu“ von Strauß. Ein zufälliger äußerer Umstand bewirkte, daß sie im Sommer 1843 diese mühevolle Arbeit begann. Dieselbe war nämlich von einer anderen Dame, einer Miß Brabaut, schon in Angriff genommen, als diese, sich mit Charles Hennell vermählend, Miß Evans um die Fortsetzung des Unternehmens bat. Mary Ann brachte nunmehr nach zweijähriger Arbeit eine Wiedergabe des Werkes zu stande, die der Herausgeber selber eine ebenso elegante als gewissenhafte und sinngetreue, der Feder eines Gelehrten würdige nannte. Obwohl die Veröffentlichung fast spurlos vorüberging, entmuthigte dieser Mißerfolg George Eliot doch nicht. Ihr Interesse für philosophische und theologische Fragen regte sie vielmehr im Verlauf ihrer Studien noch mehrfach zu ähnlichen Arbeiten an. Noch in Coventry übersetzte sie 1848 Spinozas „Theologisch-politischen Traktat“ — und dieser Uebertragung fügte sie in späteren Jahren noch die von Feuerbachs „Wesen des Christenthums“

und von Spinozas „Ethik" hinzu. Auch die ersten Vorboten ihrer kritischen Thätigkeit, einige Besprechungen neu erschienener wissenschaftlicher Werke, gehören noch der uns hier beschäftigenden, acht Jahre umfassenden Periode an.

In dem äußerlich gleichmäßigen und einförmigen Leben, das sie damals in Coventry führte, trat 1849 ein plötzlicher Umschwung ein: ihr Vater, der alte Herr Evans, starb. Er war schon seit längerer Zeit kränklich gewesen, und Mary Ann hatte täglich verschiedene Stunden auf seine Pflege und seine Erheiterung durch Vorlesen verwandt. Um so schmerzlicher empfand sie den erlittenen Verlust. Sie fühlte sich grenzenlos verlassen und einsam, und ihr Leben, das scheinbar zwecklos geworden, dünkte sie trostlos öde und leer. Daß sie sich körperlich elend fühlte, verschlimmerte noch ihre Melancholie. Um sie ihrer verzweifelten Stimmung zu entreißen, bestimmten sie ihre Rosehiller Freunde, mit ihnen eine größere Reise durch Frankreich und Oberitalien zu unternehmen. Man ging über Paris und Lyon nach Marseille, von dort nach der Riviera und den oberitalienischen Seen und endlich über Martigny und Chamounix nach Genf. Dort blieb, während die Brays wieder heimkehren mußten, Mary Ann den Winter hindurch zurück. Sie wohnte zuerst in der Pension Plongeon und später in einem Privatquartier bei einem liebenswürdigen Maler, Herrn d'Albert Durade. Er und seine Gattin waren feingebildete Leute, bei denen sie sich wohl und heimisch fühlte und an denen sie treue, wohlmeinende Freunde für ihr ganzes ferneres Leben gewann.[7] Herr d'Albert begleitete sie schließlich nach England, wohin sie im März 1850 zurückkehrte, melancholischer und niedergeschlagener denn je.

Sie begab sich zunächst zu ihren Freunden nach Coventry und darauf für einige Wochen zu ihrem Bruder nach Griff. Schließlich kam sie der Aufforderung ihrer Freunde, dauernd

in Rosehill zu bleiben, nach. Sie hat daselbst fast 1½ Jahre, aufs Herzlichste willkommen geheißen und von liebevollster Sorgfalt umgeben, gelebt. Trotzdem wollte ihre Schwermuth nicht weichen, weil sie sich brennend nach Thätigkeit sehnte und ihr Dasein als ein unnützes und zweckloses empfand. Erlösung brachte ihr endlich John Chapman, der Verleger und Herausgeber der „Westminster Review"; auf sein Zureden siedelte sie 1851 in sein Haus nach London über und trat als ständige Mitarbeiterin in die Redaktion der Zeitschrift ein.

Sie schrieb für dieselbe eine stattliche Anzahl von größeren und kleineren Artikeln und Besprechungen und trug außerdem auch in anderer Weise, durch Gewinnung tüchtiger Mitarbeiter, zur Hebung derselben erfolgreich bei. Die Jahre, während welcher sie ihr angehörte, bezeichnen die Blüthezeit im Leben der Review. Die Arbeiten, welche sie selber lieferte, wenigstens die bedeutenderen und umfangreicheren, gehören, wie versichert wird, zu den besten der Zeitschrift und zeichnen sich durch Geist und Gediegenheit, durch Selbständigkeit und Reife des Urtheils, durch Gedankenreichthum und Gründlichkeit aus. Artikel, wie die über Riehl, über Cumming, über Heinrich Heine und Edward Young beweisen, daß der Ruf einer geistvollen Essayistin, den sie sich damals zu erwerben wußte, kein unverdienter gewesen ist.[8]

Das Leben, das sie damals in London führte, war überaus anregend und interessant. Das Chapmansche Haus war ein Sammelpunkt zahlreicher, geistig bedeutender Persönlichkeiten, und Miß Evans nahm innerhalb wie außerhalb desselben am großen Strom des geistigen Lebens, der die englische Hauptstadt durchfluthete, theil. Sie lernte Spencer und Hector Berlioz, Harriet Martineau und Friederike Bremer, Pierre Leroux, den Socialisten und Freund der George Sand, Lewes, Froude und Thomas Carlyle, Combe und Gray und Andere kennen,

besuchte daneben, oft in Spencers Begleitung, die Theater, Konzerte und Museen der Großstadt und kehrte hin und wieder flüchtig bei ihren Freunden in Rosehill ein. Leider war ihr Gesundheitszustand fortgesetzt ein sehr wenig erfreulicher; ihre körperliche Kraft erwies sich den Anforderungen, welche die rastlose und angestrengte Thätigkeit ihres Berufes in Verbindung mit der Unruhe ihrer Lebensart stellte, nicht in ausreichendem Maße gewachsen; sie hatte oft elende Tage und Nächte und war häufig vom heftigsten Kopfschmerz gequält. Dies nöthigte sie 1853 das Haus John Chapmans zu verlassen und eine ruhigere Wohnung im Hyde Park zu beziehen.

Unter Denjenigen, die sie hier häufiger besuchten, stehen Spencer und George Henry Lewes obenan. Mit Ersterem verband sie ein Band warmer Freundschaft, aufrichtiger Hochschätzung und Sympathie; mit Lewes ging sie im folgenden Jahre die bedeutsamste Verbindung ihres Lebens ein. Wir müssen bei der Persönlichkeit des Letzteren und bei dem Verhältniß, in dem er zu George Eliot gestanden, an dieser Stelle noch etwas verweilen.

George Henry Lewes war kein genialer, aber ein talenvoller, vielfach begabter Mann. Von den verschiedensten Seiten wird sein reiches Wissen, die erstaunliche Universalität seines Geistes, seine glänzende Erzählungs- und Unterhaltungsgabe, sein frisches, anregendes Wesen gerühmt. Als ihn Miß Evans kennen lernte, besaß er bereits einen gewissen Ruf und war als gewandter und fruchtbarer Tagesschriftsteller, als litterarischer Leiter des Blattes „The Leader", als Kritiker und liebenswürdiger Erzähler bekannt. Er hatte verschiedene Novellen geschrieben und eine „Biogrophische Geschichte der Philosophie". Das Werk, das seinen Namen berühmt machen sollte, seine „Goethe-Biographie", erschien erst später; auch seine „Küstenstudien" und seine „Physiologie des Lebens" kamen erst nach seiner Verbindung mit

George Eliot 1857—58 bei Blackwood heraus. In seinem Privatleben war er nicht glücklich gewesen — seine Verhältnisse waren zerrüttert und trostlos — sein häusliches Glück war völlig zerstört. Er war verheirathet und hatte sieben Kinder, lebte aber von seiner Familie seit mehreren Jahren völlig getrennt. Seine Ehe war nicht gesetzlich geschieden, weil nach dem geltenden englischen Rechte eine Scheidung nicht erwirkt werden konnte — aber faktisch war sie seit lange gelöst. Es ist schwer zu entscheiden, wen von den Gatten die Schuld an dem Zerwürfniß vornehmlich traf. Die Berichte lassen so vieles unklar und scheinen meistens parteiisch gefärbt. Die Einen klagen Mrs. Lewes, die Anderen ihren Gatten an; von den Ersteren wird abfällig über Jene geurtheilt — die Letzteren dagegen stellen Lewes als einen leichtfertigen, sich der Erfüllung seiner heiligsten Verpflichtungen entziehenden, gewissenlosen Menschen hin. Beides scheint mir nicht richtig zu sein. Denn Personen, die von Mrs. Lewes zuverlässige Kunde hatten, schildern dieselbe als eine gebildete und feinfühlige, ihren Kindern gegenüber das Verhalten ihres Mannes in großmüthiger Weise entschuldigende Frau. Auf der andern Seite hat auch Lewes ein so hartes Urtheil wie das oben erwähnte meines Erachtens gewiß nicht verdient. Er war kein unedler, kein schlechter Mensch; das hat sich in seinem späteren Verhalten George Eliot gegenüber aufs Klarste gezeigt. Vielleicht lag überhaupt im Anfang nur ein gegenseitiges Nichtverstehen, das schlechte pekuniäre Verhältnisse mit der Zeit immer empfindlicher und unleidlicher machten, zwischen den beiden Gatten vor. Wie dem auch sei und was auch Lewes seiner Frau gegenüber gefehlt haben möge, gewissenlos, schlecht, frivol war er nicht. Das beweist schon die Thatsache, daß er selbst unter dem Drucke seines häuslichen Elends empfindlich litt. Der Zwang seiner Lage übte, so scheint es, eine lähmende Wirkung auf seinen Geist: er stand auf dem

Punkte, sich selbst zu verlieren, er lebte in dumpfer Betäubung dahin. So kam er innerlich und äußerlich herab. Seine Verhältnisse waren schon lange sehr traurige — sie wurden es jetzt noch täglich mehr. Und er fand nicht den Muth, sich aufzuraffen, über den Augenblick hinauszudenken, seine Zukunft entschlossen ins Auge zu fassen; er hatte, wie er sich selber ausdrückt „an dem Elend jedes einzelnen Tages genug". Erst die Bekanntschaft Herbert Spencers riß ihn aus dieser trüben Versunkenheit, und erst der Einfluß Mary Ann Evans gewann ihn dauernd dem Leben zurück. Er selber sagt in seinem Tagebuche in der Rückerinnerung an jene Zeit: „Ich schulde Spencer großen Dank. Die Bekanntschaft mit ihm war der hellste Sonnenstrahl in a very dreary and wasted period of my life ... Die Energie seiner Denkkraft spornte die meinige, sie belebte sie wieder, sie rief in meiner Seele die schlummernde Liebe zur Wissenschaft wach ... Ich stehe aber noch in anderer Beziehung und noch viel tiefer in Spencers Schuld. Er war es, der mich mit Mary Ann bekannt machte — sie kennen lernen aber hieß sie lieben ... Gott segne sie. — Seit jenem Tage begann für mich ein neues Leben — denn ihr verdanke ich mein Wohlergehen, ihr verdanke ich all mein Glück!" Diese Worte und mehr noch die Thatsachen, auf die sie Bezug nehmen, sprechen meines Erachtens eine deutliche Sprache: sie beweisen, daß man den Schreiber jener Zeilen nicht der Leichtfertigkeit, wohl aber der Schwäche, des Mangels an Thatkraft beschuldigen kann. Er war eben vermuthlich ein liebenswürdiger, aber kein fester, entschiedener Charakter, ein begabter, aber kein willensstarker, sich energisch im Leben behauptender Mann. Gerade in dieser Hinsicht aber hat George Eliot den segensreichsten, bedeutsamsten Einfluß auf ihn geübt; denn sie war nicht bloß die geistig bedeutendere, sie war auch die ernstere und tiefere Natur; sie gab ihm festen sittlichen Halt. Und er fühlte das selber und hat es ihr lebenslang mit treuester

Verehrung und Liebe gedankt. — Wir kommen auf diesen Punkt noch zurück. Er ist wichtig für die Beurtheilung George Eliots und ihrer Handlungsweise im vorliegenden Fall. Welcher Art diese letztere gewesen ist, weiß man: sie entschloß sich, die Gefährtin des Mannes zu werden, dessen rechtmäßige Gattin sie nicht werden konnte, sie reichte ihm mit muthigem Vertrauen zu lebenslänglichem Bunde die Hand. Das Bedenkliche dieses Schrittes ist nicht zu verkennen; es leugnen zu wollen, wäre gründlich verkehrt. Aber man wird doch bestrebt sein müssen, sich auf G. Eliots Standpunkt zu stellen, wenn man ihr Handeln richtig begreifen und sie gerecht beurtheilen will. Und da drängt sich dann, meine ich, unabweislich die Erkenntniß auf, daß die Dichterin nicht leichtfertig und nicht von Leidenschaft verblendet gehandelt, daß, wenn sie wirklich ein Unrecht begangen hat, sie jedenfalls keins zu begehen glaubte, daß sie im Gegentheil erfüllt und durchdrungen war von der festen Ueberzeugung: „Was du thun willst, ist Recht." In ihren Briefen spricht sich das deutlich aus. Sie begriff nicht, wie irgend ein vorurtheilsfreier, denkender Mensch etwas Unmoralisches in ihrem Verhältniß zu Lewes erblicken konnte; sie hielt es für sittlich im höchsten Sinn. Sie fühlte sich durch die stärksten Bande und durch die heiligsten, die Menschen verbinden können, gefesselt, sie war überzeugt, daß dasselbe bei Lewes der Fall sei, und sie betrachtete sich deshalb in jeder Beziehung als die Gattin des Mannes, an dessen Schicksal sie das ihrige mit vollem Vertrauen geknüpft. „Leichte und leicht zu lösende Bande," so schreibt sie am 4. September 1855, „sind nicht das, was ich theoretisch für wünschenswerth halte, noch das, wofür ich praktisch zu leben vermöchte. Frauen, die sich mit solchen begnügen, handeln nicht, wie ich es gethan." Mit großer Entschiedenheit verlangt sie von ihren Freunden, daß sie ihr Bündniß mit Lewes als eine wahrhafte Ehe anerkennen und achten sollen, und in starken

Worten proklamirt sie ihr Anrecht an den Titel und die Würde einer verheiratheten Frau. — Mancher wird hier geneigt sein, zu fragen: Wie kam G. Eliot zu dieser Meinung? Dachte sie nicht an Lewes Frau? Beunruhigte es sie nicht, daß sie diese verdrängte? Erregte es ihr auch keine Bedenken, daß sie sich über Sitte und Herkommen und über die Meinung der Menschen gewaltsam hinwegsetzte? Daß sie eine gesetzliche Schranke, die Andern heilig war, übersprang? Die Beantwortung dieser Fragen scheint mir nicht schwer. Zunächst muß daran erinnert werden, daß die Dichterin das Zerwürfniß der Eheleute in keiner Weise verschuldet hatte, und daß, als Lewes sie kennen lernte, die Trennung der Beiden schon zur Thatsache geworden, der Bruch zwischen ihnen schon vollzogen war. G. Eliot konnte und mußte annehmen, daß dieser Bruch zwischen ihnen ein unheilbarer sei, daß Mrs. Lewes demnach faktisch durch sie nicht verdrängt wurde, durch sie nichts verlor. Zudem war sie auch kaum in der Lage, Jene völlig gerecht zu beurtheilen und mit unparteiischem Blick zu betrachten; denn sie kannte sie nicht, und sie sah in ihr nothwendig „die Frau, die Lewes elend gemacht". Dies führt uns auf den Kernpunkt der Sache, auf den Punkt, der für sie der entscheidende war. Sie fühlte, daß Lewes am Rande des Verderbens stand, sie war überzeugt, daß sie ihn retten könne, und sie glaubte das Recht und die Pflicht zu haben, ihm die helfende, stützende Hand nicht zu verweigern; so zu handeln würde in ihren Augen feig und erbärmlich gewesen sein. Der Gedanke, daß die Menschen sie verurtheilen würden, war nicht geeignet, sie zurückzuhalten; sie wußte, daß dies der Fall sein würde, sie täuschte sich nicht über das, was sie erwartete, nicht über das, was sie auf sich nahm. Aber Naturen wie die ihrige sind zum freiwilligen Martyrium, zum Bringen von Opfern für das, was ihnen recht scheint, im allgemeinen sehr geneigt; sie werden durch die Aus-

sicht auf Schwierigkeiten in dem Glauben, richtig zu handeln, bestärkt. Zur Rücksicht auf die gesetzliche Schranke, die sie von Lewes trennte aber, fühlte sie sich durchaus nicht geneigt. Denn sie hielt jene Schranke für eine unberechtigte, jenes Gesetz, das ihm wehrte, sich scheiden zu lassen, für unmoralisch und grundverkehrt. Sie hatte bereits in früheren Jahren, als ihr persönliches Empfinden bei der Verurtheilung desselben noch in keiner Weise direkt interessirt war, ihrer entschiedenen Mißbilligung zu wiederholten Malen offenen und unumwundenen Ausdruck gegeben, ja sie hatte es einmal Herrn Bray gegenüber in ihrer drastischen Art für „diabolisch“ erklärt. Sich gegen dasselbe aufzulehnen, gegen dasselbe zu demonstriren, erschien ihr als Recht, ja als sittliche Pflicht. Doch war sie sich der schweren Verantwortung, die solches demonstrative Verhalten ihr auferlegte, völlig bewußt. Sie fühlte, daß sie ihr Recht zu demselben durch die That und den Erfolg zu beweisen hatte, und daß, wenn dieser Beweis mißglückte, sie nicht nur in den Augen der großen Menge, sondern auch in denen der Vorurtheilsfreien, ja vor sich selbst gerichtet war. Sie setzte demnach mit vollem Bewußtsein sich selbst, ihre ganze Persönlichkeit ein. Das war ein Akt von Heroismus, den wir anerkennen und achten müssen, dem wir, wie wir auch urtheilen mögen, unsere Bewunderung nicht versagen können.

Und ich meine, wir müssen auch zugestehen, daß sie das Recht, das sie sich zuerkannte, das sie in Anspruch nahm, auch wirklich besaß! Freilich können nur Ausnahmenaturen es wagen, sich über Sitte und Herkommen zu stellen und die sittliche Richtschnur des eigenen Verhaltens sich selber souverän zu bestimmen; aber ich glaube, G. Eliot hat den Beweis geliefert, daß sie eine solche in Wahrheit war. Sie hat die Absicht gehabt, zu demonstriren, und sie hat es in einer Weise, die ihrer würdig war, gethan! Sie hat Lewes sich selber zurückgegeben,

sie hat ihn geistig vertieft und moralisch gehoben, sie hat ihre freiwillig übernommene Aufgabe ihm gegenüber glänzend gelöst.

Freilich hatte auch sie ihm vieles in gemüthlicher und geistiger Beziehung zu danken. Was man auch gegen ihn vorbringen möge, Lewes hat sich ihr gegenüber als ein im besten und schönsten Sinne liebenswürdiger Charakter gezeigt. Er war ihr zugleich der zärtlichste Gatte und der treueste, selbstloseste Beschützer und Freund. Als solcher unterstützte er sie in jeder Weise, war immer voll Sorge für ihr Wohlbefinden, immer bemüht, sie aufzuheitern, und hielt, wo er nur irgend konnte, alles Lästige, Unangenehme ihr fern. So stand er auch beständig schirmend zwischen ihr und den Aeußerungen der öffentlichen Kritik. Er sorgte dafür, daß nur wohlwollende Besprechungen ihrer Werke zu ihrer Kenntniß gelangten und daß keinerlei Tadel, der sie entmuthigen konnte, die Empfindliche, leicht Verletzliche traf. Auch sonst war er gerade der Mann, den sie brauchte; ihre Naturen ergänzten sich in der glücklichsten Weise. Sein lebhaftes, anregendes, bewegliches Wesen übte auf sie eine belebende Wirkung, es setzte ihre eigenen Kräfte in Thätigkeit, es spornte sie zum Schaffen an. Seine Zuversicht stärkte ihr Selbstvertrauen, seine Bewunderung und Hochachtung gaben ihr Muth. Es wäre unrecht, das nicht anzuerkennen, und sie selber hat dies auch redlich gethan. Ihre Briefe und Tagebücher geben ihrer Dankbarkeit gegen Lewes, „ihren theuren, ihr jeden Tag theureren Gatten", wieder und wieder den innigsten Ausdruck — sie sind voll der Anerkennung des großen Glückes, „das seine Liebe über ihr Leben verbreitet", sie werden nicht müde, die Segnungen ihres Zusammenlebens, die Segnungen dieser „vollkommenen Vereinigung", die ein gütiges Geschick ihnen gewährt hatte, zu preisen."[9] Ihre Ehe war glücklich, wie nicht viele es sind. Denn Beide hatten vielfach die gleichen Anschauungen, vielfach die gleichen Interessen und Neigungen, sie

unterstützten und förderten sich gegenseitig, sie nahmen Einer an den Studien des Anderen, an seinen Bestrebungen und Erfolgen den innigsten Theil.

Und da sie Beide außergewöhnlich begabte und talentvolle Menschen waren, so erwuchs aus ihrem Zusammenleben der Menschheit litterarisch ein hoher Gewinn. Denn Beiden ward ihre Vereinigung zum Sporn. Für Lewes war sie gleichbedeutend mit einem geistigen Wiedergeborenwerden, einem neuen, frischen Aufschwung der Kräfte, dessen erste und werthvollste Frucht seine Goethe-Biographie, dies berühmteste Werk seines Lebens, war; G. Eliot aber fand an seiner Seite, von dem Wunsche getrieben, seine Erwartungen zu rechtfertigen, gespornt durch seine gute Meinung, gestärkt durch seine Bewunderung und Liebe, den Muth, die Bahn der Novellistin, auf der sie so Großes leisten sollte und so glänzende Erfolge errang, zu betreten. Wahrlich, wenn wir dies alles in Betracht ziehen und wenn wir zugleich der erhebenden Wirkung, die von den Werken der Dichterin ausgeht, gedenken —: dann können wir, glaube ich, nicht umhin, zu empfinden, daß sie in Wahrheit das Rechte erwählt hatte, und daß wir ihr Dank schulden für die muthige Entschlossenheit, mit der sie sonder Furcht noch Wanken, unbeirrt durch Bedenken und Vorurtheile, die minder Kühne geschreckt haben würden, den entscheidendsten Schritt ihres Lebens gethan!

Der Sommer des Jahres 1854 brachte den großen Entschluß in Miß Evans zu Reife: am 20. Juli verband sie sich mit Lewes und trat mit ihm eine längere Reise über Antwerpen nach Deutschland an. Sie begaben sich zunächst nach Weimar, wo Lewes sein „Leben Goethes“ vollendete, und von dort im November desselben Jahres nach einem Aufenthalt von mehr als drei Monaten nach Berlin. Die Reise war sehr genußreich für Beide; in Weimar verkehrten sie viel bei Franz Liszt und

wurden durch ihn mit Hoffmann von Fallersleben, mit Rubinstein, Cornelius und Anderen bekannt. Unter den zahlreichen, geistig bedeutenden Menschen, mit denen sie in Berlin in Verbindung traten, seien nur Varnhagen, Fanny Lewald und Stahr, du Bois-Reymond, Johannes Müller und Gruppe, Rauch und Schadow und der Porträtmaler Eduard Magnus und endlich auch Ludwig Dessoir genannt.[10] Die Zeit verflog ihnen bei anregender Lektüre, fleißiger Arbeit und genußreicher Unterhaltung sehr schnell. Sie lasen Shakespeare, Goethe und Schiller, Lessing, Heine und Thackeray gemeinsam, und George Eliot vollendete ihre Uebersetzung der „Ethik" und schrieb mehrere Artikel für die „Westminster Review".

Fünf Monate währte der Aufenthalt in Berlin, dann kehrten sie geistig erfrischt und bereichert im März 1855 nach England zurück. Von nun an floß ihr gemeinsames Leben, innerlich reich durch Genuß und durch Arbeit, äußerlich stetig und gleichmäßig dahin. Während der ersten Jahre hatten sie ständig ihren Wohnsitz in Park Street, Richmond, in der Nähe von London, welches Heim sie im Februar 1859 mit einem Hause in Holly Lodge, Wandsworth, vertauschten. Bald aber machte sich für sie das Bedürfniß, näher der Stadt zu wohnen, geltend, und so siedelten sie schon im folgenden Jahre nach Harewood Square und später nach Blandford Square über. Endlich am 5. November 1863 bezogen sie die käuflich erworbene „Priory", 21 North Bank, St. John's Wood, belegen. Der Aufenthalt in London war für Beide eine Nothwendigkeit, weil sie, wie Cooke in seinem Lebensbilde hervorhebt, der geistigen Anregungen der Großstadt bedürftig waren und die reichhaltigen Bibliotheken, die musikalischen Genüsse, die Kunstsammlungen derselben nur ungern entbehrten. Andererseits übte die Luft von London und der Lärm und die Unruhe seines hastigen Treibens den schlechtesten Einfluß auf den Gesundheitszustand der immer leidenden Dichterin aus. Sie fühlte sich eigentlich nur fern von der Großstadt in der

Frische und Stille des Landlebens wohl. So kam es, daß die beiden Gatten ihren Londoner Aufenthalt immer aufs neue theils durch größere Reisen ins Ausland, theils durch ländliche Aufenthalte und kleinere Ausflüge in die nähere Umgebung unterbrachen.

Den Sommer des Jahres 1856 verbrachten sie an der westlichen Küste von England, den des folgenden Jahres zum großen Theile in Plymouth, Pensance, und auf den Scilly-Inseln. Lewes benutzte den Aufenthalt am Strande zu wissenschaftlichen Studien der Meeresfauna, an denen seine Gattin sich lebhaft betheiligte, und legte dann später die Resultate seiner Untersuchungen in den rühmlichst bekannten „Sea side Studies“, die im folgenden Jahre herauskamen, nieder. Ueberhaupt waren Beide rastlos thätig, wozu sie im Anfang, da ihre Mittel sehr beschränkt waren, neben dem inneren Drang auch die Nothwendigkeit trieb. Lewes redigirte den „Leader“, George Eliot schrieb in den ersten Jahren fleißig und unermüdlich für ihn und die „Review“. Später trat diese ihre kritische Thätigkeit mehr und mehr hinter der novellistischen, die in jeder Hinsicht dankbarer und lohnender war und ihren Namen unsterblich machen sollte, zurück.

Zu dem ersten Versuch in der letzteren Richtung entschloß sie sich im September 1856, wo sie, auf dringendes Zureden von Lewes, mit der Niederschrift ihrer ersten kleinen Erzählung: den „Sad Fortunes of the Reverend Amos Barton“ begann. Am 5. November war dieselbe beendet, und da Blackwood, dem Lewes sie zugesandt hatte, sie sogleich mit anerkennenden Worten für das von ihm herausgegebene „Blackwood's Magazine“ acceptirte, so folgten „Mr. Gilfil's Love-story“ und „Janet's Repentance“ in rascher Folge im Laufe des folgenden Jahres nach. Alle drei kamen Ende 1857 unter dem glücklich gewählten Titel: „Scenes of Clerical Life“ vereinigt, in zweibändiger Einzelausgabe heraus.

Der Erfolg übertraf die kühnsten Erwartungen. Er trug der Verfasserin, die sich George Eliot genannt hatte und deren wahrer Name nur Lewes bekannt war, ein stattliches Honorar von ihrem Verleger John Blackwood und zahlreiche Sympathiebeweise und Beglückwünschungsschreiben von bedeutenden Persönlichkeiten, u. A. von Thackeray, Dickens und Froude, von Faraday, Jane Carlyle und Archer Gourney ein. Dickens war der Einzige, der in dem Autor jener Erzählungen mit scharfem Blicke die Frau erkannte. Auch Mrs. Carlyle freilich hatte die „weiblichen Züge", die Jenem auffielen, als solche erkannt, sie glaubte aber, der Schöpfer des Buches habe diese Züge von seiner Frau!

Der Erfolg der „Bilder aus dem geistlichen Leben" wirkte in mehr als einer Beziehung ermuthigend auf ihre Verfasserin ein; er erleichterte ihre äußerliche Lebenslage, die bis dahin eine beschränkte, ja drückende gewesen, eröffnete ihr günstige Zukunftsaussichten und verschaffte ihr wenigstens vorübergehend die Ueberzeugung, daß es ihr beschieden sein könne, segensreich und erfolgreich zu wirken — ein Glaube, der ihr bis dahin gefehlt. Unter dem frischen belebenden Einfluß dieser freudigen und zuversichtlich gehobenen Stimmung schaffte sie fleißig an einem Werke, das sie wenige Tage nach der glücklichen Beendigung von „Janet's Repentance" begonnen hatte, einem Werke, das gleich bei seinem ersten Erscheinen einen wahren Sturm der Begeisterung hervorrief und seine Verfasserin mit einem Schlage in die Reihe der bedeutendsten lebenden Novellisten, der Dickens und Thackeray erhob: „Adam Bede".

Das Werk wurde großentheils in Deutschland geschrieben, wo Lewes und seine Gattin sehr glückliche Tage im Sommer des folgenden Jahres verlebten. Am 7. April 1858 machten sie sich dahin auf den Weg, verweilten erst volle drei Monate in München und gingen dann über Salzburg und Ischl, Wien,

Prag und Dresden nach England zurück. In München verkehrten sie äußerst lebhaft in den dortigen Künstler- und Gelehrtenkreisen und wurden mit Geibel, Bodenstedt, Heyse, Moriz Carrière und dem Grafen von Schack, mit Melchior Mayr, Genelli und Kaulbach und den Professoren Liebig und Bluntschli, Siebold, Bischoff und Löher bekannt. Am nächsten traten ihnen Bodenstedt und Liebig, welch Letzterer sich ganz besonders zu Mrs. Lewes hingezogen fühlte und den sie als „easy, graceful benignant" und „charming in his manners" beschreibt. Was Heyse betrifft, so war sie von seiner Schönheit und seiner brillanten und fesselnden Unterhaltung entzückt; ihm selber aber hat vermuthlich das eheliche Verhältniß der beiden Gatten die Anregung zur Schilderung des psychologischen Konfliktes, der den Hauptvorwurf seines Romans: „Im Paradiese" bildet und an die Gestalten des Bildhauers Jansen und der hochherzigen Julie geknüpft ist, gegeben. — Auch Strauß, der damals zu flüchtigem Besuche acht Tage lang in München weilte, lernte George Eliot zu ihrer großen Freude bei dieser Gelegenheit persönlich kennen, wobei der Verfasser das „Lebens Jesu" der Uebersetzerin seines Werkes sehr gut gefiel. — In München wie in Dresden füllten Arbeit und Lektüre, der Besuch der Museen und Bildergallerien und der Theater und Konzertsäle ihr Leben aus. Die Heimkehr erfolgte Anfang September, und im December kam „Adam Bede" heraus.

Der Erfolg war ein geradezu phänomenaler; nicht weniger als 18000 Exemplare wurden im Laufe des ersten Jahres verkauft. Auch liefen bald von allen Seiten Beweise der Sympathie für den Autor und der Bewunderung für das Werk, das er geschaffen hatte, ein. Mrs. Carlyle fühlte sich, nachdem sie es gelesen hatte „in charity with the whole human race". Bulwer fand es bewunderungswürdig, Charles Reade erklärte, es sei „das Beste, was seit Shakespeare geschrieben worden".

— Charles Buxton citirte es im Parlament. Spencer und Dickens sandten enthusiastische Briefe und Professor Aytoun sah sich genöthigt, die letzten beiden Bände aus dem Hause zu schicken, weil sein ihn ganz gefangen nehmendes Interesse an der Lektüre des Buches ihn seine eigene Arbeiten vernachlässigen ließ.[11]

G. Eliot sah sich, um es kurz zu sagen, nach dem Erscheinen von „Adam Bede“ auf der Höhe des Ruhms. Fast schien es, als ob sie den Gipfel schon erreicht habe und alle ihre Kräfte zusammennehmen müsse, um sich dauernd da, wo sie stand, zu behaupten. Wenigstens hatte sie selbst diese Empfindung, und der Gedanke an die Zukunft bedrückte sie schwer. Nachdem der erste Rausch der Befriedigung über einen so wunderbaren, sie selbst überraschenden Erfolg verflogen war, kehrte das alte böse Mißtrauen, der Zweifel an dem eigenen Können, der sie von jeher gequält hatte, zurück. Sie fürchtete, daß es ihr unmöglich sein werde, den Erwartungen, die „Adam Bede“ erregt hatte, und den hohen Anforderungen, die sie von nun an an sich selber stellen mußte, zu entsprechen; sie zweifelte, ob es ihr gelingen werde, noch einmal etwas ebenso Tüchtiges, „ebenso Wahres und Treffliches“ zu leisten. Und dieser Zweifel, er ist auch in Zukunft ihr fast beständiger Begleiter gewesen, er hat sie niemals zum vollem Genusse ihres stetig wachsenden Ruhmes gelangen lassen, er hat ihr die Freude an den großartigen Erfolgen, an denen ihr Leben so reich war, vergällt. Sie hat schwer unter dieser ihrer Neigung zur Muthlosigkeit, die tief in ihrem Wesen begründet lag, gelitten, und sie wurde in demselben durch ihre körperliche Hinfälligkeit und die wieder und wieder sich einstellenden Perioden nervöser Abspannung oder gar völliger Erschöpfung, die sie der Fähigkeit zum geistigen Schaffen mehr oder minder beraubten, bestärkt. In solchen Zeiten tiefster Niedergeschlagenheit erwies sich die Thatsache, daß sie Lewes zur Seite hatte, für sie als ganz besonderes Glück.

Sein glückliches Temperament kam dem ihrigen zu Hülfe, seine Liebe stärkte sie, seine Zuversicht gab ihr Muth. Und so hat sie unter seinem belebenden Einfluß, oft mühsam und mit äußerster Anstrengung arbeitend, jene Reihe von köstlichen Werken geschaffen, die zu den besten der modernen Erzählungskunst gehören und dem Namen ihrer Verfasserin jenen Weltruf erworben haben, die ihm mit vollem Rechte gebührt.

Das nächste dieser Werke war „Die Mühle am Floß". Es erregte wo möglich noch größeren Enthusiasmus, noch allgemeinere Bewunderung als „Adam Bede", welches Werk es auch wirklich nach meinem Gefühle an Frische und Unmittelbarkeit der Empfindung und an ergreifender Wahrheit fast noch übertrifft. Besonders die erste Hälfte des Buches, die Kindergeschichte, ist ein wahres Juwel; sie steht in der ganzen neueren Romanlitteratur unerreicht und ohne Gleichen da. Man fühlt, sie giebt nur Selbsterlebtes, sie ist aus der Tiefe des eigensten Empfindens und der persönlichsten Erfahrung der Verfasserin geschöpft.

„Die Mühle am Floß" wurde im März 1860 nach etwa achtmonatlicher Arbeit vollendet; ein Jahr später folgte ein weiteres Meisterwerk: „Silas Marner, der Weber von Raveloe", nach. In der Zwischenzeit unternahmen Mr. Lewes und seine Gattin ihre erste größere Reise nach Italien,[12] die sie bis Neapel und Sicilien ausdehnten und auf der in Florenz zum ersten Male in Mrs. Lewes die Idee auftauchte, einen großen historischen Roman, dessen Schauplatz das Florenz des 16. Jahrhunderts bilden und in dem das Auftreten Savonarolas behandelt werden sollte, zu schreiben. Nachdem sie „Silas Marner" beendet hatte, nahm sie diese Idee wieder auf. Um eine möglichst deutliche Vorstellung von den betreffenden lokalen Verhältnissen zu gewinnen und sich an Ort und Stelle lebhafter in den Geist der Zeit und der Begebenheiten, die sie schildern wollte, versetzen zu

Do Not Remove This Card From The Pocket.

Do NOT write above this line.

Call-no: 594.50.N.F.8

AUTHOR:
BENDER, HEDWIG

TITLE:
GEORGE ELIOT. EIN
LEBENSBILD

Signature of Reader
William Dill

Address
25 BARNESDALE RD.

NATICK

DIVISION OF REFERENCE
AND RESEARCH SERVICES

Boston Public Library
(Over)

FORM No. 1178.

SEAT NO.
198

For assistance please consult Library Staff.

FEB 24 2 17 PM '66

REPORT

- ☐ Copies ....
- ☐ Out ....
- ☐ Bindery ....
- ☐ Missing ....
- ☐ Not on Shelf..................................
- ☐ In ....

....

- ☐ Please consult Library Staff for further information

Attendant's Initials:

(Over)

können, ging sie mit ihrem Gatten noch einmal auf einige Monate nach Florenz. Die Ausführung ihres Vorhabens fiel ihr schwerer als sie geglaubt. Sie konnte nur mit längeren Unterbrechungen, in beständigem Kampf mit körperlichen Leiden und häufigen Anfällen von tiefster Niedergeschlagenheit an dem Werke, das schwer auf ihr lastete, arbeiten, mußte die größten Anstrengungen machen, um den spröden, ihr fremdartigen Stoff zu bewältigen, und verzweifelte oft völlig an der Möglichkeit des Gelingens. Endlich im Sommer 1863, nach zweijähriger, überaus mühevoller Arbeit kam „Romola" in „Cornhill's Magazine" heraus. Das Werk bezeichnet, wie sie selber hervorhebt, einen bedeutsamen Markstein auf dem Weg ihres Lebens. „Ich begann es als junge Frau und vollendete es als alte," schrieb sie selber darüber in späterer Zeit.

Vielleicht hatte sie gerade aus diesem Grunde, weil er ein Schmerzenskind ihrer Muse gewesen, eine besondere Vorliebe für diesen Roman; man behauptet, sie sei der Meinung gewesen, „Romola" sei ihr bedeutendstes Werk. Diesem Urtheil stimmt indessen wohl schwerlich der unbefangen prüfende Leser zu. Trotz allen großen Vorzügen des Werkes steht es an Frische und Lebenswahrheit meines Erachtens hinter den schon erwähnten Meisterwerken entschieden zurück. Dies wird schon bedingt durch den Charakter des historischen, uns in vergangene Zeiten versetzenden Romans. Denn dieser hat immer etwas Schattenhaftes an sich, weil, wie Helene Druskowitz[13] treffend hervorhebt, die reale Anschauung doch niemals völlig durch die bloße ideale Intuition der Einbildungskraft, wie lebhaft sie auch sein möge, ersetzt werden kann. Auch macht sich die Ueberladung mit archäologischen Einzelheiten und gelehrtem Kleinkram oft störend bemerklich; man fühlt, daß die Dichterin doch nicht so völlig, wie dies in ihren früheren Schöpfungen der Fall war, ihren Stoff mit dem Geiste beherrscht und durchdringt. Tito Melema ist allerdings

eine „Meisterschöpfung“,[14] ein Juwel der Charakterisirungskunst — auch die Gestalt Savonarolas ist packend gezeichnet, während diejenige der Heldin für mein Empfinden etwas Gekünsteltes, unnatürlich Herbes besitzt. — Als sie „Romola“ glücklich beendet hatte, athmete die Dichterin erleichtert auf. Das Honorar, das sie erhalten, war ein sehr glänzendes gewesen, ihre Verhältnisse hatten sich sehr günstig gestaltet, Lewes' drei Söhne — seine ältesten Kinder, deren Erziehung und Ausbildung er und G. Eliot ausschließlich übernommen hatten, während die jüngsten Kinder bei der Mutter geblieben waren und ganz von dieser erzogen wurden — standen auf eigenen Füßen und waren versorgt. Sie durfte sich nunmehr etwas Ruhe gönnen, durfte eine längere Pause in ihrer angestrengten Thätigkeit eintreten lassen. Sie benutzte den Sommer, um verschiedene Ausflüge nach der Insel Wight und nach Worthing zu unternehmen, erfreute sich im Winter ihres neu erworbenen, behaglichen Heims, der schon erwähnten, durch ihre Sonntag-Nachmittag-Empfänge nachmals viel genannten Priory, und brach im Mai des folgenden Jahres mit ihrem Gatten zum dritten Male über Paris nach Italien auf. Ihre Reise führte sie auch nach Venedig. Hier kam ihr in der Scuola di San Rocco vor einem Bilde Tizians, das die „Verkündigung“ darstellte, die Idee zu ihrem „Spanish Gipsy“, einem großartigen, aber leider an Formlosigkeit krankenden, halb dramatisch, halb episch gehaltenen Gedicht. Nach der Heimkehr begann sie mit den Vorarbeiten, studirte die spanische Litteratur und Geschichte, machte auch den Anfang mit der Ausarbeitung, legte aber endlich in großer Entmuthigung das kaum begonnene Werk beiseite. Es ruhte volle 1½ Jahre, während andere poetische Gegenstände ihren rastlos thätigen Geist beschäftigten. Schon im Beginn des Jahres 1865 hatte sie „A Minor Poet“ geschrieben, das erste von ihr beendigte Gedicht. Kurz darauf begann sie einen neuen Roman, der

wieder auf englischem Boden spielte, und in den sie wie in alle ihre ersten Erzählungen Erinnerungen aus ihren Kinderjahren und ersten Jugendjahren verwebte, den — für Ausländer allzu ausführlich! — die Folgen der Reformbill von 1832 und die englischen politischen Zustände jener Tage zur Darstellung bringenden „Felix Holt". — Nach angestrengter Arbeit und wiederholten Unterbrechungen — auch durch Ausflüge nach der Bretagne und aufs Land — wurde dieser im Mai 1866 vollendet und gleich darauf eine größere Erholungsreise nach den Niederlanden und dem Rhein unternommen. Nach der Heimkehr nahm die Dichterin ihren „Spanischen Zigeuner", das schon erwähnte „Epos-Drama", mit neu erwachtem Interesse wieder auf.

Aber auch jetzt ging die Arbeit nur langsam von statten; der Mangel an Lokalkenntniß machte sich störend bemerkbar, und um demselben abzuhelfen, brach Mrs. Lewes in Begleitung ihres Gatten Ende December nach Spanien auf. Auf der Heimreise verbrachten sie einige Tage in Paris und wurden u. A. mit Ernest Renan, Jules Simon und Professor Scherer bekannt. — Der Aufenthalt in Spanien gab ihnen großen Genuß; sie waren entzückt von der wunderbaren Schönheit des Landes, und George Eliot kehrte in begeisterter Stimmung voller Eifer an ihre Arbeit zurück. Dennoch vergingen fünfzehn Monate, bis der „Spanische Zigeuner" zum Abschluß gelangte; im Mai 1868 kam er endlich heraus. Er ist an hohen poetischen Schönheiten und packenden, dramatischen Momenten reich. Indessen: man merkt, daß die Dichterin nicht zwanglos in der gewählten metrischen Form sich bewegt. Dieselbe sagte ihrer natürlichen Begabung, der Eigenart ihres Genies nicht zu. Anstatt durch sie beflügelt zu werden, fühlt sich dasselbe durch sie gehemmt. Dies zeigt sich in allen ihren metrischen Schöpfungen — es fehlt ihnen — von Einzelheiten abgesehen — im großen und

ganzen die Melodik, der Schwung. „The bird-note is missing,“ sagt Brown in seiner Besprechung der metrischen Produktionen George Eliots mit Recht. Im „Spanish Gipsy“ kommt übrigens noch etwas anderes dazu: die Dichterin ist nicht eigentlich dramatisch beanlagt, so sehr ihr auch manche Scene gelingt; das specifisch Epische, die behagliche Breite der Erzählung und Schilderung ist ihr Element. Sie kann desselben nicht entrathen und kehrt immer wieder zu ihm zurück. Daher die unglückselige Verquickung von Epos und Drama im „Spanischen Zigeuner“, daher der Mangel eines einheitlichen, harmonischen Gesamtcharakters in diesem, im einzelnen so viel des Schönen, Poetischen und Bedeutenden enthaltenden Gedicht.

Das nächste größere Werk George Eliots ist „Middlemarch“, ein großartiges Rundbild, ein erschöpfendes Gemälde des englischen Provinzlebens, ergreifend durch die Schlichtheit und Kraft seiner Darstellung und überreich an lebensvollen, für ihre Zeit und Umgebung charakteristischen Erscheinungen. Es wurde mit Begeisterung aufgenommen und von Vielen selbst über die Meisterwerke aus der ersten Periode der Dichterin gestellt. Es erschien jedoch erst 1872, vier Jahre nach der Beendigung des „Spanischen Zigeuners“, und in der Zwischenzeit brachte der Geist G. Eliots nur einige kleinere poetische Schöpfungen: „Agathe“, „Wie Lisa den König liebte“, die reizenden „Bruder- und Schwester“-Sonnette, die einaktige dramatische Skizze „Armgard“ und endlich die ergreifende „Jubel-Legende“ — ein Gedicht von seltener Schönheit — hervor. Den Beschluß ihrer großen novellistischen Arbeiten machte — nach abermals vierjähriger Pause — 1876 „Daniel Deronda“, ein hoch interessanter, groß angelegter, die Dichterin aber nicht mehr auf der vollen Höhe ihrer poetischen Gestaltungskraft zeigender Roman. Mit ihm nahm die große Novellistin George Eliot als solche für immer vom Publikum Abschied, denn ihr letztes

Buch, das 1879, sechs Monate nach dem Tode ihres Gatten herauskam, war lediglich eine Sammlung von Skizzen und Betrachtungen, von Essays über verschiedene Gegenstände, keine dichterische Schöpfung im eigentlichen Sinn. Dasselbe — „Teophrastus Such“ betitelt — ist reich an Gedanken und voller Lebensweisheit, aber es ist ein Kind des Alters, das unverkennbar das Versiegen der Quellen, aus denen der Dichter seine beste Kraft schöpft, in Geist und Gemüth der Verfasserin verräth.

Dies Versiegen war kein jähes und überraschendes gewesen — die Quellen ihres Innern, die einst so reichlich und in so köstlicher Frische gesprudelt, waren seit lange schon spärlicher geflossen — der Drang zur Produktion hatte in gleichem Maße wie die Kraft zum Schaffen nachgelassen — die Dichterin hatte mit größerer Anstrengung und nicht mehr aus dem Vollen gearbeitet wie sonst. Und die Perioden, in denen sie überhaupt noch arbeiten, überhaupt noch schöpferisch thätig sein konnte, waren allmählich immer kürzer geworden, sie war genöthigt gewesen zu immer häufigeren Pausen, zu immer größeren Unterbrechungen ihre Zuflucht zu nehmen — sie hatte immer öfter das dringende Bedürfniß nach Ausspannung, nach körperlicher und geistiger Erfrischung, nach Wiederherstellung ihrer verbrauchten Kräfte gefühlt. So kam es, daß sie in Begleitung ihres Gatten noch mehrfach größere Erholungsreisen nach Deutschland, Frankreich und Italien unternommen hatte, und daß sie immer häufiger ins Freie hatte flüchten müssen, um fern vom Lärm und Getriebe der Großstadt in ländlicher Stille und Zurückgezogenheit zu leben. Ihr Gesundheitszustand war leider ein sehr trauriger — sie wurde das Gefühl der körperlichen Hinfälligkeit, der nervösen Schwäche und Abspannung nicht los. Und gewiß hatten hierin auch ihre häufigen Anfälle von Niedergeschlagenheit und tiefer Verzagtheit, ihr Mangel an Zuversicht

und Selbstvertrauen, ihr Hang, das Leben schwer zu nehmen und trübe in die Zukunft zu blicken, zum großen Theile ihren Grund. Dies beständige, halb physische, halb seelische Leiden warf dunkle Schatten auf ihren Weg. — Im übrigen war ihr Loos ein beneidenswerthes. Ihr Schicksal hatte sich sehr günstig gestaltet, weit günstiger, als sie jemals zu hoffen gewagt. Sie besaß, was sie zu allen Zeiten als die köstlichste Gabe des Schicksals erachtet hatte: eine Familie, einen Kreis von Angehörigen, für die sie leben und sorgen konnte, ein behagliches, trautes, von Glück und Liebe durchsonntes und verklärtes Heim. Dazu in überreichem Maße, was der Ehrgeiz der Schriftstellerin nur irgend begehrte: eine glänzende Stellung, die sie sich selber errungen hatte, Bewunderung und Anerkennung, Ansehen und Ruhm. — Von ihrem ehelichen Verhältniß ist schon die Rede gewesen; es hat niemals eine Lockerung oder Trübung erfahren — es blieb harmonisch schön bis zum Schluß. Auch hat sie die Pflichten, die es ihr auferlegte, allzeit im vollsten Umfang erfüllt. Dem Gatten war sie die treueste Gattin, seinen Söhnen eine gewissenhafte, liebevolle und gütige Mutter, immer bereit, mit ihnen zu fühlen, immer bestrebt, ihnen Sympathie und Interesse zu bezeigen, immer bemüht, sie zu verstehen und zum Besten zu leiten. An ihrem Schicksal nahm sie den innigsten Theil. Als Thornton Lewes, der mittlere von den Dreien, unheilbar krank von Natal zurückkehrte, pflegte sie ihn in der hingebendsten Weise, und als er seinen schweren Leiden, deren Anblick sie schmerzlich ergriffen hatte, erlag: da fühlte sie sich, wie sie selber berichtete, „tief erschüttert an Körper und Geist". Auch dem jüngsten der Brüder, der fern von der Heimath in Indien gestorben war, trauerte sie nach. Am nächsten stand ihr der älteste: Charles. Sie freute sich seines Vorwärtskommens und fand Worte der herzlichsten Sympathie für sein Glück; sie betrachtete seine

Familie wie ihre eigene und setzte ihn testamentarisch zum Erben ihres sehr beträchtlichen Vermögens ein.

Daß sie auch ihrerseits von den Söhnen ihres Gatten als Mutter angesehen und geachtet wurde, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. In ihren Augen wie in denen ihrer Freunde war sie Diejenige, als die sie sich selbst betrachtete: George Henry Lewes' rechtmäßige Frau. Sie war es aber nicht — oder wenigstens nicht zu Anfang — in den Augen der ferner Stehenden, in den Augen der Welt. Selbst ihr eigener Bruder Isaac Evans, der zu dem strenggläubigen Theil dieser „Welt" gehörte, erkannte sie niemals als solche an.

George Eliot nahm es gelassen hin; sie konnte die Welt und die Gesellschaft entbehren, sie beschränkte sich auf den Umgang ihrer näheren Freunde und hielt sich von aller größeren Geselligkeit fern. — Das fiel ihr ihrer ganzen Natur nach nicht schwer. Sie war kein Gesellschaftsmensch — aus verschiedenen Gründen —, schon ihre Kränklichkeit verbot ihr jeden anstrengenden Verkehr. Außerdem aber war auch ihr geistiger Organismus nicht auf den Ton der leichten Geselligkeit gestimmt. Sie war zu ernsthaft, um tändeln zu können, zu schwerfällig, um sich im größeren Kreise völlig ungezwungen und frei zu bewegen. Sie haßte alles, was Schein und Phrase war, und hatte wenig Verständniß für die gesellige Form. Auch im Gespräch lag ihr das Leichte und Spielende so gut wie das Pikante und Brillante, auf den Augenblickseffekt Berechnete fern; sie war nicht unterhaltend, nicht geistreich, nicht amüsant. Sie konnte gut und fesselnd sprechen, mit Lebhaftigkeit, ja mit Begeisterung reden, aber nur, wenn der Gegenstand ihr volles Interesse hatte, wenn sie sich innerlich ergriffen fühlte, wenn das, was sie sagte, ihr vom Herzen kam. Sie fühlte zu stark, um ihre Stimmungen rasch wechseln und sich wechselnden Eindrücken rasch hingeben zu können, sie besaß nicht jene Geschmeidig-

keit und Beweglichkeit des Geistes, die spielend von Einem zum Andern gleitet und tausend Dinge im Fluge streift.

Dies zeigte sich, als ihr Haus in London ein Brennpunkt des geistigen Lebens der Hauptstadt und ein Sammelpunkt zahlreicher bedeutender Persönlichkeiten aus aller Herren Länder zu werden begann. Es war dies zu Anfang der sechziger Jahre. Man war kürzlich nach Blandford Square übergesiedelt, und George Eliot hatte die Einrichtung getroffen, ihre näheren Freunde regelmäßig des Sonntags Nachmittags von 2 bis 6 Uhr in den bescheidenen Räumen des Hauses zu empfangen. Sie wurde dazu in erster Reihe durch ihren leidenden Zustand, der es ihr unmöglich machte, ihre Freunde aufzusuchen, bestimmt. Diese „Receptions" trugen anfangs einen vertraulichen Charakter und bewegten sich in den allerbescheidensten Grenzen; man kam im engsten Kreise zusammen, unterhielt sich zwanglos und machte Musik. Mit der Zeit aber nahmen diese Zusammenkünfte — besonders seit man die „Priory" bezogen hatte und über behaglich ausgestattete Räume verfügte, ein wesentlich anderes Gepräge an. Sie erlangten nun bald einen gewissen Ruf. Der Name George Eliots umgab sie mit einem Nimbus — er übte eine wahrhaft magnetische Wirkung, er zog zahlreiche bedeutende Persönlichkeiten, Gelehrte, Künstler, Schriftsteller von Bedeutung, berühmte Leute und solche, die es werden wollten, in ihren sich stetig vergrößernden Kreis. Bald galt es für eine Ehre, bei ihr Zutritt zu haben, und man drängt sich von allen Seiten an das berühmte Paar heran. „Wenn London voll war," so berichtet ein Augenzeuge, „dann war das kleine Empfangszimmer in St. John's Wood von Besuchern oftmals überfüllt. Fast Alle, die in der Kunst oder Wissenschaft, in der Litteratur oder auf dem Gebiete der Wohlthätigkeitsbestrebungen einen irgend hervorragenden Rang einnahmen, fanden sich hin und wieder dort ein."[15]

Für die Dichterin war dies Kommen und Gehen in ihrem eigenen Hause von unschätzbarem Werth. Es erhielt sie im Zusammenhang mit den Strömungen des Tages, mit dem geistigen Leben der Welt um sie her — ein Zusammenhang, dessen sie dringend bedurfte, und der doch ihres leidenden Zustands wegen, lediglich in dieser Weise von ihr aufrecht erhalten und gepflegt werden konnte. Freilich auch so fiel die Pflege ihr schwer. Die sonntäglichen Zusammenkünfte bedeuteten für sie in den meisten Fällen eine große Anstrengung für Körper und Geist. Sie wäre ihnen schwerlich gewachsen gewesen, hätte Lewes ihr nicht zur Seite gestanden, Lewes, der die geselligen Talente, der ihr abgingen, im vollsten Maße besaß. Er verstand es, die Menschen in Bewegung zu setzen und Jeden nach seiner Façon zu behandeln — er wußte Alle in Athem zu halten durch seine Lebhaftigkeit, seine geistreichen Einfälle, sein Erzählungstalent und seinen schlagfertigen Witz. Der Erfolg der „Receptions“ war vornehmlich sein Werk; er war die eigentliche Seele derselben — er leitete sie und hielt sie in Gang. Und so sah sich George Eliot denn auch in dieser Beziehung durch seine Bemühungen und Talente gehoben und unterstützt.

Ueberhaupt, es war ein gesegnetes Leben, ein volles, ganzes Menschenleben, wie es nur wenigen Auserwählten zutheil wird, das sie mit ihm, an seiner Seite lebte, empfangend und gebend, beglückend und beglückt — zugleich schaffend und genießend an jenem höheren Leben, dem ewigen, idealen der Menschheit theilnehmend, aus den tiefsten Quellen des Wissens schöpfend, an den reichsten Tafeln der Schönheit schwelgend, mit den größten Geistern vergangener Epochen beständig vertrauten Umgang pflegend und zugleich sich in dauernder Beziehung befindend zu zahlreichen hervorragenden Persönlichkeiten und unablässig Fühlung behaltend mit dem tiefsten Gedanken- und Ideengehalte, den bedeutsamsten geistigen Strömungen ihrer Zeit.

Leider hat das Schicksal der Dichterin den Vollgenuß dieses seltenen Glückes nicht bis an ihr Lebensende vergönnt. Sie durfte nicht als die Erste scheiden — George Henry Lewes ging vor ihr dahin. Er starb nach kurzem Krankenlager am 28. November 1878, nachdem er während des letzten Jahres schon vielfach leidend gewesen war. Das Leben war nicht im stande gewesen, das Band der freien Vereinigung zu lösen, das diese beiden außergewöhnlichen, sich harmonisch ergänzenden Naturen verbunden hatte — nun hatte der Tod es gewaltsam getrennt.

Für George Eliot war es ein furchtbarer Schlag. Sie war betäubt, überwältigt von Schmerz. Sie wollte Niemand sehen, Niemand sprechen, sie fühlte sich verwundet, zu Tode getroffen und „bebte vor der zartesten Berührung zurück". Wochenlang war der Sohn ihres Gatten, Charles Lewes, der Einzige, den sie empfing. Sie konnte sich nicht entschließen, ihr Haus zu verlassen, es „nicht ertragen, den Anblick der Dinge zu entbehren, die er benutzt hatte, auf denen seine Augen geruht". Um die Jahreswende ergriff sie das Bewußtsein ihrer trostlosen Verlassenheit mit verdoppelter Gewalt. In ihr Tagebuch schrieb sie am Neujahrstage: „Hier sitzen wir, ich und mein Gram." Es klingt wie ein Aufschrei, ein dumpfes Stöhnen, todestraurig, aus wunder Brust. Und dem Aufschrei folgt die ergreifende Klage: „Mein immerwährender Winter brach an." Bezeichnend für ihre Stimmung sind auch die rührenden Worte aus ihrem Briefe an Walter Croß: „Was Freude zu sein pflegte, ist Freude nicht länger, und was Schmerz ist, scheint leichter zu tragen, weil er es nicht zu tragen braucht!" Allmählich machte die dumpfe Verzweiflung, die tiefe Schwermuth der Wehmuth Platz. „Die Menschen sind gut zu mir," so schreibt sie im November, ein Jahr nach ihrem schweren Verlust, an Miß Hennell — „und ich bin reich gesegnet in

vielfacher Weise. Aber glücklicher sind die Todten, die da ruhen von ihrer Arbeit und denen nicht das öde Dasein des zwecklos Ueberlebenden droht."

Für eine Natur wie die George Eliots war zunächst nur ein einziges Linderungsmittel, ein einziges Trostmittel denkbar: die Arbeit; instinktmäßig wandte sie dieser sich zu. Aber sie nahm nicht ihre altgewohnte, dichterisch-schöpferische Thätigkeit wieder auf. Für diese hatte sie alles Interesse verloren — sie erschien ihr „all trivial stuff". Ja, sie war anfangs nicht zu bewegen, zum Erscheinen ihres letzten Werkes: „Teophrastus Such" ihre Zustimmung zu geben. Nur mit Mühe konnte endlich Blackwood, dem kurz vor seinem Tode noch Lewes das Manuskript übersandt hatte, sie dazu bestimmen. Etwas neues zu beginnen, kam ihr nicht in den Sinn. Dagegen war sie während mehrerer Monate mit der Ordnung der litterarischen Hinterlassenschaft ihres Gatten und der sorgfältigen Durchsicht seiner Handschriften beschäftigt, und der Gedanke, ihm durch Herausgabe seiner sämtlichen Schriften und durch Begründung eines George-Henry-Lewes-Stipendiums für Studirende der Physiologie aus beiden Geschlechtern ein seiner würdiges Denkmal zu setzen, beherrschte Tag und Nacht ihren Geist. Sie war rastlos thätig und ruhte nicht eher, bis ihr die Durchführung dieses zwiefachen Vorhabens, dieser letzten Aufgabe, die sie sich selber gestellt hatte, mit Hülfe Sidgewicks und anderer Freunde ihres dahingeschiedenen Gatten geglückt. Dann schien ihr das Werk ihres Lebens gethan. Ihr Dasein war in ihren eigenen Augen überflüssig und zwecklos geworden — sie sehnte sich nach der ewigen Ruhe.

Aber noch war ihr Leben nicht abgeschlossen — noch war ihr ein kurzer Nachsommer desselben, eine „wundervolle Daseinserneuerung", wie sie selbst in einem Briefe sich ausdrückt, beschieden: ein treuer, vertrauter Freund ihres Gatten, der ihr

selbst seit Jahren sehr nahe gestanden, ein Mann, dem sie volles Vertrauen schenkte, John Walter Croß, bot ihr, der vereinsamten, um zwanzig Jahre älteren Freundin, zu der er voll Verehrung und Bewunderung emporblickte, ihr, der er in der Zeit der Trauer hülfreich zur Seite gestanden, seine Hand. Ihr selbst erschien das wie ein Wunder, wie ein Traum; sie konnte sich anfangs nicht darein finden, es fiel ihr schwer, ihr Jawort zu geben, und sie zögerte lange mit dem entscheidenden Entschluß. Aber sie war sehr traurig und einsam — sie sehnte sich nach Verständniß, nach Theilnahme — sie brauchte Liebe und Sympathie. Die Zuneigung und Hingebung des jüngeren Mannes bot ihr dies alles in vollem Maße überraschend noch einmal dar. Sie fand nicht den Muth, ihn zurückweisen, sie war dankbar für die Empfindung, die er ihr entgegenbrachte, sie nahm das „reiche Geschenk seiner Liebe", das ihr unerwartet zutheil geworden, das ihr „zugefallen, nachdem sie ihr Leben schon als abgeschlossen betrachtet", an. Sie willigte ein, die Seinige zu werden, und wurde am 6. Mai 1880 im Beisein seiner Familie und einiger weniger Freunde in der Georgenkirche in London getraut.

Auch diese Verbindung gerieth ihr zum Heil. Sie bereitete ihr einen friedlichen Lebensabend, von liebender Führsorge verklärt und erhellt. Die Dichterin sah darin eine „wundervolle" unverdiente Gunst des Geschicks. Das beweisen ihre Briefe aus jener Zeit. Sie gedenken voll Rührung der Güte des Gatten und seiner sie schier unbegreiflich und wunderbar bedünkenden Neigung. Sie berichten von „der Liebe, die über ihr wache", und von der „mehr als engelhaften Zärtlichkeit", mit der man sie pflege; kurz sie zeigen, wie dankbar George Eliot den freundlichen, mild verklärenden Schimmer, den diese Verbindung über die letzte Strecke ihres Lebenswegs verbreitete, empfand.

Sie war kürzer, diese Strecke, als sie wohl selber geglaubt.

Wenig mehr als sieben Monate hat sie an der Seite ihres zweiten Gatten theils auf Reisen in Italien und Deutschland, theils auf ihrer Besitzung in Witley, theils in London in dem großen, schönen, am Cheyne Walk zu Chelsea belegenen Hause, das Herrn Croß gehörte, gelebt. Am 3. September war sie mit diesem nach dem letzteren übergesiedelt, und hier ereilte sie nach kurzer Krankheit infolge einer scheinbar nur leichten Erkältung am 22. December 1880 der Tod. Sie wurde ihrem Wunsche entsprechend auf dem Highgate Cimetry zu London an George Henry Lewes' Seite begraben. — Dort ruht sie nun von den Thaten und Leiden ihres arbeitsreichen Lebens aus. Ihr heißes Herz hat ausgeschlagen, ihr Genius hat müde die Schwingen gesenkt. Aber lebensvoll tritt uns aus ihren Schriften in der Verkörperung, die sie ihr selbst dort gegeben, das Bild ihrer geistigen Persönlichkeit entgegen, und der Flügelschlag ihrer großen Seele weht uns befreiend aus ihnen an. Ihr schönster Traum ist Wahrheit geworden, ihr höchster Erdenwunsch ist erfüllt: dem „unsichtbaren Chor der Todten, die, stets aufs neue wiedergeboren, in Geistern, die sie veredeln, leben“, [16] dem Chor der Unsterblichen, ist sie gesellt. Die Töne, die sie angeschlagen, wecken Wiederhall in tausend Herzen, bereichern sie mit erhabenen Gedanken, erfüllen sie mit großmüthigen Empfindungen und Strebungen und wirken begeisternd in ihnen fort. Ihre Werke sind ein aus der Tiefe sprudelnder, gesunde Labe darbietender Quell. Tausende trinken aus ihm Erquickung, Tausende schöpfen aus ihm Erholung — ein voller, reicher Strom des Segens geht befruchtend von ihnen aus.

Anmerkungen.

[1] Man vergleiche „Die Lebensgeschichte G. Eliots. Herausgegeben von J. W. Croß. Sie ist von dem zweiten Gatten der Dichterin großentheils mit den eigenen Worten derselben nach ihren Briefen

und Tagebüchern zusammengestellt. Das vierbändige, ergiebige Werk hat neben andern dieser meiner Darstellung zur Grundlage gedient.

[2] Vergl.: G. Eliot's Life edited by her husband J. W. Cross: „The little girl very early became possessed with the idea, that she was going to be a personage in the world . . .“ Vier Jahre alt, setzte sie sich eines Tages, ohne eine Note zu kennen, ans Klavier und begann zu spielen: „to impress the servant“, wie sie in späteren Jahren ihrem Gatten lächelnd erzählte. A. a. O.

[3] One of Mr. Isaac Evans moot vivid recollections is, that on the day of the marriage after the bride 's departure he and his younger sister had „a good cry“ together over the break up of the old home-life, which of course would never be the same with the mother and the elder sister wanting . . .“ A. a. O.

[4] Vergl. „The Mill on the Floss“, Book III. Chapter V. u. Book IV Chapter III.

[5] Diese Thatsache ist um so bemerkenswerther, als Hennell der deutschen Sprache nicht mächtig war und die Ergebnisse der neueren deutschen Bibelforschung und der einschlägigen deutschen Litteratur nicht kannte. Strauß hat dies selber in seinem Vorwort zu der deutschen Uebersetzung des Werkes betont.

[6] Aus einem Briefe G. Eliots an einen ihren Korrespondenten, der sie um ihre Ansicht über Dogmen, Bräuche und kirchliche Ceremonien befragte. Vergl.: „A life of G. Eliot“ by George Willis Cooke — in: G. Eliot's Complete Works Illustrated. Boston. Aldine Publishing Co. Band II. Theil II. S. 489. (Boston Edition.)

[7] Von Herrn d'Albert besitzen wir ihr Porträt in Oel. Er lieferte auch französische Uebersetzungen — und zwar, wie sie selber, versichert, sehr sorgfältige — von „Adam Bede“ und der „Mühle am Floß“.

[8] H. Druskowitz giebt in ihrer Arbeit über G. Eliot („Drei englische Dichterinnen“ von H. Druskowitz. Berlin. Robert Oppenheim. 1885) auf S. 164 folgende dankenswerthe Zusammenstellung ihrer hierher gehörigen größeren Essays: „Life of Carlyle“, Januar 1852; „Women in France: Madame de Sablé“, Oktober 1854; „Evangelical Teaching: Dr. Cumming“, Oktober 1855; „German Wit: Heinrich Heine“, Januar 1856; „The Natural History of German Life: Riehl“, Juli 1856; „Silly Books by Lady Novelists“, Oktober 1856; „Worldliness and Other-Worldliness: the Poet Young“, Juni 1857. — An anderer Stelle (A life of G. Eliot by George Willis Cooke in: Complete Works. Boston Edition. Band II. Theil II. S. 412 und 19) finde ich außerdem noch einen größeren Artikel über Mackays „Progress of the Intellect“ und einen über Vehses: „Court of Austria“ erwähnt. Alle bisher ge-

nannten Arbeiten erschienen in der „Westminster Review“. Außerdem hat G. Eliot aber noch größere Artikel für verschiedene andere Zeitschriften geschrieben und noch zahlreiche kürzere Notizen und Recensionen für die erwähnte Rundschau, für das von Herrn Lewes herausgegebene Blatt: „The Leader“, für den „Coventry Herald“ und andere Blätter geliefert. Für die Review besorgte sie während mehrerer Jahre auch die Bücherschau einer jeden Nummer. Von größeren Artikeln sind ihrem Wunsche entsprechend in ihre Werke noch aufgenommen: „Three Months in Weimar“, 1855 in „Fraser's Magazine“ erschienen; „The Influence of Rationalism, Lecky's History“, 1865 für die „Fortnightly Rewiew“ geschrieben; endlich die 1868 in „Blackwood's Magazine“ veröffentlichte: „Address to Working Men by Felix Holt“. Von kleineren Arbeiten habe ich an verschiedenen Orten noch namentlich erwähnt gefunden Artikel über Froude's „Nemesis des Glaubens“, über Robert Browning und Tennisons „Maud“.

[9] Vergl. die Widmung auf dem Titelblatt des „Spanish Gipsy“: „To my dear, every day dearer husband“, desgl. die Inschrift auf dem Manuskript von „Middlemarch“: „To my dear husband George Henry Lewes in this nineteenth year of our blessed union“, endlich diejenige auf dem Manuskript von „Adam Bede“: „To my dear husband George Henry Lewes I give this Ms. of a work, which would never have been written but for the happiness, which his love has conferred on my life.“ Aus ihren Briefen und Tagebüchern sei folgender Stellen gedacht: „When I read aloud my manuscript to my dear, dear husband, he laughed and cried alternately and then rushed to me to kiss me. He is the prime blessing, that has made all the rest possible to me, giving me a response to everything, that I have written, a response, that I would confide in as a proof, that I have not mistaken my work.“ (Brief an Mme. Bodichon vom 5. Mai 1859.)

„He (d. h. Lewes) too is capable of that supreme self merging love.“ (Brief an Mrs. William Smith nach dem Tode von deren Gatten.) „I am very happy, happy in the highest blessing, life can give us, the perfect love and sympathy of a nature, that stimulates my own to healthful activity.“ (Brief an Mrs. John Caß vom 6. Juni 1857.)

„My life has deepened unspeakably during the last year: I feel a greater capacity for moral and intellectual enjoyment, a more acute sense of my deficiencies in the past, a more solemn desire to be faithful to coming duties than I remember at any former period of my life. And my happiness has deepened too; the blessedness of a perfect love and union grows daily.“ (Tagebuch 31. December 1857.)

„In each other we are happier than ever, I am more grateful to

my dear husband for his perfect love, which helpt me in all good and checks me in all evil—more conscious that in him I have the greatest of blessings.“ Tagebuch 1865.

[10] Während eines späteren Aufenthaltes in Berlin im Frühjahr des Jahres 1870 lernten sie auch Bunsen und Mommsen kennen.

[11] Vergl.: „A life of G. Eliot“ by George Willis Cooke in: Complete Works. Illustr. Boston Edition. Band II. Theil II. S. 434 u. 35.

[12] Sie gingen über Paris und den Mont Cenis, besuchten Genua, Livorno und Pisa und begaben sich über Civita Vecchia nach Rom. Nach längerem Aufenthalt brachen sie von dort aus am 29. April nach Neapel auf, von wo sie größere Ausflüge nach Pästum, nach Salerno, Sorrent und Amalfi unternahmen. Mit dem Dampfboot gingen sie dann wieder nach Livorno und von da für einige Zeit nach Florenz — endlich über Siena und Bologna, über Ferrara, Brescia und Padua nach Venedig. Auf dem Rückwege besuchten sie noch Verona und Mailand, begaben sich über den Comer See und den Splüger nach Zürich (woselbst Lewes die Bekanntschaft von Moleschott machte) und kehrten über Bern in die Heimath zurück.

[13 u. 14] Vergl.: „Drei englische Dichterinnen“, Essays von H. Druskowitz. Berlin. Verlag von Robert Oppenheim. 1885. S. 219 ff.

[15] Vergl.: „A life of G. Eliot“ by George Willis Cooke in: Complete Works. Illustr. Boston Edition. Band II. Theil II. S. 441.

[16] „Oh may I join the choir invisible
Of those immortal dead, who live again
In minds made better by their presence; live
In pulses stirred to generosity,
In deeds of daring rectitude, in scorn
For miserable aims, that end with self,
In thoughts sublime, that pierce the night like stars
And with their mild persistance urge man 's search
To vaster issues . . .“ u. s. w.

Vergl. G. Eliot's Complete Works. Illustrated Boston Edition. Band VI. Theil II. Seite 441.

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichn. von **E. A. Fischer-Cörlin.** Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... Mk. 4.—

Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Charakteristik der modernen Erkenntniß. 2 Bde. Eleg. geh. .... „ 12.—
eleg. geb. .... „ 16.—

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ... „ 11.—
N. F. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. .... „ 12.—

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. **2. Auflage.** Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt .... Mk. 6.50

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten. **4. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 4.—

Homunculus. Modernes Epos in 10 Ges. Gr. Oktav. **5. Aufl.**
eleg. geh. .... „ 4.—
in prachtvollem Original-Einband ... „ 5.—

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant geh. „ 3.—
elegant gebunden mit Goldschnitt ... „ 4.—

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. **7. Auflage.** Eleg. geh. ...... „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 6.—

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Ges. **11. Auflage.** Eleg. geh. ...... „ 4.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 5.—

— **Pracht-Ausgabe.** Mit über 200 Illustrationen von **Adalbert von Rößler** und **Hermann Dietrichs.** Gr. Folio in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt .... Mk. 75.—

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustrationen von **Herm. Dietrichs. 6. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 15.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 18.—

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. **18. Aufl.** Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 5.—

— **Pracht-Salon-Ausgabe.** Mit über 100 Illustrationen von **E. A. Fischer-Cörlin.** Gr. Fol. in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 50, auch in 18 Lieferungen à .... „ 3.—

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. **3. Auflage.** Eleg. geheftet „ 5.—
eleg. gebunden .... „ 6.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. **6. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 3.—
eleg. geb mit Goldschnitt .... „ 4.—

Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. **3. Auflage.** Eleg. geh .... „ 2.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 3.—

Gesammelte kleinere Dichtungen. **3. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 4.—

Germanenzug. Canzone. **5. Auflage.** Elegant geh. .... „ 1.—
elegant geb. mit Goldschnitt .... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. **5. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 1.50
eleg. gebunden mit Goldschnitt .... „ 2.50

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. **4. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 6.—
eleg. in Halbfranz geb. .... „ 8.—

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Gesängen. **5. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 1.50
geb. mit Goldschnitt .... „ 2.50

Die Waldsängerin. Novelle. **4. Aufl.** Eleg. geh. .... „ 1.50
eleg. geb .... „ 2.50

George Eliot.

Von

Hedwig Bender
in Eisenach.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und **Fr. von Holtzendorff**,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach**.

Neue Folge. Achte Serie

(Heft 169—192 umfassend).

Heft 171.

Italien.

Eine länderkundliche Skizze.

Von

Dr. Theobald Fischer,

Professor in Marburg.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1893.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von *M.* 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung, der auch die vorliegende Arbeit angehört, besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung" erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Ueber das Bergsteigen.

Vortrag von **Dr. med. J. Buchheister**
in Hamburg.
Preis 1 Mark.

Das treffliche Schriftchen sollte sich Jeder, der eine Hochgebirgstour zu unternehmen beabsichtigt, verschaffen. Aber auch die Freunde gewöhnlicher Fußtouren werden dasselbe gewiß nicht unbefriedigt aus der Hand legen.
(„Aus der Heimath", Juli 1889.)

Das Heft kann allen Touristen nicht warm genug empfohlen werden, da es alles Nöthige enthält, was bei Bergpartien zu wissen unerläßlich sein sollte. Das Heft enthält soviel praktische Winke über Bekleidung, Verpflegung ꝛc., daß Jedem, der irgendwelche Bergtour vorzunehmen beabsichtigt, die vorherige Belehrung sehr zu statten kommen wird. (Bade- und Reise-Journal.)

Über 950 Illustrationsbeilagen.

MEYERS

= Soeben erscheint =
in fünfter, neubearbeiteter Auflage:

17,500 Seiten Text.

272 Hefte zu je 50 Pf.

KONVERSATIONS-

17 Bände gebunden zu je 10 Mk.

152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

LEXIKON

10,000 Abbildungen und Karten.

Italien.

Eine länderkundliche Skizze.

Von

Prof. Dr. Theobald Fischer
in Marburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofverlagshandlung.
1893.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg,
Königliche Hofbuchdruckerei.

Unter den Reisezielen der Deutschen steht seit langem schon Italien mit obenan, und die Zahl derjenigen Deutschen, welche wenigstens einen Theil dieses Landes aus eigener Anschauung kennen, ist sehr beträchtlich. Dennoch fehlt es auch bei uns noch vielfach an einer besseren Kenntniß des Landes und an richtigem Verständniß des uns fremdartigen Volksthums. In der sehr reichen Reiselitteratur begegnet man immer wieder schiefen oder ungerechten Urtheilen, wie sie flüchtig Reisende, der Landesnatur und Landessprache wenig Kundige nur zu leicht fällen. Werke wie Victor Hehns „Italien; Ansichten und Streiflichter" oder Gregorovius' „Wanderjahre in Italien" bilden Ausnahmen. Zu dieser Erscheinung trägt allerdings die auch heute noch unvollkommene wissenschaftliche Erforschung des Landes bei. Die Grundlagen jeder Landeskunde, eine gute topographische Karte und die geologische Durchforschung, konnten erst nach Schaffung der politischen Einheit in Angriff genommen werden und harren, namentlich letztere, auch heute noch der Vollendung. Aber sehr viel und sehr Tüchtiges ist in der kurzen Spanne Zeit trotz der Knappheit der Mittel geleistet worden und noch mehr wird in der nächsten Zukunft geleistet werden, denn ähnlich wie der deutsche Geographentag hat gleich der erste italienische Geographentag, welcher bei Gelegenheit der Columbusfeier in Genua versammelt war, die sofortige Inangriffnahme landeskundlicher Forschungen beschlossen. Indessen sind schon so werthvolle

Bausteine aufgehäuft, daß ich es wagen darf, gestützt auf zahlreiche Reisen und lange Aufenthalte in Italien, eine Skizze dieses Landes zu entwerfen. [1]

Die Lage und Weltstellung Italiens ist eine sehr günstige, schon als die mittlere der drei südeuropäischen Halbinseln erscheint sie den beiden anderen gegenüber bevorzugt. Mitten im Mittelmeere gelegen, das Nordwestbecken desselben vom Südostbecken trennend, beherrscht es zugleich die eine der Verbindungslinien beider und nimmt theil an der Beherrschung der großen Welthandelsstraße, welche der großen Achse des Mittelmeeres folgt. Eine lange schmale Landbrücke vom Rumpfe Europas hinüber zur Festlandsmasse von Afrika erscheint Italien als das Herzland des ganzen Mittelmeergebiets und zur Beherrschung desselben bestimmt. Italien schaut nach Westen, ist aber im stande, von den vortrefflichen Häfen von Venedig, Brindisi und Tarent, welche mit dem nahen Gegengestade die Ungunst der adriatischen Küste auszugleichen streben, auch zum Osten in Beziehungen zu treten. Mit einer Landgrenze von nur 1400 km Länge verbindet Italien eine Küstenlänge von 6341 km und ist so ein durchaus maritimes Land, denn selbst seine meerfernsten Großstädte Turin und Mailand haben nur eine Meerferne von 105 bezw. 120 km, d. h. gleich Hamburg.

Die Küstengliederung Italiens ist namentlich im Westen eine reiche; küstennahe Inselgruppen, wie die toskanischen und campanischen, erhöhen den Werth derselben; die großen, nach der Gesamtheit ihrer Verhältnisse italienischen Inseln Sicilien, Sardinien und Corsica, theils küstennah, theils in Sehweite gelegen, bilden als Insel-Italien eine wesentliche Ergänzung

---

[1] Der vorliegende Vortrag beruht im wesentlichen auf einer umfassenderen Darstellung Italiens, welche der Verfasser in „Unser Wissen von der Erde", herausg. von A. Kirchhoff, Bd. III., 2. Hälfte, gegeben hat, die binnen kurzem erscheinen wird.

des eigentlichen Halbinsellandes, beide zusammen eine solche des mehr festländischen Charakter tragenden Po-Landes. Der Reichthum Italiens an natürlichen Häfen ist ein verhältnißmäßig großer; wo dieselben den Anforderungen der Neuzeit nicht mehr genügten, wie in Genua, Neapel, Palermo, konnten sie durch Kunst verbessert werden; wo sie ganz fehlten, waren sie unschwer zu schaffen, wie bei Livorno, oder man vermißte sie weniger als in irgend einem der Mittelmeerländer, weil Italien, wohl im wesentlichen dank seiner Oberflächengestalt, weit seltener von Stürmen heimgesucht ist als Griechenland, Süd-Frankreich, Spanien oder gar Algerien. Ein sehr großer Theil auch des inneren Verkehrs vollzieht sich so stets zur See, und selbst mit den Nachbargebieten verkehren Küstenfahrer, da die Meerenge von Otranto nur 72.8, die von Pantellaria nur 150 km breit ist, so daß man bei hellem Wetter von Sicilien aus wohl das hohe Kap Bon drüben in Tunesien erblicken kann. Zu allen Zeiten, von den Tyrrhenern an, hat daher Italien tüchtige Seeleute hervorgebracht, und mit richtigem Blick haben die Staatsmänner des neuen Italien erkannt, daß die Gegenwart und Zukunft des Landes in der Beherrschung des Meeres liegt. Italien hat sich daher eine Kriegsflotte geschaffen, welche an Größe der Schlachtschiffe wohl einzig dasteht.

Es erscheint so dieses Land wie zum Ausgangs- und Brennpunkte des Seeverkehrs im ganzen Mittelmeere geschaffen, wie es nahezu zwei Jahrhunderte in der engeren Welt des Alterthums und Mittelalters der Hauptsitz des Verkehrs gewesen ist. Und gleiche Bedeutung vermöchte es wohl wieder zu erlangen, wenn sich seine Gegengestade im Osten und im Süden einmal wieder beleben werden. Der Straße von Gibraltar und dem Suez-Kanal gleich nahe, vermag es auch am Weltverkehr der Neuzeit mit Erfolg theilzunehmen. Aber noch mehr, auch von wichtigen festländischen Straßen wird Italien gekreuzt;

in meridionaler Richtung von denen, die in Genua, Venedig, Neapel und Brindisi endigen, in äquatorialer von denen, welche über Mailand und Turin gehen. Mailand ist der eigentliche Kreuzungspunkt dieser Straßen, der Mittelpunkt aller Alpenstraßen, die dort vom Simpelnpasse im Westen bis zum Stilfser Joch im Osten radienförmig zusammenlaufen. Infolgedessen ist es heute auch einer der wichtigsten Sitze des festländischen Handels von Europa. Und nicht, wie Spanien, nur zu einem Lande, nein, zu deren einer ganzen Reihe, zu Frankreich, der Schweiz, dem Deutschen Reiche, Oesterreich und Ungarn, unterhält Italien unmittelbare Beziehungen zu Lande. Vielseitigkeit der Beziehungen zur See wie zu Lande ist demnach der hervorstechendste Charakterzug Italiens. Und wenn die Handelssprache fast aller Völker Europas noch heute die Spuren der beherrschenden Stellung erkennen läßt, welche Italien bis ins sechzehnte Jahrhundert im Welthandel hatte, so sind die Bedingungen, daß dies Land in Zukunft wieder einmal diese Stellung zurückerobert, zwar nicht mehr gleich günstig, aber immerhin keine durchaus ungünstigen.

Entwickelungsgeschichte.

Der Satz, daß man einen Gegenstand erst völlig kennt, wenn man weiß, wie er entstanden ist, findet vor allem in der wissenschaftlichen Geographie Anwendung. Wenn wir daher, nachdem wir uns in großen Zügen mit dem zu betrachtenden Lande vertraut gemacht haben, in die Geschichte desselben einzudringen suchen, so möchte ich zunächst die Thatsache feststellen, daß Italien, wie es politisch ein Neubau ist, auch erdgeschichtlich ein sehr junges Land, in seiner Gesamtheit wohl das jüngste Europas ist. Man kann gewissermaßen sein Alter noch aus seinen Zügen herauslesen. Wohl nirgends vollziehen sich die Veränderungen des wagrechten Umrisses und des senkrechten Aufrisses so rasch wie hier. Nirgends kann man wie hier so

zu sagen mit Augen sehen und mit Händen greifen, wie an der einen Stelle ein Berg aufgethürmt, an einer anderen ein Gebirge abgetragen und eingeebnet wird. In Italien sind in der That, um uns einer Wendung unseres unvergeßlichen Meisters Oskar Peschel zu bedienen, unsere besten Karten Bilder von vergänglicher Wahrheit. Von jeher hat daher Italien die besondere Aufmerksamkeit der Geologen wachgerufen, von denen wohl jeder einmal den Drang gefühlt hat, in diesem Lande sein Wissen zu bereichern. Unsere namhaftesten Geologen gehören daher auch zu den verdientesten wissenschaftlichen Erforschern Italiens. Und ähnlich in England und Frankreich.

Nur geringe Trümmer eines älteren Stückes der aufgetauchten festen Erdkruste sind in den Neubau Italien verarbeitet, und die Inschriften dieser alten Werkstücke sind so verwischt, daß wir nur mühsam zu entziffern vermögen, wie der alte Bau ausgesehen haben mag, dessen Reststücke sie sind. Derselbe dehnte sich von Corsica-Sardinien, vielleicht vom äußersten Südwestende unserer heutigen Alpen bis nach Calabrien und Sicilien, nach Osten bis aufs Festland des heutigen Toskana aus. Längst bis auf jene stehen gebliebenen Trümmer, auf deren Zusammengehörigkeit geologische und biologische Gründe zu schließen zwingen, in den tiefen Einbruchskessel des tyrrhenischen Meeres versenkt, bezeichnen wir dieses demnach etwas westlicher gelegene Ur-Italien mit dem Namen Tyrrhenis. Nur im Bereich der alten Tyrrhenis kommen in Italien, von den Alpen abgesehen, überhaupt alte Gesteine vor, Gneise, krystallinische Schiefer, alte Granite, in noch geringerer Ausdehnung ihnen mantelförmig angelagert auch paläozoische Schichtgesteine. Auf sie fast allein ist, wenn wir von der Schwefelgewinnung Siciliens absehen, in Italien Bergbau beschränkt. Mit dem fast völligen Fehlen der Steinkohlenformation hängt der völlige Mangel an Steinkohlen zusammen, welcher die neuzeitlich groß-

gewerbliche Entwickelung Italiens so außerordentlich erschwert. Gegen Ende des mesozoischen Zeitalters begann der Niederbruch und die Zertrümmerung der alten Tyrrhenis und entstand in einer langen wechselvollen Bauperiode, wo zeitweilig der Bau unterbrochen, ja wieder niedergerissen wurde, der Neubau Italien, der, seiner Gesamtanlage nach erst mit dem Ende der Tertiärzeit vollendet, noch in der Quartärzeit wesentliche Zu- und Umbauten erfahren hat. In der zweiten Hälfte der Tertiärzeit wurde am energischsten durch seitlichen, von Südwesten kommenden Druck das Apenninengebirge zusammengefaltet, zum Theil aber auch bald wieder durch auf peripherischen Bruchspalten erfolgende Vertikalverschiebungen zertrümmert, so daß nur noch, ähnlich wie beim größeren Theil der Karpathen, der äußere geschichtete Mantel erhalten ist. Kesselförmig griffen diese Einbrüche an der Westseite ein, und auf ihnen entwickelte sich gegen das Ende der Tertiärzeit jene großartige, noch heute nicht erloschene vulkanische Thätigkeit, die von dem Inselchen Capraja im Norden, am Eingang in das ligurische Meer, bis zum Etna ganze Reihen und Gruppen vulkanischer Kegel aufgethürmt hat. Ganze Meerbusen, wie in Latium und in Campanien, wurden von den vulkanischen Auswurfsstoffen ausgefüllt, ganze Gebirge, wie das Albaner, und so gewaltige Kegel, wie der Etna, aufgethürmt. Besteht doch in der Umgebung von Rom ein Gebiet von 6000 qkm, gleich mehr als einem Drittel des Königreichs Sachsen, nur aus vulkanischen Ablagerungen. Und noch sind die Grundlagen des Neubaus nicht in sich verfestigt, noch unterliegen die Schollen der festen Erdkruste auf den sie zerstückenden Spalten Bewegungen, welche Italien zu einem der erdbebenreichsten Länder der Erde machen. Giebt es hier doch Gegenden, in welchen im Durchschnitt einmal im Jahrhundert alle Siedelungen von Grund aus, dazwischen noch oftmals theilweise zerstört werden. Vulkanische Ausbrüche vernichten so periodisch Leben und Eigenthum örtlich,

Erdbeben in großer Ausdehnung, beide hemmen den Unternehmungsgeist, verlangsamen die Volksvermehrnng und die Anhäufung von Wohlstand, sie gehören so zu den Landplagen Italiens, haben aber auch Italien zur hohen Schule für das Studium dieser beiden so furchtbaren Naturerscheinungen gemacht. Zu beiden in engen Beziehungen steht auch der Reichthum Italiens an Thermen und Mineralquellen, Schätze, die man noch kaum auszubeuten begonnen hat.

Die faltenden Bewegungen, welche dem Apenninengebirge den Ursprung gaben, scheinen nach Süden an Intensität abgenommen zu haben, während die Bildung von Bruchlinien und darauf erfolgende Vertikalbewegungen dort unter den gebirgsbildenden Vorgängen mehr in den Vordergrund treten — so weit die noch ungenügende geologische Durchforschung der ganzen Südhälfte des Apennin überhaupt ein Urtheil über die Tektonik erlaubt. Jedenfalls scheint schon im Abruzzen-Apennin nur mehr leichte Fältelung vorzuliegen, welche Hochflächen schuf, ähnlich der des Lim-Hochlandes drüben im illyrischen Faltensystem der südosteuropäischen Halbinsel. Wir denken hier namentlich an die bedeutendste Massenanschwellung der ganzen Halbinsel, die den eigentlichen Abruzzen in SSW. vorgelagert ist und die wir Abruzzen-Hochland nennen möchten. Brüche und Vertikalbewegungen treten hier neben der Faltung bereits bedeutungsvoll hervor, sie gaben der Kalkmasse der Abruzzen die bedeutende Höhe von noch heute 3000 m und scheinen im neapolitanischen Apennin geradezu zu überwiegen. Eine Hebung des ganzen Apenninengebietes zu Anfang der Quartärzeit, welche bis heute ungefaltet gebliebene, erst zu Ende der Tertiärzeit auf dem Meeresgrunde gebildete Schichten auf dem Festlande wie in Sicilien zu so bedeutenden Höhen erhob, daß sie noch heute 1000 m und mehr erreichen, trotz seitdem erfolgter Abtragung, hat hier im

Süden erst wieder ein orographisch einheitliches Gebirge geschaffen, indem dadurch erst wieder die Trümmer der alten Tyrrhenis und die Schollen und Klötze jurassischer und kretaceischer Apenninengesteine miteinander verbunden wurden. Erst jetzt verwuchsen der Monte Gargano und die apulische Kreidetafel durch Schließung pliocäner Meerengen mit dem Apenninenlande und kam durch Anschweißung von Sporn und Absatz die bekannte Stiefelgestalt zu Ausbildung. Diese Hebung schuf zwar auch die calabrische Meerenge zur einer niederen Landenge um, die auf einer tiefgreifenden Bruchspalte liegende Meerenge von Messina vermochte sie aber nur schmäler und seichter zu machen. Sicilien blieb dauernd vom Festlande getrennt und verlor auch in der Diluvialzeit seine Verbindung mit Tunesien, indem sich auch dort schon seit der Tertiärzeit ein Bruchgürtel auszubilden begonnen hatte, der am Nordrande Klein-Afrikas nach O. und SO. verläuft und auf welchem sich ebenfalls noch heute nicht erloschene vulkanische Thätigkeit zu regen begann. Die durch Bruchlinien und Grabenversenkungen zerstückte Malta-Gruppe und Lampedusa, flache tertiäre Tafeln, sind Reste des hier zertrümmerten Festlandes, für dessen bis in die geologische Gegenwart fortgesetztes Untertauchen die sorgsamen hydrographischen Forschungen der Franzosen in der kleinen Syrte so wunderbare Belege geliefert haben.

Dagegen begann im Norden gegen Ende der Tertiärzeit durch Hebung und Zuschüttung die Verlandung des großen Senkungsfeldes an der Innenseite der Alpen, das im Laufe der Quartärzeit zur großen, noch immer auf Kosten der Adria wachsenden Po-Ebene ausgestaltet wurde. Ebenso sind an der Westseite der Halbinsel erst seit der Quartär-, ja zum Theil in geschichtlicher Zeit der Meerbusen, in welchen der Arno mündete, und einige kleinere verlandet. Italien ist so, bis auf jene wenig ausgedehnten Trümmer der Tyrrhenis, ein junges Land, die

Apenninen von allen größeren Gebirgen Europas das jüngste, denn erst in quartärer Zeit ist ihr Bau vollendet worden. Gesteine jugendlichen Alters bilden also vorwiegend den Boden Italiens, selbst von mesozoischen tritt nur die Kreide in etwas größerer Ausdehnung auf, das Tertiär ist die Charakterformation Italiens, nächstdem das Quartär. Mindestens zwei Drittel Italiens, von Sicilien sogar vier Fünftel besteht aus Gesteinen, welche sich erst im Laufe der Tertiärzeit auf dem Grunde des Meeres oder noch später durch Anlagerung gebildet haben. Und unter diesen Gesteinen überwiegen thonige und mergelige, also leicht zerstörbare Felsarten. So auffällig auch orographisch die kretaceischen und jurassischen Kalkgesteine in den Apenninen hervortreten, so ist es heute doch nicht mehr erlaubt, die letzteren danach ein Kalkgebirge zu nennen, wir müssen es vielmehr ein Thongebirge nennen, denn was ihm seinen ganz eigenartigen Charakter aufprägt, das sind die vorherrschenden thonigen Felsarten. Die wichtigsten Erscheinungen, welche man sich stets bei dem Begriff Kalkgebirge zu vergegenwärtigen pflegt und die im illyrisch-griechischen Faltensystem in seiner ganzen Ausdehnung so auffällig zu Tage treten, treten in den Apenninen, eben der geringen Verbreitung der Kalkgesteine wegen, nur in untergeordnetem Maße auf. Selbst in den älteren Formationen, im Archäischen und Paläozoischen Siciliens und Kalabriens, herrschen leicht zerstörbare Gneise und Schiefer vor.

Auf der weiten Verbreitung leicht zerstörbarer Felsarten im Bunde mit den klimatischen Verhältnissen und der weit fortgeschrittenen Entwaldung des alten Kulturlandes beruhen die erstaunlich rasch vor sich gehenden Veränderungen der Oberflächengestalt und der Küstenlinien ganzer Landschaften. Ganze Gebirge, wie das peloritanische Gneisgebirge bei Messina, sind in sichtbarer Abtragung begriffen, immer tiefer greifen die Thäler und Regenschluchten in das Gebirge ein, immer größere Geröllmassen schieben

sich in den für gewöhnlich fast ganz trocken liegenden Fiumaren ins Meer. In dem Mergellande von Toskana werden durch erhalten gebliebenen Baumwuchs verfestigte Stellen in wenigen Jahren zu inselartigen Hügeln herauspräparirt, alle 10—20 Jahre muß man die Grenzsteine neu setzen, da sich die ganze Oberfläche unter den Winterregen in eine gleitende Breimasse verwandelt und die Flüsse zu Schlammströmen werden, welche Meerbusen füllen und die Küste vorrücken. Neuerdings verwerthet man in Italien vielfach diese Schlammströme, welche dem Lande große Mengen kostbarer Düngstoffe entführen — hat man doch in Frankreich den Werth der alljährlich dem Lande in den Sedimenten der Flüsse entzogenen Feststoffe auf 30 Mill. Frcs. geschätzt —, zu künstlicher Anfüllung von Fieberdünste aussendenden Sümpfen und bekämpft damit die Malaria am wirkungsvollsten. Das berüchtigte Chiana-Thal zwischen Florenz und Rom ist dadurch fieberfrei geworden, daß man durch solche künstliche Ablagerung eine Fläche von 200 qkm um 2—5 m erhöht und damit den Gewässern Gefäll verschafft hat.

Bergschlipfe, welche nicht selten große Flächen angebauter Felder, ganze Ortschaften und Menschenleben vernichten, sind in diesen thonigen Gebieten Italiens außerordentlich häufig, namentlich in dem Gürtel der sog. Scherben- oder Schuppenthone (argille scagliose) der Apenninen, deren Entstehungsweise so umstritten ist. Im Juni 1881 gerieth, um nur einen Fall unter vielen hervorzuheben, ein Theil des zwischen zwei Flußthälern gelegenen, 5000 Einwohner zählenden Städtchens Castelfrentano (bei Chieti) ins Gleiten und sank in Trümmer, der Rest war schwer bedroht. Selbst die Lage der Siedelungen wird von diesen Felsarten bedingt. Dieselben schließen sich nicht, wie in Mitteleuropa, den Flüssen und Thälern an, denn diese sind von Geröllen und Schlammmassen erfüllt, versumpft und fieberschwanger, auch nicht den Thalgehängen, denn diese sind beweg-

lich; hoch oben auf den meist von festen wagerechten Kalktafeln gebildeten Bergrücken, Adlernestern gleich, thronen fast im ganzen Apenninenlande die Heimstätten der Menschen. Daß sich die Malaria in solchen Thongebieten ganz besonders entwickeln kann, liegt klar zu Tage. Auch den Verkehrswegen bieten sie besondere Schwierigkeiten, besonders den Eisenbahnbauten. Diese sind in denselben stets überaus kostspielig, da sie unablässig Ausbesserungen, Verlegungen u. dgl. erfordern und dennoch der Verkehr oft unterbrochen ist. In der winterlichen Regenzeit fließen die Dämme auseinander, die Einschnitte zusammen, an den Hängen kommen die Linien ins Gleiten. Nachdem man, namentlich in Sicilien, wo nicht weniger als 40 % der Oberfläche aus diesen gleitenden und nur 30 % aus mäßig festen Bodenarten bestehen, die schlimmsten Erfahrungen in dieser Hinsicht gemacht hat, hat heute bei Feststellung der Linien in solchen Gebieten der Geologe das entscheidende Wort zu sagen, man umgeht dieselben soviel wie möglich. In solchen Gegenden kostet nicht selten ein Kilometer 500—600 000 Lire und bei Tunnelbauten, oft die letzte Zuflucht, der laufende Meter 4—5000 Lire! Auch die weit verbreiteten Thongesteine, namentlich da sie häufig auch noch salzig und unfruchtbar sind, gehören so zu den Landplagen des Gartens der Hesperiden.

Bodenplastik.

Das so jugendliche Faltengebirge der Apenninen beherrscht die Oberflächengestalt in solchem Maße, daß man oftmals geradezu von der Apenninen-Halbinsel spricht. In der That ist Italien überwiegend Apenninenland. Doch sind die Höhen, da eben nur der äußere geschichtete Mantel des Faltengebirges erhalten ist, überall nur mäßige. Die höchste Erhebung, der Gran Sasso d'Italia, erreicht noch nicht voll 3000 m und steht somit dem Kegel des Etna mit 3312 m noch beträchtlich nach, aber zahlreiche Gipfel, selbst bis nach Sicilien, erreichen oder über-

steigen 2000 m. Die Paßhöhe ist überall gering, sie beträgt im Mittel der 17 von Fahrstraßen benützten Pässe nur 900 m. Die Eisenbahnen durchfahren die Kämme meist in noch geringerer Höhe in Tunnels. Es bieten so die Apenninen, besonders wenn man auch ihre geringe Breite und die südliche Lage in Betracht zieht, dem Verkehr nur geringe Schwierigkeiten. Als Klima- und Wetterscheide wird man ihre Bedeutung aber nicht leicht überschätzen. Der Charakter des Berg- und Hügellandes wird daher in Italien überwiegen, nur 38.5 % der Oberfläche ist als Ebene anzusehen.

Die kennzeichnenden Züge des Faltenlandes sind im Appenninenlande vielfach verwischt und überhaupt nur in der Nordhälfte schärfer ausgeprägt. Schon im Abruzzen-Apennin schafft leichte Fältelung weite Hochländer, wie das von uns so genannte schon erwähnte Abruzzen-Hochland, westlich von den eigentlichen Abruzzen, südwärts bis zum Sangro und Volturno, die größte Massenanschwellung der Halbinsel. Parallelismus der Ketten kennzeichnet nur den Nord- und zum großen Theil noch den Mittel-Apennin. Dabei ist die Länge der einzelnen, meist den Faltenzügen genau entsprechenden Ketten stets eine geringe, immer nimmt eine innere südostwärts streichende an Höhe ab und verschwindet schließlich unter dem tyrrhenischen Senkungsfelde, das bei Florenz am tiefsten in das Gebirge eingreift. Die Wasserscheide springt nach Osten auf die nächste Parallelkette über, die dann dasselbe Schicksal erleidet. Die Gewässer folgen den Faltenthälern und brechen so schließlich, sich zu größeren Rinnen vereinigend, zu dem breiten Vorlande durch, das sich hier in dem Senkungsfelde noch über den Meeresspiegel erhebt, um das tyrrhenische Tiefbecken zu erreichen. Alle Flüsse haben daher hier den gleichen Bau. Nur dieser koulissenartige Bau der Apenninen bewirkt das südöstliche Streichen des Gebirges zwischen Genua und Ancona.

Ganz anderen Bau besitzt der neapolitanische Apennin. Hier fehlen parallele Ketten fast ganz; wir haben ein unregelmäßiges Berg- und Hügelland von geringer Höhe vor uns, in welchem die Wasserscheide sich bald mehr dem adriatischen, bald mehr dem tyrrhenischen Meere nähert und über vielen, meist pliocänen Hochflächen (von Ariano, Campobasso ꝛc.), welche nur das rinnende Wasser gegliedert hat, nur mächtige Jura- oder Kreidekalk-Schollen und -Klötze (der Matese z. B.), die lebhaft an die ähnlichen, nur großartigeren Gebilde der Ostalpen, Dachstein, Todtes Gebirge, ꝛc. erinnern, sich mit prallen, weißlich schimmernden Wänden erheben. Nur das ungefaltete, gehobene Pliocän verbindet hier diese älteren Kalkschollen. Hier in dem Berglande der alten Samniten handelt es sich nicht um eine Uebersteigung des Gebirges, um aus der campanischen in die apulische Ebene zu gelangen, sondern mehr um eine Durchquerung; nur die engen Eingänge in das Gebirgsland, wie die Furculae caudinae und das Cervaro-Thal, bieten Schwierigkeiten.

Wiederum verschieden ist der Bau des calabrischen Apennin. Er besteht lediglich aus zwei großen Trümmerstücken der alten Tyrrhenis, den Gneismassivs der Sila und des Aspromonte, die lediglich von gehobenen und erodirten Pliocänschichten umhüllt und miteinander verbunden sind. Der calabrische Apennin bietet daher in seinen Oberflächenformen auffallende Gegensätze zum neapolitanischen, die man in dem Bruchgürtel des Crati-Thales, etwa auf der geröllüberschütteten Stätte des alten Sybaris stehend, mit einem Blick überschauen kann. Gen Norden der Monte Pollino (2271 m) mit kahlen Steilgehängen zu seinen kühnen, bald weißlich schimmernden, bald intensiv gefärbten Kalkzinnen von doppelter Brockenhöhe empor gefurcht von engen kañonartigen Schluchten, in welchen geröllarme, aber ausdauernde, weil von starken Capi d'Acqua des Kalkgebirges genährte Flüsse zum Crati eilen. Im Süden

dagegen erhebt sich die unserem Harz ähnliche Gneismasse der Sila, die mit sanfter, von üppiger, aber keineswegs südlichen Charakter tragender Vegetation bedeckter Böschung zu gerundeten Hochgipfeln von nicht ganz doppelter Brockenhöhe ansteigt. Wasserarme, aber geröllreiche Flüsse durchirren die breiten, flachen Thäler.

Der sicilische Apennin verbindet mit wesentlich apenninischen Zügen, dem tyrrhenischen Steilabbruche und der sanften, Afrika zugekehrten Abdachung auch eigenartige. Namentlich treten auch hier mesozoische Stöcke, bis zur Trias, und jungeruptive Durchbrüche in beträchtlicher Zahl auf.

Wenn wir so das Apenninengebirge auch als ein einheitliches auffassen, so bildet dasselbe doch mehr das Rückgrat der Halbinsel, es füllt dieselbe nicht ganz aus. Zu beiden Seiten lagern sich auf weite Strecken noch Landschaften an, welche nur in loseren Beziehungen zu den Apenninen stehen und in Italien meist als subapenninische bezeichnet werden. Sie sind dem Apenninenlande erst zu Ende der Tertiärzeit und noch später angegliedert, bezw. angelagert worden. Wir sprechen so von einem tyrrhenischen und einem adriatischen Apenninen-Vorlande. Letzteres umfaßt die auf weite Strecken von Terra rossa, hier Bolo genannt, bedeckte und daher sehr fruchtbare apulische Kreidetafel und die mit ihr durch die apulische Ebene verbundene Scholle des Gargano. Beide sind nach ihrem inneren Baue und ihren genetischen Verhältnissen nicht voneinander zu trennen, dürften aber durch die gerade im neapolitanischen Apennin noch nicht hinreichend vertiefte geologische Forschung auch in immer engere Beziehungen zu den Kalkschollen des letzteren gesetzt werden. Die Gründe, nach welchen man den Gargano für ein dem Apenninenland angegliedertes Stück des illyrisch-griechischen Faltensystems hat erklären wollen, erscheinen uns schon heute nicht mehr stichhaltig. Das tyrrhenische Gegenstück

der apulischen Kreidetafel sind die lepinischen und cepreischen Berge, nur daß hier, der tyrrhenischen Abbruchseite entsprechend, Störungen mehr hervortreten. Die campanische und die latinische Ebene sind ausgefüllte Einbruchskessel, während das Hochland von Toskana und vielleicht auch die apuanischen Alpen im wesentlichen als Theile der alten Tyrrhenis aufzufassen sind. Die große Ausdehnung, welche das tyrrhenische Alpenvorland vom Horst von Sorrent bis zum Golf von Spezia durch Ausfüllung der Einbruchskessel, durch Bildung jungeruptiver Berge und Berggruppen und durch Angliederung von Trümmern der Tyrrhenis erlangt hat, hat hier weite, offene, dichter Besiedelung zugängliche Landschaften und namentlich größere hydrographische Becken geschaffen, wie das des Tiber, des Arno, Garigliano u. a., welche theils dem apenninischen Faltenlande, theils dem Vorlande angehören, in diesem aber erst ihre volle Entwickelung und Bedeutung erlangen. Hier liegen daher die größten und geschichtlich wichtigsten Siedelungen der Halbinsel: Neapel, Capua, Rom, Florenz, Siena, Pisa, Livorno u. a. nahe bei einander.

Die Trümmer der Tyrrhenis bilden überwiegend Insel-Italien, das Apenninenland entspricht Halbinsel-Italien. Zu diesem, wenn auch berg- und hügelerfüllten, doch vorzugsweise maritimen Italien steht in vielfachem Gegensatze die Po-Ebene, Festland-Italien. Dieselbe läßt sich einem zwischen Alpen und Apenninen eingesenkten, namentlich an der Westseite von den Alpen noch umwallten, sich nach Osten sanft neigenden und verbreiternden Troge vergleichen. Doch weist auch die Sohle des Troges nur selten jene Einförmigkeit auf, welche sonst Ebenen zu kennzeichnen pflegt. Zunächst erheben sich kleine vulkanische Hügelgruppen, wie die Euganeen, oder abgeschnittene äußerste Randstücke der Apenninen, wie der Hügel von St. Colombano, mitten aus dem Schwemmlande, ja das ganze ausgedehnte Hügelland von Monferrat, auch ein

Theil der Apenninen, ist als ein durch das breite Tanaro-Thal abgegliederter Einschluß der Ebene aufzufassen. Aber auch sonst läßt der Baumreichthum und die ganze Art der Bodenverwerthung nirgends den Eindruck des Einförmigen aufkommen, und fast überall bieten die hohen, zackigen, weiß leuchtenden Kämme und Hochgipfel der Alpen, im Westen zugleich auch die Rücken der Apenninen dem Auge willkommene Rastpunkte. Ein großes Senkungsfeld, in welchem die Gletscher der Eiszeit und die Flüsse der Alpen und Apenninen, namentlich in diluvialer Zeit, ungeheure Geröllmassen abgelagert haben, deren Mächtigkeit im Innern noch nirgends durch Bohrungen hat festgestellt werden können, zerfällt die Po-Ebene nach den Oberflächenformen, welche diese Ablagerungen hervorrufen, den Bodenarten und der Art der Bebauung in mehrere parallele Gürtel. Ein Gürtel hügeliger, an kleinen Seen, Mooren und auch wirthschaftlich ins Gewicht fallenden Torfstichen reicher Moränenablagerungen bildet den Uebergang vom Alpenland zur Ebene. An ihn schließt sich der Gürtel der groben diluvialen Flußgerölle und des umgelagerten Moränenschutts an, unter welchem allmählich die feinen, vorwiegend thonigen, undurchlässigen Schwemmgebilde der inneren Ebene hervortreten, auf ihnen die in den Gürteln der gröberen Ablagerungen in die Tiefe gesunkenen Meteorwasser. So bildet sich hier ein besonders wasserreicher Gürtel, der sog. Gürtel der Fontanili, in welchem theils von selbst, theils künstlich gesammelt große Wassermengen, Quellen und Flüssen Ursprung gebend oder die Flüsse verstärkend zu Tage treten und, zu künstlicher Berieselung verwerthet, den Ertrag des Bodens außerordentlich steigern. Hier liegen die Reisfelder und jene üppigen Rieselwiesen, auf welchen die bedeutende Viehzucht der Lombardei beruht, die so große Mengen Butter und Käse in den Handel liefert. Bei der Fruchtbarkeit des Bodens drängte sich wohl sehr früh das Bedürfniß auf, die meist den Charakter

von Wildwasser tragenden Flüsse zu bändigen oder durch künstliche, die dann wirklich dem Verkehr, zugleich aber auch der Bewässerung des Landes dienten, zu ersetzen. Diese Wildwasser, die noch heute mit ihren breiten, geröllreichen, veränderlichen Betten wichtige strategische Linien bilden, scheuchen den Menschen von ihren Ufern, während die künstlichen Wasseradern ihn anziehen. So ist Mailand heute, ähnlich Berlin, der Mittelpunkt eines bewundernswerthen Kanalnetzes. Ein großer Theil der in Berieselungen über die Ebene austretenden Wassermassen geht am unteren Ende der Ebene unterirdisch dem Po wieder zu, der so auf der 80 km langen Strecke von Valenza-Olonetta bei niedrigstem Wasserstande ca. 300 cbm Wasser in der Sekunde von unterirdischen Zuflüssen erhält, d. h. fast soviel, wie der Tessin bei seinem Austritt aus dem Langensee führt.

Klima und Pflanzenwelt. Bevölkerung.

Zu den am meisten anziehenden Eigenschaften und zu den Schätzen Italiens gehört sein orographisch auffällig bedingtes Klima. Doch sind gerade über dieses unter den Nordländern sehr irrige Vorstellungen verbreitet, die bei praktischer Erprobung zu bitteren Enttäuschungen und falschen Urtheilen über das Land führen. Italien ist durch seine Lage so zu sagen im Mittelmeer, durch den Schutz, welchen Alpen- und Apenninenwall, einem großen Theile des Landes sonnige Südlage verleihend, bieten, auch durch die Einflüsse, welche das heiße Nordafrika ausübt, klimatisch in hohem Grade bevorzugt und besitzt, örtlich durch die Oberflächengestalt hervorgerufen, wahre klimatische Oasen. Die Umgebung der oberitalischen Seen und das ligurische Küstenland sind nur die bekanntesten und größten. Das Ausmaß der Wärme ist überall ein bedeutendes, die Menge der Niederschläge überall für das Pflanzenleben ausreichend und wenigstens in der Nordhälfte des Landes fast gleichmäßig über die Jahreszeiten vertheilt. Freilich, der große

Trog der Po-Ebene, der nur im Osten, aber auch nur in geringem Maße dem Meere zugänglich ist, trägt auch in klimatischer Hinsicht festländischen Charakter. Im Sommer steigt dort die Wärme in dem Maße, daß sie derjenigen Siciliens gleichkommt und lange genug andauert, daß selbst einjährige Erzeugnisse der Tropen, wie der Reis, hier gezogen werden können; im Winter dagegen, wo das Mittelmeer, das ja auch in seinen Tiefen niemals weniger als 12—13° C. hat, im übrigen Italien wärmeerhaltend wirkt, sammeln sich hier auf der Sohle des Troges die kühlen, schweren Luftmassen, die nur langsam zur Adria abfließen können, und namentlich bei Schneebedeckung bilden sich gar nicht selten sehr niedere Temperaturen durch Wärmestrahlung aus, zumal der Winter hier auch die niederschlagsärmste, heiterste Jahreszeit ist. Es kommen hier Perioden bis zu 30 Tagen vor, in welchen das Thermometer unter Null bleibt, und in Mailand bietet sich oft genug Gelegenheit zum Schlittschuhlaufen. Nur hat die kalte Jahreszeit im allgemeinen kürzere Dauer. Infolge seiner kalten Winter, die nur an den Seen wesentlich gemildert sind, besitzt die Po-Ebene nur wenige Vertreter der mittelländischen Pflanzenwelt, selbst der Oelbaum ist ihr fremd; sie kann höchstens als eine Vorhalle des Südens angesehen werden. Aber auch in dem natürlichen Treibhause an der ligurischen Küste, so groß und unvermittelt auch der Gegensatz gegen die Po-Ebene ist, kommen Fröste und Schneefälle oft in recht empfindlicher Weise vor, so mild im allgemeinen die Winter auch sind. Man findet dort in der Mitte des Winters diejenige Wärme, die zu dem Gefühl des Behagens, vollends beim Sitzen im Freien, gehört, keineswegs, namentlich ist die Temperatur bei der reichlichen Besonnung — meist ist im Winter jeder dritte Tag ein ganz heiterer — sehr veränderlich, die Gegensätze zwischen Sonne und Schatten, zwischen windstillen und windigen Punkten,

zwischen Tag und Nacht sehr groß. Es bietet sich da allenthalben Gelegenheit zur Erhitzung und Abkühlung in der im allgemeinen ziemlich trockenen Luft, und nachgerade bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß wenigstens für Lungenleidende dies Klima nicht vortheilhaft ist. Und ähnlich ist es in ganz Mittel-Italien, namentlich an der Ostseite. Erst in Campanien beginnt wirklich der Süden, und in Sicilien erst findet man eine Wärme des kühlsten Monats, die unserm Mai entspricht. Auch der Umstand, daß dort gerade der Winter die eigentliche Regenzeit ist, während der Sommer völlig regenlos bleibt, vermag die Annehmlichkeiten des sicilischen Winterklimas nicht zu vermindern, denn die Gleichmäßigkeit der Wärme wird dadurch noch erhöht, und da die Regen fast nur in einzelnen heftigen Güssen erfolgen, so konnte schon Cicero mit geringer Uebertreibung sagen, daß in Sicilien nie so schlechtes Wetter herrsche, daß man nicht jeden Tag die Sonne sehe. Freilich, der Nordländer, der durch überheizte Zimmer verwöhnt zu sein pflegt, muß sich erst daran gewöhnen, eine Zimmertemperatur von 15° C., zu welcher im Januar wohl öfter das Thermometer sinkt, behaglich zu finden.

Erst in Süd-Italien gelangt die Mittelmeerflora mit ihren immergrünnen Holzgewächsen zur vollen Herrschaft, und ist wenigstens eine Zwergform der tropischen Familie der Palmen einheimisch, erst dort werden andere Erzeugnisse niederer Breiten so im Großen gezogen, daß sie landschaftlich ins Gewicht fallen, wie die tropischen Aurantiaceen. Freilich, die Dattelpalme, ein so malerischer Schmuck der Gärten sie auch ist, selbst schon in Ligurien, vermag auch in Sicilien, wenn auch fortpflanzungsfähige, so doch keine eßbaren Früchte zu zeitigen. Dazu ist die Lufttrockenheit im Sommer nicht groß genug. Die Verbreitung der auffälligsten Mediterrangewächse, des Oelbaums, der Immergrüneiche, des Erdbeerbaums, des Lorbeers, der Myrthen, Pistazien,

Pinien u. s. w., ist aber eine weit geringere als man gewöhnlich annimmt, nur etwa die Hälfte Italiens hat vorwiegend mediterrane Flora, in der anderen Hälfte begegnen wir überall unseren mitteleuropäischen Gewächsen, noch in Sicilien bestehen die Gebirgswälder aus unseren Buchen, Eichen und Kastanien. Nur die von der unserigen grundverschiedene Art der Bodenverwerthung, der Anbau von Mais und Reis, die langen Reihen von Maulbeerbäumen oder rebenumrankten Ulmen u. dgl. macht auch schon in der Lombardei auf den Deutschen einen südländischen, jedenfalls fremdartigen Eindruck. Im Süden tritt, wo nicht künstliche Bewässerung möglich ist, die dort aber fast nur den Fruchthainen gilt, an Stelle des Winterschlafs eine sommerliche Ruhepause der Gewächse; der berühmte sicilische Weizen wird zu Beginn der winterlichen Regenzeit gesäet, wächst ohne Unterbrechung und wird zu Beginn der heißen und trockenen Zeit geerntet. Die kostbarsten Früchte reifen dort im Winter, die Kirsche in einer Zeit, wo sie in Mittel-Deutschland kaum zu blühen beginnt.

So vielfach ethnisch gemischt auch die Bevölkerung Italiens ist und so bedeutende Abweichungen sie in ihrem physischen Typus, namentlich im Schädelbau, auch aufweist, so zeichnet sich das Land doch von beinahe allen Ländern Europas durch eine erstaunliche Einheitlichkeit in kultureller und sprachlicher Hinsicht aus. Was heute noch an Franzosen, etwa 120 000, in den Thälern der piemontesischen Alpen, an Deutschen, an Slaven, Griechen und Albanesen innerhalb der Grenzen des Königreichs wohnt, unterliegt rascher Aufsaugung. Die italienische Nation genießt außerdem den großen Vorzug, daß bei einer Kopfzahl von 33 Millionen nur etwa 2 Millionen, also nicht ganz 7%, außerhalb der Grenzen des nationalen Staats wohnen, der einerseits nur 0,8% italienische Staatsbürger nicht italienischer Nationalität umfaßt. Wie glücklich müssen wir

Deutschen die Italiener schätzen, die wir in unserem nationalen Staate 8% Angehörige fremder Völker beherbergen, während volle 25% unsers Volksthums — die Deutschen in überseeischen Ländern, die Niederdeutsch auch als Schriftsprache gebrauchenden Vlamen und Holländer nicht eingerechnet — außerhalb der Reichsgrenzen wohnen und in ihrem nationalen Dasein bedroht sind!

Wirthschaftliche Verhältnisse.

Wir deuteten bereits an, daß sich die italienische Nation vorzugsweise, wohl zur Hälfte, von Boden und Klima angeregt und begünstigt, dem Ackerbau widmet, der freilich wesentlich andere Züge aufweist, als bei uns. Unabsehbare, baumlose Flächen, mit Getreide, Kartoffeln oder Zuckerrüben bestellt, sucht man in Italien vergebens. Im Innern Siciliens finden wir zwar diese einförmige Art der Bodenverwerthung wieder, aber es ist ein unentwirrbares Chaos gerundeter baumloser Hügel, welche hier unabsehbar mit Weizenfeldern bestellt sind, so daß das Land nach der Ernte im Sommer öder Steppe gleicht. Sonst aber ist selbst bei Großgrundbesitz, der leider im Uebermaß vorhanden ist, wie in den östlichen Provinzen Preußens, der Anbau ein mannigfaltiger, das Land in viele kleine Pachtstücke zerlegt und hat durch die allenthalben zahlreich eingestreuten oder in Reihen gepflanzten Fruchtbäume mehr einen gartenartigen Anstrich. Vielfach ist die Hacke wichtiger als der Pflug. In den Küstenlandschaften mit ihren ungeheuren Hainen von Oel- und anderen Fruchtbäumen, dort, wo die Hänge in Terrassen ausgelegt sind oder künstliche Bewässerung angewendet wird, Kanäle und Feldgrenzen durch Baumreihen bezeichnet werden, da erhält die italienische Landwirthschaft und die Landschaft selbst ein besonders eigenartiges Gepräge. Wie ungeheuer muß z. B. die Zahl der Maulbeerbäume sein, trotzdem Seidenzucht eigentlich mehr als Nebenbeschäftigung und meist nur im Kleinem

getrieben wird, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Italien jährlich für 320 Mill. Lire Rohseide, wovon 250 Millionen allein aus der Lombardei, zur Ausfuhr gewinnt!

Es mag die künstlich bewässerte Fläche jetzt ca. 20 000 qkm betragen, am meisten in der Po-Ebene für Reis- und Futterbau. Je weiter nach Süden, um so kostbarer und ertragreicher ist künstliche Bewässerung. Konnte doch schon Martial in Ravenna wünschen, lieber eine Cisterne mit Wasser, das er theurer verkaufen könne, als einen Weingarten zu besitzen. Die ältesten und sorgsamsten, zum Theil unterirdisch geführten Wasserleitungen und Wasserfänge zu Berieselungszwecken besitzt die Conca d' Oro von Palermo. Dieselben gehen wohl auf die Araber zurück. Dort giebt eine zur Bewässerung eines Apfelsinenhaines verwendete Quelle, die nur 1 Liter Wasser in der Sekunde zu liefern vermag, doch eine jährliche Rente von 3000 Lire, eine Summe, von welcher wohl eine einfache bürgerliche Familie zu leben vermag. Welch bequemer Besitz! In Ober-Italien giebt bewässertes Land den doppelten, ja vierfachen, in Sicilien bis 20fachen Ertrag, und rechnete man in den 70er Jahren, wo die Erträge wohl am höchsten waren, vom Hektar Apfelsinengarten 3600 Lire Rohgewinn. Auch insofern weicht die italienische Art, den Boden auszunützen, von der unsrigen ab, als das Klima dort erlaubt, nicht nur mehrere Ernten im Jahre nacheinander zu erzielen, bei Rieselwiesen in der Lombardei bis zu acht Schnitten, sondern zwei, ja drei Gewächse zu gleicher Zeit, wie etwa Oelbäume, Reben und Weizen. Es lohnt der Ackerbau, in dieser Weise mehr als Gartenbau betrieben, so reichlich, daß selbst Berghänge, die bei uns nur Wald hervorzubringen vermöchten, bis hoch hinauf in gemauerten Terrassen ausgelegt sind. Die Küsten- und Hügellandschaften sind fast überall der Baumzucht gewidmet und bieten dadurch besondere Reize. Die Fruchtbäume lassen den Waldmangel weniger schwer empfinden.

Die Mannigfaltigkeit der gezogenen Gewächse kennzeichnet ebenfalls die italienische Landwirthschaft. Namentlich gilt dies von den Fruchtbäumen. Unter unsere mitteleuropäischen mischen sich tropisch-indische, tropisch-amerikanische, japanische u. dgl. Der Oelbaum allein, der im westlichen Ligurien und anderwärts ganze Landschaften wie bewaldet erscheinen läßt, bedeckt eine Fläche so groß wie das ehemalige Kurhessen; Apfelsinen-, Limonen- und Mandarinenbäume zählt man etwa sechzehn Millionen Stück, wovon zwei Drittel allein in Sicilien. Die Rebe, deren Anbau beständig gestiegen ist, nimmt eine Fläche von 20000 qkm in Anspruch und liefert im Mittel etwa 35 Millionen Hektoliter Wein. Italien kommt so unmittelbar hinter Frankreich und macht jetzt auch in der Behandlung des Weines Fortschritte. Und welche Fülle von Gartenfrüchten, Gemüse u. dgl. bringt das Land zum Theil im Winter hervor, Schätze, deren Verwerthung für Mittel- und Nordeuropa noch in den Anfängen steht! Ueberhaupt könnte Italien aus seinen Bodenerzeugnissen, die heute noch zum Theil wegen schlechter Behandlung minderwerthig oder nicht ausfuhrfähig sind, weit, weit größeren Nutzen ziehen; wie die italienische Landwirthschaft, wenn auch Italien das klassische Land des Ackerbaues genannt werden kann, heute meist nicht auf der Höhe steht, ja örtlich im Rückgang ist, Ackerbau durch Weidewirtschaft verdrängt wird. Am schlimmsten ist es in dieser Hinsicht in der römischen Campagna, die heute menschenleerer daliegt als jemals, so daß thatsächlich die Hauptstadt Italiens mitten in einer entvölkerten Steppe liegt. Erst 20—25 km von Rom findet man am Albaner Gebirge, das aber ebenfalls sich wie eine Insel aus menschenleerem Gebiet erhebt, die nächsten bewohnten Orte. Dort, wie in anderen ähnlichen Campagnas Italiens, ist es der Großgrundbesitz, welcher noch immer ohne Verständniß für seine socialen Aufgaben und Pflichten das Land entvölkert, indem er

sich am besten zu stehen meint bei Pacht- und Weidewirthschaft; zählte man doch 1881 — und seitdem ist es nicht besser geworden — in der ganzen römischen Campagna an dauernden Bewohnern nur 764, also nur 0.264 auf 1 qkm, während die Volksdichte von ganz Italien 108 beträgt! Güter von 20 qkm Größe sind nur von zwei Personen dauernd bewohnt! Dafür steigen alljährlich 10000 Lohnarbeiter, wahre Sklaven der Unternehmer, aus den Abruzzen herab, um anzubauen, was noch angebaut wird, und nach harter, entbehrungsreicher Arbeit, meist mit malariasiechem Körper und kärglichen Ersparnissen in die heimischen übervölkerten Berge zurückzukehren. Aehnlich traurig ist die Lage der den Boden bebauenden Bevölkerungskreise fast überall in Italien, einer der Krebsschäden des schönen Landes. Während so die Weidewirthschaft und der Großgrundbesitz an und für sich sehr fruchtbare Landschaften entvölkern, sind gewisse Gebirgslandschaften bei getheiltem Besitz übervölkert.

Wenn auch örtlich Viehzucht vorherrscht, so ist Italien doch ein vieharmes Land, wie das seinem Klima und seiner Pflanzenwelt entspricht. Denn dem Süden fehlen die saftigen Wiesen, welche das Rind liebt, nur Schafe und Ziegen finden dort die ihnen zusagende Nahrung. Nur im Po-Lande wird bedeutende Rinderzucht betrieben und Butter, namentlich aber die berühmten Käse, Parmesan, Gorgonzola u. s. w., in Menge gewonnen und von Mailand aus in den Handel gebracht. Aber selbst die Schafzucht deckt nicht den eigenen Bedarf Italiens an Wolle.

Daß Italien an inneren Schätzen arm sein muß, suchten wir schon früher zu erklären. In der That ernährt der Bergbau nur einen geringen Procentsatz der Bewohner. Obenan steht die Schwefelgewinnung im Tertiär Siciliens, die, noch immer eine Art Raubbau, etwa 35000 Arbeiter beschäftigt und kärglich entlohnt. Ihr Werth erreicht 40 Millionen Lire jährlich. Die volle Verwerthung des altberühmten, in unerschöpflichen Mengen

dicht am Meeresufer anstehenden Eisens von Elba leidet unter dem völligen Mangel an Steinkohlen im Lande selbst. Die Gewinnung von Silber und Kupfer im toskanischen Erzgebirge, auf welcher die berühmten Metallarbeiten der alten Etrusker beruhten, von Blei, Zink und anderen Erzen, namentlich im südlichen Sardinien, wo jetzt der Bergbau durch fremden Unternehmungsgeist im Aufblühen ist, erreicht noch nicht den Werth des sicilischen Schwefels. Doch ist der Bergbau Italiens in aufsteigender Bewegung. Dazu kommt der Reichthum an Steinen, welcher den Steinbau im ganzen Lande so wesentlich gefördert und italienische Steinarbeiter zu überall geschätzten und gesuchten gemacht hat. Die Marmorgewinnung von Massa, Carrara und Serravezza beschäftigt allein 8000 Arbeiter und giebt einen jährlichen Ertrag von 20 Millionen Lire.

Dafür, daß Italien Steinkohlen entbehrt, ist seine immer mehr aufblühende Gewerbthätigkeit schon heute bedeutend. Ihr Hauptsitz ist das Po-Land, wo sie sich durchaus bodenständig besonders durch Verwerthung der Triebkräfte der Alpengewässer entwickelt hat. Vielfach drängen sich in den Alpenthälern die großgewerblichen Anlagen, und die elektrische Kraftübertragung verheißt hier noch eine große Zukunft. Seiden- und Wollenspinnerei und -Weberei, also durchaus bodenständige Erwerbszweige, stehen obenan, erstere allein beschäftigt etwa 200000 Menschen. Ihnen reiht sich die Verarbeitung der Baumwolle an, die während des amerikanischen Bürgerkrieges im Süden im Großen gezogen wurde nnd in Sicilien heute wieder Boden zu gewinnen scheint. Die Gegenwart des italienischen Handels- und Seeverkehrs, die italienische Handelsflotte von heute, obwohl sie zu den ersten Europas gehört, bleib weit hinter der Vergangenheit zurück. Wichtig ist aber die Fischerei. Die auf Edelkorallen liegt ganz in italienischen Händen und liefert einem eigenartigen Zweige des vaterländischen

Kunstgewerbes den Rohstoff. Doch hat die Entwickelung des Verkehrs in Italien rasche Fortschritte gemacht durch Schaffung von Verkehrswegen, an denen es dem Süden fast ganz fehlte. Was die Kulturstaaten Europas im Laufe von Jahrhunderten geschaffen haben, das mußte, wenigstens im ehemaligen Kirchenstaate und im Königreich Neapel, wo man geflissentlich bemüht gewesen war, den Verkehr zu unterbinden, in Jahrzehnten nachgeholt worden. Besaß doch Sicilien 1863 erst 9 km Straßen, und besuchte ich dort noch 1875 eine Stadt von 20000 Einwohnern, die noch von keiner fahrbaren Straße erreicht wurde!

Volksdichte und Siedelungskunde.

Für ein vorwiegend ackerbauendes Land ist Italien mit 108 Köpfen auf das Quadratkilometer sehr dicht bevölkert, einzelne Gegenden um so dichter, als andere, kaum minder fruchtbare, die völlig menschenleer sind. Das nur ackerbauende Sicilien hat 127 Köpfe auf 1 qkm, Campanien 183 und die zugleich gewerbthätige Provinz Mailand gar 390. Menschenleere Einöden schafft in Italien Großgrundbesitz im Bunde mit Malaria. Letztere verlangsamt die natürliche Volksvermehrung und erschwert den Anbau und selbst den Verkehr ganzer Landschaften. Sind doch von den 69 Provinzen Italiens nur 6 malariafrei! Auf gewissen Eisenbahnlinien in Sardinien, Sicilien, Calabrien und Toskana müssen alle Beamten besser genährt, höher besoldet und für die Nacht nach gesunden Stationen gebracht werden. Aber auch damit wird die Sterblichkeit unter denselben nur auf 12½% herabgedrückt. In dem unglücklichen Cosenza, das im Durchschnitt einmal im Jahrhundert von Grund aus durch Erdbeben zerstört wird, kommen auf 1000 Mann Besatzung jährlich 1500 Erkrankungen! Viele, viele Millionen kostet die Malaria dem Staat alljährlich. Dennoch ist die natürliche Volksvermehrung eine günstige und die Zunahme der Bevölkerung trotz der stetig wachsenden Auswanderung

eine beträchtliche. Die Volkszahl des Königreichs stieg von 1871 bis 1891 von 26.8 Millionen auf 31.

Die Art zu wohnen weicht in Italien von derjenigen aller Länder Europas, bis auf einen Theil von Spanien, insofern ab, als kleine Siedelungen, Dörfer in deutschem Sinne, in größeren Theilen Italiens unbekannt sind. Selbst in rein ackerbauenden Gegenden bilden Anhäufungen der Menschen nach Tausenden, wo man also in Deutschland von Städten sprechen würde, die Regel. Nur einige Landschaften des Nordens, Venetien, die Emilia, Toskana, wo nur 50—55 % der Einwohner in geschlossenen Ortschaften beisammen wohnen, machen eine Ausnahme. Aber auch dort giebt es weniger Dörfer als verstreute Einzelhäuser oder Einzelhöfe. Im größten Theile Siciliens sind Dörfer in unserm Sinne unbekannt. Die mehr als 3 Millionen Bewohner der Insel vertheilen sich, von einer sehr geringen Zahl von Bergwerken und Meierhöfen abgesehen, auf rund 500 Ortschaften, die demnach im Durchschnitt 6000 Einwohner haben müßten. In der Provinz Girgenti wohnen von ihren 312000 Bewohnern nur 4000 außerhalb großer geschlossener Ortschaften, wohl meist auf den Schwefelbergwerken, und es zählt diese Provinz 16 Städte von 8—20000 Einwohnern. Die rein ackerbauende apulische Provinz Bari hat bei 679000 Einwohnern 15 Städte von 15—58000 Bewohnern. Es ist klar, daß dieses gedrängte Wohnen, weit weg von den zu bebauenden Feldern, große Nachtheile hat, auch sehen wir allenthalben, daß sich in den letzten Jahrzehnten in Süd-Italien, seit die öffentliche Sicherheit eine bessere geworden ist und der Verkehr sich belebt, mehr und mehr die Neigung geltend macht, sich wieder inmitten der Felder, an den Verkehrswegen, namentlich den Eisenbahnen, an der Küste, niederzulassen. Es entwickeln sich wieder kleine, verstreute Siedelungen, und die ungünstig gelegenen größeren Mittelpunkte beginnen zu veröden. Das beste Beispiel dieser Art

bietet wohl Monte S. Giuliano, der alte Eryx, in West-Sicilien. Es wäre eben durchaus irrig, dieses gedrängte Wohnen der Menschen in wenigen, weit voneinander entfernten großen Ortschaften überall und durchaus aus der Landesnatur herzuleiten. Natürlich feste Lage, gute Häfen, Quellen, Freiheit der Oertlichkeit vom Fieber und ähnliche Ursachen kommen gewiß in Betracht, in erster Linie geben aber geschichtliche Vorgänge die Erklärung dieser Erscheinung. In den endlosen Fehden und Kriegen, welche Italien im Mittelalter und bis in die neueste Zeit heimgesucht haben, drängten sich die Menschen an den natürlich festen Punkten zu gemeinsamer Abwehr zusammen, namentlich konnten sich an den Küsten Süd-Italiens gegenüber den unabläſſigen Ueberfällen der kleinafrikanischen Seeräuber — wir haben selbst noch in Sicilien alte Leute gekannt, welche in die Sklaverei nach Tunis geschleppt worden waren — nur solche Küstenplätze halten, welche mit einem Hafen natürliche Festigkeit verbanden; wo solche Punkte fehlten, da wurde die Bevölkerung, wie namentlich in Calabrien, von den Küsten weg auf die steilen Höhen im Angesichte des Meeres gedrängt. Andererseits aber hat sich auch die Feudalzeit in diesen großen Siedelungen verewigt, indem die zahlreichen kleinen Herren Mittel- und Ober-Italiens ihren Herrschersitzen mit allen Mitteln Glanz zu verleihen suchten, in Unter-Italien in der spanischen Zeit die Feudalherren bemüht waren, durch Schaffung großer Güter mit namhaften Mittelpunkten ihr Ansehen zu heben, neue Ehren und Titel zu erlangen. Fast die Hälfte aller sicilischen Städte besteht aus derartigen geschichtslosen Neugründungen aus der Zeit des 16. bis 18. Jahrhunderts. Die andere Hälfte dagegen geht auf Phöniker, Karthager, Griechen, wohl auch noch weiter zurück und umfaßt, durch ausgezeichnete Lagenverhältnisse bedingt, hervorragend geschichtliche Stätten.

Sehr bezeichnend ist es, daß in Insel- und Halbinsel-

Italien alle größeren, geschichtlich wichtigen Städte am Meere liegen, meist mit einem Hafen natürliche Festigkeit der Lage verbindend: Messina, Catania, Agosta, Syrakus, Trapani, Palermo, Milazzo, Tarent, Brindisi, Ancona, Neapel, Pozzuoli, Gaeta, Cagliari u. s. w. Nur Rom und Florenz machen eine Ausnahme, obwohl auch sie beide dem Meere nahe liegen und sehr wichtige Seeverbindungen, Florenz namentlich im späteren Mittelalter, wo es sich zur Erbin des vom Meere abgedrängten Pisa machte, unterhielten. Beide liegen auch bereits, wie die Städte Ober-Italiens, an Flüssen, während in Süd-Italien die Flüsse von größeren Siedelungen durchaus gemieden werden. Bei beiden fallen besonders die geographisch bedingten Beziehungen zum Apenninenlande, zur adriatischen Küste und zum Norden ins Gewicht. In Ober-Italien liegen nur zwei Großstädte am Meere, Venedig und Genua, beide mit natürlichen Häfen Festigkeit der Lage verbindend; ersteres spiegelt mehr die große Vergangenheit wieder, während letzteres die Gegenwart Italiens zur See veranschaulicht. Venedig lag bis zur Bahnung guter Alpenstraßen und bis zur Durchbohrung des St. Gotthard für die Beziehungen zu Deutschland und zum Orient günstiger, wie dies noch heute nahe bei einander am Canal grande das deutsche und das türkische Kaufhaus veranschaulichen. Selbst wenn es gelingt, die Naturkräfte, welche Venedig bedrohen, dauernd abzuhalten, wird diese Stadt doch kaum wieder mit Genua zu wetteifern vermögen, denn die Beziehungen zum Osten, auch zu dem fernsten, für welchen Genua kaum minder günstig liegt, werden in absehbarer Zeit nicht die Bedeutung erlangen, wie diejenige zur Neuen Welt, der sich Genua zuwendet, dem in der Lombardei und Piemont, weiterhin in Südwest-Deutschlaud ein reiches Hinterland erwachsen ist, während es zugleich der natürliche Mittelpunkt der dicht besiedelten, rührigen ligurischen Küste von Spezia bis Ventimiglia ist. Venedig da-

gegen thront einsam mitten in einem Sumpf- und Haffgebiet am Außenrande eines 15 bis 20 km breiten unwirthlichen Gürtels, der das besiedelte Innere vom Meere scheidet. Neben diesen beiden einzigen Seestädten besitzt aber Festlands-Italien noch ein Mailand, Turin und Bologna, neben vielen anderen bedeutenden Brennpunkten geschichtlichen Lebens: Verona, Bergamo, Brescia, Como, Alessandria, Piacenza, Cremona, Mantua, Ferrara, Modena, Parma u. s. w. Bologna ist der Schlüssel Halbinsel-Italiens von Norden her und der Knotenpunkt aller dorthin, sei es längs dem Meere, sei es über den Apennin, gehenden Straßen; Turin, der natürliche Mittelpunkt Piemonts, vereinigt in sich alle Straßen über die Westalpen; Mailand dagegen ist die Hauptstadt des ganzen Festlands-Italien, der Sitz und Knotenpunkt aller Beziehungen desselben nach West und Ost, nach Süd und Nord, namentlich aber nach Norden, wie sich dies in der sehr bedeutenden deutschen Kolonie Mailands schon ausprägt. Der Handel und die Gewerbthätigkeit, welche die reiche Umgebung schon nährt, haben Mailand zugleich zum großen Geldplatze Italiens, in mancher Hinsicht, wie schon in spätrömischer Zeit, zu dessen Hauptstadt gemacht. Mailand hat seiner Lage nach viel Aehnlichkeit mit Berlin; wie dieses liegt es im Flachland als Knotenpunkt zahlreicher, meist künstlicher Wasserstraßen und noch zahlreicherer Landstraßen, die Beziehungen nach Ost und West, aber auch nach Nord und Süd vermitteln, mitten zwischen zwei größeren meridionalen Flüssen und zwischen zwei natürlichen Grenzlinien, Apennin und Alpen, die dem Mittelgebirgsrande und der Ostseeküste entsprechen. Doch sind alle Verhältnisse bei Mailand räumlich beschränktere. Der gewaltige Aufschwung von Mailand prägt sich am besten darin aus, daß sich seine Bevölkerung in den letzten 30 Jahren, also ebenfalls ähnlich Berlin, verdoppelt hat und jetzt 400 000 beträgt. Und Mailand verdankt diesen Aufschwung nur sich

selbst, während Rom, das seit 20 Jahren seinen Charakter sehr wesentlich geändert und seiner Bevölkerung nach sich bereits Mailand nähert, dies nur seiner Eigenschaft als Hauptstadt verdankt.

Schon in dem raschen Wiederaufblühen dieser und fast aller Städte Italiens, in der Vermehrung der Bevölkerung erkennen wir, daß dies Land, wenn wir es noch einen Augenblick als Staat betrachten, in fortschreitender Entwickelung begriffen ist. Der Staat Italien ist heute trotz aller Schwierigkeiten, die sich zeitweilig namentlich in der üblen Finanzlage aufthürmen, als völlig in sich gefestigt, als selbst einen starken Stoß von außen zu ertragen befähigt anzusehen. Die Schwierigkeiten, mit welchen man heute ringt, gehen alle auf die Art und Weise zurück, wie der Einheitsstaat geschaffen worden ist. An den so kleinen Kern des sardinischen Königreichs hat sich das ganze übrige Italien ankrystallisirt, durch den Willen des Volks, nicht durch Eroberung. Damit mußte eine Menge veralteter Einrichtungen, ein ungeheures Heer schlecht bezahlter und vielfach unfähiger Beamter übernommen, Empfindlichkeiten jeder Art geschont werden. In der Hälfte des Landes mußten alle Kulturaufgaben, die dort geflissentlich vernachlässigt worden waren, Straßen, Eisenbahnen, Häfen u. s. w. so rasch wie möglich, selbst unter den ungünstigsten Bedingungen und dem schwersten Lehrgeld geschaffen werden. Schulen waren im Süden so gut wie gar nicht vorhanden. Das fluchwürdige bourbonische System hatte eine ungeheuere Korruption, geheime Gesellschaften, Räuberwesen und dergleichen großgezogen. So stieg die Schuldenlast von Staat und Gemeinden ins Ungeheuere! Wenn dennoch heute ein großer Theil jener Aufgaben gelöst ist — in der kurzen Spanne Zeit von kaum 30 Jahren —, der Staatskredit befestigt, die Fehlbeträge gemindert, so ist das eine Leistung, auf welche Italiens Herrscher und Volk stolz sein können. Das italienische Volk arbeitet heute rastlos auf

allen Gebieten des materiellen und des geistigen Lebens, die schmarotzenden Müßiggänger der höchsten wie der niedrigsten Schichten früherer Zeiten sterben aus, ein neues Geschlecht wächst heran und ist zum Theil schon herangewachsen. Man wandle nur eine Stunde offenen Auges durch die Straßen von Mailand, Genua oder selbst Palermo, und man wird sich, natürlich der Landesnatur entsprechend Rechnung tragend, von der Richtigkeit dieser Beobachtung überzeugen. Ueberall herrscht Leben und Vorwärtsschreiten. Die italienische Nation steht heute mitten in einer Wandelung ihres ganzen nationalen Daseins. Die Zeit der übergroßen Abhängigkeit von Frankreich, mehr noch im gesamten Geistesleben als im wirthschaftlichen, der blinden Bewunderung der romanischen Vormacht ist vorüber, das italienische Volk hat angefangen, sich auf sich selbst zu besinnen, sein Kulturleben auch mit den Erzeugnissen deutschen Geistes zu befruchten, dem germanischen Volksthume Aufmerksamkeit zu schenken, zunächst in den Wissenschaften, voran den Natur- und exakten Wissenschaften, weiterhin aber auch bereits im wirthschaftlichen Leben. Man ist erstaunt, heute so viele Italiener kennen zu lernen, die unsere Sprache, so schwierig sie ihnen ist, verstehen und selbst sprechen, die damit ihre Hochachtung für uns und unser Vaterland greifbar darlegen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein großer Theil der italienischen Nation uns heute aufrichtige Theilnahme entgegenbringt, es wird nur zum Wohle des deutschen Volks und des deutschen Vaterlandes sein, wenn wir unsererseits uns noch mehr als bisher bemühen, durch Reisen im Lande selbst die uns fremde Landesnatur verstehen, dem uns fremden Volksthume gerecht zu werden und damit die geistigen und wirthschaftlichen Bande zwischen beiden Völkern, welche auch nicht der leiseste Interessengegensatz scheidet, deren Geschicke vielmehr eng miteinander verbunden sind, um so fester zu knüpfen.

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichn. von **E. A. Fischer-Cörlin.** Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... Mk. 4.—

Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Charakteristik der modernen Erkenntniß. 2 Bde. Eleg. geh. .... „ 12.—
eleg. geb. .... „ 16.—

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ... „ 11.—
N. F. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. .... „ 12.—

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. **2. Auflage.** Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt .... Mk. 6.50

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten. **4. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 4.—

Homunculus. Modernes Epos in 10 Ges. Gr. Oktav. **5. Aufl.** eleg. geh. .... „ 4.—
in prachtvollem Original-Einband ... „ 5.—

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant geh. „ 3.—
elegant gebunden mit Goldschnitt ... „ 4.—

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. **7. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 6.—

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Ges. **11. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 4.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 5.—

— **Pracht-Ausgabe.** Mit über 200 Illustrationen von **Adalbert von Rößler** und **Hermann Dietrichs.** Gr. Folio in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt .... Mk. 75.—

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustrationen von **Herm. Dietrichs. 6. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 15.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 18.—

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. **18. Aufl.** Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 5.—

— **Pracht-Salon-Ausgabe.** Mit über 100 Illustrationen von **E. A. Fischer-Cörlin.** Gr. Fol. in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 50, auch in 18 Lieferungen à .... „ 3.—

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. **3. Auflage.** Eleg. geheftet „ 5.—
eleg. gebunden .... „ 6.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. **6. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 3.—
eleg. geb mit Goldschnitt .... „ 4.—

Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. **3. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 2.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 3 —

Gesammelte kleinere Dichtungen. **3. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 4.—

Germanenzug. Canzone. **5. Auflage.** Elegant geh. .... „ 1.—
elegant geb. mit Goldschnitt .... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. **5. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 1.50
eleg. gebunden mit Goldschnitt .... „ 2.50

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. **4. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 6.—
eleg. in Halbfranz geb. .... „ 8.—

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Gesängen. **5. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 1.50
geb. mit Goldschnitt .... „ 2.50

Die Waldsängerin. Novelle. **4. Aufl.** Eleg. geh. .... „ 1.50
eleg. geb .... „ 2.50

Italien.

Eine länderkundliche Skizze.

Von

Dr. Theobald Fischer,
Professor in Marburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Achte Serie
(Heft 169—192 umfassend).

Heft 172.

Ueber Hamlets Wahnsinn.

Von

Dr. Anton Delbrück
Assistenzarzt an der Heilanstalt Burghölzli, Privatdocent an der Universität Zürich.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung
1893.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**
(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung, der auch die vorliegende Arbeit angehört, besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung" erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

Über 950 Illustrationsbeilagen.

= Soeben erscheint =
in fünfter, neubearbeiteter Auflage:

272 Hefte zu je 50 Pf.

17 Bände gebunden zu je 10 Mk.

152 Chromotafeln.

17,500 Seiten Text.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

10,000 Abbildungen und Karten.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

För Lebensstörm un Sünnenschien.

Plattdeutsche Gedichte
von
August Claußen.
Pastor in Altengamme.

Preis elegant geheftet Mk. 1.60, elegant gebunden Mk. 2.50.

Aus den Urtheilen der Presse.

Das sind freundlich anmuthende Gedichte. (Hamb. Correspondent.)

Unter allen Werken, welche die neuere plattdeutsche Litteratur bereicherten, hat uns kaum eines so angemuthet als dieses. (Rendsburger Wochenblatt.)

Man schaut da in ein so reines, von christlichem Geist durchwehtes Familienleben, daß es in unserer nie rastenden Zeit eine Freude ist, den stillen Pfaden des Dichters zu folgen. (Bergedorfer Zeitung.)

Ueber Hamlets Wahnsinn.

Akademischer Rathhausvortrag,
gehalten am 24. November 1892 in Zürich.

Von

Dr. Anton Delbrück,
Assistenzarzt an der Heilanstalt Burghölzli, Privatdocent an der Universität Zürich.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1893.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Das allseitige Interesse, welches der nachstehende Vortrag erregte, veranlaßt mich, ihn dem Druck zu übergeben. Dabei schien es mir das Beste, an dem ursprünglichen Wortlaut nichts zu ändern, und diejenigen Erweiterungen, die mir für den Druck wünschenswerth erschienen, in Form von Anmerkungen anzureihen. Entstehung und Zweck der kleinen Studie sind im Text angedeutet. Eine eingehendere Besprechung der sehr umfangreichen Litteratur konnte selbstverständlich nicht meine Aufgabe sein, aber auch nur ein sorgfältigeres Studium erlaubte mir meine Zeit nicht; ich muß daher den Leser um Nachsicht bitten, wenn ich wesentliches übersehen haben sollte.

Meine hochzuverehrenden Damen und Herren!

Ueber Hamlets Wahnsinn habe ich versprochen, Ihnen einen Vortrag zu halten. Nun giebt es wohl kaum über ein anderes Kunstwerk eine so ungeheuer umfangreiche Litteratur wie über Hamlet; man fühlt sich deshalb verpflichtet, sich zu entschuldigen, wenn man wieder etwas darüber vorbringen will. Richard Wagner sagt einmal, er begreife nicht, daß die Leute gar nicht aufhören könnten, immer noch „an Shakespeare herumzuschreiben“. In Bezug auf den Hamlet sollten wir uns die in diesen Worten liegende Mahnung eigentlich besonders zu Herzen nehmen. Wenn man nun vollends als Laie oder vielmehr als Angehöriger einer anderen Fakultät über Kunstsachen spricht, so

erregt man erst recht bei Manchem Anstoß. Der Aesthetiker fühlt sich durch die medicinische Kritik nur allzuleicht verletzt und glaubt, nicht ganz mit Unrecht, der ästhetische Genuß werde dadurch eher geschädigt als gefördert. Die Psychiater wieder sehen mit Geringschätzung auf solche Studien herab, weil sie meinen, der Dichter sei nun einmal kein Fachmann, verstehe nichts von der Psychiatrie und insofern biete seine Schöpfung für uns kein Interesse dar. Etwas Richtiges ist in diesen Ansichten schon, aber vollkommen kann ich sie doch nicht theilen. Für den sonstigen ethischen und ästhetischen Werth eines Kunstwerkes ist es allerdings gleichgültig, ob der Dichter den Anforderungen des modernen Psychiaters genau Genüge leistet oder nicht. Ich schätze den „Grünen Heinrich" als Kunstwerk nicht etwa deshalb besonders hoch, weil ich herausgefunden habe, daß eine psychologische Schilderung darin in geradezu verblüffender Weise den Resultaten der modernen Wissenschaft und im besonderen denen eines hypnotischen Experiments entspricht. Und umgekehrt hat für mich Kellers Novelle: „Kleider machen Leute" nicht ein Tüttelchen an ihrem Kunstwerthe verloren, seit ich mir habe sagen lassen, daß dieser Novelle eine wahre Geschichte zu Grunde liegt, die psychologisch wahrscheinlich ganz anders zu deuten ist, als es der Dichter im Kunstwerk thut. Verlieren kann bei einer solchen Kritik eigentlich nur der moderne Realismus. Für ihn würde allerdings jeder Werth, z. B. der Gespenster von Ibsen, entfallen, sobald wir sagen — und das müssen wir thun —, daß in diesem Stücke die sogenannte Dementia paralytica durchaus unwahr und schlecht geschildert ist. Bei der Vorstellung aber, die ich mir von der Aufgabe der Kunst mache, kann unser Tadel dem Dichter niemals etwas schaden; dagegen wird unser Lob ihm stets zur Ehre gereichen; denn es bietet immerhin einen Beweis mehr für seine scharfe psychologische Beobachtung, oder sagen wir besser für seine richtige psychologische

Anschauung. Im Litteraturdrama — und nur als solches existirt doch für uns heutigen Tages das Shakespearesche Original — aber ist diese Anschauung des Dichters bis auf einen gewissen Punkt nur angedeutet; sie tritt nicht voll und ganz in die Erscheinung, wie in der völlig den Intentionen des Dichters entsprechenden Darstellung auf der Bühne. Die Andeutungen psychologischer oder psychiatrischer Eigenthümlichkeiten aber werde ich entschieden eher verstehen als der Laie, und deshalb können meine diesbezüglichen Erläuterungen der Dichtung dem Leser, dem Darsteller förderlich sein und seine Anschauung des Kunstwerks erleichtern! —

Aber auch für uns, d. h. für den Psychiater, ist der Gewinn bei dem Studium genialer Dichtungen doch ein sehr viel größerer, als man zunächst meinen möchte. Ja wenn alle Künstler so arbeiteten, wie man sich das vielfach vorstellt, daß der Dichter z. B. den Plan ins Auge faßt, ein alkoholisches Delirium darzustellen und nun dazu verschiedene Lehrbücher studirt und, wenn er sehr gewissenhaft ist, noch eine psychiatrische Klinik besucht, um sich dann endlich an die Arbeit zu setzen und fleißig zu dichten — ja dann würde mich diese Arbeit allerdings wenig interessiren; ich würde sie vielleicht lesen, um zu sehen, ob der sogenannte Dichter etwas gelernt hat; aber nicht um selbst daraus zu lernen. Aber ich stelle mir die Art, wie ein großer Künstler seine Kunstwerke schafft, ganz anders vor. Einen guten Einblick in die Werkstätte der wahren Kunst gewährt meines Erachtens ein Ausdruck, den ich mal in einem Briefe von Richard Wagner an Liszt gelesen habe. Wagner las die Partitur seines bereits vor mehreren Jahren komponirten Lohengrin und fand darin etwas „sehr Interessantes", wie er sich ausdrückt, nämlich, daß an einer bestimmten Stelle im Orchester ein Motiv auftritt, welches in besonders feiner Beziehung zum zugehörigen Texte steht. Man sieht: der musikalische Einfall

war ihm beim Komponiren so unmittelbar gekommen, daß er sich des gedanklichen Zusammenhangs mit der Dichtung gar nicht bewußt geworden war und später wie ein dem Werk noch fremd Gegenüberstehender diese „interessante“ Beziehung herausfand. Ich bin überzeugt, daß jedes wirkliche Kunstwerk so zu stande kommt. Was uns ein Dichter wie Shakespeare schildert, das ist nicht das Resultat einer logischen Gedankenfolge, sondern vielmehr der unmittelbarsten Anschauung. Ich halte es deshalb auch für falsch, zu fragen, was hat der Dichter darstellen wollen, sondern ich frage nur, was hat er dargestellt? So hat Er es erschaut. Ganz anders geht die Wissenschaft zu Werke. Sie zerlegt das Ganze in seine einzelnen Theile, studirt erst diese für sich, sodann ihren Zusammenhang und setzt dann rückläufig die Resultate ihrer Forschung zum Ganzen der Theorie zusammen. Die Erkenntniß des Vertreters der Wissenschaft ist somit eine mittelbare, die des Künstlers eine unmittelbare, und wie die Art seines Erkennens, so ist beiläufig bemerkt auch nothwendig die Form seiner Mittheilung eine andere.[1] Aus der Verschiedenheit ihrer Erkenntnißmethoden und der Unabhängigkeit derselben voneinander aber erklärt es sich auch, daß gleichsam dieselben Ergebnisse in der Kunst und in der Wissenschaft oft ganz unabhängig voneinander und zu verschiedenen Zeiten gewonnen werden. So konnte G. Keller den Vorgang der „retroaktiven Hallucination“ im Grünen Heinrich treffend schildern zu einer Zeit, wo dieser Vorgang der Wissenschaft noch völlig unbekannt war.[2] Diese aber muß in solchen Schilderungen eine sehr beachtenswerthe Bestätigung ihrer Theorie erkennen. Denn wenn ich auf verschiedene Methoden des Erkennens zum gleichen Resultate gelange, so bietet mir das eine desto größere Sicherheit für die Richtigkeit desselben. Deshalb ist es für mich sehr beachtenswerth, wie ein genialer Dichter etwas — was es auch immer sei — anschaut. Wenn seine

Anschauung den Regeln der Wissenschaft entspricht, so ist das eine Gewähr mehr für die Zuverlässigkeit der Theorie.[3]

Wenn es somit auch für beide Theile meiner Ueberzeugung nach förderlich sein kann, wenn man einmal einen kleinen psychiatrischen Ausflug in das Gebiet der Kunst unternimmt, so bin ich doch nicht mit einer derartigen vorgefaßten Absicht an die uns heute beschäftigende Studie herangetreten. Vielmehr habe ich den Hamlet aus rein künstlerischem Interesse in den letzten Jahren viel gelesen, ohne aber während der Lektüre meine Psychiatrie ganz zu vergessen. Dabei fielen mir verschiedene Momente auf, die schon im alltäglichen Leben vom Laien vielfach mißverstanden werden und andererseits für das richtige Verständniß Hamlets nicht unwichtig sind. Ich glaubte daher, es würde auch für Sie nicht ganz ohne Interesse sein, wenn ich Ihnen mittheilte, was mir als Psychiater über den Hamlet eingefallen ist. Wenn ich das jetzt thue, so bilde ich mir dabei durchaus nicht ein wie so viele Kritiker, daß man bisher den Hamlet allgemein vollständig mißverstanden habe und nun mein Genie zum erstenmal das wahre Verständniß eröffne. Das würde allerdings ein sehr zweifelhaftes Lob für den Dichter sein Sondern ich will nur versuchen, einige Unklarheiten, die man vielleicht im Hamlet zu sehen glaubt, zu beseitigen und durch meine Andeutungen, wenn möglich, Ihr Verständniß der unvergleichlichen Dichtung noch in etwas klären.

Aber kommen wir zur Sache!

Eine Frage, die mir anfänglich viel Kopfzerbrechen machte, ist diese: Simulirt Hamlet oder ist er wirklich wahnsinnig? Die meisten von Ihnen werden mir wahrscheinlich sagen: „Natürlich simulirt er, er sagt es ja selbst.“ Aber das beweist an sich noch nichts, obgleich die Mehrzahl der Laien immer mit einer derartigen Beweisführung bei der Hand sind und nur

allzuoft Simulation diagnosticiren, wo nach reiflicher Prüfung des Falles von einer solchen gar nicht die Rede sein kann.

Zunächst steht mal so viel fest, daß fast alle Personen des Dramas selbst den Prinzen für wahnsinnig halten. Ein nur oberflächlicher Blick aber belehrt uns ferner, daß Hamlet gerade da, wo sein Wahnsinn — wenn ich so sagen darf — die höchsten Wogen schlägt, nicht die Spur simulirt, sondern ganz im Gegentheil vollständig unter der Herrschaft seiner sehr aufgeregten Leidenschaften steht.

Die erste große Bestürzung am Hofe verursacht sein „Wahnsinn“ bei und vor allem nach Aufführung des Stückes, durch das er den König entlarvt. Daß ihm dies gelungen, versetzt ihn in solche Aufregung, daß er sich gar nicht zu beherrschen weiß. Sein Gedankengang ist jäh abspringend; in seiner wilden Lustigkeit citirt er gereimte Sinnsprüche, dichtet selbst solche, ruft jauchzend in der sehr ernsten Lage nach Musik, und es ist sicher völlig aufrichtig gemeint, wenn er auf die Ermahnung Güldensterns: „Beliebt es euch, mir eine gesunde Antwort zu geben,“ antwortet: „Herr! ich kann nicht!“ — Vorher sagt Güldenstern zu ihm: „Bester Herr! bringt einige Ordnung in eure Reden und springt nicht so wild von meinem Auftrage ab.“ Diese Ausdrücke bezeichnen treffend den Seelenzustand Hamlets während der ganzen Scene. Er befindet sich in ziemlich hochgradiger maniakalischer Erregung, um einen psychiatrischen Ausdruck zu gebrauchen, und daß diese nicht simulirt ist, erhellt, abgesehen von unzähligen anderen Gründen, schon allein daraus, daß Hamlet im Beginn dieser Scene mit Horatio allein ist, dem gegenüber eine Verstellung ja gar keinen Sinn hätte, weil er um Hamlets Geheimniß weiß.

Weit schlimmer geberdet sich dieser kurz darauf im Schlafzimmer der Königin, wo er den Polonius ersticht. Von diesem Auftritt sagt die Königin später: „Er rast wie See und Wind,

wenn beide kämpfen, wer mächtiger ist." Daß Hamlet hier simulire, wird doch wohl auch Niemand behaupten wollen, gerade hier legt er jede Maske ab und sagt zur Mutter:

„Bringt diesen Handel an den Tag,
Daß ich in keiner wahren Tollheit bin,
Nur toll aus List"

u. s. w.

Auch hier erscheint als wesentlichstes Symptom des Wahnsinnes die völlig unbeherrschte Leidenschaft. Weniger Gewicht lege ich, obgleich das gerade von medicinischer Seite[4] geschehen ist, auf die Erscheinung des Geistes. Doch wollen wir die Frage gleich bei dieser Gelegenheit abthun.

Die moderne Wissenschaft erklärt Geistererscheinungen als Sinnestäuschungen und diese als Krankheitssymptom. Das paßt aber hier in seiner Allgemeinheit nicht her. Der Geist im Hamlet ist ein „ehrliches Gespenst". Ob Shakespeare selbst an Geister glaubte oder nicht, ist hier völlig gleichgültig; wenn er es nicht that, so ist der Geist eine poetische Fiktion; im Drama erscheint er jedenfalls als etwas Reelles, nicht nur in der Einbildung Hamlets Existirendes. Deshalb sehen ihn im 1. Akt Horatio und Marcellus auch. Wenn also Hamlet den Geist seines Vaters sieht, so ist das noch kein Beweis für seinen Wahnsinn.

Aber! „interessant" ist es allerdings, daß in dieser Scene, im 3. Akt, die Königin, die einzige außer Hamlet Anwesende, den Geist nicht sieht. Als ihn Hamlet anredet, ruft sie deshalb: „Weh mir! er ist verrückt," und als Hamlet fragt:

„Seht ihr dort nichts?"

erwidert sie:

„Gar nichts, doch seh ich alles, was dort ist."
„Und hörtet ihr auch nichts?"
„Nein, nichts als uns!"

und dann:

„Dies ist bloß eures Hirnes Ausgeburt;
In dieser wesenlosen Schöpfung ist
Verzückung sehr geübt“ — — —

Somit erscheint also hier im 3. Akt der Geist als eine Vision Hamlets, und diese wird von der Königin als Krankheitssymptom gedeutet. — Diese Geistererscheinungen bei Shakespeare böten noch manches andere Interessante.[4] Aber das führt uns zu weit ab. Ausschlaggebend sind sie für unsere Frage nicht. Genug damit, daß Hamlet der Mutter in diesem Auftritt „verrückt“ erscheint, aber durchaus nicht im geringsten simulirt.

Zum dritten Male giebt es endlich eine große Aufregung, als Hamlet in das Grab der Ophelia springt und mit Laertes ringt. Auch hier ist es unmöglich, Simulation anzunehmen. Hamlet sagt selbst später über diesen Auftritt zu Laertes:

„Der Kreis hier weiß, ihr hörtet's auch gewiß!
Wie ich mit schwerem Trübsinn bin geplagt.
Was ich gethan,
Das die Natur in euch, die Ehr und Sitte,
Hart aufgeregt, erklär' ich hier für Wahnsinn“

u. s. w.

Daß diese Worte ganz aufrichtig gemeint sind, beweist die Aeußerung, die Hamlet vorher Horatio gegenüber thut:

„Doch bin ich sehr bekümmert, Freund Horatio!
Daß mit Laertes ich mich selbst vergaß.“ — — —

und

„Doch wirklich seines Schmerzes Prahlerei
Empörte mich zu wilder Leidenschaft.“

Also in diesen Scenen, wo er zweifellos am meisten tobt, simulirt Hamlet gar nicht.

Aber seine Umgebung findet ihn wahnsinnig auch bei vielen anderen Gelegenheiten, so namentlich überall da, wo er seiner pessimistischen Weltanschauung Ausdruck giebt. Als charakteristisches Urtheil über ihn in dieser Beziehung lassen Sie mich Ihnen zunächst Ophelias Worte anführen:

„O welch ein edler Geist ward hier zerstört; ich sehe
Die edle hochgebietende Vernunft
Mißtönend wie verstimmte Glocken jetzt.
Dies hohe Bild, die Züge blüh'nder Jugend
Durch Schwärmerei zerrüttet: weh mir, wehe!
Daß ich sah, was ich sah, und sehe, was ich sehe."

Inwieweit wir diesem zarten Urtheil Ophelias über Hamlets Pessimismus beistimmen können, das wollen wir vor der Hand beiseite lassen. Ich betone zunächst nur, daß die Aeußerungen Hamlets, die Ophelia zu diesem Urtheil veranlassen, aufrichtig gemeint sind, zum mindesten im wesentlichen. Er äußert sich in dem bezüglichen Gespräch ganz ähnlich wie in dem vorhergehenden berühmten Monolog: „Sein oder Nichtsein!" Und es ist nicht schwer, für analoge Scenen gleiche Analogien zu finden.

Von der ersten Unterredung mit Rosenkranz und Güldenstern berichten diese:

„Er giebt es zu, er fühle sich verstört,
Allein wodurch, will er durchaus nicht sagen,
Noch bot er sich der Prüfung willig dar,
Hielt sich vielmehr mit schlauem Wahnwitz fern,
Wenn wir ihn zum Geständniß bringen wollten
Von seinem wahren Zustand."

In dieser Scene könnte man als Wahnsinn höchstens seine Aeußerungen ansehen, wie: „Dänemark ist ein Gefängniß" und die sich daran anschließenden Raisonnements. Aber klingen denn diese etwa anders als die Betrachtungen des allerersten Monologs, und im besonderen folgende Worte:

„O Gott! O Gott!
Wie ekel, schal und flach und unersprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt.
Pfui! pfui darüber! 's ist ein wüster Garten,
Der auf in Samen schießt; verworfenes Unkraut
Erfüllt ihn gänzlich."

Das ist doch so ungefähr das Grundthema der wahren

Stimmung Hamlets, das in mannigfachen Variationen in den Monologen und im Gespräch mit Anderen wiederkehrt, von diesen als Wahnsinn gedeutet wird, aber doch niemals für Verstellung gehalten werden darf.

Wenn endlich, um noch eins anzuführen, der König bei Hamlets Glossen über die Leiche des Polonius (die Reichsversammlung von politischen Würmern) hierüber verzweifelt ausruft: „Ach Gott! Ach Gott!“, so sind doch auch diese Betrachtungen Hamlets ganz gleich, wie die, welche er mit Horatio auf dem Kirchhof anstellt. Und da verstellt er sich doch auch nicht.

Aber ich ermüde Sie!

Um Ihnen meine Behauptung zu beweisen, müßte ich Ihnen schließlich den ganzen Hamlet recitiren; ich hoffe aber, wenn Sie den Hamlet lesen und die von mir angedeuteten Gesichtspunkte dabei im Auge behalten, so werden Sie mir dies zugeben:

In den meisten Scenen und namentlich in denen, in welchen er seiner Umgebung am tollsten erscheint, verstellt er sich nicht im geringsten, sondern giebt sich völlig natürlich.

Also *ist* er wahnsinnig?

Nein, das folgt nicht ohne weiteres. Denn merken Sie wohl: in den genannten Scenen erscheint er *seiner Umgebung* wahnsinnig. Sie findet seine Stimmung unmotivirt trübe, kann sich seine Aufregung, seine Reizbarkeit nicht erklären. Denn sie weiß nicht, was er weiß, sie weiß nicht, was ihm widerfahren ist. Aber wir, der Leser, der Zuschauer, die wir wissen, *was* ihn in diese Stimmung versetzt! was ihn in solche Aufregung gebracht hat, halten wir ihn in seinem Gebahren für krank? Eine trübe Stimmung, eine Aufregung an sich ist doch nicht immer krankhaft, wenn sie nur motivirt ist.

Wenn ich Sie jetzt fragte: „Halten Sie Hamlet für toll

in den erwähnten Scenen?" so würde wahrscheinlich der Eine mit Ja, der Andere mit Nein antworten! Sehen wir aber zu, wie sich die wenigen Personen des Stückes äußern, die um Hamlets Geheimniß wissen, also sich in dieser Beziehung in der gleichen Lage wie der Zuschauer befinden, so kommen wir ebenso wenig zu einer bestimmten Lösung der Frage. Horatio thut gelegentlich eine Aeußerung im bejahenden Sinne, dürfte aber den Prinzen im allgemeinen nicht für krank halten. Der König äußert sich einmal auch in diesem Sinne. Als er das berühmte Gespräch zwischen Hamlet und Ophelia belauscht hat, sagt er:

— — „was er sprach, obwohl ein wenig wüst,
War nicht wie Wahnsinn. Ihm ist was im Gemüth,
Worüber seine Schwermuth brütend sitzt,
Und wie ich sorge, wird die Ausgeburt
Gefährlich sein."

Gleich darauf sagt er aber wieder, in Bezug auf Hamlet: „Wahnsinn bei Großen darf nicht ohne Wache gehn."

In der Dichtung selbst also finden wir keine wörtlichen Anhaltspunkte darüber, wie sich Shakespeare die Sache „gedacht hat".

Lassen wir daher die Untersuchung in der bisher geführten Richtung fallen und sehen wir zu, ob wir der Frage auf andere Weise beikommen können.

Ihnen wird schon lange die Frage auf den Lippen geschwebt haben: „Ja, aber Hamlet sagt doch selbst im ersten Akte nach der Erscheinung des Geistes, daß es „„ihm vielleicht in Zukunft dienlich scheine, ein wunderliches Wesen anzulegen"". Er stellt sich doch auch dem Polonius gegenüber zweifellos wahnsinnig; und auch hier und da Anderen gegenüber!" — Das ist richtig. Er hat die Absicht, sich toll zu stellen, und thut dies auch hier und da.

Also ist er doch ein Simulant!?

Es ist merkwürdig, wie schnell die meisten Menschen mit dieser Diagnose bei der Hand sind, und zwar neigt einer um so mehr dazu, je mehr er Laie ist. Ich möchte fast sagen, in den meisten gerichtlichen Fällen, die uns zur Begutachtung zugehen, hat einmal ein Gefängnißwärter oder Polizeisoldat den Betreffenden für einen Simulanten erklärt, in vielen Fällen auch ein Staatsanwalt oder ein Untersuchungsrichter, in manchen sogar ein praktischer, aber nicht eigentlich psychiatrisch gebildeter Arzt einen solchen Verdacht geäußert, aber auch in den wenigsten dieser Fälle kann der Psychiater diesen Verdacht bestätigen, und einige Psychiater gehen so weit, zu behaupten, daß Simulation von Geistesstörung bei einem ganz gesunden Menschen überhaupt nicht vorkomme. Soviel kann man jedenfalls mit Bestimmtheit behaupten, daß es schwerwiegende und mächtige Beweggründe sein müssen, die einen gesunden Menschen zu einem solchen Schritte veranlassen werden. Wenn ich daher die Diagnose auf Simulation stellen soll, so frage ich in allererster Linie: Warum simulirt der Mensch? Diese Frage wird oft lange nicht genug berücksichtigt.

Warum simulirt denn nun Hamlet Geistesstörung? Viele Hamletinterpreten begnügen sich einfach mit Konstatirung dieser Thatsache, ohne nach ihrer Ursache zu fragen. Viele haben sich aber auch ernstliche Mühe gegeben, die Frage zu beantworten, aber Mancher von diesen scheint durch die endlich gefundene Lösung selbst nicht ganz befriedigt; einige Erklärungen jedoch kommen derjenigen, die ich für die richtige halte, ziemlich nahe; dies sei hier ausdrücklich betont.

Die gewöhnliche Antwort lautet: „Hamlet simulirt, um seine Pläne ausführen zu können." Aber mit sehr wenigen Ausnahmen [5] sind wohl die meisten Erklärer darüber einig, daß Hamlet überhaupt keinen bestimmten Plan hat, es sei denn, den König durch die Aufführung des Stückes zu entlarven. Aber warum soll er hierzu simuliren?

Die Annahme, er thue dies, damit er sich mit Geistesstörung entschuldigen könne, wenn man ihn für irgend welche That, welche es auch immer sei, verantwortlich machen wollte, halte ich für geradezu geschmacklos. So etwas liegt ihm sehr fern und paßt durchaus nicht zu seinem furchtlosen, edlen Charakter. Er hat den einen Gedanken, sich am Mörder seines Vaters zu rächen; was nachher wird, darum zerbricht er sich nicht den Kopf. Und sobald er den Verbrecher entlarvt hat durch Aufführung des Stückes, als er Polonius ermordet hat, also gerade da, wo ihm die Simulation nach jener Annahme zu statten kommen könnte, wirft er die allerdings hier und da benutzte Wahnsinnsmaske immer mehr und mehr ab.

> „Bringt diesen Handel an den Tag,
> Daß ich in keiner wahren Tollheit bin,
> Nur toll aus List,"

sagt er zur Mutter, — „Glaubt es nicht, daß ich mein Geheimniß bewahren kann und eures nicht," zu Rosenkranz und Güldenstern, als sie ihn über die Ermordung des Polonius zur Rede stellen.

Eine Erklärung kommt der Wahrheit aber ziemlich nahe: Er simulirt, um sein Geheimniß zu bewahren, daß heißt sein Wissen um die Todesart seines Vaters. Indessen! wieso das? Sobald sein Wahnsinn offenkundig wird, sehen wir den ganzen Hof aufs eifrigste bemüht, die Ursache seines Wahnsinns zu erforschen; und in diesem Bestreben findet auch der König bald die richtige Fährte; er ist nach Belauschung des Gesprächs des Prinzen mit der Ophelia zwar nicht sicher, aber er ahnt bereits den wahren Sachverhalt und beschließt sofort, Hamlet beiseite zu schaffen. Insofern also würde dieser gerade das Gegentheil von dem erreichen, was er bezweckt durch seine Simulation; er würde viel besser thun, sich möglichst normal und ruhig zu verhalten, damit überhaupt die Aufmerksamkeit des Hofes gar

nicht auf ihn gelenkt würde. Aber das kann er nicht! Und das ist der springende Punkt der ganzen Frage! —

Wir müssen jetzt die Erörterungen wieder aufnehmen, bei denen wir vorhin stehen geblieben waren. Wir hatten gesehen: Hamlet muß nothwendigerweise Denen wahnsinnig erscheinen, die nicht um sein Geheimniß wissen, weil er unfähig ist, sich zu beherrschen. Und das fühlt er selbst!

Die erste Nachricht vom Tode des Vaters hat ihn geschmerzt, wie sie jeden anderen edlen Menschen schmerzen würde. Da trifft sein Gemüth sehr bald der zweite Stoß, die rasche Wiedervermählung der Mutter, und versetzt ihn bereits in jene Stimmung, die im ersten Monologe zum Ausdruck kommt. Jetzt erscheint ihm der Geist des Vaters, und er erfährt, wie dieser ums Leben gekommen ist. Nun geräth sein Hirn in einen Aufruhr, daß ihm „zum Wahnsinnigwerden" zu Muthe ist — um einen ganz gewöhnlichen Ausdruck des alltäglichen Lebens zu gebrauchen. Seine Gemüthsverfassung ist ganz die gleiche wie in der Scene nach dem Schauspiel — wie ich das oben andeutete: derselbe jäh abspringende Gedankengang, die gleiche unheimliche Lustigkeit mit Verzweiflung gepaart. „Dies sind nur wirblichte und irre Worte, Herr," sagt Horatio zu ihm. In der That wirbeln ihm die Gedanken durcheinander. Er fühlt sofort, daß er die Herrschaft über sich verloren hat; er ist Sklave seiner verzweifelten Stimmung geworden; er fühlt, daß er der immer wird Luft machen müssen, daß er bei jeder Gelegenheit aufbrausen wird, daß er sein Geheimniß nicht wird für sich behalten können; und da er merkt, daß er doch halbnärrisch erscheinen wird, hat er die unbestimmte Empfindung, daß er sich lieber ganz närrisch stellen will — daß „es ihm vielleicht in Zukunft dienlich scheint, ein wunderliches Wesen anzulegen". Dann braucht er sich nicht mehr zu beherrschen, sondern er kann sich gehen lassen! Und in diesem Sichgehen-

lassen besteht im Grunde genommen seine ganze Simulation. Er sagt, was und wie es ihm einfällt, auch wenn er sich bewußt ist, daß man ihn nicht verstehen kann, daß man ihn für wahnsinnig halten wird. Und dadurch gelingt es ihm wirklich hier und da, sein Geheimniß nicht zu verrathen. Ganz charakteristisch ist hierfür die 3. Scene des 4. Aktes; Rosenkranz und Güldenstern stellen ihn wegen der Ermordung des Polonius zur Rede: „Ihr müßt uns sagen, wo die Leiche ist." Der Prinz, den der Tod des Polonius nicht tiefer berührt, der aber fortwährend den ermordeten Vater im Sinne hat, sagt deshalb in Bezug auf diesen, obwohl er weiß, daß die Andern das Wort auf Polonius beziehen:

„Die Leiche ist bei dem König, aber der König ist nicht bei der Leiche. Der König ist ein Ding."

Güldenstern: „Ein Ding, gnädiger Herr?"

„Das nichts ist."

Dies bezieht sich natürlich auf den umgehenden Geist des Königs — „ein Ding, das nichts ist".

Daß Rosenkranz und Güldenstern die Worte nicht verstehen können, dessen ist er sich vollbewußt; insofern simulirt er. Aber es ist ihm bequem, dem Ausdruck zu geben, was ihm gerade durch den Kopf geht; insofern läßt er sich gehen. — Dies eigenthümliche Gemisch findet sich nun sehr häufig in seinen Reden; und in diesem Sinne muß ich meine Bemerkung, daß er meistens gar nicht simulire, in etwas einschränken. Er drückt sich gern barock aus, damit ihn die Leute nicht verstehen. Er spricht gern von den Dingen, die sie nicht verstehen können. Insofern steckt auch ein wenig Simulation in dem, was er zur Ophelia sagt. Sie kann die Andeutung auf den König bei den Betrachtungen über das Heirathen nicht verstehen. — Und das ist ihm eben recht.

Hier und da übertreibt er denn auch; so z. B., wenn er in dem unordentlichen Anzug bei der Ophelia erscheint — hierin

liegt offenbar Absichtlichkeit; — so vor allem, wenn es ihm einfällt, den blödsinnigen alten Polonius auf den Leim zu locken, oder Osrik lächerlich zu machen.

Diese beiden Komponenten, die sein Benehmen bedingen, das Sichgehenlassen und die Verstellung, sind nun zu verschiedenen Zeiten in sehr ungleichem Verhältniß miteinander vermischt. Die Verstellung fehlt vollständig in den oben erwähnten leidenschaftlichen Scenen — da ist er ihrer nicht fähig —, sie findet sich in geringerem Grade häufig da, wo ihn seine Umgebung für sehr wunderlich hält, am meisten aber vielleicht dann, wenn er am allervernünftigsten erscheint; das heißt, wenn er dissimulirt! Unter diesem Ausdrucke verstehen wir in der Psychiatrie den Fall, daß Jemand seine Krankheit zu verbergen weiß, Gesundheit simulirt. So weiß sich der Prinz z. B. musterhaft zu verstellen während des Schauspiels. Obwohl er sich in höchster Spannung und Aufregung befindet, macht er im gewandtesten Hofton mit Ophelia dem König und der Königin Konversation, bis dann mit der Katastrophe für den König seine Leidenschaft um so jäher hervorbricht.

Doch genug der einzelnen Beispiele. Wir sehen: Hamlet simulirt nicht auf Grund eines wohlüberlegten, klug durchgeführten Planes, sondern infolge eines mehr unbewußten Dranges, einer halbbewußten Empfindung seiner eigenen Unzulänglichkeit, die ihn bestimmt, bald die Regungen seines Innern zu übertreiben, bald sie zu verbergen, und so setzt sich sein Verhalten zusammen aus einem im einzelnen unentwirrbaren Gemisch von Simulation, Dissimulation und — wirklicher Krankheit — so wollen wir zunächst mal sagen; ich komme auf diese Hauptfrage gleich zu sprechen.

Zunächst noch eine allgemeine psychiatrische Erörterung. Sie werden mich fragen: „Ja! ist denn das möglich, daß Jemand krank sein kann und dabei noch simuliren?“ — Allerdings ist

das möglich! Ein Kritiker glaubt freilich einen anderen damit ad absurdum zu führen, daß er einfach auf diese Unmöglichkeit, als etwas ganz Selbstverständliches hinweist.[6] Es ist aber durchaus nicht unmöglich, ja sogar nicht einmal etwas Seltenes. Ich sagte Ihnen vorhin, daß manche Psychiater soweit gehen, zu behaupten, daß Simulation bei einem geistig Gesunden überhaupt nicht vorkomme.[7] Die Berechtigung dieser Theorie beruht eben im wesentlichen auf der Thatsache, daß viele Kranke die Neigung haben, einzelne Krankheitssymptome, deren Krankhaftigkeit ihnen bald mehr, bald weniger bewußt ist, zu übertreiben, oder zu den wirklichen andere hinzuzusimuliren. Dabei passirt es ihnen denn leicht, daß sie nicht nur Andere, sondern oft genug sich selbst mehr oder weniger täuschen und nicht mehr wissen, wann sie simuliren. Ich habe dieses Symptom genauer studirt und bei einer anderen Gelegenheit ausführlich besprochen;[8] hier auf Einzelheiten einzugehen, würde mich zu weit führen. Es mag genügen, darauf hinzuweisen, daß es auch anderwärts beobachtet ist und für mich nicht erst zur Erklärung des Hamlet erfunden. Im Gegentheil; erst als ich mit mir auf Grund des Studiums verschiedener Krankheitsfälle über diese Frage im Reinen war, nahm ich gelegentlich auch den Hamlet wieder vor, und erst nun gelang es mir, die mich seit langem beschäftigende Frage zu entscheiden, die ich an die Spitze unserer gesamten Erörterungen stellte: Simulirt Hamlet oder ist er wirklich wahnsinnig? Ich habe die Antwort auf diese Frage vorhin formulirt und wie ich hoffe in den einzelnen Erörterungen genügend belegt und bewiesen: Die Simulation spielt nur eine untergeordnete nebensächliche Rolle.

Da ich Ihnen aber nun bisher nur einzelne „wahnsinnige“ Züge im Charakter des Prinzen angeführt habe, so bleibt es mir nun noch übrig, Ihnen in mehr zusammenfassender Weise darzulegen, worin denn der Wahnsinn Hamlets im Grunde be-

steht; ich hoffe, das wird uns nicht zu lange aufhalten. Das wesentlichste Material haben wir bereits bei einander.

Bis jetzt habe ich mich absichtlich nur ganz laienhafter Ausdrücke bedient, wie „wahnsinnig, toll, verrückt“ u. s. w., indem ich mich dabei möglichst an die Ausdrücke der Schlegel-Tieckschen Uebersetzung des Dramas anlehnte; ich glaubte, so am verständlichsten zu sein. Jetzt muß ich aber betonen, daß die Ausdrücke „Wahnsinn“ und „Verrücktheit“, wie sie in der heutigen Wissenschaft gebraucht werden, durchaus nicht auf Hamlets Zustand passen. Hamlet leidet überhaupt nicht an einer ausgesprochenen typischen Krankheitsform, vielmehr gehört er zu jenen Uebergangsformen, wie sie so zahlreich zwischen geistiger Krankheit und Gesundheit vorkommen. Die Geisteskrankheit ist nämlich durchaus nicht, wie man so häufig meint, etwas Fremdes, was von außen — wie die Kommabacillen in den Darmkanal — in die Seele eindringt und dieselbe nun bald mehr, bald weniger umnachtet. Die Geisteskrankheit wächst vielmehr gleichsam aus dem gesunden Seelenleben heraus. Die Krankheit entwickelt sich bei einzelnen Individuen genau so, wie bei dem Durchschnitt die Reife des gesunden Menschen.[9] So hat man sich im besonderen in Bezug auf die Krankheiten ausgedrückt, auf die es uns heute hier ankommt. Die geistige Entwickelung kann bald einen völlig richtigen, bald einen sehr schiefen falschen Weg einschlagen, bald aber auch — da unser geistiges Leben bei höher entwickelten Individuen ein sehr mannigfaltiges ist — in einzelnen Beziehungen den richtigen, in anderen einen etwas von der Norm abweichenden, in wieder anderen endlich einen ganz falschen. Sie können sich nun selbst sagen, wie bunte und verschiedene Bilder durch diese theilweisen Abirrungen von der Norm entstehen können, welche mannigfaltigen Kombinationen der einzelnen als abnorm zu bezeichnenden Symptome. Wann soll man einen solchen nicht ganz normalen

Menschen nun als geisteskrank bezeichnen?! Das hängt lediglich von der Quantität des Abnormen ab; da wir aber die geistige Abnormität nicht mit dem Zollstock messen können, so müssen wir uns mit einer ungefähren Schätzung begnügen, und wenn da der Eine mal etwas anders schätzt, als der Andere, so wird es sich nicht lohnen, lange zu streiten. Deshalb bemühte ich mich vorhin nicht, eine ganz bestimmte Antwort auf die Frage zu präcisiren: „Halten Sie Hamlet für wahnsinnig?" Ich sage als vorsichtiger Diplomat nicht ja und nicht nein. Auf der Grenze steht er jedenfalls!

Abnorm, ungewöhnlich ist jedenfalls seine außerordentliche Reizbarkeit; ich habe vorhin auf die jähen, plötzlichen, wilden Ausbrüche seiner Leidenschaft hingewiesen, die hier und da geradezu einem leichten Tobsuchtsanfall ähnlich sehen. „Dies ist bloß Wahnsinn," sagt die Mutter bei der Scene über Ophelias Grab, „so tobt der Anfall eine Weil' in ihm, doch gleich, geduldig wie das Taubenweibchen, Wann sie ihr goldnes Paar hat ausgebrütet, senkt seine Ruh die Flügel." Gerade das plötzliche anfallsweise Auftreten dieser Erregungen bringt Shakespeare in meisterhafter Weise zur Anschauung!

Ich kann mir hier eine kleine ästhetische Abschweifung nicht versagen. In dem angedeuteten Sinne besonders kommt mir das Stück nicht wie Stückwerk vor, als welches es von vielen Kritikern angesehen wird.[10] Sondern es ist, um wieder in einem Citat zu reden, „wie ich es nehme, und Andere, deren Urtheil in solchen Dingen den Rang über dem meinigen behauptet, ein vortreffliches Stück: in seinen Scenen wohlgeordnet und mit eben so viel Bescheidenheit als Verstand abgefaßt". Vor der sehr stürmischen Scene mit dem Gespenst im 1. Akt läßt sich Hamlet in ausführlicher Weise und in allgemeinen Sentenzen über die Trunksucht der Dänen aus.[11] Ehe er in das Grab Ophelias springt, philosophirt er im ruhigen Tone mit

Horatio über die Vergänglichkeit des Daseins. In den verschiedensten Stimmungslagen sehen wir ihn in der 2. Scene des 3. Aktes. Zuerst hält er den Schauspielern einen längeren Vortrag über ein Thema, mit dem er persönlich gar nichts zu schaffen hat;[12] sodann theilt er Horatio mit gefaßten, aber die innere Aufregung kaum verbergenden Worten seinen Plan mit der Theateraufführung mit. Darauf giebt er sich äußerlich den Anschein des harmlosen Gesellschafters, während er in Wahrheit mit fieberhafter Spannung das Mienenspiel des Königs verfolgt, um dann eben seiner Leidenschaft völlig die Zügel schießen zu lassen. Diese Kontraste sind ganz unvergleichlich und so charakteristisch für die Hyperästhesie, die ungeheure Feinfühligkeit Hamlets. Hervorheben möchte ich, daß die Anlässe, die den einzelnen Anfall auslösen, wenigstens gar nicht immer so überwältigender Natur sind. Wenn Laertes in etwas überschwenglichen Ausdrücken den Tod seiner Schwester beklagt, so ist das doch kein Grund, den Prinzen „zu wilder Leidenschaft zu empören". Dies Mißverhältniß zwischen äußerer Veranlassung und Wirkung weist auf einen mächtigen inneren Faktor, nämlich die abnorme Reizbarkeit Hamlets hin!

Darf ich noch einen kleinen Zug zur Charakteristik dieser Hyperästhesie anführen? Sie werden vielleicht lächeln und meine Auslegung gesucht finden. Nun, ich lege keinen Werth darauf; aber Ich sehe es so: Der Todtengräber wirft einen Schädel auf; Hamlet sagt dazu — — —

„eingefallen und mit einem Todtengräberspaten um die Kinnbacken geschlagen. Das ist mir eine schöne Verwandlung, wenn wir die Kunst besäßen, sie zu sehen. Haben diese Knochen nicht mehr zu unterhalten gekostet, als daß man Kegel mit ihnen spielt? Meine thun mir weh, wenn ich daran denke!" — Solchen Einfall kann nur ein nervöser Mensch haben!

Doch genug hiervon; ich komme zu einem weiteren abnormen

Charakterzug, der pessimischen Stimmung Hamlets, ein heikles Thema; denn wo soll man die Stimmung von der pessimistischen Weltanschauung trennen? Und ist Pessimismus als solcher etwas Krankhaftes?

Darin, daß dieser Pessimismus nicht nur des Helden wesenlichster Charakterzug ist, sondern bleiern über dem ganzen Drama lastet, sehe ich den Hauptgrund, weshalb die Urtheile über Hamlet so grundverschieden und mannigfaltig ausfallen. Jeder Erklärer ist überzeugt, daß Shakespeare seine Weltanschauung getheilt habe, und legt diese seiner Auslegung zu Grunde, und so kommt es, daß der Eine meint, Shakespeare habe den Pessimismus geißeln wollen, und Hamlet für einen Jammerprinzen erklärt;[13] der Andere sieht in Hamlet eine Anticipation „unserer modernen Empfindsamkeit", die im vorigen Jahrhundert in England und Deutschland epidemisch war.[14] Der orthodoxe Christ wieder erklärt Hamlets Mangel an Gottvertrauen als seinen „Wahnsinn" und läßt ihn infolgedessen am Schluß des Dramas genesen.[15] Ein Vierter endlich erkennt in der Charakterentwickelung des Prinzen die nothwendige Krisis, die jeder edel angelegte Mensch durchmachen müsse, wenn ihm durch die rauhe Wirklichkeit die optimistischen Ideale der Jugend zerstört werden.[16] Etwas Richtiges liegt vielleicht in allen diesen Auslegungen. Aber Shakespeare war durchaus nicht so einseitig wie ein großer Theil seiner Erklärer; und deshalb ist sein Held nicht die Verkörperung Eines philosophischen Systems, sondern ein ungemein komplicirter Charakter, zu dessen Verständniß eine einseitige, absolute Erklärung niemals hinreicht. Darin liegt der Realismus Shakespeares!

Aber ich will bei meinem Leisten bleiben. Die pessimistische Weltanschauung erkläre Ich nicht für „Wahnsinn"; aber die pessimistische Stimmung hält sich nicht ganz in den Grenzen des Normalen. Und das werden Sie mir vielleicht eher zu-

geben, wenn ich Sie darauf hinweise, daß diese Stimmung bereits voll und ganz entwickelt ist zu einer Zeit, wo Hamlet von der Todesart seines Vaters nichts weiß. Lediglich die schleunige Heirath seiner Mutter reichte hin, die Ideale seiner Jugend zu zerschmettern! Freilich sind es schwere erschütternde Schicksalsschläge, die die Seele des Prinzen aus dem Gleichgewicht bringen. Aber in der Beurtheilung dieser Frage müssen wir doch etwas der Zeit Rechnung tragen. Der Hamlet entstand etwa hundert Jahre nach der Regierung eines Richard III., bald nach der Hinrichtung der Gattenmörderin Maria Stuart. Ein Mord und auch ein Verwandtenmord konnte dem Zeitalter Shakespeares nicht annähernd so grauenvoll erscheinen, wie er uns heute erscheint. So kann man wohl nicht nur in Bezug auf die einzelnen Zornausbrüche Hamlets, sondern auch hinsichtlich seiner gesamten Grundstimmung ein gewisses Mißverhältniß zwischen Ursache und Wirkung nicht verkennen und hierin einen weiteren pathologischen Zug konstatiren.[17]

Ich möchte die Charakteristik Hamlets nicht abschließen, ohne noch auf einen Zug hinzuweisen, der sehr wesentlich ist, wenngleich auch Er von vielen Erklärern in Abrede gestellt ist; ich meine die Unfähigkeit, einen Entschluß zu fassen, zu handeln. Hamlet handelt überhaupt sehr wenig; die beste Gelegenheit zur Rache läßt er unbenutzt vorübergehen und rafft sich erst dazu auf infolge einer neuen Zornesaufwallung, und in einem Momente, wo jede Minute Zögern ihm die Ausführung des einzig ihm am Herzen liegenden Werkes unmöglich machen würde. Es wird der unerschrockensten Rabulistik[18] nicht gelingen, diesen Charakterzug wegzuleugnen. Hamlet selbst beklagt sich oft genug in der größten Verzweiflung über diese seine Schwäche. Mir scheint sie außerordentlich charakteristisch; und das wird sie um so mehr, wenn man ihr ein weiteres Moment an die Seite stellt, welches man gerade angeführt hat, um sie wegzu-

disputiren; die Thatsache nämlich, daß sich Hamlet mitunter ganz plötzlich ohne jede Ueberlegung zu einer folgenschweren Handlung hinreißen läßt, durch die ein mehr oder weniger überflüssiges Unglück angerichtet wird; ich meine die Ermordung des Polonius und diejenige von Rosenkranz und Güldenstern. Ueber die erstere weint er selbst — über die zweite tröstet er sich allerdings — diese Kreaturen sind ihm zu geringfügig —, aber sein treuer Horatio kann sich eines gewissen Vorwurfs nicht enthalten.

Mich erinnert das immer an den Grünen Heinrich;[19] auch er ist nicht ein Mann des Entschlusses, und die einzigen Male, wo er sich zu einer raschen That aufrafft, richtet er ein großes Unheil an. Das erste Mal verhilft er dem von ihm hochverehrten Römer in die Irrenanstalt, das zweite Mal ersticht er seinen Freund im Duell. Diese Unfähigkeit, im richtigen Moment den richtigen Entschluß zu fassen, trotz hochentwickelter Intelligenz und edelster Absichten, dieser esprit d'escalier der That, wie sich Vischer[20] ausdrückt, das ist es, was so ungemein charakteristisch ist für diese unglücklichen Naturen, die hart an das Gebiet des Pathologischen heranstreifen, oder vielmehr mit einem Fuß darin stehen.[21] Das normale Gleichgewicht der seelischen Funktionen fehlt Hamlet oder es geht ihm wenigstens zeitweise verloren. Er ist „déséquilibré“, wie die französischen Psychiater sagen; dieses Wort bezeichnet am besten das Krankhafte in Hamlets Charakter.

Nur dieses wollte ich Ihnen andeuten. Allerdings ist die Grenze zwischen Krankheit und Gesundheit meiner Ueberzeugung nach ungemein schwer zu ziehen, und wenn vollends das Abnorme, wie ich behaupte, gerade in dem Mißverhältniß der verschiedenen seelischen Eigenschaften zu einander besteht, so müßte ich, genau genommen, diese alle besprechen, präcisiren und gegeneinander abwägen. Wie aber wäre das möglich, ohne sich in

die verschiedensten ethischen und ästhetischen Eigenheiten des monumentalen Kunstwerkes zu vertiefen und sich auseinanderzusetzen mit den wichtigsten und tiefsten Problemen der menschlichen Erkenntniß überhaupt. So mag es genügen, auf die hervorstechendsten pathologischen Züge im Charakterbilde des Prinzen hingewiesen zu haben. Möge sich ein Jeder selbst dieses Bild an Hand der Dichtung weiter ausbauen.

Ich habe Ihnen vorhin meine psychiatrische Diagnose genannt. Soll ich Ihnen dieselbe zum Schluß in eine poetische Form einkleiden? Wir finden diese im Drama selbst!

„Man spricht selten von der Tugend, die man hat, aber desto öfter von der, die uns fehlt," sagt Lessing. So rühmt der Prinz an Horatio die Eigenschaften, die ihm fehlen. Horatio ist das treffende Gegenstück der Gesundheit zu den Abnormitäten Hamlets. Dieser sagt zu dem Freunde:

„Denn du warst
Als littst du nichts, indem du alles littest;
Ein Mann, der Stöß' und Gaben vom Geschick
Mit gleichem Dank genommen: und gesegnet,
Weß Blut und Urtheil sich so gut vermischt,
Daß er zur Pfeife nicht Fortunen dient,
Den Ton zu spielen, den ihr Finger greift.
Gebt mir den Mann, den seine Leidenschaft
Nicht macht zum Sklaven, und ich will ihn hegen
Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen,
Wie ich dich hege."

Weil Blut und Urtheil sich so schlecht in ihm vermischen, deshalb ist der unglückliche Hamlet dazu verdammt, daß er zur Pfeife nur Fortunen dient, den Ton zu spielen, den ihr Finger greift.[22]

Wegen der Eigenart seiner Natur erliegt er dem Schicksal, und insofern ist er ein tragischer Charakter.

Ich bin zu Ende!

Wohl ließe sich über Hamlet noch vieles sagen. Auf ihn paßt in erster Linie das Goethesche Wort: „Shakespeare und kein Ende." — Aber als ich jetzt die Hamletlitteratur durchblätterte, kam mir wieder so recht deutlich zum Bewußtsein, wie wenig uns schließlich doch immer das sagt, was über Hamlet geschrieben und gesprochen wird. Das Meiste, das Beste sagt uns immer das Kunstwerk selbst. „Nur in des Künstlers Sprache war das Unaussprechliche kundzuthun, was das Wort des Erklärers hier eben nur in höchster Befangenheit andeuten konnte." [23]

In diesem Sinne, daß heißt, indem ich Sie von meinen Andeutungen an die Lektüre des Meisters verweise, schließe ich diesen Vortrag mit den letzten Worten unseres unglücklichen Prinzen:

„Der Rest ist Schweigen."

Anmerkungen.

[1] Selbstverständlich sind die hier angedeuteten Gegensätze mittelbarer und unmittelbarer Erkenntniß keine absoluten, die Grenze zwischen ihnen keine scharfe, sondern es können Uebergänge zwischen beiden vorkommen. So wird auch den Künstler bei der Ausarbeitung des Kunstwerkes (nicht bei der ersten Konzeption) die mittelbare Erkenntniß leiten und umgekehrt wird der geniale Vertreter der Wissenschaft, der uns große neue Gesichtspunkte schafft, einer gewissen unmittelbaren inneren Anschauung, welche der des Künstlers ähnelt, nicht ganz entrathen können — so ketzerisch diese Behauptung auch klingen mag.

[2] Diesen Gedanken habe ich gelegentlich näher ausgeführt in „Die pathologische Lüge und die psychisch abnormen Schwindler." Stuttgart 1891. Kapitel II.

[3] Gerade im Hinblick auf die hier von mir entwickelten Gedanken scheint mir ein Einwand, den Rümelin „Shakespeare-Studien", Stuttgart 1866, gegen jede Hamletkritik erhebt, so sehr unberechtigt. Er versteht den Hamlet nicht und behauptet nun, man könne ihn überhaupt nicht verstehen. Shakespeare sei Schauspieler gewesen; da habe er in Ermangelung einer

Novität dies Stück zusammengeflickt aus verschiedenen anderweitigen Bruchstücken. Daher fänden sich im Hamlet die mannigfaltigsten Widersprüche, die gar nicht miteinander in Einklang zu bringen wären, und das im besonderen im Charakter des Helden. Diese Schlußfolgerung halte ich für sehr verfehlt. Gerade weil Shakespeare selbst Schauspieler war und direkt für die Bühne schrieb, deshalb hatte er eine so außerordentlich lebhafte unmittelbare Anschauung von dem, was er vorstellen lassen wollte, und deshalb vermied er instinktiv alle nicht zu vereinigenden Widersprüche in den Charakteren. Wie störend solche gerade für den Schauspieler sind, das weiß ja ein Jeder, der auch nur als Dilettant einmal einen unwahren Charakter in einem werthlosen Lustspiel hat darstellen sollen. Aus jener Voraussetzung folgt somit m. E. genau das Gegentheil von dem, was Rümelin folgert. Thatsächlich findet man auch in den Shakespeareschen Dramen viel eher Unwahrscheinlichkeiten der äußeren Handlung, als solche der Charaktere, vielleicht eben deshalb, weil jene dem Darsteller viel geringere Schwierigkeiten bereiten als diese; ich meine daher, wenn Jemand den Charakter des Hamlet nicht versteht, so soll er die Ursache hiervon füglich bei sich und nicht im Kunstwerk suchen.

[4] Vgl. „Medicinische Glossen zum Hamlet. Vortrag, gehalten 1878 in Leipzig von Carl Thiersch". Thiersch macht auch auf die von mir erwähnten Unterschiede in den Geistererscheinungen des 1. und 3. Aktes aufmerksam und erklärt Hamlet für wahnsinnig, „da er sich trotz seiner hoch entwickelten Intelligenz nicht von der subjektiven Täuschung, welcher er unterliegt, überzeugen will"; — eine Nonne oder ein Bauernmädchen dagegen, welche eine Madonnenvision für wirklich halte, sei darum noch nicht wahnsinnig, eben weil ihr die Intelligenz fehle, die Vision als solche zu erkennen. Wenn Hamlet ein von uns zu begutachtender Patient aus dem 19. Jahrhundert wäre, so würde die Bemerkung ganz zutreffend sein. Aber in der Dichtung erscheint ja das Gespenst höchst wirklich; und wenn seine Intelligenz den Prinzen nicht verhindert, im 1. Akt die Realität von Gespenstern anzunehmen, warum sollte sie es mit einemmal im 3. Akt thun? Hamlet hat genau dieselbe Berechtigung wie das Bauernmädchen oder die Nonne, an seine Vision zu glauben. Die Vision als solche wäre übrigens wohl bei allen Dreien ein Zeichen von — sagen wir: Nervenüberreizung. Aber vielleicht ist es ein „Gesetz der Gespenster", daß sie nur Einzelnen erscheinen, Anderen sich unsichtbar machen können; dann wäre der Geist auch im 3. Akt keine Vision. Bemerkenswerth ist jedenfalls, daß er auch im 1. Akt nur mit Hamlet allein *spricht*! Auf der anderen Seite erscheint er auch in der allerersten Scene in gewissem Sinne als eine Vision der einzelnen Beobachter. Als Horatio das Gespenst anredet und die Andern es aufhalten wollen, ruft Bernardo: „'s ist hier,"

Horatio: „'s ist hier," Marcellus: „'s ist fort." Jeder sieht es also an einem andern Ort. Sehr interessant ist endlich folgendes: Beim ersten Auftreten des Gespenstes erscheint es, als Bernardo die für die Freunde sehr aufregende Beschreibung einer früheren Erscheinung mittheilt:

„Die allerletzte Nacht,
Als eben jener Stern, vom stolzen Westen,
In seinem Lauf den Theil des Himmels hellt,
Wo jetzt er glüht; da sahn Marcell und ich,
Indem die Glocke eins schlug —
Marcellus: O still! halt ein! Sieh, wie's da wieder kommt."

Ich denke mir den Vorgang so, daß in dem Moment die Glocke wieder eins schlägt und damit sogleich der Geist kommt. Das erinnert wieder sehr an ein hypnotisches Experiment: man kann nämlich Hallucinationen und im besonderen „Visionen" sehr suggestibeln Menschen suggeriren, z. B. indem man dem Betreffenden, nachdem man ihn hypnotisirt hat, sagt: „Sobald die Uhr eins schlägt, werden Sie den und den Menschen sehen." — Läßt man dann eine Uhr eins schlagen, so hat der Hypnotisirte die Vision des betreffenden Menschen. Das gleiche Experiment kann man auch bei geübten Medien ausführen, ohne daß man sie vorher hypnotisirt. (Sogenannte „Wachsuggestionen".) Ebenso kann man unter günstigen Bedingungen auch zwei oder mehreren sehr suggestibeln Personen die gleiche Hallucination eingeben, und endlich muß noch hervorgehoben werden, daß die Suggestion, um wirksam zu sein, durchaus nicht von einem bewußten Hypnotiseur herzurühren braucht, sondern ebenso gut von einem beliebigen Menschen unbewußt gegeben werden oder auch durch zufällige Umstände bedingt sein kann. So sind jedenfalls die Geistererscheinungen bei Religionsübungen fanatischer Sekten und bei spiritistischen Sitzungen zu erklären. Diesem Vorgang wäre dann der von mir eben citirte im Hamlet ganz analog. In ganz ähnlicher Weise ist übrigens von Shakespeare die zweite Geistererscheinung im 1. Akt geschildert.

Was folgt nun aus alledem? Für Shakespeares Glauben an die Gespenster und für das wesentliche Verständniß jener Scenen nichts! Aber wieder als geradezu verblüffend muß ich es bezeichnen, wie außerordentlich wahr und den Theorien der modernsten Wissenschaft entsprechend Shakespeare die Geistererscheinungen auffaßte — „anschaute".

[5] Karl Werder versucht in seinen „Vorlesungen über Shakespeares Hamlet. Berlin 1875" auf 252 Seiten den Nachweis zu führen, daß Hamlet nur den einen einzigen Gedanken habe, die Welt beziehungsweise Dänemark von der Schuld seines Oheims zu überzeugen (der Gedanke an Rache liege ihm ganz fern!), und folgert daraus, daß Hamlet überall genau so handle, wie er nothwendigerweise handeln müsse, und wenn er sich

irgendwo und irgendwie anders benähme, als er es thatsächlich thut, eine ungeheuere Thorheit begehen würde. Werder wird mit seinen feurigen und geistvollen Vorlesungen Manchen bestechen, aber wohl nur Wenige überzeugen. Als „unerschrockenste Rabulistik" muß ich jedenfalls die Art und Weise bezeichnen, wie er aus Hamlets Monologen etwas völlig anderes herausliest, als wörtlich darin steht. Das erinnert an Siegfried, der nach dem Genuß des Drachenblutes die wahren Gedanken des lügenden Mime versteht und dementsprechend dessen Reden intrepretirt. Aber wem sollte Hamlet in seinen Monologen etwas vorlügen?

[6] Werder a. a. O. glaubt damit Flathe (vgl. Anm. 15) widerlegen zu können.

[7] Diese Behauptung hat zuerst Jessen, Allg. Zeitschrift f. Psych. XVI. 1859 aufgestellt. Unbedingt stimmen ihm allerdings Wenige bei; bedingt aber neigt man wohl heutigen Tages ziemlich allgemein dieser Ansicht zu.

[8] Vgl. meine oben in Anm. 2 angeführte Arbeit. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei hier ausdrücklich darauf hingewiesen, daß es mir in jener Arbeit in erster Linie darauf ankam, ein bestimmtes, bei den verschiedensten Zuständen vorkommendes Symptom zu beschreiben; nur hierzu hat der oben angedeutete Gedanke Beziehung. Ein grobes Mißverständniß würde es sein, wollte man mir auf Grund der ausschließlichen Kenntniß des Titels jener Arbeit die Ansicht unterschieben, ich hielte Hamlet für einen „psychisch abnormen Schwindler".

[9] Vgl. Sander: „Ueber eine specielle Form der primären Verrücktheit". Arch. f. Psych. u. Nervenkr. I. Zu dieser speciellen Form gehört allerdings Hamlet auch nicht. Jener Ausdruck schien mir aber für die oben gegebene populäre Schilderung am geeignetsten. Im einzelnen auf die verschiedenen Formen von Sanders originärer Paranoia, Magnans „Folie héréditaire", desselben Autors „Déséquilibrés", auf die „konstitutionellen Psychosen" und „konstitutionellen Psychopathien", Kochs „Minderwerthigkeiten" u. s. w. auch nur andeutungsweise einzugehen, ist namentlich bei den vielfach voneinander abweichenden Theorien der Autoren hier weder der Ort, noch gestattet es der Raum.

[10] Vgl. Anm. 3.

[11] Die Stelle wird von Einigen für unecht erklärt, wie ich glaube, mit Unrecht, aus dem oben angedeuteten Grunde. Ueber die Berechtigung der auf Quellenstudium beruhenden Gründe für jene Behauptung erlaube ich mir natürlich kein Urtheil. Dieser Frage näher nachzuforschen, hatte für mich aber auch wenig Reiz. Zutreffendenfalls wäre es eine glückliche Einlage!

[12] Auch diese Ausführungen Hamlets halte ich somit nicht für eine willkürlich ihm von Shakespeare in den Mund gelegte Oratio pro domo.

[13] So Schlegel und Viele nach ihm; vgl. aus der neuesten Litteratur Fr. Paulsen: „Hamlet, die Tragödie des Pessimismus", Deutsche Rundschau 1889.

[14] Vgl. Gervinus' „Shakespeare" II. Leipzig 1872.

[15] J. L. F. Flathe: „Shakespeare in seiner Wirklichkeit I. 2. Hamlet". Die 178 Seiten lange Abhandlung macht dem Gottvertrauen des Verfassers alle Ehre, dürfte aber zum Verständniß des „Hamlet" nicht allzuviel beitragen.

[16] Hermann Türck: „Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie." Dissertation. Leipzig 1890. Wenn man dem Verfasser beistimmen will, so wäre jedenfalls zu betonen, daß je schwerer die nothwendigen Entwickelungskrisen eines Menschen verlaufen, derselbe sich um so mehr einer pathologischen Konstitution nähert.

[17] In diesen Erörterungen erledigt sich zugleich die von mir Seite 12 aufgeworfene Frage, inwieweit unser, d. h. des Zuschauers Urtheil über Hamlet mit demjenigen der Personen des Dramas übereinstimmen möchte.

[18] Vgl. Anm. 5.

[19] In Gottfried Kellers gleichnamigem Roman 1. Auflage; in der späteren Auflage ist die zweite von mir erwähnte Begebenheit nur etwas abgeschwächt.

[20] Fr. Th. Vischer: „Kritische Gänge." Neue Folge. 2. Heft. Shakespeare's Hamlet.

[21] In einer Besprechung der neuesten Auflage von Otto Ludwigs Werken in der Neuen Züricher Zeitung 1892 wird von dem Charakter des „Erbförsters" gesagt, er streife hart an das Pathologische heran, dürfe aber beileibe nicht damit verwechselt werden. Eine solche Auffassung ist wohl im allgemeinen ziemlich verbreitet, ich brauche aber wohl kaum zu betonen, daß ich sie nicht theile. Irgendwelcher principieller Unterschied zwischen dem, was dem Pathologischen ähnlich sieht, und dem wirklich Pathologischen existirt durchaus nicht. Die gleich erscheinenden Vorgänge sind es thatsächlich, und es steht nur im Belieben eines Jeden, wo er die Grenze zwischen „Normal" und „Pathologisch" ziehen will. Diese meine Auffassung wird hoffentlich Diejenigen einigermaßen trösten, die sich aus sentimentalen Gründen dadurch verletzt fühlen sollten, daß ich in „Hamlet" ein Objekt psychiatrischen Studiums erblicke.

[22] Vielleicht wären diese Worte auch in höherem Sinne auf Hamlet anzuwenden, als sie dieser selbst braucht, wenn man nämlich unter „Fortuna" nicht die „Metze" versteht, mit der Rosenkranz und Güldenstern vertraut sind, sondern das ewig waltende Geschick, das sich den Prinzen zum Werkzeug der Rache ausersehen hat, als welches er selbst mit dem Objekt derselben zu Grunde geht. Diesen Gedanken führt Fr. Th. Vischer a. a. O.

in ansprechender Weise aus. Dessen Charakteristik Hamlets hat übrigens beiläufig vor anderen das voraus, daß sie Einseitigkeiten der Beurtheilung nach Möglichkeit vermeidet.

[23] Man verzeihe mir dies Citat, welches nur durch eine den Sinn scheinbar arg entstellende Veränderung des Originals hierher paßte. Richard Wagner schließt seine „Programmatische Erläuterung" zu Beethovens „Heroischer Symphonie" (Ges. Schriften und Dichtungen. 2. Auflage. V. p. 172) mit den Worten: „Nur in des Meisters Tonsprache war aber das Unaussprechliche kundzuthun, was das Wort hier eben nur in höchster Befangenheit andeuten konnte." Den Gedanken, dem Wagner hier für den besonderen Fall eines Orchesterwerkes Ausdruck giebt, glaubte ich aber verallgemeinern zu dürfen, indem ich die Sprache des Künstlers (also auch des Dichters) als einer eben nur ihm eigenen und möglichen Form der Mittheilung im allgemeinen den erläuternden Worten des Erklärers im allgemeinen gegenüberstellte.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Der geniale Mensch.

Von

Cesare Lombroso.

Professor der Psychiatrie an der Universität Turin.

Autorisirte Uebersetzung von **Dr. M. O. Fränkel.**

(XXII u. 448 S.) Gr. 8°. Geh. Mk. 10.—, geb. Mk. 12.50.

I. Psychologie und Pathologie des Geistes.
II. Biologie des Genies.
III. Das Genie bei den Irren.
IV. Die Entartung-Psychose des Genies.

Das diesen reichen Stoff behandelnde, anregende, belehrende Buch Lombrosos wird gewiß die weite Verbreitung finden, deren es vermöge seines Inhaltes sowohl als auch vermöge der Art, wie dieser erörtert wird, in so hohem Grade würdig ist. (Dr. Ille in Wiener Medizinische Blätter.)

Was für eine Arbeit, was für ein Wissen steckt zu alledem in dem Buch! Und welche Selbständigkeit der Betrachtung, welche systematische Begabung. (Dr. A. Schnitzler in Internat. Klinische Rundschau.)

Auch ohne ein Anhänger der vom Verfasser aufgestellten Theorien zu sein, wird man nicht umhin können das Werk als eine vieldurchdachte, glänzend ausgeführte, tiefsinnige Arbeit zu bewundern. (Reichsgerichtsrath Meves im Archiv für Staatsrecht.)

Die Grenzen des Irreseins.

Von **Dr. A. Cullerre.**

Korrespondirendem Mitglied der Société médico-psychologique zu Paris.

Ins Deutsche übertragen
von Dr. med. **Otto Dornblüth,**
zweitem Arzt der Provinzial-Irrenanstalt Kreuzburg O.-Sch.

Gr. 8° (VIII und 272 S.) Preis 5 Mk. eleg. geh., 6 Mk. eleg. geb.

In diesem Werke werden die interessanten Uebergangszustände von der geistigen Gesundheit zum Irresein (Zweifelsucht, Selbstmord, Brandstiftungstriebe, Erfinder, Querulanten, Mystiker, hysterische Lügner u. s. w.) in fesselnder Weise behandelt. Wenn es dem Buche gelingt, in weitere Kreise zu dringen, wird es manchen Nutzen stiften können. (Dr. Joh. v. Buschman in Med.-Chir. Rundschau, Wien.)

Das recht gut ausgestattete Buch sei hiermit auf das wärmste empfohlen. (Deutsche Medicinal-Zeitung 21. 3. 91.)

Nicht bloß der Arzt und der Psychologe, sondern jeder Gebildete wird in dieser Arbeit des französischen Gelehrten mancherlei Anregendes und Belehrendes finden. (Voss. Zeitung 24. 8. 91.)

Das ganze Werk ist äußerst gewandt geschrieben und birgt bei Benutzung der vorzüglichsten Quellen einen Schatz von Wissen, der für Aerzte wie für Laien in gleichem Grade von Interesse ist. (Schlesische Zeitung 27. 6. 91.)

Ein Abschnitt über das Irresein in der Geschichte, Litteratur und Kunst vervollständigt das Werk, das, in leicht verständlicher Weise geschrieben, zur Orientirung über diese Fragen empfohlen werden kann. (Archiv für Strafrecht.)

Ueber

Hamlets Wahnsinn.

Von

Dr. Anton Delbrück
Assistenzarzt an der Heilanstalt Burghölzli, Privatdocent an der Universität Zürich.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Achte Serie

(Heft 169—192 umfassend).

Heft 173.

Vermenschlichung der Sprache.

Von

Dr. J. Baudouin de Courtenay

Professor in Dorpat.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1893.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung, der auch die vorliegende Arbeit angehört, besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung" erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

För Lebensstörm un Sünnenschien.

Plattdeutsche Gedichte
von
August Claußen.
Pastor in Altengamme.

Preis elegant geheftet Mk. 1.60, elegant gebunden Mk. 2.50.

Aus den Urtheilen der Presse.

Das sind freundlich anmuthende Gedichte. (Hamb. Correspondent.)

Unter allen Werken, welche die neuere plattdeutsche Litteratur bereicherten, hat uns kaum eines so angemuthet als dieses. (Rendsburger Wochenblatt.)

Man schaut da in ein so reines, von christlichem Geist durchwehtes Familienleben, daß es in unserer nie rastenden Zeit eine Freude ist, den stillen Pfaden des Dichters zu folgen. (Bergedorfer Zeitung.)

Ueber das Bergsteigen.

Vortrag
von **Dr. med. J. Buchheister.**
in Hamburg.

Preis 1 Mark.

Das treffliche Schriftchen sollte sich Jeder, der eine Hochgebirgstour zu unternehmen beabsichtigt, verschaffen. Aber auch die Freunde gewöhnlicher Fußtouren werden dasselbe gewiß nicht unbefriedigt aus der Hand legen. („Aus der Heimath", Juli 1889.)

Das Heft kann allen Touristen nicht warm genug empfohlen werden, da es alles Nöthige enthält, was bei Bergpartien zu wissen unerläßlich sein sollte. Das Heft enthält soviel praktische Winke über Bekleidung, Verpflegung ꝛc., daß Jedem, der irgendwelche Bergtour vorzunehmen beabsichtigt, die vorherige Belehrung sehr zu statten kommen wird. (Bade- und Reise-Journal.)

Vermenschlichung der Sprache.

Ein Aula-Vortrag,
gehalten zu Dorpat am (19. Februar) 2. März 1892
zum Besten des Hilfsvereins.

Von

Prof. Dr. J. Baudouin de Courtenay
in Dorpat.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1893.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Hochverehrte Anwesende!

Es war gewiß vielen von Ihnen nicht hinreichend klar, was Sie sich unter dem von mir gewählten Thema zu denken haben. Sollte hier der Mensch im Unterschiede von irgend einem höheren Wesen, die „Vermenschlichung der Sprache" also als eine Erniedrigung, als ein Herabsinken derselben gefaßt werden? Oder, im Gegentheil, sollte man im Menschen eine höhere Stufe im Vergleich mit anderen Geschöpfen, folglich in der „Vermenschlichung der Sprache" ein Aufsteigen, eine Erhebung derselben sehen?

Um jeglichen Bedenken von vorn herein vorzubeugen, um mich gegen jedes Mißverständniß und jede Mißdeutung zu verwahren, möchte ich jetzt gleich die vorläufige Erklärung geben, daß ich mich nur in den Grenzen der Beobachtung und der kritisch beglaubigten, historischen Ueberlieferung bewege; und von diesem Standpunkte aus wissen wir von keinem höheren, dem Menschen überlegenen Wesen, welches ihm qualitativ ähnlich wäre und sich von ihm nur quantitativ, nur graduell unterschiede.

Dafür aber kennen wir viele Arten und Gattungen von lebenden thierischen Wesen, welche in mehr denn einer Hinsicht bloß als eine frühere Stufe der im Menschen zur vollen Entfaltung gelangten Entwickelung betrachtet werden können.

Zu den hier in Betracht kommenden Punkten gehört auch namentlich alles das, was mit dem sprachlichen Leben und Wesen im Zusammenhange steht. Wir können auch bei einigen höher organisirten Thieren Anfänge der Sprache bemerken, wenigstens Laute, die für diese Thiere einen gewissen Sinn haben, d. h. von ihnen zum Zwecke gegenseitiger Verständigung hervorgebracht werden.

Das ist eine durch eine unanfechtbare Beobachtung gewonnene Thatsache.

Es frägt sich aber: Kann man denn nicht zwischen der wirklich menschlichen Sprache und zwischen dem, was als die der Sprache korrespondirende Funktion der Thiere betrachtet werden darf, einen wesentlichen Unterschied konstatiren? Diese Frage muß bejahend beantwortet werden.

Abgesehen schon von dem großen Reichthum der zur menschlichen Sprache gehörenden Elemente und von der geringen Anzahl der thierischen bedeutsamen Laute, bestehen ja zwischen beiden Arten der lautlichen Verständigung erhebliche Unterschiede, und zwar ebenso von der rein äußerlichen Seite, von der Seite der dabei betheiligten Sprechorgane, wie auch von der inneren Seite, von der Seite der Association lautlicher Gebilde mit den ihnen entsprechenden Bedeutungen.

Wenden wir uns zuerst zu der sogenannten äußeren Seite der Sprache, zum Lautiren, zum Aussprechen.

Um die in diesem Gebiete vorkommenden historischen Veränderungen richtig begreifen zu können, müssen wir uns vor allem eine klare Vorstellung darüber machen, wie wir äußerlich sprechen, d. h. wie wir aussprechen.

Es sind keine besonderen anatomisch-physiologischen Kenntnisse nöthig, um sich von der Art und Weise unseres äußeren Sprechens, unserer Aussprache eine annähernd richtige Vorstellung zu bilden.

An der Hervorbringung bedeutsamer Laute des Menschen, wie auch des Thieres, betheiligen sich folgende Organe unseres Körpers:

1. der Brustkasten, welcher die zur Schallerzeugung nöthige Luft aus den Lungen auspreßt,

2. der Kehlkopf, in welchem sich die für die Bildung musikalischer Klänge der Sprache so wichtigen Stimmbänder befinden,

3. die Nasenhöhle oder genauer die Nasenhöhlen, zu denen der Zugang vom Schlund aus mit Hülfe des Gaumensegels entweder abgeschlossen oder wieder geöffnet werden kann,

4. die Mundhöhle mit allen ihren beweglichen Organen und unbeweglichen Stellen oder Flächen.

Man kann also die ganze zur Schallerzeugung während des Sprechens dienende Werkstätte in zwei Hauptgebiete theilen: in das vertikal, von unten nach oben verlaufende untere Gebiet, von der unteren Grenze des Brustkastens bis an die Zungenwurzel und den hinteren Eingang in die Nasenhöhlen, und dann in das horizontal, von hinten nach vorn verlaufende obere, welches seinerseits in zwei übereinander liegende Unterabtheilungen zerfällt, in die von der Zungenwurzel bis an die Lippen sich erstreckende untere, d. h. die Mundhöhle, und in die obere Unterabtheilung, die Nasenhöhlen.

Das für das menschliche Sprechen bei weitem wichtigste Gebiet der lautlichen Sprachbildung ist die Mundhöhle, und zwar wegen ihrer Ausrüstung mit den zur Differenzirung der Laute so geeigneten beweglichen, elastischen Organen.

Unter diesen elastischen, beweglichen Organen ist das Gaumensegel oder der weiche Gaumen samt seinem Zäpfchen (uvula) das am weitesten zurückliegende. An der entgegengesetzten Grenze der Mundhöhle finden wir die Lippen als ihr vorderstes bewegliches Organ.

In der Mitte der Mundhöhle sehen wir das biegsamste und das wichtigste von allen beweglichen Sprechorganen, die Zunge, welche ebenso mit ihren Rändern, wie auch mit ihrem Rücken wirken kann, an welchem letzteren man drei Hauptgebiete unterscheidet: die vordere, die mittlere und die hintere Zunge.

Als die zur Schallerzeugung dienenden unbeweglichen Stellen der Mundhöhle sind zu nennen: der in weitere Unterabtheilungen sich theilende harte Gaumen mit seinen Ausläufern, dem oberen Kiefer und den oberen Zähnen, dann die Unterzähne und schließlich gewissermaßen die obere Lippe.

Wie schon erwähnt, sind die Lippen das am meisten nach vorn vorgeschobene Artikulationsorgan der Mundhöhle; ihnen folgt die Vorderzunge, dann die Mittelzunge, die Hinterzunge und schließlich das am weitesten nach hinten liegende Gaumensegel samt seinem Zäpfchen. Wenn man wieder die ganze Mundhöhle nebst den Nasenhöhlen dem Kehlkopfe gegenüberstellt, so liegt dieser letztere unten und hinten, die zwei anderen Hohlräume aber oben und vorn. — Auf diese Unterschiede und Gegensätze der oberen und unteren Lage einerseits und der vorderen und hinteren Lage andererseits bitte ich besonders zu achten, da sie für die Frage von der Vermenschlichung der Sprache von hervorragendster Wichtigkeit sind.

Auch bei den höher organisirten Thieren, insbesondere bei den Vögeln und Säugethieren, kommt das ihnen eigenthümliche bedeutungsvolle Lautiren in ähnlicher Weise wie das menschliche Sprechen zu stande. Auch die Thiere setzen gewöhnlich bei Hervorbringung ihrer Laute ihren Brustkasten in Bewegung, indem sie zu diesem Zwecke ausathmen oder exspiriren, respektive — in viel selteneren Fällen — einathmen oder inspiriren. Auch die Thiere bilden irgendwo auf dem Wege durch ihren Kehlkopf und ihre Mundhöhle irgend ein Hemmniß

für die aus den Lungen gepreßte Luft. Auch bei den Thieren wirken die Mundhöhle und die Nasenhöhlen samt dem Schlunde als schallmodificirendes Ansatzrohr.

Besteht denn aber nicht zwischen der menschlichen und der thierischen Lautbildung ein wesentlicher Unterschied? Diese Frage müssen wir bejahend beantworten, indem wir auf die zwei folgenden unterscheidenden Merkmale unsere Aufmersamkeit richten.

Erstens sind die Hauptstätten des thierischen Lautirens in den unteren und hinteren Organen zu suchen, also vorwiegend im Kehlkopfe, bei nur schwacher Betheiligung der Mundhöhle. Dann betheiligt sich an Schallerzeugung in der Regel nur die ganze Mundhöhle des Thieres als schallmodificirendes, resonanzbildendes Ansatzrohr. Falls aber irgend ein bewegliches Organ der Mundhöhle auch bei den Thieren schallerzeugend wirkt, so ist doch an eine Mannigfaltigkeit, an eine Unterscheidung vieler solcher schallerzeugender Arbeiten bei keinem Thiere zu denken. Höchstens ein paar unbedeutende Nuancen, die im Vergleich mit der großen Fülle der in der menschlichen Mundhöhle entstehenden Lautelemente verschwindend klein erscheinen. Im menschlichen Sprechen finden wir eine große Mannigfaltigkeit der Formen und Stellungen, welche die Mundhöhle, als Hauptstätte des Sprechens, annehmen kann und wirklich annimmt, wie auch eine, wohl noch größere, Mannigfaltigkeit der Arbeitsarten, welche von den einzelnen beweglichen Organen der Mundhöhle, wie von dem Gaumensegel, von den Lippen und vor allem von der Zunge, diesem Hauptorgan des Sprechens, ausgeübt werden. Die Lokalisation der Spracharbeit in den einzelnen Organen und an den einzelnen Stellen der Mundhöhle ist das Hauptcharakteristikum des menschlichen Sprechens.

Das ist eins.

Dann zeichnen sich die menschlichen Laute vor allem durch die sogenannte Artikulation aus, welche, — wenn sie überhaupt einen Sinn haben und nicht als ein überflüssiges Schmuckwort gebraucht werden soll, — einerseits in der Aufeinanderfolge verschiedenartigster Uebergänge aus einer Lage der Sprechorgane in die andere, andererseits aber in der Proportionalität, in einem bestimmten gegenseitigen Verhältniß der einzelnen Arbeiten des menschlichen Sprechorgans besteht. Das Wesen der sogenannten artikulirten Laute des menschlichen Sprechens läßt sich am besten durch einen Vergleich mit den sogenannten nichtartikulirten, ebenso von Thieren, wie auch vom Menschen selbst hervorgebrachten Lauten klarlegen. Diese letzteren, die sogen. „unartikulirten Laute", mögen sie thierische Laute sein, wie das Brüllen, Bellen, Heulen, Wiehern, Blöken, Winseln, Miauen, Gackern, Krähen, Grunzen 2c. 2c., oder selbst auch dem Menschen eigene, meistens auf dem Wege von Reflexbewegungen infolge gewisser Gefühle und Stimmungen zu stande kommende, wie das Stöhnen, Gähnen, Lachen, Kichern, Angstschrei, Schnaufen, Zischen, Schmatzen u. s. w., alle diese und andere derartige „unartikulirte Laute" bestehen in einer fortwährenden periodischen Wiederholung der gleichen Geräusche ohne jeglichen Uebergang zu anderen Lautelementen. Sie erscheinen immer, so zu sagen, als ein beliebiger Abschnitt einer sich ins Unendliche ziehenden Linie, sie sind also ungeformt, sie sind reine, von der menschlichen Einmischung freie Naturprodukte. Die wirklichen Sprachlaute aber sind abgerundete, geformte, in ein gewisses gegenseitiges Verhältniß zu einander gesetzte, nur einer bestimmten Dauer fähige Lautelemente. Es sind, so zu sagen, unbewußt geschaffene Kunstwerke der menschlichen Sprechthätigkeit.

Die Entstehung streng bestimmter, nacheinander folgender Sprachlaute und der dem Sprechen überhaupt eigenen Artikulation war ein gewaltiger Schritt, welcher das die Vorstufe zum jetzigen Menschen bildende Lebewesen, vom sprachlichen Standpunkte aus, zum wirklichen Menschen stempelte und es der übrigen Thierwelt gegenüberstellte. Das war die ursprüngliche Vermenschlichung der Sprache, welche später, in der uns zugänglichen Geschichte des Menschengeschlechtes keine wesentliche Veränderung erlitt. Der volle Mensch als solcher mußte von Anfang an artikuliren, ungefähr so, wie er jetzt artikulirt. Von dieser Seite also ist der Proceß der Vermenschlichung mit dem ursprünglichen Menschwerden abgeschlossen.

Dieses Menschwerden aber liegt außer den Grenzen der Beobachtung und der historischen Ueberlieferung und ist nur wissenschaftlichen Hypothesen zugänglich. Da ich aber am Anfange meines Vortrages sagte, ich wollte mich streng an die Beobachtung und an die historische Ueberlieferung halten, so würde ich, falls ich mich nur mit dem Hinweis auf das vermuthete, hypothetische Menschwerden begnügen sollte, mich mit mir selbst in Widerspruch stellen.

Betreten wir daher das Feld der in den historisch beglaubigten Sprachperioden wahrzunehmenden Weiterentwickelung desselben Processes, den ich dort „Vermenschlichung der Sprache“ nannte, und der sich auch hier cum grano salis als „Vermenschlichung der Sprache“ auffassen läßt.

Worin aber kann dieselbe bestehen? Die Artikulationsfähigkeit im allgemeinen, als solche, zeigt, wie gesagt, keine wesentlichen Veränderungen. Sie ist einmal da und bleibt als eine beständige Eigenthümlichkeit des sprechenden Menschen. Die Veränderungen also, welche als eine historische Ver-

menschlichung der Sprache betrachtet werden können, müssen wir wo anders suchen.

Wir haben gesehen, daß die Arbeit bei thierischer Lautbewegung sich in den unteren und rückwärts liegenden Gebieten der Sprechorgane koncentrirt. Beim Menschen aber arbeiten vorwiegend die oberen und vorderen Theile des Sprechapparats. Wenn es uns also gelingt, auch in der historischen, d. h. uns aus der Ueberlieferung bekannten Zeit eine Abnahme der Arbeit in unteren und hinteren Gebieten, uud dementsprechend eine Zunahme der Thätigkeit in den oberen und vorderen Gebieten, also eine immer größere Entfernung von dem thierischen Zustande, nachzuweisen, dann werden wir berechtigt sein zu sagen:

Das menschliche Geschlecht begnügte sich nicht mit jenem ersten, oben vorausgesetzten, ursprünglichen Schritt, sondern es zeigt auch einen nie aufhörendeu Fortschritt in der allmählichen, stufenweisen Vermenschlichung der äußeren, lautlichen Seite der Sprache.

Kann man nun in den historischen Veränderungen der lautlichen Seite der Sprache eine allmähliche Verschiebung der Artikulationsarbeiten aus den unteren und hinteren in die oberen und vorderen Gebiete der Lautbildung erkennen?

Im hinteren, vertikalen Gebiete der Sprechwerkstatt ist die tiefste, die unterste Thätigkeit diejenige des Brustkastens. Verändert sich nun diese in der Sprachgeschichte? Nimmt sie vielleicht ab, und zwar zu Gunsten irgend einer in oberen und vorderen Gebieten sich vollziehenden Arbeit? Sie verändert sich, das ist wahr, aber nicht in dem von uns hier gemeinten Sinne. Sie ist verschieden, verschiedenartig vertheilt und modulirt nicht nur bei verschiedenen Individuen, sondern auch bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Epochen des Sprachlebens;

aber von deren stufenweisen und konsequent fortschreitenden Abnahme zu Gunsten irgend einer anderen Thätigkeit kann keine Rede sein. Sie ist für jedes lautliche Sprechen unentbehrlich und kann durch keine andere Thätigkeit ersetzt werden. Sie muß also in der Sprachgeschichte gewissermaßen als eine konstante Größe betrachtet werden. Die variablen sind wo anders zu suchen.

Ebenso müssen im oberen und vorderen, im horizontalen Hauptgebiete des menschlichen Sprechens die Nasenhöhlen aus unserer Betrachtung ausgeschlossen werden. Es gehörte zwar ursprünglich die Benutzung der Möglichkeit, die Nase zu öffnen oder zu schließen, auch zu sprachlichen Zwecken, d. h. zur Ausbildung nasaler und nichtnasaler Sprachlaute, — es gehörte zwar diese ursprüngliche Benutzung zum primitiven, grundlegenden Akte der Vermenschlichung der Sprache, aber in späteren Stadien der Sprachentwickelung gehören die mit der passiven Betheiligung der Nasenhöhlen verbundenen Veränderungen anderswohin und können von dem uns hier beschäftigenden Standpunkte aus nicht in Betracht kommen.

Es bleiben uns also nur zweierlei Gegensätze, welche für unsere Frage von Wichtigkeit sein können:

Erstens der Gegensatz zwischen dem Kehlkopf und der Mundhöhle im allgemeinen, und dann

die Gegensätze, welche wir in der Mundhöhle selbst zwischen ihren vorderen und hinteren Organen und Theilen bemerken.

Zunächst müssen wir einem Einwand begegnen. Wir operiren bekanntlich auch mit der Aussprache längst vergangener Zeiten wie mit bekannten Größen. Da erhebt sich leicht der Zweifel, woher wissen wir, wie es in diesen alten Zeiten ausgesprochen wurde. Hierauf müssen wir antworten,

daß man eine für unsere Zwecke ausreichende Vorstellung von der Aussprache in früheren Zeiten an der Hand des Schriftthums und der sich auf das Verhältniß der Schrift zur Sprache beziehenden Ueberlieferung gewinnt, wobei auch die Vergleichung verwandter Sprachen untereinander uns sehr gute Dienste leistet.

Nachdem wir so dieses Bedenken gehoben haben, fangen wir nun mit dem Gegensatze der Thätigkeit des Kehlkopfs und der Mundhöhle an, und da müssen wir denn sagen, daß sich überall die Abnahme jener zu Gunsten dieser mit Entschiedenheit beobachten läßt, sei es nun bloßer Schwund der Kehlkopfthätigkeit, sei es wieder eine Vertretung früherer Kehlkopfarbeit durch solche der Mundhöhle.

Eine allgemeine in diesen Bereich gehörende Thatsache ist das gänzliche oder theilweise Aufgeben der ursprünglichen Aspiraten in allen indogermanischen oder arioeuropäischen Sprachen. Der Unterschied der Aspiration und Nichtaspiration hängt bekanntlich von einer Verschiedenartigkeit in der Thätigkeit des Kehlkopfes ab: Die Aspiraten, ph, th, kh, bh, dh, gh . . . ., werden mit einem im Kehlkopfe entstehenden Hauch, in der Art von h, zusammen ausgesprochen, die unaspirirten Konsonanten aber, p, t, k, b, d, g . . . ., ohne einen solchen. Nun sehen wir, daß die alten arioeuropäischen Aspiraten bei allen späteren Arioeuropäern oder Indogermanen eine bedeutende Einschränkung erfahren.

Entweder ist die alte Aspiration spurlos verschwunden, so daß die früheren aspirirten Konsonanten mit den ihnen sonst verwandten nicht aspirirten zusammenfielen. Das ist in folgenden Sprachfamilien der arioeuropäischen Sprachenwelt der Fall: im Slavischen, im Baltischen, d. h. im Litauischen und Lettischen, im Keltischen und im Iranischen.

In anderen Sprachfamilien des arioeuropäischen Stammes

wird zwar der alte Unterschied der betreffenden Konsonanten in seinem vollen Umfange bewahrt, seine unterscheidenden Merkmale aber aus dem Kehlkopfe in die Mundhöhle verlegt. Zu dieser Gruppe gehören z. B. alle die uns geschichtlich überlieferten, wie auch alle jetzt existirenden Repräsentanten der germanischen Sprachenfamilie. So werden zwar noch jetzt die anlautenden Konsonanten solcher Wörter, wie einerseits „Zahn", „ziehe", „zwei", „zehn", entsprechend den lateinischen dens, duco, duo, decem, andererseits „thun", „Thür", verwandt mit lateinischen facio, fores, unterschieden, ihr unterscheidendes Hauptmerkmal aber ist nicht mehr in dem Gegensatze der Aspiration und Nichtaspiration, d. h. nicht in der verschiedenartigen Arbeit des Kehlkopfs, sondern in derjenigen der Mundhöhle zu suchen.

Das Altgriechische besaß noch die Aspiraten im Unterschiede von den Nichtaspiraten, im Neugriechischen aber ist an die Stelle der durch den Kehlkopf zu bewerkstelligenden Unterscheidung zwischen der Aspirirung und Nichtaspirirung die in der Mundhöhle zur Geltung gelangende Unterscheidung zwischen einem Verschlusse und einer Reibungsspalte getreten. So z. B. sprachen die alten Griechen theós (*θεός*, „Gott"), thūmós (*θῡμός*, „Gemüth"), neben táuros (*ταῦρος*, „Stier"), téknon (*τέκνον*, „Kind"), aus, wogegen die Neugriechen *th*eós, *th*imós (der Anlaut wie englisches th) und doch távros, téknon, mit demselben Anlaute wie die Altgriechen, aussprechen.

Ueberall also sehen wir im Bereiche der Unterscheidung zwischen der Aspiration und Nichtaspiration eine allmähliche Schwächung der Kehlkopfthätigkeit zu Gunsten der Thätigkeit einzelner Sprechorgane in der Mundhöhle, und dementsprechend auch die Schwächung des auf die

Kehlkopfthätigkeit gerichteten centralsprachlichen Unterscheidungsvermögens.

Zu derselben Kategorie der Schwächung der Kehlkopfthätigkeit gehört die den jetzigen mitteldeutschen Mundarten (z. B. dem Sächsischen) eigene Beseitigung des Unterschiedes zwischen den tonlosen p, t, k und den tönenden b, d, g, — welcher Unterschied ja durch die verschiedene Thätigkeit der Stimmbänder des Kehlkopfs erreicht wird, — und die Ersetzung desselben durch den Unterschied von starken und schwachen, von fortes und lenes, von „harten" p, t, k und „weichen" b, d, g; und diese Unterscheidung von Stärke oder „Härte" und Schwäche oder „Weichheit" beruht ja nur auf einer stärkeren oder energischeren und einer schwächeren oder schlafferen Artikulation an denselben Stellen und mit denselben Organen der Mundhöhle.

Ich könnte Beispiele der in dieser Richtung vollzogenen oder sich vollziehenden lautlichen Veränderungen bedeutend vermehren, möchte aber Ihre mir wohlwollend geschenkte Aufmerksamkeit nicht mißbrauchen.

Nachdem wir die historische Verschiebung innerhalb der beiden Hauptgebiete der Sprechwerkstatt in ganz kurzen Zügen kennen gelernt haben, wollen wir die Mundhöhle selbst von der uns hier interessirenden Seite untersuchen.

Hier führt uns eine genaue Betrachtung der historischen Thatsachen zu einem ähnlichen Ergebniß, wie bei der Erforschung des Verhältnisses des Kehlkopfs und der Mundhöhle im allgemeinen. Nur geht hier, in der Mundhöhle, die historische Bewegung bei den lautlichen Veränderungen ausschließlich von hinten nach vorn, während wir dort eine komplicirtere Richtung, von unten und hinten nach oben und vorn wahrgenommen haben.

Wenn die auf die paläontologischen Entdeckungen gestützten Schlüsse richtig sind, besaß der vorgeschichtliche Höhlenmensch keinen Kinnvorsprung, d. h. kein „mentales Tuberkel" (tuberculum mentale), und im Zusammenhange damit befand sich seine spina mentalis interior soweit nach hinten zurück, daß die an dieselben angehefteten, die Bewegungen der Zunge, vor allem aber der vorderen Zunge regulirenden Muskeln, in erster Reihe der musculus genioglossus, verhältnißmäßig kurz und unentwickelt waren; infolge dessen vermochte bei diesem vorgeschichtlichen Höhlenmenschen seine vordere Zunge selbst sich nur mangelhaft zu bewegen.* Unter solchen Umständen konnte damals von einer starken Betheiligung der Vorderzunge beim Lautiren keine Rede sein.

Damit stimmt auch die Beobachtung überein, daß je mehr wir in der Sprachengeschichte zurück hineindringen, desto häufiger und energischer finden wir die Thätigkeit der hinteren Organe und Organtheile der Mundhöhle, vorzugsweise der Hinterzunge, während man später umgekehrt eine immer stärkere Zunahme der Arbeit der Vorderzunge bemerkt.

Man kann eine Masse lautgeschichtlicher Thatsachen anführen, welche sich unter den Begriff einer Verschiebung von hinten

* Cf. E.-T. Hamy, Précis de paléontologie humaine. Paris 1870, S. 233, 347, 352, 368. — Gabriel de Mortillet, Le préhistorique, antiquité de l'homme. Paris 1883 (Bibliothèque des sciences contemporaines), S. 249 ff., 345. — Paul Topinard, L'anthropologie. Avec préface du professeur Paul Broca. 2e édition. Paris 1877 (Bibliothèque des sciences contemporaines), S. 58, 99, 159. — Außerdem macht mich mein verehrter Kollege, Prof. Dr. A. Rauber, noch auf Renards Variations ethniques du maxillaire inférieur. Thèse de Paris 1880, als ein für diese Frage sehr wichtiges Werk, aufmerksam; ich konnte es aber bis jetzt noch nicht benutzen. (Mai 1892.)

nach *vorn* in der *Mundhöhle selbst* stellen lassen. Ich will mich aber nur auf die dahin gehörenden Veränderungen einiger Konsonantenreihen beschränken.

Diese von mir gemeinten Veränderungen sind zweierlei Art: entweder geschahen sie infolge der *den sich verändernden Konsonanten* innewohnenden Natur allein, d. h. *spontan*, wie man sagt, oder aber es wurde dazu der *ursprüngliche Impuls durch den Einfluß benachbarter Laute* gegeben.

Was nun die erste Art betrifft, so ist z. B. in vier westlichen Hauptfamilien des arioeuropäischen oder indogermanischen Sprachstammes, d. h. in der *griechischen*, in der *italischen* oder *romanischen*, in der *keltischen* und in der *germanischen* Familie, eine *Reihe hinterlingualer*, d. h. mit der Hinterzunge ausgesprochener, *Konsonanten*, k_2 (q), g_2 . . . ., *labialisirt*, mit anderen Worten, *von der Hinterzunge zu den Lippen* verschoben worden. Wo also früher k, g ausgesprochen wurde, da spricht man später in den etymologisch entsprechenden Wortstellen p, b aus, oder wenigstens ku, gu, als Uebergang von k, g zu p, b.

In den übrigen Familien desselben arioeuropäischen oder indogermanischen Sprachstammes aber, und zwar in allen *asiatischen*, d. h. in der *indischen*, in der *iranischen* oder *persischen* und in der *armenischen* Familie, wie auch in den östlichen Familien desselben Stammes in Europa, im *Slavischen*, im *Baltischen* oder Litu-Lettischen und schließlich im *Albanesischen*, hat sich wieder mit der *anderen Reihe hinterlingualer Konsonanten*, k_1 ($\widehat{k}$), g_1 ($\widehat{g}$) . . . ., ein anderer Vorgang vollzogen, nämlich eine *Verschiebung* ihrer *Mundartikulation von der Hinterzunge zur Vorderzunge*. So slavische s, z z. B. in slovo (Wort), slu^{s}ati (hören), sto (hundert), desętĭ (zehn) . . ., znati (kennen), zrno (Korn) . . ., zima (Winter), vezą (fahre) . . . aus den älteren k, g, gh; vergl.

z. B. lateinische cluo, centum, decem, gnosco, granum, hiems, veho, griechische κλέος, ἑκατόν. δέκα, γνώσκω, χειμών.

Etwas ähnliches hat auch in einigen romanischen Sprachen, unter anderem im Französischen, stattgefunden, wo man dem Laute š in solchen Wörtern, wie chien, chambre, chaux, chaud, chose, an stelle von k der früheren canis, camera, calx, calidus, causa begegnet.

Jedenfalls gehören die Romanen samt den Griechen, Kelten und Germanen zu den vorwiegend labialisirenden Völkern, während die Slaven, die Litauer mit Letten, die Albanesen, die Armenier, die Iranier und schließlich die Inder eine Gruppe von Völkern bilden, bei welcher die Zungenspitze und die Vorderzunge überhaupt vornehmlich bevorzugt wurde. Beides aber, ebenso die Bevorzugung der Lippen, wie auch diejenige der Vorderzunge, geschah hier auf Kosten der Thätigkeit der Hinterzunge.

Eine andere hierher gehörige allgemeine Thatsache, auf welche ich hinweisen möchte, sind die Wandlungen der hinterlingualen Konsonanten k, g u. s. w. in č, ž oder c, dz od. ähnl. infolge der sogenannten Palatalisation oder „Erweichung" (Mouillirung) durch den Einfluß benachbarter Vokale e, i u. s. w., d. h. die Thatsache, daß man in gewissen Perioden des Lebens verschiedener, selbst miteinander durchaus nicht verwandter, Sprachen für die zu erwartenden Kombinationen ke, ki, ge, gi .... den Kombinationen če, či ...., že, ži ...., oder ce, ci ..., dze, dzi ... oder anderen ähnlichen begegnet. Zur Illustration dieses Satzes genügt es, auf folgendes hinzuweisen: auf die slavischen Veränderungen, z. B. auf točiti (laufen lassen, wälzen), tečenije (Lauf, Strom), množiti (mehren) neben tok- (Strom, Lauf), teką (fließe, laufe), mnogo (viel), auf die lettischen ci (zi), dsi aus den früheren ki, gi, auf die italienischen ce, ci, ge, gi, französischen ce, ci, ge, gi,

anstatt der früheren, vulgärlateinischen ke, ki, ge, gi (z. B. italienische cenere, cielo, città . . ., genere, ginnasio . . ., französische cendre, ciel, cité . . ., genre, gymnase . . ., entsprechend den lateinischen cinis, coelum, civitas . . ., genus, gymnasium . . .), auf die englischen church, child, den deutschen „Kirche", „Kind" entsprechend, u. s. w. u. s. w. Hierher gehört auch die von Deutschen eingeführte und in ganz Osteuropa übliche Aussprache des Lateinischen: „Zizero", „zezini", „fazit" anstatt der altlateinischen Kikero (Cicero), kekini (cecini), fakit (facit).

Wie sollen wir aber alle diese Verschiebungen von dem durch unser Thema vorgezeichneten Standpunkte aus betrachten? Zur Aussprache von k, g gehört die Arbeit der Hinterzunge, zur Aussprache von č, ž, š, c, dz, s aber diejenige der Vorderzunge. Es ist also die Vertretung der ersten Reihe, k, g, durch die zweite, č, ž, c, dz u. ä., eine Art von Verschiebung der Spracharbeiten von der Hinterzunge in das Gebiet der Vorderzunge.

So haben uns die oben erwähnten, meistentheils der Lautgeschichte der arioeuropäischen oder indogermanischen Sprachen entnommenen Thatsachen gezeigt, daß in dem historischen Leben dieser Sprachen der unaufhaltsame Drang waltet, die Sprecharbeit von unten und hinten möglichst nach oben und vorn allmählich zu verlegen. Ich bin überzeugt, daß man durch die Erforschung der Geschichte anderer Sprachstämme zu demselben Schlusse gelangen würde. Vorübergehend möchte ich nur erwähnen, daß man auch in den semitischen Sprachen einen allmählichen Schwund und eine allmähliche Schwächung von „Gutturalen" konstatirt, wobei man unter dem unbestimmten Namen der „Gutturalen" alle die Laute zusammenfaßt, welche durch

eine Thätigkeit entweder des Kehlkopfs oder der Hinterzunge samt dem Gaumensegel hervorgebracht werden.

In dieser Ueberführung der Sprechthätigkeit aus den tiefen und versteckten Regionen in die mehr zu Tage liegenden oberen und vorderen Gebiete, in diesem „Excelsior!“, welches, wie ein über das Leben der Sprache verhängter Spruch, die ganze geschichtliche Entwickelung ihrer lautlichen Seite bestimmt, sehe ich eben eine Offenbarung ihrer allmählichen, unaufhörlich fortschreitenden, stufenweisen Vermenschlichung.

Dieses Emporsteigen des Sprechens aus den Tiefen der Sprechwerkstatt auf ihre Oberfläche, dem Gesichte näher, harmonisirt vollkommen mit der Körperlage des zweifüßigen, eine erhabene Stellung bewahrenden und kühn mit seinem Gesichte auf die umgebende Welt herabblickenden Wesens.

Schon hier aber handelt es sich nicht nur um eine ausschließlich auf die äußeren Organe beschränkte Bewegung. Oben (S. 14) habe ich den Ausdruck „centralsprachliches Unterscheidungsvermögen“ gebraucht.* Und ich mußte es auch thun; denn, wenngleich die Sprache in den äußeren, peripheren Sprechorganen zum Vorschein kommt, so kann sie doch wirklich existiren, ein dauerndes, ununterbrochenes Leben führen nur im Sprachcentrum, nur im Cerebrationsorgan, möge es als Gehirn oder als eine von demselben unabhängige Seele gefaßt werden. Die hörbaren Laute und die dabei sich vollziehenden Arbeiten der Sprechorgane haben nur eine vorübergehende, verschallende, verschwindende Existenz; ein wahres, wirklich sprachliches Leben ist nur den Erinnerungs-

* Anstatt dessen könnte man auch, und zwar noch genauer, sagen: „das auf die Arbeit der Sprechorgane gerichtete Unterscheidungsvermögen.“

bildern, ist nur den Vorstellungen dieser Laute und Arbeiten eigen. In allen Theilen und Theilchen der Sprache, mögen sie noch so ihre physische Beschaffenheit uns zeigen, pulsirt doch und kann pulsiren nur rein psychisches Leben.

Aber es giebt in der Sprache auch solche Seiten, für welche wir kein äußeres Zeichen besitzen, und welche sich weder in Lauten, noch in Arbeiten der Sprechorgane kundgeben. Das ist das große Reich der Bedeutungen, welche den Worten anhaften, d. h. sich mit den Vorstellungen von Lauten und Artikulationen associiren.

Wie steht es nun in Betreff unserer Frage mit dieser inneren, mit dieser innersten Seite der Sprache? Können wir auch hier nicht auf etwas hinweisen, was sich als allmähliche Vermenschlichung auffassen ließe?

Die Kürze der mir beschiedenen Zeit erlaubt mir nicht, mich eingehend und ausführlich mit dieser Frage zu beschäftigen. Ich will nur einiges erwähnen.

Die von den Thieren hervorgebrachten eigenartigen Laute, wie auch die interjektionsartigen Laute des Menschen, haben immer eine Bedeutung, sie bedeuten etwas. So gebraucht z. B. die Katze, wenn sie sich als Mutter mit ihren Kindern unterhält, wenigstens zehn verschiedene Laute, von denen jeder eine besondere Bedeutung hat: Aufforderung, Ermunterung, Drohung, Weisung, Liebkosung, Lockruf 2c. Es sind in neuester Zeit Beobachtungen an Affen angestellt worden, wobei es sich zeigte, daß diese dem Menschen nächststehenden und daher „Anthropoiden“, d. h. „Menschenähnlichen“, genannten Säugethiere sich zur gegenseitigen Verständigung gewisser Laute bedienen, die je nach den Gattungen dieser Thiere verschieden sind und durch diese ihre Verschiedenheit an die Verschiedenheit menschlicher Idiome erinnern.

Jedenfalls aber ist es sicher, daß diese thierischen Lautäußerungen einen ihnen allen gemeinsamen Zug besitzen: Sie sind durch die Natur des betreffenden thierischen Organismus selbst dazu bestimmt, eben das auszudrücken, was sie wirklich ausdrücken. Sie müssen gerade dasjenige Gefühl, gerade diejenige Vorstellung wachrufen, welche sie thatsächlich wachrufen, und zwar auf dem Wege eines unmittelbaren sinnlichen Eindrucks. Und damit endet ihre Aufgabe.

Unterdessen zeichnen sich alle einer wirklich menschlichen Sprache angehörenden Worte durch die Fähigkeit aus, immer neue Bedeutungen anzunehmen, wobei ihre Genesis, die Quelle ihrer Bedeutung gewöhnlich vollkommen vergessen wird. Sie sprechen von sich selbst weder zum Gefühl, noch zum Vorstellungsvermögen; sie bedeuten etwas nur deswegen, weil sie sich mit einer gewissen Reihe von Bedeutungen associirt haben. Der Charakter einer Nothwendigkeit ist ihnen vollkommen fremd. Sie verdanken ihre jezeitige Anwendung nur einer Verkettung von Zufälligkeiten. Warum z. B. der Kopf deutsch „Kopf“ oder „Haupt“, russisch „golova“, estnisch „pää“, lateinisch „caput“, französisch „tête“ heißt, ist nur durch Zufall bedingt worden.

So sind die bei weitem meisten Wörter der menschlichen Sprache nur zufällig entstandene Symbole, die unter anderen Umständen sich ganz anders hätten gestalten können, in voller Unabhängigkeit von den durch sie hervorgerufenen sinnlichen Eindrücken.

Und es ist eben diese Zufälligkeit das Charakteristische der Sprache. Selbstverständlich rede ich hier von keiner absoluten Zufälligkeit, — denn eine solche anzunehmen verbietet uns die die Grundlage jedes wissenschaflichen Denkens bildende Ueberzeugung von der Nothwendigkeit in der Verkettung

von Ursachen und Wirkungen, — nein, ich rede von keiner absoluten Zufälligkeit, sondern von einer Zufälligkeit in den Grenzen der sich auf die gegebene Frage beziehenden Begriffe.

Kurzum, es tragen bei den Thieren die Bedeutungen der Lautäußerungen in ihrer Beziehung zu eben diesen letzteren immer den Charakter der Nothwendigkeit, Unmittelbarkeit und verhältnißmäßigen Unveränderlichkeit an sich, — alles das Merkmale, welche der Natur menschlicher Rede schnurstracks widersprechen.

Da diese Lautäußerungen der Thiere, wie auch die ihnen analogen in der menschlichen Sprache (wie die Interjektionen), immer eine bestimmte Vorstellung oder ein bestimmtes Gefühl wachrufen, so sind sie immer an eine bestimmte Konkretheit gebunden. Sie sind, im Grunde genommen, solange sie eben Lautgebärden bleiben, keiner Abstraktion fähig.

Die Worte der menschlichen Sprache dagegen sind keineswegs bloß Zeichen gewisser konkreter Erscheinungen, sondern stellen vielmehr Abstraktionen dar, denen in der Außenwelt direkt nichts unmittelbar sinnfälliges entspricht; infolgedessen eignen sie sich immer mehr einerseits zu von der Sinnlichkeit unabhängigem Denken und Nachdenken, anderseits wieder zum vergeistigten poetischen Schaffen. Wenn man auch hie und da einen Rückschritt, d. h. eine Rückkehr von Abstraktion zur Konkretheit, wahrnehmen kann, so ist doch das Resultat dieser Oscillation im ganzen großen ein allmählicher Fortschritt zu immer größerer Vergeistigung der Sprache.

Und so sehen wir, daß, während die Aussprache, das äußere Sprechen immer mehr nach außen hervortritt, das innere Sprechen, das sprachliche Denken immer mehr in die Tiefen der menschlichen Seele hinabsteigt, immer abstrakter wird.

Dieses Auseinandergehen, diese immer größere Entfernung zwischen den Extremen des äußeren und inneren Sprechens findet eine Parallele in anderen Seiten der Entwickelung des Menschen. Je mehr sich der Mensch in seinem Denken vertieft, je feiner, je vollkommener sein Denkapparat wird, desto ausdrucksvoller, desto individueller pflegen auch ceteris paribus seine Gesichtszüge zu werden. Und das hoch ausgebildete wissenschaftliche Denken wird dem Menschen zum Mittel zu einer immer umfassenderen und gewaltigeren Beherrschung der Natur.

Diese immer weiter greifende, immer allseitigere Beherrschung der Natur, diese Utilisirung der Außenwelt, diese Beseitigung räumlicher und zeitlicher Schranken, im Zusammenhange mit der kulturellen Entwickelung der Menschheit, reflektirt sich auch auf dem sprachlichen Boden. Ich brauche nur die vor so vielen Jahrtausenden erfundene Schrift, und dann die neuesten Erfindungen, wie Telegraph, Telephon rc., zu nennen.

Es bliebe noch übrig, den Proceß der Vermenschlichung der Sprache auch in dem Sprachbau, in der morphologischen Seite der Sprache nachzuweisen, welche ja das ausschließlich Sprachliche, das Sprachliche im strengsten Sinne des Wortes ausmacht.

Der Sprachbau, die Sprachform, die, so zu sagen, morphologische Artikulation, bestehend in Theilung des Satzes in Worte, der Worte aber in bedeutsame Theile, ist den Thieren, ist den thierischen untheilbaren Gebärden vollkommen fremd.

Die Aufprägung der echt sprachlichen Form auf den Stoff der früher ungeformten Gebärden war ein gewaltiger Schritt zur Vermenschlichung der Sprache.

Ob aber diese Vermenschlichung auch später weiter fortschreitet, analog dem, was wir bei der Entwickelung der lautlichen und der rein psychischen Seite der Sprache gesehen haben, kann ich nicht sagen. Es lassen sich wohl in den die morphologische Seite der Sprache betreffenden Veränderungen historische Oscillationen bemerken. Um aber dabei eine fortdauernde Bewegung in einer bestimmten Richtung konstatiren zu können, dazu besitze ich nicht Material genug, und muß auf die Formulirung eines sich darauf beziehenden allgemeinen Satzes vorderhand verzichten.

Alle die sprachlichen Veränderungen, die man als allmähliche, stufenweise Vermenschlichung der Sprache bezeichnen kann, geschehen nicht programmmäßig, nicht als Wirkungen des Strebens nach einem von vornherein gesteckten Ziele, sondern als nothwendige Folgen des den sprechenden Geschöpfen innewohnenden Strebens nach Erleichterung in allen drei Richtungen, in welche sich der Proceß des Sprechens zerlegen läßt: in der centrifugalen Richtung der Phonation (diesen und die folgenden termini werde ich sogleich erklären), in der centripetalen Richtung der Audition und im sprachlichen Centrum, in der Cerebration. Die erstere, die Phonation, besteht in dem Aussprechen, dem Hörenlassen der Worte, die zweite, die Audition, ist das Hören und das Auf nehmen des Gesprochenen, die dritte aber, und zwar für das Fortbestehen der Sprache die bei weitem wichtigste, die Cerebration, ist das Merken alles dessen, was sich auf die Sprache bezieht, ist das Aufbewahren und die Bearbeitung aller sprachlichen Vorstellungen in der sprachlichen Schatzkammer der Seele ist das sprachliche Denken.

Nach allen diesen Richtungen hin wird das Unklare, das Unbestimmte, das Unnütze nach und nach

beseitigt, nach und nach abgeschafft. Um nur ein Beispiel anzuführen, ist die Verschiebung des äußeren Sprechens von unten und hinten nach oben und vorn eine große Erleichterung. Vorn und oben kann man beim Sprechen mit geringerer Anstrengung, dafür aber mit größerer Präcision und Bestimmtheit arbeiten, als in den unteren und rückwärts liegenden Gebieten. Dementsprechend wird das auf die oberen und vorderen Gebiete gerichtete centralsprachliche Unterscheidungsvermögen viel weniger angestrengt, als da, wo es mit den unteren und hinteren Regionen zu thun hat.

Aber, trotz allem Streben des Menschen nach der Beseitigung des Unnützen und Ueberflüssigen wimmelt die Sprache, ebenso wie die ganze organische Welt, von überlebenden, nicht mehr funktionirenden, nicht mehr sinnvollen Gebilden.

Damit sind wir ans Ende unserer Betrachtung gelangt, und es bleibt mir nichts mehr übrig, als Sie, hochverehrte Anwesende, um Nachsicht zu bitten, wenn es mir nicht gelungen sein sollte, es Ihnen nach allen Seiten genügend klar zu machen, daß es erlaubt ist, einige in der Geschichte der Sprache und der Sprachen sich unaufhörlich kundgebenden Strömungen unter dem allgemeinen Gesichtspunkte einer fortdauernden, allmählichen Vermenschlichung der Sprache zusammenzufassen.

Nachwort.

Nachträglich möchte ich hinzufügen, daß ich den Gedanken von der Verschiebung der Sprechthätigkeit in der Richtung zu der Zungenspitze und zu den Lippen schon nach der Abfassung und endgiltigen Redaktion meines Vortrags auch bei Dr. Fr M. Claudius in seinem Aufsatze „Das Leben der Sprache. (abgedruckt aus den Schriften der Gesellschaft zur Beörderung

der gesamten Naturwissenschaften zu Marburg. Band IX. Marburg 1867) ausgesprochen gefunden habe. Er sagt ja nämlich:

„Wir finden nun in den indogermanischen Sprachen durchaus eine Vereinfachung der Lautbildung. So war früher die Aspiration in diesen Sprachen eine häufig vorkommende Zuthat zu gewissen Lauten; jetzt ist dieselbe nur selten und in den am weitesten vorgeschrittenen Sprachen, im Englischen und Französischen, kommt sie fast gar nicht mehr vor. Es macht sich überhaupt die Tendenz geltend, die Sprachlaute nicht im Hintergrunde des Mundes zu bilden, sondern vorn in demselben mit der Zungenspitze oder den Lippen. Auf diese Weise wird eine geringere Masse bewegt und es werden deshalb weniger Kräfte verwandt. Wenn weniger kultivirte Sprachen Kehl- und Gutturallaute im Ueberfluß zeigen, so haben ausgebildetere solche nicht mehr. Es kommt noch ein anderes Moment hinzu. Je mehr die Laute mit den Lippen gebildet sind, um so schärfer können sie ausgesprochen werden, und zugleich kommt die Umgegend des Mundes in Bewegung und das Gesicht wird auf diese Weise lebendig. So sehen wir Bewohner größerer Städte aus höheren Ständen eleganter und markirter sprechen, als die niedere Bevölkerung, zumal an Küsten, wo sehr wenig auf das Aeußere gegeben wird. Zugleich ist das Gesicht von gebildeten Leuten beim Reden belebter als von weniger gebildeten, so ist eine Verschiedenheit der Sprachen in dieser Beziehung bemerkbar. Die französische z. B., die in dieser Hinsicht am weitesten vorgeschritten ist, lautirt viel bestimmter als die englische oder die plattdeutsche, und man sieht beim Sprechen den Mund des eleganten Franzosen mehr in Bewegung als bei englischen, holländischen oder deutschen Fischern" (pg. 15).

„Es ist ein Vorrücken von den hinteren Mundtheilen nach

vorne gegen die Lippen und die Spitze der Zunge an den Sprachen bemerkbar“ (pg. 18).

Mit dieser im ganzen richtigen und objektiven Auffassung der Sprachgeschichte seitens des Dr. Claudius stehen im Widerspruch und berühren uns sonderbar seine sonstigen Aeußerungen, die er meistentheils von anderen Gelehrten entlehnt hatte. So lesen wir bei ihm z. B.:

„Wie bei allen Organismen unterscheiden wir im Leben einer Sprache drei Perioden, die des Wachsthums, die der Blüthe und eine dritte des Verfalls (!!) derselben“ (pg. 13).

„Der Verfall (!) trat allmählich ein, als das Wissen, die Gedanken, einen gewissen Umfang erreicht hatten“ (pg. 15).

Dorpat, im Mai 1892.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Vom wandernden Zigeunervolke.

Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner.

Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache und Poesie.

Von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Preis geheftet Mk. 10.—.

O. v. L. sagt in der **„Deutschen Roman-Zeitung“** u. a. folgendes über das Werk: „Unter allen neueren Schriftstellern, die den eigenartigen, so lange räthselumwobenen Volksstamm zum Gegenstande der Betrachtung gewählt haben, dürfte wohl kaum einer soviel Beachtung verdienen, wie der Verfasser des vorliegenden Buches. Denn er hat sich nicht begnügt, den schon vorhandenen Quellenstoff zu sammeln, sondern er ist „ins Volk gegangen“, hat sich von einem der Wanderstämme als Mitglied aufnehmen lassen und ist mit ihm herumgezogen, viele Monate lang, Freud und Leid der Genossen theilend. Unter mancher Entbehrung hat er so den Stoff gesammelt, der aus dem Werke **ein in seiner Art einzig dastehendes Buch** macht, das in den Grundzügen als **eine der besten Leistungen** des völkerschildernden Schriftthums gelten kann.

Wir wünschen dem Verfasser herzlich besten Erfolg aus zwei Gründen: erstlich ist das Werk thatsächlich werthvoll und fesselt durch seine Darstellung Jeden, der es in die Hand nimmt. Dann aber hat der Verfasser diesem Buche und der Sammlung des Stoffes Kraft und Gesundheit geopfert. Wenn eine zweite Auflage zu stande käme, dann erst wäre er einigermassen für alles entschädigt. Ich mache Vorstände von grösseren Büchereien und Einzelne deshalb um so angelegentlicher auf das Werk aufmerksam.“

Prof. **Dr. Schwicker** widmet dem Werke in der **„Allgemeinen Zeitung“** (München) eine grössere Abhandlung und sagt am Schlusse derselben: Damit schliessen wir unsere Besprechung des Wlislockischen Buches, dem wir vielen Genuss und reiche Belehrung verdanken, das wir allen Freunden der Völkerkunde aufs wärmste empfehlen.

Der Verfasser gewann das Material durch unmittelbare Beobachtung des Volkslebens der Zigeuner, mit denen er oft monatelang umherwanderte. Die Mühsal und Entbehrung, welche er sich dergestalt auferlegte, hat sich reich gelohnt. Seine Mittheilungen sind darum sehr werthvoll und vertrauenswürdig.
(Korrespondenzblatt des Gesammtvereins
der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. 1891. No. 7.)

Das Buch giebt werthvollen Belehrungsstoff. (Post 11. 6. 90.)

W. besitzt übrigens eine so glückliche Gabe der Darstellung, dass er auch ein grösseres Publikum als das fachgelehrte zu interessiren wissen wird.
(Illustr. Zeitung 15. 11. 90.)

W. hat uns in der That eines der vorzüglichsten ethnologischen Bücher gegeben, welche in der letzten Zeit geschrieben sind.
(Deutsche Litteraturzeitung 27. 9. 90.)

W.'s Werk übertrifft sicher an Gehalt alles, was sonst über Zigeuner geschrieben ist. (Aus allen Welttheilen. No. 7. 1890.)

Das vorzüglich orientirende Buch Dr. v. W.'s wird in weitesten Kreisen eine angenehme und belehrende Lektüre zu bieten vermögen.
(Breslauer Ztg. 4. 6. 91.)

Es ist ein höchst interessantes und belehrendes Buch.
(Litteraturbl. d. deutschen Lehrerztg.)

Dieses Buch ist eine echte Studie nach der Natur.
(Litterar. Centralblatt No. 52. 1890.)

V. w. Z. verdient die grösste Beachtung seitens der Fachleute und nicht minder die Aufmerksamkeit weiterer Kreise. (Gaea.)

W. ist ein gewandter Schilderer selbstgesehener und selbstergründeter Erscheinungen und Vorgänge, so dass sein Buch bei aller Wissenschaftlichkeit wie ein Cyklus anmuthiger Feuilletons sich liest. (Litterar. Merkur 9. 8. 90.)

Vermenschlichung der Sprache.

Von

Dr. J. Baudouin de Courtenay
Professor in Dorpat.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Achte Serie
(Heft 169—192 umfassend).

Heft 174.

Der Antheil der Plastik an der Entstehung der griechischen Götterwelt und die Athene des Phidias.

Von
Ballhorn
Rektor a. D. in Görlitz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von **Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff**,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung, der auch die vorliegende Arbeit angehört, besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung" erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Angewandte Aesthetik
in kunstgeschichtlichen und ästhetischen Essays
von **Gustav Portig.**

Gr. 8°, 50 Bogen, 2 Bände, eleg. geh. 9 Mk.

Der Verfasser zeigt in seinen 22 Abhandlungen nicht nur große Belesenheit und viel Verständniß auf dem Gebiete der bildenden Kunst und Musik, sondern auch ein besonderes und gediegenes Urtheil, sowie einen trefflichen Geschmack in der Darstellung. Sechs Aufsätze sind der Plastik, fünf der Malerei, vier der Musik, zwei dem Naturschönen, und je einer der Architektur, der Gartenkunst, sowie der dekorativen Kunst gewidmet, während zwei sich mit allgemeineren ästhetischen und kulturgeschichtlichen Fragen beschäftigen.

Zur Geschichte des Gottesideals in der bildenden Kunst von **Gustav Portig.** Gr. 8°, 9 Bogen, elegant geheftet 3 Mk.

Inhalt: Das vorchristliche Gottesideal. — Das Gottesideal der christlichen Kunst. — Die Darstellung göttlicher Personen durch Typen und Symbole. — Die Darstellung von Gottvater. — Gottvater in der Plastik. — Gottvater in der Malerei. — Die Darstellung der Dreieinigkeit. — Die Trinität in der Plastik. — Die Trinität in der Malerei. — Die Krönung der Maria. — Die Himmelfahrt der Maria.

Ohne Familie. Roman von **Hektor Malot.** Aus dem Französischen von Mary Muchall. 2 Bände. 8°. 55 Bogen. Geheftet **nur** 3 Mk., gebunden 5.40 Mk.

Eine Familiengeschichte von wunderbarem Reiz, welche das höchste Interesse erregt für den Helden, einen elternlosen Knaben, der durch unsägliche Leiden auf seinem Lebenswege doch sein frisches Gemüth, sein ehrliches Herz bewahrt und dann zum Entzücken des Lesers in dem Wiederfinden der Mutter und durch Aufnahme in die bevorzugte Klasse der Menschen seinen wohlverdienten Lohn empfängt.

Fünfzig Jahre eines deutschen Theater-Direktors. Erinnerungen, Skizzen und Biographien aus der Geschichte des Hamburger Thalia-Theaters von **Reinhold Ortmann.** Elegant geheftet 3 Mk., elegant gebunden 4.50 Mk.

Der Antheil der Plastik an der Entstehung der griechischen Götterwelt und die Athene des Phidias.

Von

Ballhorn,
Rektor a. D. in Görlitz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1893.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Zu allen Zeiten haben die griechischen Göttergestalten, wie sie aus den Händen der größten Künstler dieses Volkes hervorgegangen sind, einen mächtigen Eindruck auf jeden Beschauer hervorgebracht. So wenig uns davon auch erhalten ist, auch dies Wenige genügt, uns in eine höhere Welt zu versetzen, sobald wir auch nur in eine kleine Versammlung dieser hehren Gestalten eintreten. Zu schildern, was wir dann Alle empfinden, dazu genügt es, an zwei bekannte Worte zu erinnern. So schreibt Jean Paul nach dem ersten Besuch im Dresdener Museum: „Der Dresdener Abgußsaal hat sich wie eine neue Welt in mich gedrängt und die alte halb erdrückt. Du trittst in einen langen, lichten, hohen, gewölbten Saal; zwischen den Säulen ruhen die alten Götter, die ihre Grabeserde oder ihre Himmelswolken abgeworfen haben, und die uns eine heilige, selige, stille Welt in ihrer Gestalt und in unserer Brust aufdecken. Du findest da den Unterschied zwischen der Schönheit eines Menschen und der eines Gottes; jene bewegt, obwohl sanft, noch der Wunsch und die Scheu; aber diese ruht fest und einfach, wie der blaue Aether vor der Welt und der Zeit, und die Ruhe der Vollendung, nicht der Ermüdung blickt im Auge und öffnet die Lippen. So oft ich künftig über große, schöne Gegenstände schreibe, werden diese Götter vor mich treten und mir die Gesetze der Schönheit geben."

Ebenso wurden für Carstens, als er die Küferschürze abgelegt und nach Kopenhagen kam, die Abgüsse der schönsten Antiken zu einer Offenbarung. „Alles, was ich bisher von Kunst gesehen hatte,“ erzählt er, „war mir nur als Menschenwerk erschienen; aber diese Gestalten erschienen mir als höhere Wesen, von einer übermenschlichen Kunst gebildet, und es fiel mir nicht ein, zu glauben, daß ich oder ein anderer Mensch je dergleichen hervorzubringen vermöchte. Ein heiliges Gefühl der Anbetung, das mich fast zu Thränen rührte, durchdrang mich, es war mir, als ob das höchste Wesen, zu dem ich als Knabe im Dom zu Schleswig oft so innig gebetet hatte, mir hier wirklich erschienen.“

Die Quelle nun, aus der die griechische Götterwelt diese ihre Hoheit, ihre unverlierbare Macht auf das Menschenherz geschöpft hat, ist selbstverständlich die Religion. Die alte wahre, ideale Kunst ist eine Tochter der Religion. Der indische Felsentempel so gut, wie der egyptische Tempel-Koloß ist undenkbar ohne den tiefen religiösen Sinn dieser Völker. Aber auch diese großartigsten, diese kolossalsten Werke, welche das religiöse Bedürfniß den Völkern abgezwungen hat, können nicht entfernt mit dem Eindruck wetteifern, welchen die griechischen Göttergestalten hervorbringen. Und dies nur darum, weil die griechische Plastik in einer ganz anderen Beziehung zur Religion der Griechen steht, als dies sonst zwischen Kunst und Religion der Fall ist. Die Kunst aller andern Völker steht der Religion nur empfangend gegenüber; das religiöse Gefühl, der religiöse Gedanke ist es, der so, wie er in der Volksreligion seinen Ausdruck gefunden hat, sich in der Künstlerseele verkörpert, der den Künstler bei seinen Schöpfungen begeistert. Die griechische Plastik steht aber der Religion der Griechen nicht nur empfangend, sondern auch gebend gegenüber. Wie nun aber nur dann der Menschengeist zu seinen höchsten Aeußerungen und Leistungen sich aufschwingt,

wenn er nicht nur das Empfangene künstlerisch verarbeitet, sondern wenn er zu dem Empfangenen selbstschöpferisch neues hinzuthut, so erklärt sich daraus auch die so einzig dastehende Höhe, zu der die griechische Plastik sich erhoben. Unsere Aufgabe aber ist es, an einem einzelnen Beispiele gerade diese Stellung der griechischen Plastik bei der Entstehung der griechischen Götterwelt darzulegen, die Vertiefung und Befruchtung, die die mythendichtende, jene Götter bildende Volksseele durch den Künstler erhalten hat, an einer der Göttergestalten zu zeigen. Dazu aber ist es nöthig, zuerst einen Blick auf den religiösen Entwickelungsgang des griechischen Volkes zu werfen.

Wenn irgendwo der Charakter eines Volkes von der Natur des von ihm bewohnten Landes bestimmt und beeinflußt wurde, so gilt dies vom griechischen Volke. So eigenthümlich, von allen andern Völkern des Alterthums abweichend sich Leben und Sitten dieses Volkes gestalteten, so eigenthümlich ist auch das Land, in dem es zum Volke heranwuchs. Hier ist nicht eine übermäßige, wuchernde, berauschende Fülle und Fruchtbarkeit, wie in Indien, nicht eine einzelne, in alles eingreifende Naturerscheinung, wie in Egypten; die Elemente haben überhaupt nicht die tropische Gewalt, welche den Menschen unterjocht, sondern sie üben nur eine milde, freundliche Anregung. Das Klima ist südlich, aber nicht bis zur erschlaffenden Hitze, das Land im ganzen nicht unfruchtbar, aber doch von ziemlich schroffen Gebirgen durchschnitten und daher theilweise rauh und nur zur Jagd, theilweise nur für den Oelbaum und Weinstock, nicht für den Anbau nahrhafter Früchte geeignet. Daher war es um so wichtiger, daß Griechenland überall vom Meere begrenzt und durchschnitten ist, und damit der Anreiz zu mannigfaltiger Thätigkeit, zu Schiffahrt, zum Handel, zur Eroberung und Kolonisation gegeben war. Bedeutsam war daneben die gebirgige Natur des Landes, welche in kleinen Grenzen die Ausbildung einzelner Völkerstämme

in ihren feineren Eigenthümlichkeiten begünstigte, diese nicht, wie bei der Verbreitung großer Nationen auf offener Ebene, in eine allgemeine Form verschmolz. Lage und Beschaffenheit des Landes bedingten daher schon, daß menschliche Freiheit und Thätigkeit ein größeres Feld fanden, als bei anderen Nationen, und die Natur selbst brachte es mit sich, daß ihr freundlicher Einfluß neben der vorherrschenden Selbstthätigkeit des Volkes weniger hervortrat. Sie entließ gleichsam den Menschen aus der Vormundschaft, in welcher sie ihn bisher gehalten hatte.

Diesen Charakterzug der Freiheit finden wir denn auch in allen Institutionen Griechenlands von Anfang an erkennbar. Besonders deutlich tritt er uns aber bei der Entstehung der griechischen Götterwelt entgegen. Bei allen andern Völkern des Alterthums gab es eine geschlossene Priesterschaft als ausschließliche Diener des Gottes, Ausleger seiner Orakel und daher Lehrer des Volkes. Bei ihnen allen war folglich auch die Religion nicht freie Verehrung, sondern eine feste Satzung, an genaue Beobachtung äußerlicher Verhaltungsregeln gebunden, für deren Befolgung die Priester die natürlichen Wächter waren. Ueberall standen sie zum Volke in dem Verhältnisse der Herren und Lehrer. Auch die Griechen nun hatten gewisse allgemein anerkannte religiöse Gebräuche, aber die Priester bildeten doch keinen geschlossenen Stand, sie wurden meistens durch jährliche Wahl bestimmt, und wenn auch in einzelnen Fällen gewisse Geschlechter zur Priesterschaft eines bestimmten Gottes ausschließlich berufen waren, so gab dies nur den Ehrenvorzug der Opfer, höchstens einen vorübergehenden Einfluß durch die Deutung der Orakel, niemals Gelegenheit zur bleibenden Leitung des Volkes.

Die mythologischen Ueberlieferungen waren daher auch nicht Priesterlehren, sondern Volkssagen. Freilich hatte ja auch bei andern Völkern die Phantasie bei der Entstehung der Götter-

mythen dichterisch mitgewirkt; die Anschauungen von mächtigen, wohlthätigen oder feindlichen Naturmächten hatten sich ihnen zu Sagen von der Abstammung und den Thaten der Götter gestaltet. Allein immer waren die Priester dann Diejenigen gewesen, deren Autorität diese Sagen prüfte und sie nach ihren didaktischen und hierarchischen Zwecken modelte. Bei den Griechen waltete die Dichtung frei; ohne andere Weihe als die der Begeisterung belehrten die Sänger das Volk auch über das Wesen der Gottheit und die Pflichten der Menschen. Ohne Scheu und mit vollster Wahrheit konnte daher der fromme Grieche Herodot das Wort aussprechen: „Homer und Hesiod haben den Hellenen ihre Götter gemacht.“ Sicher war der Sinn auch des altgriechischen Volkes ein höchst religiöser, aber diese Religiosität hatte etwas eigenthümlich Freies und Unbestimmtes; der Gedanke der Ausschließlichkeit blieb völlig entfernt davon. Jedem, der Glaubwürdiges von den höheren Mächten berichtete, hörten sie mit ehrfurchtvollem, kindlichem Gemüthe zu; keinem Gotte, von dem sie Kunde erlangten, verweigerten sie göttliche Ehre. Es war, als suche man nur Gelegenheit, die natürliche Frömmigkeit noch einmal zu üben. Auf dem Marktplatz von Athen fand der Apostel Paulus einen Altar mit der Aufschrift: „Dem unbekannten Gotte.“ „Wie du auch heißen mögest,“ ruft der Chor in einem Gebet bei Sophokles, „ich flehe zu dir und zu deiner Hülfe.“ Bei dieser Leichtigkeit der Fortpflanzung religiöser Tradition konnte es denn an Abweichungen derselben nicht fehlen, wodurch aber die Gemüther keineswegs beunruhigt wurden. Vielmehr fiel es Niemandem ein, dem Dichter zu wehren, der die überlieferten Mythen nach eigener Eingebung veränderte und umbildete. So überwiegend war in dieser Religiosität das Moment subjektiver, persönlicher Frömmigkeit, so unbekümmert war das fromme Bewußtsein über das Objektive der Gottheit.

Ebenso frei und ungebunden war aber auch die Beziehung

der Götter auf das Moralische. Im allgemeinen galten sie zwar als die Beschützer des Rechts und Rächer des Unrechts, aber worin beides bestand, das war durch keine feste Lehre ursprünglich festgestellt. Gerade dadurch aber blieb das eigene sittliche Gefühl ungehemmt und entwickelte sich freier und schöner, als bei irgend einem andern Volke. Keine dogmatische Lehre stellte fest, was Recht und Unrecht, Gut und Böse sei; das eigene Gefühl des Volkes schuf und entwickelte die Sittlichkeit. Das Gefühl der Ehrfurcht vor dem Hohen und Göttlichen, die tiefe Scheu vor dem Unheiligen und Unreinen, Achtung vor der Sitte und dem selbstgegebenen Gesetze vertrat bei den Hellenen die Stelle jener äußerlichen Zucht und Bevormundung durch Hierarchie und Staatspolizei. In solcher Freiheit entfaltete sich der Geist des griechischen Volkes zu einer Blüthe der Anmuth und Schönheit, welche weder vorher noch nachher ein anderes Volk erreicht hat.

Bei dieser Unabhängigkeit des Moralischen von der Religion mußte ja nun auch die Kunst eine ganz eigenthümliche Stellung erhalten. Denn da es kein allgemein feststehendes Sittengesetz gab, wie es sonst aus der Religion hervorwächst, so beruhte Lob und Tadel nur auf dem eigenen, lebendigen Gefühl des Besseren, welches sich dadurch gewöhnte, das Gute und Anständige, wie das Unwürdige schon in seiner äußeren Gestalt zu suchen und zu erkennen, jenes mit Wohlgefallen anzublicken, von diesem sich mißbilligend abzuwenden. Sie betrachteten daher das Gute wie das Schöne; ihre Sittenlehre wurde eine Schönheitslehre. So mußte das Kunstwerk als Beispiel des Schönen auch moralisch veredelnd oder verschlechternd auf das Gemüth wirken; ein unschönes Werk konnte ein Attentat auf die öffentliche Sittlichkeit werden, nicht etwa wie bei uns durch seinen Inhalt, sondern durch die Form. Und nicht bloß das Häßliche, sondern auch das Alltägliche und Gemeine, das Zufällige und Unbedeutende,

wenn es durch die künstlerische Behandlung eine gewisse Weihe erhielt, war dem griechischen Gefühl verhaßt, da es dem Streben ein niedriges Ziel gesetzt hätte. Daher jenes tebanische Gesetz, welches Malern und Bildhauern bei Strafe gebot, die Menschen nur ins Schöne nachzuahmen. Daher die für uns auffallende Erscheinung, daß nicht bloß die Philosophen sorgfältige Vorschriften darüber gaben, welche Bilder und welche musikalischen Weisen der Jugend zu empfehlen seien, sondern daß an manchen Orten sogar der Staat eine Aufsicht über die Musik führte. Das ganze griechische Leben wird zu einem Streben nach Schönheit, nach einer Wohlordnung des Staats wie nach eigner Schönheit des Körpers und der Seele; die Kunst hilft dazu als die reinere, strengere Auffassung dieses Lebens.

Doch nicht nur für die Veredlung der öffentlichen Sitte, für die Vertiefung des Begriffs des Guten sorgte die Kunst, viel größer mußte ja ihre Hülfe sein bei Ausgestaltung der griechischen Göttergestalten. Waren nämlich die Götter zu den Griechen auf dem Wege historischer Tradition gekommen, so hatte sich die sittliche Vorstellung, wie wir gesehen, aus ihrer eigenen Brust entwickelt. Beide also, Religion und Sittlichkeit, hatten verschiedene Quellen. So war es gekommen, daß manche Sagen, welche ursprünglich nur das Walten und die Macht der Naturkräfte in mystischer Einkleidung darstellten, später, sobald die Götter wie menschliche Wesen angesehen wurden, von Handlungen der Götter erzählten, welche auch nach griechischen Begriffen entschieden unsittlich waren. Allein lange nahm der griechische Sinn, wenigstens der der großen Menge, daran keinen Anstoß; mit der größten Unbefangenheit erzählte man diese Thaten nach wie vor, ohne sie einer moralischen Kritik zu unterwerfen oder davon Anwendung auf die Menschen zu machen. Diese Unbefangenheit, die dem christlichen Sinn, der sich die Gottheit als den Urquell aller sittlichen Vollkommenheit denkt, so schwer

begreiflich ist, findet sich in Homers Dichtungen noch in vollstem Maße. Seine Götter sind zwar an äußerer Größe überirdisch, in ihren Schwächen und Leidenschaften aber um nichts besser, als die sterblichen Menschen. Haß und Rachsucht sind bei ihnen ohne Maß, sie weinen, wenn ihr Zorn nicht Befriedigung erlangt. Schmeicheleien und Verführungen finden bei ihnen Eingang, selbst Vater Zeus wird getäuscht, wenn Hera sich ihm mit dem Gürtel der Aphrodite naht. Aphrodite ist weichlich und feige, Ares grausam, Hera unerbittlich stolz. Die Menschen haben Mitleid, selbst die Rosse des Achilles weinen über Patroklos Tod; die Götter sind ohne Erbarmen. Die Menschen zeigen sich im ganzen edel; die Ilias und Odyssee sind reich an Beispielen der zartesten Freundschaft, der reinsten ehelichen Liebe, der Großmuth, der Gastlichkeit. Nur die Götter scheinen das Vorrecht rücksichtloser Laune und Willkür zu haben. Die Götter Homers, sie können für die Moral keine Richtschnur abgeben.

Doch als dann auch bei der größeren Menge die sittlichen Anforderungen immer stärker wurden, als Dichter und Philosophen jene homerischen Erzählungen oft in härtester Weise angriffen, da regte sich überall das Gefühl, daß den Göttern die Eigenschaft der Heiligkeit zukommen müsse. Man nahm die überlieferten Sagen mit der Ehrfurcht auf, die ihr Alterthum verdiente, suchte aber die unmoralischen Elemente auszuscheiden und die Götter zu ethisch reineren und strengeren Charakteren zu bilden. Am schönsten und mit begeisterter Frömmigkeit spricht sich dies Bestreben bei Pindar aus, der es nur geziemend findet, „Rühmliches von den Göttern zu verkünden, selbst gegen der Vorzeit Bericht“.

Gerade jetzt hatte nun aber auch die Plastik, was das technische Können anlangt, zur höchsten Blüthe sich emporgearbeitet, und bei der regen Bauthätigkeit der Zeit trat an sie die Anforderung heran, nun auch für die neuen Tempel neue

Götterbilder zu schaffen. So mußte denn auch die Plastik an der Ausgestaltung dieser reineren und strengeren Götter-Charaktere sich betheiligen. Auch die Bildhauer durften diese Götter nur in dem edleren Sinne auffassen, wie Pindar, Aeschylos und Sophokles. Selbstverständlich haben sie dabei nur die menschenartig gedachten Götter, wie sie in der homerischen Dichtung erscheinen, vor Augen; der Gedanke an ihre ursprüngliche, physikalische Bedeutung liegt ihnen fern. Dafür aber betonen sie die edleren, ethischen Motive, soweit die Mythe solche bietet, und bilden diese nicht selten in reinerer Weise aus, als es bei den Dichtern geschah. So entstanden durch sie in ihren Göttern eine Reihe von Idealgestalten, von Vorbildern göttlich-menschlicher Hoheit, von vollendeten Erscheinungen menschlich-göttlicher Charaktertypen.

Das vollendetste und reinste Ideal unter diesen menschlich-göttlichen Charaktertypen bietet nun sicher die jungfräuliche Tochter des Zeus Kronios, Pallas Athene; und dies um so mehr, da gerade der Meister, der es zu allen Zeiten am besten verstanden hat, ans der menschlichen Gestalt das Wesen der Gottheit hervorleuchten zu lassen, nämlich Phidias, nicht nur den Vater der Götter und Menschen, den Zeus, sondern auch seine ihm geistig so nahe stehende Tochter Pallas Athene geschaffen hat. In eine höhere Entwicklung hat dasselbe daher nachmals kaum eintreten können, nur einer Entfaltung in die Breite ist es theilhaftig geworden, welche endlos genannt werden darf und sich am schicklichsten der bunten Mannigfaltigkeit gewisser Edelpflanzen vergleichen läßt, die wie die Palmen in ewig verjüngter Gestalt sich wiederholen, aber trotz der gestaltenreichsten Umbildung der Grundformen den nämlichen Charakter bewahren. Von keiner andern Gottheit besitzen wir eine solche fast unabsehbare Menge von vielfach wechselnden Kunstdarstellungen, und doch ist keine so leicht und sicher erkennbar, wie die hehre Tochter

des Zeus, die sich uns allezeit nicht bloß durch eine ständige Symbolik, sondern auch durch einen fest ausgeprägten Typus, der scharfe Unterscheidungszeichen darbietet, auf den ersten Blick ankündigt; ein Beweis nicht nur dafür, daß der Schöpfer dieser Idealgestalt das Höchste geleistet, so daß jede Weiterbildung und Verbesserung ausgeschlossen war, sondern auch dafür, daß schon in der Mythe, aus welcher diese Gestalt hervorwuchs, Momente gegeben sein mußten, welche sie von allen anderen Gottheiteu scharf sonderten. Um daher die Idealgestalt, wie Phidias sie vollendet, ganz zu verstehen, müssen wir nun auch die Mythen kennen lernen, aus denen Charakter und Wesen dieser Gottheit hervorgewachsen.

Wie Zeus und Hera ist auch Pallas Athene ganz eine Gottheit des Himmels und zwar in merkwürdiger Weite und Tiefe der Anschauung, nur daß als tieferer Grund des Bildes immer die Anbetung des reinen, klaren Himmels, des Aethers, als der höchsten Naturmacht durchblickt; und da nun dieser sich nicht schöner als in dem Charakter der Jungfräulichkeit ausdrücken läßt, so mußte schon dadurch diese Gottheit zur jungfräulichen Göttin werden. Ueberall nun ist ja in Griechenland der Himmel von bewunderungswürdiger Schönheit und Klarheit, nirgends jedoch in solchem Grade als in Attika; daher Athene in diesem Lande am meisten verehrt wurde und mit allen Segnungen und Erinnerungen der Stadt, der Landschaft, des Staates so verwachsen ist, daß die Göttin nicht ohne ihre Lieblingsstadt gedacht werden kann und diese nicht ohne jene.

Was nun den Ursprung der Göttin betrifft, so verrathen die darauf bezüglichen Mythen ein hohes Alterthum und sind daher reich an eigenthümlichen kosmogonischen Ideen, welche sich am nächsten an die Vorstellungen anschließen, welche die Welt aus dem Okeanos und aus Nacht und Dunkelheit entspringen lassen. Athene erscheint in ihnen von Anfang an deutlich als

eine Macht, welche sowohl über Blitz und Wolken, als über Sonne und Mond gebietet, welche in schrecklicher Majestät einherfährt, aber auch wieder lieblich und milde glänzt und segnet, Aecker befruchtend, menschliche Geschlechter erzeugend und erziehend, alles ohne ihre ätherische Reinheit und Klarheit aufzugeben. Auch ein alter Beiname, Tritogeneia (Il. 4, 515; 8, 39; 22, 183), deutet noch ohne Zweifel auf diesen Ursprung aus dem Wasser, d. h. aus dem Okeanos, aus welchem ja nach Homer alle Dinge und alle Götter entsprungen sind.

Weit verbreiteter aber war die Dichtung von der Geburt der Athene aus dem Haupt des Zeus, welche indessen mit jener anderen, ihrer Geburt aus dem Feuchten, eng zusammenhängt. Schon die Ilias kennt Athene als die Lieblingstochter des Zeus, welche er selbst geboren habe. (Il. 4, 515; 5, 875, 880.) Deshalb redet Zeus zu ihr wie zu seinem eigenen Gemüth und ertheilt ihr die schwierigsten Aufträge; Athene und Zeus werden sogar gelegentlich für die höchste und mächtigste Gottheit schlechthin erklärt, eine Vorstellung, welche die Dichter in vielen Wendungen zu wiederholen pflegen. (Il. 8, 5—40. Od. 16, 260.) Die vollständige Sage aber von Athenes Geburt aus dem Haupt des Zeus ist erst bei Hesiod (Th. 886 ff.) und bei Pindar (Ol. 7, 34—38) zu finden und auf vielen attischen Vasengemälden abgebiltet; denn auch in Athen war dieser Ursprung der allgemeine Glaube, und die Mythe mag hier wohl besonders ausgebildet sein.

Nach ihr nun vermählt sich Zeus mit der Metis, der Göttin der vorhersehenden Klugheit, welche ihm im Kampfe mit seinem Vater Kronos Beistand geleistet, und welche als Tochter des Okeanos die Gabe der Verwandlung besitzt. Doch da ihm Gaea geweissagt, daß er aus dieser Ehe einen Sohn erhalten wird, welcher mächtiger als er selbst werden wird, verschlingt er sie, so daß Metis mit der Tochter, die sie schon von ihm

empfangen, in Zeus selbst versetzt wird. So wird Athene aus dem Haupt des Zeus geboren, nachdem ihm Hephästos, Prometheus oder Hermes mit einem Beile das Haupt gespalten hat. Dabei ist die ganze Natur in furchtbarem Aufruhr, besonders deutet die weitere Beschreibung des Wunders der Geburt auf Gewölk, welches, vom Himmel emporgehoben, dessen Bauch füllt und unter Stürmen und Blitzen die jungfräuliche Göttin des lichten Himmels aus sich hervorbringt, die Göttin des strahlenden Aethers und seiner leuchtenden und blitzenden Allgewalt. Denn Athene springt gleich in voller Rüstung aus dem Haupt des Zeus hervor, mit strahlenden Waffen und mit der gezückten Lanze, weil der Blitz, wie er aus der dunklen Wetterwolke hervorzuckt, die erste Epiphanie des Lichtes und des Aethers und das von der Natur selbst an die Hand gegebene Bild von der Geburt des Lichtes ist.

Athene ist deshalb die Göttin des Kriegssturmes, des unaufhaltsamen Andranges, wie alle ältere epische Dichtung immer vorzugsweise diese Seite an ihr hervorhebt. Doch ist sie nicht bloß dies, sondern ihr höheres Wesen ist die tiefe, unergründliche Klarheit und Reinheit des lichten Himmels, der über Wolken und Wetter gebietet, aber selbst dadurch nicht afficirt wird. Der gewaltige Aufruhr in der ganzen Natur dauert nur so lange, bis Athene ihre Waffen ablegt, worauf Zeus sich der Tochter erfreut (d. h. der Himmel sich wieder aufklärt. So tritt sie in scharfen Gegensatz zu Ares, der als eigentlicher Kriegsgott des wildtobenden Kampfes sich freut und darin aufgeht; sie stellt dagegen die siegreiche Thatkraft dar, den Kampf, der zum Siege und von diesem zum Frieden führt, wie ja aller Friede erst die Frucht eines vorhergehenden Kampfes ist, so im Völkerleben, wie auch bei jedem einzelnen Menschen in seinem Gefühls- und Gemüthsleben. Ihrem innersten Wesen nach ist sie somit, wie ja auch schon als Tochter der Metis,

die Göttin des besonnenen Nachdenkens, in sich ruhender Klarheit, also die Göttin der Weisheit und aller milden Künste des Friedens.

Durch die Vereinigung dieser Gegensätze, kriegerischer Thatkraft und sinnender, grübelnder Weisheit, zu einem Götterwesen erhält ja nun Pallas Athene in der Reihe der Idealgestalten, welche die Plastik der Griechen aus ihren Göttern geschaffen, eine ganz eigenthümliche Stelle. Ueberblicken wir nämlich das Pantheon dieser griechischen Göttergestalten, so sondern sie sich auf den ersten Blick in zwei leicht zu übersehende Gruppen, in die männlichen und weiblichen Charaktere. Denn jene unendliche Reihe von Abstufungen der Charaktere, welche bei uns durch die Anregung und Begünstigung der persönlichen Gefühle entsteht, war der griechischen Welt noch fremd, für sie kam es nur auf die regelmäßigen und natürlichen Gegensätze an. Das höchste Vorbild reifer männlicher Würde ist natürlich Zeus, der Herrscher, mit der Ruhe und Milde, welche Macht und Weisheit verleihen. Seine Brüder, die Herrscher der unteren Reiche, schließen sich an ihn an und gleichen ihm daher in ihrer Körperbildung, ohne doch seine Schönheit zu erreichen. Asklepios und Hephästos bezeichnen eine tiefere Stufe mehr sinnlich praktischer Wirksamkeit, ohne doch den göttlichen Charakter der Zeusähnlichkeit ganz verloren zu haben. Den Uebergang zu den jüngeren Gestalten macht Herakles, der kräftige Dulder mit breitem Nacken und durch Arbeit gestählten Muskeln. Aehnlich, aber weniger derb, mit dem Ausdruck göttlicher Geburt ist der kampflustige Ares. An ihn schließt Hermes sich an, der geflügelte Bote des Zeus, in leichter, jugendlicher Form. Oft nähert er sich schon dem Apoll, in welchem das Edelste und Geistigste jugendlich männlicher Schönheit gedacht ist. Jugendlich ebenso, aber nicht mit diesem kühnen, geistigen Fluge, sondern ruhig, genießend, mit

einem leisen Zuge von Sehnsucht, ins Weichliche oder ins Weibliche übergehend, beschließt Bacchos den Kreis männlicher Göttergestalten, während im Eros auch die Züge des schlanken, zum Jüngling heranwachsenden Knaben oder des heiteren Kindes ihr göttliches Vorbild haben.

Dieser reich ausgestatteten Reihe männlicher Charaktere steht nun auf der weiblichen Seite eine weit weniger entwickelte Gestaltenreihe gegenüber. Im schärfsten Gegensatz zu dem durch und durch männlichen, energischen Zeus steht Aphrodite, die holde Erscheinung jungfräulichen Liebreizes, bald mehr lockend, bald strenger aufgefaßt, aber immer völlig weiblich. Hera zeigt die königliche Würde der Herrscherin, in reinem Selbstgefühl, mütterlich, aber in strengerem Ernste; — während Demeter weniger erhaben, irdischer, aber auch mehr bewegt von der schönen Schwäche der Mutterliebe erscheint. Hestia endlich, die Schutzgöttin der Familie und der häuslichen Eintracht, hatte bei dem weniger ausgebildeten Familiensinn der Griechen geringere Bedeutung. In jedem Hause war der Herd ihr Heiligthum, selten wurden ihr daher besondere Tempel gebaut; auch wenige Abbildungen haben sich von ihr erhalten; diese aber zeigen sie als weise, würdevolle Matrone ohne besonders hervortretende Charaktereigenschaften.

Gerade nun unserm modernen Gefühl kann diese weibliche Seite des olympischen Kreises nur unvollständig erscheinen, da in ihm Gestalten fehlen, welche die liebenswürdigsten und eigenthümlichsten Züge des weiblichen Charakters zum Ausdruck bringen. Denn wenn auch in Aphrodite der Liebreiz jugendlicher Anmuth, in der Hera und Hestia das Selbstbewußtsein hoher, weiblicher Würde, in Demeter endlich sogar ein unverkennbarer Zug mütterlicher Liebe, wiewohl nicht mit aller Wärme dieses Gefühls, ausgedrückt ist, so fehlt uns doch immer die Gestalt der eigenthümlich weiblichen Zartheit und Demuth. Aber

diesen Mangel werden wir sofort verstehen und erklärlich finden, wenn wir uns bei einiger Ueberlegung sagen müssen, daß dieser Zug sich mit den Begriffen göttlicher Hoheit und Selbstgenügsamkeit nicht vertrug, und daß überhaupt in der griechischen Sinnesweise dem männlichen Element eine vorherrschende Stellung eingeräumt war.

Für diesen Mangel bieten nun aber ein paar Gestalten einigen Ersatz, in welchen uns Züge entgegentreten, welche selten mit dem weiblichen Charakter verbunden vorkommen, ja schwer damit vereinbar erscheinen, und welche doch unter den Händen der griechischen Plastiker zur Erfindung und Ausgestaltung der schönsten Gestalten auf dieser weiblichen Seite geführt haben. Durch diese Verbindung aber bilden Artemis und Pallas Athene, die hier nur gemeint sein können, zugleich ebenso den Uebergang von der weiblichen Seite zur männlichen, wie Bacchos und Eros von der männlichen Seite zur weiblichen hinüberzeigen. Und gerade in diesen vier Uebergangsgestalten zeigt sich die Weise, wie die griechische Phantasie in ihrer unbewußten Körperdichtung verfuhr, von ihrer glänzendsten Seite.

Die leichteste Aufgabe bot hier dieser gestaltenbildenden Phantasie noch der jugenliche Eros dar; denn jeder wohlgebildete Knabe zeigt gerade kurz vor der Entwickelung zur vollen Männlichkeit Reize, wie sie vorher und nachher sich nicht finden. Hier also bietet die Natur dem Künstler schon das Höchste dar; er darf ihr nur folgen und nachschaffen, was sie seinem Künstlerauge zeigt. Schwieriger ist die Aufgabe bei den andern drei Gestalten und darum ihr Gelingen um so anerkennenswerther. Denn weiche, trunkene Sinnlichkeit ist eines rein männlich gehaltenen Charakters eben so sehr als einer weiblichen Göttergestalt unwürdig. Wenn nun aber der plastische Künstler jene Trunkenheit als die Begeisterung eines Jünglings, jene Weichheit als einen Zug weiblicher Empfäng-

lichkeit auffaßt, so wird unser Gefühl nicht mehr verletzt; und beides, in der Gestalt des Bacchos verbunden, wird ein göttliches Vorbild für die Poesie des Genusses. Ebenso würde die müßig sinnende Weisheit oder der erfinderisch arbeitsame Fleiß in männlicher Gestalt ein trocknes Bild bürgerlicher Ehrbarkeit geben. Auch die Waidlust hat nicht den edlen Ernst des Krieges, ein Gott der Jagd würde roh und wild erscheinen. Denken wir uns aber die eine und die andere Eigenschaft an einer jungfräulichen Gestalt, so entsteht ein neues lebensvolles Gebilde von eigenthümlichem Reize. Und ebenso wichtig ist eine solche Verbindung für den Charakter einer stolzen Jungfräulichkeit, wie ihn Pallas Athene und Artemis tragen. Des Weibes Bestimmung ist, Gattin und Mutter zu sein; eine beharrlich abweisende Jungfräulichkeit würde daher etwas seltsam Herbes und zwecklos Eitles haben. Allein verbunden mit jenen männlichen Eigenschaften, erzeugten sich daraus die herrlichsten Gestalten, in denen sich weibliche Reinheit mit heroischer Größe in solcher Verklärung paart, daß wir selbst in dem Gebiete der Weiblichkeit, wenn sie auch sonst bei den Griechen mehr zurücktritt, ihnen einen eigenthümlichen Vorzug zugestehen müssen.

Durch diese im Verhältniß zu der natürlichen Scheidung der Geschlechter unnatürlichen oder übernatürlichen Wesen wird ja nun auch der Kreis der olympischen Götter völlig in sich gerundet; es wird verhindert, daß männliche und weibliche Charaktere in schroffem Gegensatze einander gegenüberstehen, und es zeigt sich das Bild der gemeinsamen geistigen Natur des Menschen deutlicher und unmittelbarer. Ohne den Vorzug des Naturgemäßen und Einfachen aufzugeben, gewinnen wir Erscheinungen, in welchen die mannigfaltigsten Charaktere ihre Vorbilder und Schutzgottheiten finden. Das eben ist das Schöne dieser griechischen Götterdichtung, daß die ganze menschliche

Natur darin entwickelt ist, daß selbst die Seiten, die eine strengere Ansicht nur als Schwächen tadelnd wahrnimmt, darin in Formen und Verbindungen vorkommen, welche ihre wirksame Bedeutung ins Licht setzen. Nur das völlig Verneinende, das Böse im eigentlichen Sinne des Worts blieb von dem heiteren Olymp ausgeschlossen. —

Wenn nun so Pallas Athene in dem Pantheon der griechischen Götterwelt eine so eigenthümliche Stelle zwischen der männlichen und weiblichen Göttergruppe einnimmt, so mußte dies auch in ihrer plastischen Ausgestaltung zur sichtbaren Erscheinung kommen. Und daß dies durchaus der Fall ist, darüber werden wir keinen Augenblick in Zweifel sein, sobald wir daran denken, daß Phidias es ist, welcher auch das Athene-Ideal verkörpert hat. Denn nach allem, was wir von Phidias wissen, bezeichnen seine Werke gerade dadurch die Höhe alles plastischen Kunstschaffens, daß es ihm in seinen Götterbildern gelingt, den ganzen, vollen Begriff des Gottes, den er gerade bildet, in seinem allgemeinen, abstrakten Grundwesen und zwar in abstrakter Ruhe gefaßt klar und deutlich zum Ausdruck zu bringen.

Doch als Phidias an sein Werk ging, fand er schon ein Bild der Landesgöttin vor, welches in hoher Verehrung beim Volk stand; den Grund aber für diese Verehrung gab nicht die Schönheit, sondern nur das hohe Alter des Bildes. Phidias sodann schuf das Bild der Göttin für Athen zweimal. So kam es, daß drei Bilder der Pallas Athene in Athen nacheinander vor allen andern Götterbildern verehrt wurden; und diese drei Götterbilder entsprechen auch drei Zeitabschnitten in der Entwickelungs-Geschichte des atheniſchen Volkes. Schon in der Urzeit hat Pallas Athene, die Spenderin des nährenden Oelbaums, die Fülle lieblicher Segnungen ausgegossen über die Wiege des Athener-Volkes. Diese Pallas Athene, die Geberin

der ersten Güter, die Begründerin und Förderin der Wohlfahrt des attischen Landes, verehrte man in jenem alten, aber noch formlosen Holzbilde des Erechtheus, dem alljährlich bei den Panathenäen der neue Peplos geweiht wurde. Dann aber kam die Zeit, in der Athen sich mit dem Schwert umgürtete, an der Spitze von Hellas die Barbaren bekämpfte und, in Siegen gekräftigt, zur Blüthe seiner Macht sich emporschwang. Als Wahrzeichen dieser Zeit schuf Phidias auf der Burg das erste seiner beiden Athene-Bilder, das über Land und Meer hin sichtbare Riesenbild der Vorkämpferin im Streit, die Athene Promachos. Es war ein Koloß, über 50 Fuß hoch, welcher den Beweis lieferte, daß auch im Erzguß die attische Schule von keiner anderen überboten wurde. Sie stand unter freiem Himmel als kriegerische Göttin mit Lanze und vorgestrecktem Schilde; die goldene Lanzenspitze und der wehende Helmbusch waren die ersten Wahrzeichen, an denen die Athener, wenn sie von weiter Meerfahrt zurückkehrten, schon an der südöstlichen Spitze von Attica, am Vorgebirge Sunion, die heimische Burg erkannten. Unerschütterliche Würde und stolzer Muth waren nach dem Zeugniß der Alten in dem Bilde der Göttin ausgeprägt; sie war das Ideal, welchem das Geschlecht der Marathon-Kämpfer nacheiferte; aus der marathonischen Beute war auch das Standbild geweiht worden um die Zeit, da Aristides starb und Perikles anfing, Geltung zu erlangen.

Nachdem aber Phidias durch die Athene Promachos seinen Ruhm für alle Zeit begründet und sich zum anerkannt ersten Meister emporgeschwungen hatte, rief ihn eine noch ehrenvollere Aufgabe von Athen weg in den Peleponnes. Hier hatte in den Jahren 472—469 der Architekt Libon in der Ebene von Olympia den Zeustempel begonnen und nach etwa 15 Jahren vollendet, denn schon 457 ließen die Lakedämonier nach der Schlacht von Tanagra einen goldenen Schild als Weihgeschenk in dem

vollendeten Tempel aufhängen. In dieser Zeit entstand also auch unter den kunstreichen Händen des Phidias das berühmteste von allen griechischen Götterbildern, der Zeus von Olympia, welcher, obgleich er mit seiner Goldelfenbeinpracht in hohem Grade den Raubsinn herausforderte, dennoch alle Stürme, welche über Griechenland hereinbrachen, überdauerte und jahrhundertelang, bis zur Zerstörung des Tempels selbst den höchsten Schmuck seiner Cella bildete.

Im Jahre 447 oder 446 wurde sodann auf der Akropolis von Athen der neue Tempel der Athene, der Parthenon, begonnen und im Jahre 435 oder 434 vollendet. Von dieser Zeit ab muß also auch Phidias wieder in seiner Vaterstadt gewesen sein, um hier die Parthenonskulpturen, vor allem aber das Bild der Göttin zu schaffen, welche die Cella des Tempels zieren sollte.

War die Athene Promachos noch die Göttin des älteren Athens unter der Leitung des Themistokles und Kimon, so hatte sich jetzt in der perikleischen Zeit nicht nur die Staatsidee erweitert und vertieft, sondern auch die Vorstellung von der Schutzgöttin des Staates. Der Göttin innerstes und tiefstes Wesen und mit ihm der schönste Theil ihrer Segnungen für das attische Land und Volk hatte sich entfaltet. Geoffenbart hatte sie sich nun völlig als die Göttin des lichtspendenden Aethers, in dessen Glanze die Nacht zerrinnt, als die Nachdenkliche Sinnige, um deren Stirn der freie Gedanke in schöner Klarhei schwebt; als die Förderin aller schönen Fertigkeiten und Künste und jedes aus dem Geiste stammenden Segens. Mit dem Beschluß, dieser neuen Schutzgöttin an Stelle der von den Persern zerstörten Heiligthümer einen neuen Tempel zu bauen, entstand daher auch der Plan, im Innern desselben ein neues Bild der Athene aufzustellen, das nun auch dieser neuen vertieften Vorstellung von der Göttin entsprach. Ein kolossales Prachtwerk

durfte es daher nur sein, welches im stande war, Staunen und Bewunderung zu erwecken und von dem Reichthum der großen Handelsstadt, von der Blüthe der Künste und dem religiös-politischen Leben, das in den Bürgern wohnte, ein volles Zeugniß zu geben. Darum verschmähte man auch hier nach dem Vorgange in Olympia die einfachen Stoffe und wählte die glänzendste aller Gattungen plastischer Darstellung, die Goldelfenbeinarbeit.

Werke dieser Art gingen über den engeren Bereich der Plastik weit hinaus. Denn wenn auch dem Bildhauer die Hauptaufgabe blieb, indem er die Idee des Ganzen faßte und in körperlichen Formen zu gestalten hatte, so war doch auch der Architekt dabei erforderlich, der das feste Gerüst herstellte, das den Holzkern des Kolosses bildete, der die vielerlei und vielartigen Theile desselben zweckmäßig und dauerhaft verband und das Ganze so aufstellte, daß die umgebenden Räume dazu dienen mußten, die riesigen Verhältnisse des Götterbildes recht zur Anschauung zu bringen, ohne daß ein Mißverhältniß fühlbar wurde. Endlich beruht der Gesamteindruck des Kunstwerkes ja auch wesentlich auf der Pracht und Harmonie der Farben.

Der milde Glanz der Elfenbeinplatten, welche die nackten Theile der Oberfläche bildeten, wurde durch den Schimmer des Goldes gehoben; die Wahl der bunten Edelsteine für die Augen, die Färbung der Wangen und Haare, die Vertheilung von Licht und Schatten in der Anordnung des Gewandes, dies und anderes verlangte also auch den Kunstverstand eines Malers.

Doch ein Phidias verstand es, auch solchen Anforderungen zu genügen, und nicht nur ein plastisches, sondern auch ein tektonisches und malerisches Kunstwerk war es, das aus seinen Händen hervorging. Die kolossale, 26 Ellen hohe Statue war aus Gold und Elfenbein so gearbeitet, daß im wesentlichen die

nackten Körpertheile aus Elfenbein, Gewand und Waffen aus Gold waren; die Augen bestanden aus eingesetzten farbigen Steinen. Die Göttin stand aufrecht da, im langen, bis auf die Füße reichenden Gewande, über der Brust die Aegis mit dem Medusenhaupt. Den Kopf bedeckte der goldenschimmernde Helm; mit der Linken hielt sie die lange Lanze; die Hand war gesenkt, denn ihre Finger berührten den Rand des Schildes, der zur Linken neben ihren Füßen stand, und in deren Hut eine große Schlange sich emporringelte. Auf der ausgestreckten Rechten aber trug sie die geflügelte Siegesgöttin in sechs Fuß hoher Gestalt, die dem Nahenden einen hocherhobenen Siegeskranz entgegenhielt.

Reich wie der Stoff, aus dem das ganze Götterbild aufgebaut war, erscheint auch die Fülle des lieblichen Schmuckes, mit welchem einzelne Theile der Bekleidung und die Waffen geschmückt waren. Schon der Helm hatte unter der Wölbung seines hochragenden Zierraths eine Sphinx, zu beiden Seiten Greife zur Verzierung. Ebenso schmückte die äußere Fläche des Schildes ein Kampf mit den wilden Amazonen, und diese Gelegenheit hatte der Künstler benutzt, um sein eigenes und des Perikles Porträt anzubringen; auf der Innenseite aber kämpften die Götter mit den trotzigen Giganten. Selbst den Saum der Sandalen endlich umzog ein Relief, welches Kentaurenkämpfe darstellte.

Auch die nächste Umgebung des Götterbildes war seiner würdig; denn hoch und weit öffnete sich um die glanzvolle Erscheinung der Göttin ihr prächtiges Haus. In doppelter Reihe liefen die schimmernden Säulen, mit Blumenkränzen festlich umwunden, durch die Tempelhalle, in drei Schiffe sie theilend. In weitem Viereck durchbrochen war die Mitte der flachen Bedachung, so daß das Licht in den sonst fensterlosen Tempelraum und auf das Götterbild von oben herabfiel. Wnndersam an-

gemessen war diese von oben herabfallende Helle des Aethers der Würde und göttlich durchschauerten Stille des Tempels: entlastet ward durch den Aufblick zu dieser lichtumströmten Oeffnung und dem blauen Himmel darüber das Gemüth von dem überwältigenden Eindruck des glanz- und machtvollen Bildwerkes. Der Sonnenball des Helios und die Wetterwolken des Zeus zogen darüber hin; und in wechselndem Spiel der Lichter und Schatten, bald im goldig-warmen Glanze, bald vom weißen, kühlen Silberlicht umflossen, bald in Dämmerung getaucht, schien das Antlitz der Göttin wie mit veränderten Zügen, wie mit wechselnden Mienen ernster oder milder herabzublicken von seiner Höhe. In der edlen Herrlichkeit des Tempelraumes war nichts, was das Auge von der Göttin abgelenkt hätte; alles leitete zu ihr hin, selbst die Reihe der schöngeformten Weihgeschenke zwischen den Säulen. Nichts war vorhanden von jener zerstreuten und zerstreuenden Pracht, mit welcher andere Zeiten und andere Völker die Häuser ihrer Götter zu schmücken trachteten. Einsam stand in der glanzumflossenen geheimnißvoll-stillen Marmorhalle das riesig erhabene Götterbild.

Und jahrhundertelang blieb so die Göttin in der Cella ihres Tempels, ein Stolz und Hort auch des immer mehr entartenden Athens, bis es, wie so viele andere Werke der Kunst, wohl den Raubsinn der Barbaren, den es durch das rothe Gold des Gewandes, die leuchtenden Edelsteine der Augen erweckte, zum Opfer fiel. Die letzte Nachricht über seine Existenz stammt aus dem Jahre 375 n. Chr. Seitdem verliert sich jede Spur seines Vorhandenseins; das Meisterwerk des Phidias ist für immer zu Grunde gegangen; auch in den späteren Jahrhunderten ist davon nichts wieder zum Vorschein gekommen.

Freilich hat ja nun Phidias die Pallas Athene noch öfter gebildet, siebenmal, rechnen die Alten, von denen neben der Athene Promachos und Parthenos, besonders die Lemnische

Minerva, welche von den Lemniern auf die Akropolis geweiht wurde, noch berühmt war, weil sie vom Künstler zarter gehalten war. Doch auch von diesen andern Statuen ist nichts mehr vorhanden; keine von allen ist auf uns gekommen. So sind wir also, wollen wir uns ein Bild von dem Werke des Phidias entwerfen, allein auf die verhältnißmäßig genauen Beschreibungen, sowie lehrreichen Andeutungen über einzelnes angewiesen, aus denen wir ja nun auch das, was mit Sicherheit zu gewinnen ist, schon oben zusammengestellt haben.

Doch wie wenig diese Angaben ausreichen, eine der künstlerischen Auffassung des Originals entsprechende Vorstellung zu gewinnen, das lehren am besten alle früheren Herstellungsversuche. Man ließ sich dabei meist durch den überall freigebig vertheilten Schmuck verleiten, bei späteren reich ausgestatteten Athenebildern die wesentlichen Züge zu suchen, welche zu einer zierlichen und prächtigen Schönheit leiteten. Daß diese Grundanschauung von dem Kunstcharakter des Phidias falsch sei, machten die Skulpturen des Parthenon deutlich. Sie zeigten, daß wir uns die vollendete Kunst bei der reinsten Schönheit, der hinreißendsten Wahrheit nicht einfach, nicht hoch, nicht groß genug vorstellen können. Dieser gereinigten Auffassung kam die durch Kunstwerke vermittelte Anschauung auch im einzelnen zu Hülfe. Zu zwei Münzen mit dem Athene-Bilde fanden sich als besonders authentische Dokumente athenische Reliefs mit derselben Göttergestalt, bei denen es gar nicht zweifelhaft ist, daß sie das Hauptbild der Athene wiedergeben sollen. Dadurch war nun von der festen ruhigen Haltung der Göttin, die nur durch das gebogene Knie etwas Bewegung bekommt, von der einfachen, großartigen Gewandung, von den Motiven der Rechten mit der Siegesgöttin, der Linken mit Schild und Lanze im allgemeinen eine bestimmte Anschauung gegeben. Schwierigkeiten aber machte noch die Schlange; mitunter fehlte sie ganz, in einem der Reliefs

jedoch ringelt sie sich unter der rechten Hand in die Höhe, als sollte sie dieser zur Stütze dienen. Wohl hat nun diese Vorstellung zuerst etwas Gewinnendes; aber sie widerspricht doch der ganz deutlichen Angabe des Pausanias, der die Schlange an die linke Seite setzt. Man wird also annehmen müssen, daß es bei der Nachbildung im kleinen darauf abgesehen war, die charakteristischen Attribute der Göttin deutlicher zu zeigen, weshalb man der Schlange diesen hervorstechenden Platz anwies. Aber auch hierüber sollte die Aufklärung nicht ausbleiben.

Im Jahre 1859 wurde aus den Antiken des Theseums in Athen eine kleine Marmorstatuette der Athene hervorgezogen, welche unvollendet geblieben ist, aber die Motive der Parthenos des Phidias so bestimmt wiedergiebt, daß sie als Nachbildung derselben nicht zu bezweifeln ist. Zwar fehlen die Lanze und die Siegesgöttin, offenbar weil beide selbständig hinzugefügt werden sollten; aber die Schlange ist da, zur Linken neben der Stelle, wo die Lanze aufgesetzt sein mußte. In der Höhlung des Schildes ringelt sie sich in die Höhe, von diesem bedeckt, so daß das mächtige Thier, furchtbar von Anblick, doch untergeordnet wie im Dienste der Göttin erscheint. Mit dem genialen Blick des wahren Künstlers hat Phidias eine natürliche Eigenschaft der Schlangen, die solche Schlupfwinkel suchen, zu einem künstlerischen Motiv gemacht, wodurch eine unschöne Lücke wohlgefällig für das Auge ausgefüllt und ein bedeutsames Attribut, ohne es vorzudrängen, augenfällig gemacht wird. So klein und unfertig die Statuette auch ist, so gewährt sie doch eine viel wirksamere Anschauung als Reliefs und Münzen. Die kräftigen, vollen, breiten Formen des Körpers, neben denen das feine, edle Profil des Gesichts merkwürdig absticht, die gradlinigen, großen Faltenmassen, die ruhige, durch die gerade Haltung des Kopfes, die fast parallele Bewegung der Arme noch befestigte Stellung machen einen gleichsam architektonisch wirkenden Eindruck, der

nachdrücklich auf den Charakter des Tempelbildes hinweist, das ja immer als Krönung der Tempelhalle gedacht war, in welcher es seinen Platz einnahm.

Doch so sehr viel ist nun mit diesen Funden ja auch nicht gewonnen; vor allen Dingen läßt sich Kopf, Gesicht und geistiger Ausdruck der Göttin aus diesen immerhin doch nur schwachen Ueberresten nicht wieder herstellen. Aber auch dies, wie es Phidias geschaffen, ist nicht ganz für uns verloren gegangen, denn mit diesen seinen Athene-Bildern hatte Phidias ein für allemal den Typus der Göttin festgestellt. Der höchste Ausdruck für das Wesen desselben war gefunden. Die späteren griechischen Plastiker konnten diesen Typus wohl variiren, mußten sich aber in der Hauptsache auf Wiederholung desselben beschränken. Galten doch für den griechischen Künstler in Bezug auf die Nachbildung vorhandener Kunstschöpfungen ganz andere Gesetze, als für den modernen, der vor allem nach Originalität strebt und nicht bloß Nachbildner sein will.

Denn für den Griechen war die Kunst Lebensbedürfniß. Die Griechen allein haben von den Göttern das Schöne zum Guten erfleht; so wenig konnten sie beides sich getrennt denken. Die Schönheit war ihnen der vollkommen entsprechende Ausdruck des Guten. Darum dachten sie sich auch ihre Götter in tadelloser Menschengestalt; und noch Aristoteles sagt: „Wenn wir einem Menschen begegneten von solcher Schönheit, wie unsre Künstler den Apoll darstellen, wir würden ihm wie einem Gott huldigen."

Diese Schönheit war aber nicht etwas aus der Phantasie Geborenes, kein willkürlich hingestelltes Ideal, sondern aus der schärfsten Naturbeobachtung hervorgegangen. Der Hermes des Praxiteles macht nur deshalb noch heut den Eindruck der beglückenden Befriedigung, weil wir hier eine Jünglingsgestalt sehen, wie sie in Wahrheit ist, aber bei der Unvollkommenheit

alles Menschlichen nirgends unverkümmert erscheint. Die Griechen haben das wahre Sein im Sichtbaren erkannt und es, von allen zufälligen Mängeln befreit, dargestellt. Daher haben sie eine für alle Zeit gültige Vollkommenheit erreicht, die wir mit dem Ausdruck des Klassischen bezeichnen. Ihnen ging die geistige Hoheit und Würde vollkommen in der Gestalt auf, darum suchten sie diese auch ganz und voll zu geben; daher das Vorwiegen der bildenden Kunst vor Zeichnung und Malerei. Die christliche Kunst dagegen hat bei allem Ringen nach Vollkommenheit immer das Gefühl, daß ihr eigentliches Ziel unerreichbar sei, ein transscendentales; und es geht durch ihre Werke ein leiser Zug des Verzagens, wie er in dem Antlitz einer Mutter Gottes uns so innig zum Herzen spricht. Sehen wir dagegen den Kopf einer Juno Ludovisi! Da ist kein Schatten, der die Klarheit trübt, da ist das volle Ebenmaß, die volle Harmonie des Geistigen und Körperlichen. Was man wollte, ist erreicht; und die siegreiche Gewißheit des Künstlers theilt sich dem Beschauer mit.

Daher dieser Eindruck einer vollen Befriedigung und Beruhigung, wenn man vor antiken Götterbildern steht. Weil die verklärte Menschengestalt für die vollentsprechende Form des Göttlichen galt, war ihre Darstellung ein Gottesdienst und bestimmt, im Sichtbaren das Unsichtbare und Ueberweltliche zu offenbaren. Daher der heilige Ernst, mit dem in guter Zeit die Kunst betrieben wurde; daher vor allen Dingen, was für uns hier die Hauptsache ist, das Festhalten an der Ueberlieferung, die stufenweise fortschreitende Vervollkommnung der Götterideale, welche jedes Haschen nach Originalität zurückdrängte.

Um so mehr aber mußte der griechische Götterbildner auf solche Originalität verzichten, da er ja bei seinem Schaffen für das ganze Volk arbeitete, sofern er also dabei an die Vorstellungen des Volkes gebunden war. War es nun einem Künstler

gelungen, diese Vorstellungen des Volkes so zu verkörpern, daß seinem religiösem Bedürfniß dadurch volles Genüge gethan war, so durfte ein späterer Künstler diese Form nie mehr unberücksichtigt lassen, wenn er dem Volke nicht geradezu unverständlich werden wollte. Nur in Nebendingen, in Gebärde, Haltung und Gewandung etwa hatte er Freiheit; jedes Umgestalten aber von Grund aus war ausgeschlossen. Nachdem also Phidias das Athene-Ideal einmal sichtbar hingestellt und damit den Besten seines Volkes genug gethan hatte, blieben alle späteren Athene-Gestalten, so viele ihrer auch geschaffen wurden, mehr oder minder von dem von Phidias Geschaffenen abhängig; ja gerade diejenigen von diesen späteren galten den Alten und gelten noch uns als die vorzüglichsten, von denen geglaubt wurde und noch wird, daß sie am meisten von der Schöpfung des Phidias bewahrt haben.

Dies gilt denn zuerst von der schönen Büste dieser Göttin, welche vormals der stolzeste Schmuck der Villa Albani war, gegenwärtig aber unter den unvergleichlichen Kunstwerken der Münchener Glyptothek aufbewahrt wird. Der hohe Visirhelm ruht, einem Kopfschmuck gleich, nur lose auf dem gewellten Haar des nach vorn gesenkten Kopfes; lose nur liegt auch die schmale Aegis, deren Ränder wild sich ringelnde Schlangenleiber umsäumen, auf dem faltenreichen Obergewande.

Dazu gesellt sich die trefflich erhaltene Pallasherme aus Herkulanum, welche gegenwärtig im Museum in Neapel aufbewahrt wird. Auch sie hat den Kopf ein wenig nach vorn gesenkt; welliges Haar ringelt sich bis in die Stirn aus dem Helm hervor, dessen vorderer Rand in die Höhe gestülpt und vorn mit einem Medusenkopf besetzt ist. Im Nacken ringeln sich die Haarlocken aus demselben hervor bis auf das leichte Untergewand, das hier auch der Aegis entbehrt.

Diese beiden Büsten werden aber erst wahrhaft verständlich,

wenn wir sie mit der zu Ende des vorigen Jahrhunderts bei Velletri entdeckten Kolossalstatue der Pallas, jetzt im Louvre zu Paris, in Verbindung setzen. In ihr kehren die Züge der Albanischen Büste fast identisch wieder; wäre nun die Ausführung dieses wunderbar glücklich erhaltenen Denkmals so breit und geistvoll, wie die jenes herrlichen Kopfes, so würden wir von der Gesamtwirkung der Pallasstatuen des Phidias einen noch weit klareren und reicheren Begriff erhalten. Leider aber gehört diese Arbeit einer Zeit an, in welcher der Sinn für die großartige Einfachheit und den kräftigen Vortrag des Originals bereits abhanden gekommen war, so daß wir dessen erhabene Grundzüge unter einer Masse verwirrender Einzelheiten, die noch dazu mit einer gewissen Trockenheit und Anmaßung hervorgehoben sind, mühsam aufsuchen müssen.

Besser und wohl die schönste von allen auf uns gekommenen Pallasstatuen ist dann endlich jenes in seinen Haupttheilen auch trefflich erhaltene Standbild, welches vormals eine hohe Zierde der Giustinianischen Sammlung war und jetzt unter den Kostbarkeiten des vatikanischen Braccio Nuovo in Rom eine hervorragende Stelle einnimmt. Sie steht in erhabener Ruhe vor uns, mit der Linken nachlässig und sorglos in die Falten des Mantels greifend, welcher über die linke Schulter gezogen ist und den größeren Theil des Körpers in breite Faltenpartien einhüllt. Unter den Knien kommt der feingefaltete Aermelchiton zum Vorschein, der über der Brust durch Umschlagen verdoppelt ist. Der schlangenumsäumte Schuppenharnisch, auf welchem die Gorgonenmaske aufgesetzt ist, bildet einen wahrhaften Schmuck. Die Rechte hält den Speer scepterartig gefaßt, uud auf dem Haupte ruht, einem leicht aufgedrückten Kranze gleich, der Helm, dessen Wangendecken Widderköpfe und dessen Scheitelwölbung eine Sphinx schmückt.

Diese vier Nachbildungen werden wir sicher ohne Scheu

benutzen dürfen, um an ihnen die Bedeutung des Werkes des Phidias näher zu prüfen und um endlich die doppelte Frage zu beantworten: zuerst, welches Ideal schwebt Phidias beim Schaffen seines Götterbildes vor? und sodann: wie kommt dies Ideal in dem Bildwerk zum Ausdruck?

Wir haben oben gesehen, daß die Dichter, besonders Homer und Hesiod, den Hellenen ihre Götter gemacht; dazu fanden wir, daß den Griechen der Gedanke der Ausschließlichkeit völlig fern blieb: keinem Gott, von dem sie auch nur oberflächliche Kunde erlangten, verweigerten sie göttliche Ehre. So kam es, daß die einzelnen von den Griechen verehrten Götter in ihrem Wesen und Wirken durchaus nicht scharf umrissene Gestalten sind, sondern etwas eigenthümlich Freies und Unbestimmtes bekamen, wie wir ähnliches in keiner anderen Religion sonst finden. Während z. B. die Heiligen der katholischen Kirche ihr meist eng begrenztes Wirkungsfeld haben, so daß bei Wassersgefahr die Hülfe des einen, bei Feuersgefahr die des anderen angerufen wird, erwartet und erfleht der Grieche meist von jedem seiner Götter Hülfe in jeglicher Noth. Nicht der Wirkungskreis, nicht das dem Gotte aufgetragene Amt trennt die einzelnen Götter voneinander, sondern meist nur das räumliche Gebiet, in dem sie besonders verehrt werden. Jede Landschaft, jede Stadt hatte ihren Lokal-Gott, den sie vor allen andern verehrt, dem sie dann aber auch die Sorge für alle Noth überträgt, zu dem sich die ganze Stadt und jeder Einzelne in jeder leiblichen und geistigen Noth hülfeflehend wendet.

In Athen war es nun Pallas Athene, welche von Alters her als höchste Schutzgöttin des attischen Landes verehrt wurde, von der daher auch die verschiedenartigsten Gaben und Wohlthaten erwartet und erfleht wurden. Ueberwogen dabei in älterer Zeit die physikalischen Beziehungen auf Ackerbau und Baumzucht, so wurden in der späteren mehr die ethischen d. h.

die Eigenschaften des kriegerischen Muthes und der künstlerischen Erfindung an der Göttin hervorgehoben.

So ist sie denn zuerst die Göttin des Krieges. Nie verläßt sie der Muth, aber auch nicht die Besonnenheit, selbst in der äußersten Gefahr ist sie hülfreich, und ist ein Augenblick der Ruhe eingetreten, dann erquickt sie ihre Helden mit milden Gaben und herrlichem Lohn. Sie ist die personificirte Tapferkeit, aber nicht die sinnlos stürmende, sondern die immer besonnene, die sich höherer Zwecke bewußt ist; daher die Sage sie gern mit der Aphrodite, der weiblichen und ganz weibischen Gottheit, aber auch mit Ares, dem berserkerartig wüthenden kontrastirte. Deshalb ist sie denn auch die personificirte Siegesgöttin, die ohne Sieg und Preis gar nicht zu denken ist. Auch in ritterlichen Uebungen ist sie wohlerfahren; verschiedene Helden rühmten sich, die Zucht und Bändigung der Rosse unmittelbar von Athene gelernt zu haben.

Nicht weniger anbetungswürdig aber war Athene wegen vieler und großer Werke des Friedens, womit sie ihr Land beglückte. Zunächst läßt sie sich schon die leibliche Pflege ihrer Landesbewohner angelegen sein. Ein Besuch auf der Akropolis galt für eine Förderung der Ehe; den neugeborenen Kindern wurden aus Gold getriebene Schlangen angelegt und ihren Wiegen die Gestalt von Schlangen gegeben; beides in Erinnerung an den Pflegling der Athene, den schlangenfüßigen Erechthonios, wie die Göttin auch auf mehreren schönen Vasengemälden den kleinen Erechthonios von der Gäa mit mütterlicher Sorgfalt zur Pflege entgegennimmt. Als Göttin des reinen Himmels und der gesunden Luft ist sie aber auch eine Göttin der Gesundheit, welche böse Krankheiten abwehrt und für den Zuwachs der Familien und Geschlechter sorgt. Und wie alles Staatsleben der Griechen von der Familie ausgeht, so wird aus der Göttin des Haussegens auch die Schutzgöttin der

Stadt und des Staates, welche, wie Aeschylos sagt, als guter Geist und mit eindringlicher Beredsamkeit auch in der Volksversammlung waltet. Ja auch zur Stifterin des Areopags wird sie, durch dessen Stiftung sie nach der attischen Landessage den unversöhnlichen Streit rächender Dämonen und schützender Gottheiten zum ewigen Segen ihrer Lieblingsstadt schlichtete.

Doch auch auf das Einzelne erstreckt sich ihre Sorge. Ihr liegt die Pflege des Oelbaumes ob, den Attika sich vor allen Ländern von ihr empfangen zu haben rühmt. Mehr noch steht sie mit aller Kunstübung in Beziehung, so mit der weiblichen Kunstarbeit des Spinnens und Webens; Niemand durfte mit ihr in der Kunst des bilderreichen Gewebes wetteifern. Aber auch sonst wurde alle künstliche Schmuckarbeit von ihr abgeleitet, so die Kunstarbeit des Zimmermanns, des Goldarbeiters, des Schmiedes und Wagners, des Töpfers und des Schiffszimmermanns; überall ist es hier Athene, die dem arbeitenden Menschen als Erfinderin helfend zur Seite steht. Andere ihrer Erfindungen sind musikalischer und orchestischer Art. So erfand sie nicht nur die Flöte und zwar darauf gebracht durch das Wehklagen der Gorgonen, als Perseus deren Schwester, die Medusa, enthauptete, sondern auch die kriegerische Trompete; ja auch als Erfinderin der Pyrrhiche galt sie, des kriegerischen Waffentanzes, den sie selbst zur Feier des Sieges über die Giganten zuerst getanzt hatte, und der deshalb ihr zu Ehren an den Panathenäen mit bedeutender mimisch-orchestischer Ausstattung aufgeführt wurde.

Endlich ist Athene als Göttin der himmlischen Klarheit und als jungfräulich reines Wesen zugleich die Macht der geistigen Klarheit und Besonnenheit, die sich in gleichgearteten Menschen nnd Erfindungen offenbart. Deshalb ist sie in der Odyssee die Schutzgöttin des ihr geistig verwandten, weil stets besonnenen und erfinderischen Odysseus, während sie in der

Ilias beim Streit des Achill und Agamemnon dem Ersteren wie die personificirte Besonnenheit erscheint. Daß nun gerade in Athen diese Seite der Göttin vorzüglich hervorgehoben wurde, ist um so begreiflicher, weil gerade die reine attische Luft, wie Euripides besonders dies gern rühmt, auch der Nahrung und Pflege des Geistes mehr als irgendwo zuträglich war. Und wo hätte sich eine Gottheit als das innerste Wesen, als die Seele eines Landes großartiger bewährt, erhebender von sich gezeugt, als in dieser unvergleichlichen Stadt, wo der Reisende noch jetzt den Spuren der alten Schutzgöttin auf der durch sie für ewig geweihten Burg mit tiefergriffenem Gemüthe nachgeht! —

Dies also war die reiche und vielseitige Thätigkeit der Athene für ihre Stadt. Wie sollte nun Phidias von dieser Göttin, die mit ihrem Wirken und Schaffen in so viele Lebensgebiete eingriff, ein Bild schaffen, das allen diesen Beziehungen und all' dieser Thätigkeit gerecht wurde! Ein Künstler unserer Zeit würde sich da freilich bemühen, wenigstens so viel wie möglich von diesen Beziehungen an seinem Götterbild zur Darstellung zu bringen. Doch ein Künstler der antiken Zeit brauchte dies nicht, ja er durfte es nicht einmal. Die antike Welt verlangt von einem Kunstwerk vor allen Dingen Klarheit und Einfachheit; besonders der Kunst des Phidias kommt es ja nur darauf an, das innerste Grundwesen des Gottes zum plastischen Ausdruck zu bringen. So mußte er sich im Gegentheil zuerst von allen Einzelheiten frei machen und sich einen Punkt suchen, von dem aus sich für ihn das Bild der Göttin aufbaute. Dieser Punkt nun war wohl nur zu finden in der Sage von der Entstehung der Göttin und zwar der Sage, wie sie in Athen von Allen geglaubt wurde. Denn gerade das, was in der Athene-Mythe so einzig dasteht, ist ja die Geburt der Göttin aus dem Haupt des Zeus. Hierdurch gewinnt sie in dem ganzen Götterkreise schon von vornherein eine ganz eigen-

thümliche Stellung; in ihr Leben wird dadurch etwas hineingebracht, was sie nicht nur von den anderen Göttern absondert und sie vereinzelt, mehr noch wird sie dadurch den Menschen fern gerückt; sie steht für den Menschen in einer höheren Daseinssphäre als alle anderen Götter.

Denn jedes Menschenleben zerfällt in die Zeit der Knospe, die Kindheit, die Zeit der Blüthe, die Jugend, die Zeit der Frucht, das gereifte Alter; und jeder dieser Lebensabschnitte bringt eine eigene Gefühls- und Daseinsweise mit sich. Das Kind sehnt sich hinaus aus der Enge seiner Verhältnisse, es träumt sich hinein in die Zeit des Jünglings, der Jungfrau; kommt dann diese Zeit, so öffnet der Mensch, wie die Blume ihren Blätterkelch dem Sonnenlicht entgegenöffnet, seinen Geist der Welt. Die Sinne, erwacht aus ihrem traumhaften Zustande und geleitet von entschiedenem Willen und klarem Bewußtsein, führen jetzt dem empfänglichen Innern selbstthätig und suchend die Eindrücke der äußeren Welt zu. Es wird hell im Geiste des Menschen; er überblickt nicht bloß die Bedeutung seines gegenwärtigen Zustandes, sondern bildet sich auch, unwillkürlich an diesen seine Gedanken anreihend, eine Welt der Zukunft, die freilich mit der wirklichen in vielen Stücken nicht harmonirt, eben eine Welt der Ideale. Dieser Welt der Ideale stellt sich dann aber im reiferen Alter die Welt des praktischen Lebens entgegen; und je kühner jene aufgebaut war, um so leichter und um so erschütternder ist jetzt ihr Sturz unter dem unerbittlichen Andrängen dieser. Nur treue Pflichterfüllung macht das Leben jetzt noch lebenswerth; nur williges Verzichtleisten auf alle Ueberschwenglichkeiten der Jugend erspart dem Menschen den Schmerz fortgesetzter Täuschung. So giebt es auf keiner Stufe des Menschenlebens volle, reine Befriedigung; entweder läßt die Sehnsucht das Menschenherz unruhig schlagen, oder die Resignation hemmt den freudigen Pulsschlag des Lebens.

Deshalb ist es ja auch ein sinniger Zug der biblischen Sage, daß Adam und Eva sogleich fertig aus der Schöpferhand Gottes hervorgingen. Mit der Seligkeit des Paradieses verträgt sich die Entwickelung des Menschen vom Kinde zum Jüngling und Mann, zur Jungfrau und Mutter nicht. Erst nach der Vertreibung aus dem Paradiese konnte daher auch das „mit Schmerzen Geborenwerden“ anfangen.

Ganz ebenso verhält es sich ja nun auch mit Pallas Athene. Fertig geht sie aus dem Haupt des Zeus hervor. Mutterlos, ohne je mütterlicher Sorge zu bedürfen und mütterliche Liebe zu genießen, steht sie vom ersten Augenblicke ihres Daseins fest auf den eigenen Füßen. So gewinnt sie von vornherein eine Selbständigkeit, wie sie sonst dem Weibe nicht eigen ist. Weibliche Schwäche, das Bedürfniß, sich anzulehnen an einen stärkeren Halt, hat sie nie gekannt; ihr ganzes Wesen und Auftreten ist das eines fest auf sich vertrauenden Mannes.

Dies kommt ja nun auch nach den oben gegebenen Nachrichten über die Athene Parthenos in der plastischen Darstellung der Göttin durch Phidias zum deutlichen Ausdruck. Schon beim ersten Blick mußte dem Beschauer diese Selbständigkeit in der ganzen Haltung und in dem Aufbau der Gestalt entgegentreten. In erhabener Ruhe steht auch die Minerva Giustiniani vor uns, mit der Linken nachlässig und sorglos in die Falten des Mantels greifend, während die Rechte den Speer scepterartig gefaßt hat. In breiten Massen legt sich das Gewand um die hochaufgerichtete Gestalt und giebt ihr eine imponirende Fülle; geradlinig verlaufen auch die parallelen Falten nach unten; jede hastige Bewegung, jede Unruhe ist an dieser Gestalt undenkbar. Dieselbe Selbständigkeit blickt uns ebenso aus der ein wenig bewegteren Gestalt der Minerva Velletri entgegen: die Göttin erhält durch die hohen, kothurnähnlichen Sandalen, auf denen sie einherschreitet, und den spitz

emporgethürmten Helm ein wahrhaft riesenmäßiges Aussehen. Dieses wird noch dadurch gehoben, daß die ganze Körperlänge trotz der doppelt aufgelegten Gewandmassen ein sehr schmales Verhältniß darbietet. Einer hochaufragenden Säule gleich steigt die aufrechtstehende Gestalt mit fest eingehaltenen Parallelen der Hauptumrisse bis zu den Schultern empor, und da der linke Oberarm ebenfalls innerhalb der Grenzen dieser Linien verbleibt, ja, so zu sagen in dieselben hineingedrängt erscheint, so gewinnt dadurch die ganze Erscheinung einen noch geschlosseneren Charakter. Um so imposanter ist die Wirkung des bedeutsamen Gestus, zu welchem die Rechte emporgehoben ist. Durch diese mimische Bewegung bekommt das großartige Götterbild einen gewaltigen, tiefergreifenden Ausdruck. Wir erwarten, ihre gebietende Stimme zu vernehmen, die uns auffordert, wie sie selbst fest und sicher in dem Wirrniß des Menschendaseins unseren Weg zu gehen. Nur durch ein leises Vorschreiten des rechten Fußes wird die feierliche Ruhe, die über die hohe Gestalt ausgegossen ist, unterbrochen.

Gewiß also ist diese Haltung auch der von Phidias geschaffenen Athene schon eigen gewesen; erst aus seiner Schöpfung ist sie in die späteren Athene-Bilder übergegangen. Ja bei dem Original des Phidias mußte diese selbständige Haltung noch ganz bedeutend gehoben werden durch das goldene Gewand, das in reicher Fülle bis zu den Füßen herabfiel. Denn bei weitem mehr, als dies bei dem lichteinsaugenden und ausstrahlenden Marmor der Fall ist, mußten die gediegenen Massen des Metalls der Göttin den Ausdruck unverrückbaren Feststehens und unerschütterlicher Ruhe geben. Dazu bildete sie außerdem den weithinsichtbaren Abschluß der mit Blumenkränzen umwundenen mittleren Säulenreihe des Tempels, stehend auf hohem Postament unter dem durchbrochenen Tempeldach, so daß weite Lichtmassen auf sie herabflossen, also hoch-

aufragend, imponirend, lichtumflossen stand sie da, nur auf sich selbst gestellt und in eigener Kraftfülle.

Mit dieser ersten Eigenschaft, die Phidias an seiner Göttin zur Darstellung bringt, war ja nun auch sofort eine zweite gegeben. Denn mit dieser Selbständigkeit der Göttin, diesem ihr innewohnenden Kraftgefühle steht es in engster Verbindung, daß sie sich auch in ihrer Thätigkeit nicht genügen läßt an der gewöhnlichen Beschäftigung des schwächeren Weibes; ihr mehr männlicher Sinn treibt sie, theilzunehmen an der Lieblingsbeschäftigung des Mannes, an Leibes- und Waffenübung; er stellt sie vor allen andern Göttinnen in die Reihe der kämpfenden Götter, macht sie zur Göttin des Krieges. So durften bei einer Darstellung der Göttin auch Lanze, Helm und Schild nicht fehlen, diese kriegerischen Attribute, mit denen die Mythe sie schon bei der Geburt aus dem Haupte des Zeus in die staunende Götterversammlung hineinspringen läßt. Auch bei der Athene Parthenos schmückt den edlen Kopf daher ein goldener Helm, unter dem das volle Haar hervorquillt; die Brust ist gepanzert mit der Aegis, aus deren Mitte das Medusenhaupt hervortritt, Lanze und Schild lehnen an ihrer Linken, während die Rechte die Siegesgöttin dem Nahenden entgegenhält.

Doch ist für Athene der Kampf niemals Selbstzweck, wie wohl für Ares. Nicht an jedem Kampfe nimmt sie theil. Auch unter den Menschentöchtern auf Erden giebt es ja kriegerisch Gesinnte, die im rechten Moment die Zaghaftigkeit des Weibes vergessen und kühner That fähig sind. Mit sicherem Takte läßt Goethe seine Dorothea aber nur da vor blutiger That nicht zurückschrecken, wo es gilt, von den ihr anvertrauten Schützlingen rohe Gewalt abzuwenden; eine Jungfrau von Orleans und die Heldinnen der Freiheitskriege greifen nur zum Schwerte, weil das Vaterland von übermüthigen Feinden verwüstet und geknechtet wird. So giebt es auch für

Athene nur einen Kampf. Sie, die Tochter des Zeus, des Gottes des lichten Sonnenhimmels, sie, die nach der ältesten Naturmythe in dem strahlenden Lichtglanz, der nach dem Gewittersturm am wolkenreinen Himmel emporflammt, angeschaut wurde, muß vor allem ihre Waffen gegen die dunklen, noch ungebändigten Naturgewalten kehren; wo aus den alten, von Zeus überwundenen Götterkreisen, die Ordnung und Gesetz nicht kannten, sich noch etwas in den neuen, von Zeus mit Gerechtigkeit und Weisheit verwalteten Himmel hineingerettet hat und mit noch ungebändigter Leidenschaft die Ordnung zu stören droht, da tritt Athene ein, um Frevel und Uebermuth zu wehren, damit Recht und Gesetz zur Geltung komme.

Und für den Griechen hinreichend klar weiß Phidias auch dies an seiner Göttin zum Ausdruck zu bringen. Amazonen, Giganten und Kentauren sind ja für den Griechen nichts als Symbole dieser alten, noch ungebändigten Naturkräfte, die als Erdbeben, Gewitter oder Wassersturm noch oft in das Menschenleben verheerend hineingreifen; deshalb also schmückt der Künstler die Schildfläche und die Sandalenränder mit Kämpfen der Amazonen, Giganten und Kentauren. Auch das grausige Medusenhaupt auf der Aegis seiner Göttin kennt der zu ihr betende Grieche als Zeichen ihres Sieges über die dunklen, dämonischen Mächte, die Widersacher menschlichen Glücks und weiser Lebensordnung; er weiß, wem es Schrecken bringen soll; er dagegen hat von seiner Göttin nur Gnade und Huld zu gewärtigen.

Aber nur für den ganz nahe an die Göttin Herantretenden konnte dieser Zierrath der Massen sichtbar werden; der entfernter Stehende konnte wohl nur das Medusenhaupt erkennen; und konnte dies nun ausreichen, um dies so wichtige Moment in dem Charakterbilde der Athene zum Ausdruck zu bringen? Aber gerade diese Seite der Göttin war ja schon in ausführlichster

Weise am Außenbau des Tempels dargestellt und zwar im westlichen Giebelfelde, wo der Kampf der Athene mit Poseidon geschildert war. Doch was hat dieser Kampf mit der hier in Frage kommenden Eigenschaft der Athene zu thun? Nun, in diesem Kampfe wird Poseidon besiegt, er muß beschämt und in hellem Zorn vom Kampfplatz weichen, weil seine Gabe für das Land weniger Werth hat, als die der Athene. Obgleich auch er einer der olympischen Götter, ja auch er durch seine Gabe ein Wohlthäter des Landes ist, muß er es sich gefallen lassen, vor den von ihr Beschenkten als der Besiegte dargestellt zu werden. Entspricht dies dem sonst so religiösen Sinn des griechischen Volkes? Wie erklärt sich diese für den Poseidon so demüthigende Darstellung? Doch nur aus der eigenthümlichen Rolle, welche Poseidon gerade unter den olympischen Göttern für die Attiker spielt. Hatte Zeus nach dem Sturze der alten Willkürherrschaft durch Kronos die neue Weltordnung, in der Gerechtigkeit und Weisheit regiert, aufgerichtet, so behielt allein Poseidon unter allen Göttern in den Augen der Athener immer noch etwas von der alten Titanennatur; er blieb auch jetzt noch mehr oder minder ein Repräsentant der nach Willkür wirkenden Naturkräfte. Denn wenn auch der Reichthum Athens auf dem Meere beruhte, so lernten doch die Athener nicht nur die Tücken des Meeres nur zu oft kennen, sondern auch das ganze Fruchtland der attischen Ebene mußte unter dem Schutze der Athene in fortwährendem Kampf dem Meere, also dem Poseidon abgerungen werden; denn von der Phaleronischen Bucht aus versuchte Poseidons ungestümes Element immer wieder in das Land hineinzudringen, um zu verschlammen und zu vernichten, was Menschenfleiß bebaut hatte. Nicht durch ihre Gabe also wurde Athene die eigentliche Schutzgöttin des Landes, sondern vielmehr dadurch, daß sie Land und Volk gegen Poseidon in ihren Schutz nimmt. Sie, die Ordnungs-

liebende und Maßhaltende, tritt dem Stürmenden und Ungebärdeten entgegen und bändigt seinen Ungestüm. Und zwar dies durch ihre Gabe, den Oelbaum, denn das Oel hat ja die Kraft, das erregte Meer zu besänftigen, seine aufgeregten Wogen zur Ruhe zu bringen. Und die Natur selbst hatte den Griechen diese Eigenschaft des Oels gezeigt, denn an solchen Küstenplätzen, wo sich Erdölquellen ins Meer ergießen, bleibt die See auch bei heftigen Winden ruhig und die Brandung ist eine dort unbekannte Erscheinung. Ganz allgemein benutzten denn auch die Taucher dies Mittel, wenn sie Perlenmuscheln und Korallen suchten. Sie nahmen beim Hinabtauchen den Mund voll Olivenöl und spritzten es von sich, um in der Tiefe Licht für ihre Nachforschungen zu gewinnen; denn die Kräuselung der Meeresoberfläche durch kleine Wellen hindert das Eindringen des Lichts in genügender Menge, und so hat die Ausspritzung des Oels eine Aufhellung in der Tiefe zur Folge. In dem Mythus von dem Kampf der Athene mit Poseidon ist also wieder ein einfacher Vorgang der Natur zu einer lebensvollen Handlung umgeschaffen. Und bei dieser Auffassung des Mythus steht ja Athene viel höher da. Sie wird nicht nur zur Erhalterin des attischen Landes, insofern sie es dem ungestümen Andrängen des Poseidon immer wieder abringen hilft, sondern zeigt auch hier wieder den Werth des Maßhaltens dem Ungestümen gegenüber, bringt somit Kultur und Sittlichkeit unter die Bewohner. Phidias freilich konnte nun den Mythus in dieser Auffassung nicht darstellen, denn wie sollte die beruhigende Kraft des Oels auf das Meer plastisch dargestellt werden? Ja auch schon der Wettstreit durch die beste Gabe der beiden Götter ist wenig zur Darstellung geeignet; gerade die Mitte des Giebelfeldes mit dem Salzquell und dem Oelbaum blieb eigentlich in der sonst so lebendigen Handlung ein todter Punkt. Auch diese Darstellung schon war nur ein Nothbehelf, der an

den eigentlichen Kampf der Gottheiten nur erinnern konnte. — Wie aber die griechischen Dichter uns berichten, mischt sich Athene auch in die Reihen der kämpfenden Menschen, doch nicht, um hier selbst blutige Wunden auszutheilen, sondern nur als gnadenreiche Beschützerin des von ihr erwählten Helden. Und gerade hier nun zeigt sie, daß sie doch auch Weib ist; gerade da, wo sie sich von Frauenart am weitesten entfernt, zeigen sich bei ihr eigenwillige Herzensregungen, wie sie nur dem weiblichen Charakter eigen zu sein pflegen. Hat sie nämlich einmal einen Helden ihres Schutzes für würdig befunden, so tritt sie nach echter Frauenart überall und in jedem Falle voll und ganz für ihn ein. Einem Achill zuliebe täuscht sie auch Hektor, der doch an mannhafter Tüchtigkeit und Heldensinn dem Achill wahrlich nicht nachsteht; nur dadurch, daß sie in der Gestalt seines Bruders Deïfobos Hektor zu Hülfe eilt, bewegt sie diesen, vor dem götterentsprossenen, ihm daher überlegenen Achill nicht weiter zu fliehen. In Hektor sieht sie nur „einen sterbenden Mann, der bestimmt längst war dem Verhängniß“; für ihn kennt sie kein Mitleid; die Sorge für den Ruhm ihres Lieblings Achill läßt sie alles andere vergessen. Und dabei ist Achill noch nicht der von der Göttin vor anderen am meisten bevorzugte Held; näher steht ihr noch der erfindungsreiche und listengewandte Odysseus.

Doch solche und ähnliche Charakterzüge der Göttin finden wir ja nur bei Homer und in der älteren Dichtung. Gerade die hohe Aufgabe der griechischen Plastik war es nun aber, diesen noch mehr oder minder unmoralischen Göttern gegenüber eine Reihe von Idealgestalten, von Vorbildern menschlich-göttlicher Hoheit auszugestalten. So dürfen wir in den Athenebildern der Blüthezeit von solchen Zügen nichts mehr zu finden erwarten; am wenigsten bei Phidias, dem ersten Meister der strengen Ideal-Plastik. Erst die Meister einer späteren Zeit

benutzten vielleicht solche Züge der alten Dichtung, um die mit dem Grundwesen der Athene nothwendig verbundene Herbigkeit etwas zu sänftigen und zu mildern.

An die Stelle ernster Erhabenheit bringen sie daher Schönheit und liebliche Anmuth in die Züge der Göttin, so die überlebensgroße Büste, welche aus dem Grabmal des Hadrian stammt und gegenwärtig in der Statuengalerie des vatikanischen Museums aufgestellt ist, in der die Göttin mit fast mädchenhaftem Ausdruck in die Ferne schaut und den Ausgang einer Begebenheit mit Spannung abzuwarten scheint. Anmuthsreicher noch ist die Darstellung der Pallas mit dem Gorgonenhelm auf dem Bruchstück eines Hochreliefs, welches sich im Besitz von W. K. Hamilton in London befindet; der seitwärts geneigte Kopf der jungfräulichen Göttin zeigt hier eine fast moderne Empfindsamkeit.

Doch die so eigenthümliche Art der Geburt der Athene, daß sie gleich fertig aus dem Haupt des Zeus hervorgeht, bringt es nicht nur mit sich, daß sie vom ersten Augenblick ihres Daseins an mit männlicher Selbständigkeit fest auf ihren eigenen Füßen dasteht; weit wichtiger für die Charakterentwickelung der Göttin ist es, daß sie dadurch die reiche Welt der Gefühle nie an sich kennen gelernt hat, die mit dem Kindheits- und Jugendleben immer verbunden sind. Kindes-Sehnen, -Ahnen, -Wünschen hat sie nie an sich erfahren; nie hat sie sich trostbedürftig zu dem liebevollen Mutterherzen geflüchtet; nie hat sie mit kindlichem Vertrauen zu dem ihre Kindheit beschützenden Vater aufgeblickt; ja auch die sanften Neigungen, welche Bruder und Schwester von Jugend auf so eng verbinden, sind ihr immer unbekannt und fremd geblieben. Wenn so aber Kindes- und Geschwisterliebe in Athene nie Raum gefunden haben, so konnte auch das Bedürfniß nach ehelicher Liebe in ihrem Herzen nie erwachen; sie ist so vollkommen sich selbst genug, daß der Eintritt neuer Elemente in ihre Daseinssphäre, deren inneres Gleichgewicht

dadurch nothwendig gestört werden mußte, durchaus nicht denkbar ist. Nur das stolze Bewußtsein ewiger, unantastbarer Jungfräulichkeit erfüllte sie ganz.

Zum ersten und einzigen Male in der ganzen griechischen Götterwelt begegnen wir in ihr demnach völliger Bedürfnißlosigkeit, welche sonst auch bei den Göttern nicht gefunden wird. Selbst von der Artemis, die sich ebenfalls ewiger Jungfräulichkeit rühmt, läßt sich diese Bedürfnißlosigkeit nicht mit gleichem Rechte behaupten. Ihr Schicksal ist zu eng mit dem ihres Zwillingsbruders Apollo verkettet; und obwohl beide Wesen einander darin begegnen, daß sie der Ehe abhold sind, so stellen sie doch die absolute Einheit des lieblich-geistigen Daseins jedes für sich noch nicht dar. Nur bei der Athene ist dies im vollsten Maße der Fall; sie bietet eine nur durch und durch jungfräuliche Erscheinung dar.

Dieses Fehlen aller Gefühlserregung, diese Bedürfnißlosigkeit und absolute Einheit des leiblich-geistigen Daseins hat ja nun aber für das ganze Seelenleben der Athene die höchste Bedeutung. Alles Gefühlsleben wird bei ihr ersetzt durch klares Denken und besonnenes Ueberlegen. Körperliches Empfinden muß bei ihr schweigen; der Körper steht nur im Dienste des Geistes. Ist sie doch auch aus dem Kopfe des Zeus hervorgegangen, nicht wie Eva aus der Rippenspalte des Mannes. Ist Eva, dem Sitz der Gefühle entstammend, daher auch nur zum Empfindungsleben geboren, so ist Athene nur da zum verstandesmäßigen Sinnen und Denken; nur die kühle Bewegung der Gedanken bestimmt ihr Thun und Handeln. In allen Lebenslagen kennt sie daher nur ruhiges Betrachten aller Lebensvorgänge; nie trübt Leidenschaft und innere Erregung ihren klaren Blick; nie entbehrt ihr Handeln des prüfenden Ueberlegens, des besonnenen Entschließens. Kurz, die personificirte Weisheit steht uns in der Göttin gegenüber.

Wie aber kommt dieses innere Geistesleben in den von Phidias und seinen Nachbildnern geschaffenen Statuen der Göttin zum Ausdruck? Nun, schon der ganze Aufbau der Gestalt giebt uns ja nicht nur ein Bild der fest auf sich gestellten männlichen Selbständigkeit, durch welche Athene zur Kriegsgöttin wird, sondern ebenso auch ein Bild innerster Seelenruhe. Immer steht sie gerade aufgerichtet da, ruhig umfließen sie auf allen Seiten die Falten des Gewandes. Beide Hände, also das Beweglichste am Körper, sind immer in festester Lage und Haltung. So also erhält der Beschauer schon beim ersten flüchtigen Blick auf Haltung und Aufbau der Göttin den Eindruck innerster, unerschütterlicher Geistesruhe.

Doch weit deutlicher kommt dies Ueberwiegen des Geistes in der Athene durch die Bildung des Antlitzes zum Ausdruck und hier natürlich vor allem durch den sprechendsten Theil desselben, durch das Auge. Gerade dies ist ja ohne Ausnahme bei allen Bildern der Göttin ganz eigen gebildet, eine Bildung, die sicher auf die Schöpfung des Phidias zurückweist, welche kein späterer Künstler zu verändern wagte. Immer ist nämlich der Blick des voll aufgeschlagenen Auges unbeweglich auf einen Punkt gerichtet, an dem er fest haftet; er fällt, so zu sagen, senkrecht in den Gegenstand der Erforschung ein. Kein Eindruck der Außenwelt vermag ihn davon abzulenken; da ist von keinem Hin- und Herwerfen der Gedanken die Rede; die Idee steht mit einem Male vor ihr, und die sichtbare Welt bietet ihrem festen, alles durchdringenden Blick so wenig Widerstand dar, wie klares Krystallgefüge den Strahlen des Sonnenlichts.

Was echter, wahrer Tiefsinn ist, lernt man vor diesen Zügen begreifen. Ein Zustand des Versunkenseins in die Abgründe des reinen Gedankens spricht aus diesen Augen; und dieser Zustand bildet den entschiedensten Gegensatz zur mythischen

Blindheit des Homer, die ja auch keine andere Bedeutung hat, als die des Aufgehens in einer höhern Welt, vor deren Anblick dieses niedre Erdendasein erbleicht und verschwindet, wie verblassendes Sternenlicht vor dem von einem höheren Glanz getroffenen und dadurch geblendeten Auge. An großen Rednern beobachten wir ein ähnliches momentanes Abgezogensein von der Wirklichkeit, auf die sie gleichwohl gerade in demselben Augenblicke mit der ganzen Kraft ihres Ueberredungsvermögens einzuwirken sich bemühen. Es ist, als ob sie einen festen Punkt außerhalb dieser Welt der gemeinen Erscheinung aufsuchen und von diesem aus die Massen in Bewegung setzen wollten. Heitere Ruhe weilt dabei immer auf den Zügen der Göttin und spricht aus ihrem Auge; nirgends zeigt sich eine Spur von einem Ringen mit dem Begriff; sie verweilt stets in der Vollanschauung der Idee und kennt keine Art von Anstrengung, weil sie nie mit der niederen Welt in irgend einen Konflikt geräth.

Kommt so im Auge das innerste Geistesleben der Göttin zum Ausdruck, so sind auch die übrigen Theile des Gesichts in Uebereinstimmung damit gebildet und nur dazu da, die Sprache der Augen noch zu unterstützen und zu verstärken. Wenn auch das hellenische Schönheitsgefühl eine hohe Stirn nicht gestattet, am wenigsten an einem weiblichen Kopfe, so lagert sich diese bei der Athene doch hoch gewölbt und in mächtiger Breite über den Augen hin, ja das in der Mitte gescheitelte Haar, von dem zwei starke Wellen nach beiden Schläfen sich hinziehen, oder der hochaufragende Helm, der die Stirn zum Theil bedeckt, läßt sie höher erscheinen, als sie ist, und macht so diese Stirn, ohne das Schönheitsgefühl der Griechen zu verletzen, doch zum Sitz nur großer und tiefer Gedanken. Die festeinsetzenden und kräftig hervortretenden Augenbraunbögen bilden eine sanft geschwungene, flach verlaufende Linie und lassen die beträchtliche Ausdehnung der Stirn in die Breite noch deutlicher hervortreten.

Die Nase sodann bildet die Brücke zwischen dem Sitz der Intelligenz und der Außenwelt. Durch sie tritt der Lebensodem jeden Augenblick in den menschlichen Leib ein. An ihr nimmt man daher auch vorzugsweise die Steigerung der Lebensthätigkeit wahr, sobald sich der innere Sinn regt. Sie läßt nun auch in den Athene-Bildern die innere Feuergluth ahnen, welche alsbald die Augen blitzend funkeln und die Lippen gewaltig erbeben machen wird. Diese Lippen an sich kündigen sich durch schwellende Formenfülle als der Sitz zauberkräftigen Wortlauts an. Sie sind fest geschlossen und scheinen daher eher ein unverbrüchliches, heilige Stille gebietendes Schweigen zu veranschaulichen, als jene dialektische Fertigkeit, mit der die Göttin gegen Die, welche dem Vernunftgebot sich zu widersetzen wagen, ihre Machtbefehle Blitzen gleich schleudert. Darin offenbart sich gerade echte Künstlerweisheit, daß sie sich der unmittelbaren Darstellung vorwaltend geistiger Handlungen bescheidet und sich begnügt, sie durch den ausdrucksvollen Gegensatz, durch den sie gleichsam hindurchgehen müssen, anzudeuten.

Nase, Mund und Kinn zusammen endlich verlaufen in einer einzigen harmonischen Linie, deren zarte Gliederung die schönsten Verhältnisse erzeugt. Zu beiden Seiten dieser Linie flachen sich die Wangen sanft zu den Haarmassen des Hinterkopfes ab; auch nach unten läuft das Oval des Gesichts sehr spitz aus, was den Charakter der Jungfräulichkeit zum erhöhten Ausdruck bringen hilft und die großartig aufgethürmten Massen des Vorderhauptes überwiegend hervortreten läßt.

So stellen Züge und Ausdruck des Gesichts die Göttin als personificirte Weisheit und Besonnenheit dar, und diesen friedlichen Charakter der Göttin läßt nun auch alles kriegerische Beiwerk, das ihre Gestalt umhüllt, nur noch schärfer und glanzvoller hervortreten. Trotz des hochaufragenden Helmes, trotz des grausenvollen Medusenhaupts auf ihrer Aegis bleibt der

Ausdruck ihrer edlen Züge immer mild und lieblich, freilich aber verkündigt der feste, ernste Blick deutlich die Entschlossenheit, mit der sie Ruhe und Ordnung zu vertheidigen wissen würde, sollten diese kostbaren Güter des durch sie beschützten Staates von außen her gefährdet werden. Die Weisheit, die in der Göttin personificirt ist, offenbart sich eben vor allem durch diesen Waffenschmuck gerade als Staatsweisheit und veranschaulicht uns aufs Vollkommenste den hohen Begriff, welchen die Alten von dem höheren Daseinszustand hatten, dessen der Mensch durch die Verbindung mit einer wohlorganisirten Körperschaft, wie sie der Staatsverband darbietet, theilhaftig wird. Während Zeus im Olympos herrscht, ist auf Erden Pallas seine Vertreterin. Der Vater der Götter und Menschen bildet den Mittelpunkt des gesamten Völkerlebens, Pallas dagegen nimmt sich einzelner Staaten ebenso wie auserwählter Helden mit Vorliebe an und ist allen Denen hold und hülfreich, welche die Sitze oder Träger hellenischer Kultur sind, während alles Barbarische, Hochmüthige oder Rohe ihr ein Greuel ist. Ein Blick auf jedes dieser immer so ernst erhabenen und doch so anmuthsvollen Standbilder der Athene lehrt uns, welche Gesinnung und welche Gefühle ihr wohlgefällig sind. Gerade hierdurch wird Pallas Athene nicht nur unter allen griechischen Göttinnen diejenige, welche die höchste Stelle unter ihnen einnimmt, durch geistige Hoheit alle überragt; sie zeigt uns auch die höchste Aufgabe, welche das Weib auf Erden für alle Zeit hat: nämlich die, Bekämpferin alles Rohen und Unreinen zu sein. So stellt sie sich neben die höchste Ausgestaltung, welche das Weib in der griechischen Dichtung gefunden hat, neben eine Iphigenie und eine Antigone. Doch werden, wie es für die Göttin sich ziemt, die menschgeborenen Frauengestalten der Dichtung noch weit überragt von der Idealgestalt der Göttin, wie die Kunst des Phidias sie geschaffen.

Doch nicht nur in allgemeinen großen Zügen, wie sie uns in dem ganzen Aufbau der Göttin und ihrer Gesichtsbildung entgegentreten, schildert uns Phidias Charakter und Geistesgehalt der Athene, sondern er erzählt uns auch, in welcher Richtung sich ihr Geist am liebsten bethätigt; und zwar müssen ihm hierzu wieder die äußeren Ornamente dienen, mit denen er die Waffen seiner Athene Parthenos schmückt, und welche so angebracht sind, daß sie dem anbetenden Beschauer sofort ins Auge fallen. So hat er in der Mitte des hohen Helms nach den schriftlichen Zeugnissen der Alten auf dessen Wölbung eine Sphinx gelagert, während an den Wangendecken des Helms zwei Greife hervortreten; beides bedeutsame Symbole, denn die räthselsinnende Sphinx bedeutet die Denkkraft, und die Greifen sind Sinnbilder des Scharfsinns. Nur ein Thun also, bei dem tiefes Denken und weitblickender Scharfsinn sich bethätigen können, befriedigt sie; nur dazu ist sie da. Wo aber könnte sie beides besser bethätigen, als in der Sorge für das Volk, das sie sich aus allen zu ihrem besonderen Schützling erwählt hat. So wird sie zur Göttin aller wohlthätigen Erfindungen; jedes kunstreiche Schaffen findet in ihr eine Helferin und Förderin; mehr als Krieg sind die segenschaffenden Werke des Friedens ihre Lebensaufgabe.

Vor allem aber ist es eine Arbeit des Friedens, die der Künstler seiner Göttin zutheilt, die er durch ein besonderes Attribut noch wirkungsvoll an ihr zum Ausdruck bringt, die fruchtschaffende Thätigkeit des Ackerbaus nämlich, die Landeskultur. Denn daß das an sich arme und unfruchtbare Land zum männernährenden geworden, ist ja besonders das Werk der Athene. Dazu hat sie den segenspendenden Oelbaum gepflanzt und durch seine Pflege zuerst den Wohlstand des Volkes begründet.

Das Attribut nun, das gerade diese Thätigkeit der Göttin

zur Darstellung bringt, und das dem Beschauer des Götterbildes an jeder Nachbildung des Werkes von Phidias zuerst immer nur einen befremdenden Eindruck machen wird, ist die Schlange, die sich hinter dem Schilde der Göttin emporreckt. Ueberkommt uns doch beim Anblick jeder Schlange zuerst ein Gefühl des Mißbehagens; finden wir sie als Symbol verwendet, so denken wir wohl zuerst an die Schlange des Paradieses, wo der Satan gerade in ihre Gestalt sich kleidete, um die ersten Menschen zu verführen. Doch dieselbe Schlange wird ja auch auf christlichen Grabmälern, wenn sie, in ihren Schwanz beißend, zu einem Ringe sich gestaltet, zum Sinnbild der Unsterblichkeit; am Stabe des Asklepios endlich wird sie sogar zur Heilbringenden; spielt doch das Gift, das in ihr verkörpert ist, unter den Heilmitteln die größte Rolle. Mit diesem allen aber hat die Schlange der Athene nichts zu thun. Sie erinnert einfach an jene Schlange, welche auf der Akropolis in dem Tempel der stadtbeschützenden Göttin als ein heiliger Hort gehalten und sorgfältig gepflegt wurde. Denn dieses Thier ist im Süden der treueste Hüter der Gärten und Weinberge, und wer es tödtet, setzt sich noch heutzutage von seiten des Winzers Vorwürfen und Scheltworten aus, die so ernst gemeint sind, wie es diejenigen waren, welche die alten Aegypter einem Katzenmörder als Verwünschungen nachsandten. In Attika waren nun die Oelwälder der Aufsicht dieses das Ungeziefer tilgenden Gewürms, das besonders auch den Mäusen nachstellte, anvertraut; und so wird es erklärlich, warum die Alten diese große, ungiftige und friedliebende Schlangenart zum Schutzgeist des Ortes, dem häufig vorkommenden Genius loci, erkoren haben. — Die Schlange am Schilde der Athene ist also nur ein Sinnbild der erdgeborenen, götterbehüteten Urkraft des attischen Landes; Athene selbst wird zur Göttin des Oelbaums, zur Göttin des Friedens, unter dem die Landeskultur nur segenspendend gedeihen kann. —

So bringt Phidias an seinem Athene-Bilde eine reiche Fülle von Beziehungen, ja die ganze Geschichte der Göttin zum sichtbaren Ausdruck. Aus dem Gewittersturm geboren, tritt sie uns in ihrem glänzenden Waffenschmuck zuerst als Göttin des Krieges entgegen. Aber nicht mehr als Kämpfende erscheint sie, denn friedlich rastet der Schild neben ihr, lässig ruht auch die Lanze neben dem Schilde in ihrer Hand; wohl aber als Siegerin steht sie vor uns, trägt sie doch auf ihrer Rechten die geflügelte Siegesgöttin, welche den hocherhobenen Siegeskranz Dem entgegenhält, der im Geiste der Athene gegen alles Rohe und Barbarische in den Kampf geht. Sie selbst aber kann fortan Besonnenheit und Weisheit, die sie in jedem Kampfe zur Siegerin gemacht haben, zu besserem Werke benutzen, nämlich dazu, als höchste Wohlthäterin des von ihr erkorenen Volkes segenbringende Werke des Friedens zu pflegen, damit ihr Volk leiblich und geistig gedeihe, bis es unter allen Kulturvölkern der alten Welt die erste Stelle einnehme. Und mit dem erhebenden Bewußtsein, die höchste Kulturhöhe unter den Völkern erklommen zu haben und dies nur seiner großen Göttin zu verdanken, feierte denn auch das attische Volk in jedem Jahre sein größtes Fest, die Panathenäen. Auf der Höhe der Akropolis tönten dann die Lobgesänge des ganzen Volkes empor zu seiner Göttin der Weisheit und Stärke, wie sie aus der Hand seines kunstreichen Meisters Phidias hervorgegangen, zu seiner Athene Parthenos.

Wie weit ist aber auch der Abstand zwischen den ältesten Athene-Bildern und diesem Werke des Phidias, welch' weiten Weg mußte die Kunst zurücklegen von ihnen zu diesem? Haben doch die ältesten Athene-Bilder, wie alle die alten Götterbilder, die ja gewöhnlich nur mehr oder minder reich verzierte, ausgeputzte und frisirte Holzpuppen waren, eigentlich gar keinen Inhalt. Sie sagen dem Beschauer nichts, bringen ihm nichts

entgegen; was er in ihnen sieht, trägt er aus sich in sie hinein. Zu einem eigenen Leben kommen sie erst in den Reihendarstellungen, in den Statuengruppen, wie solche in den Giebelfeldern der Tempel nöthig wurden, um die Thaten der Götter der festfeiernden Gemeinde vorzuführen. Aber auch sie zeigen zuerst nur sehr schwaches Leben. So erinnert z. B. die Athene im Perseus-Relief von Selinunt nur daran, daß Perseus in ihrem Auftrag handelt. Schon bedeutungsvoller wird Athene im Giebelfelde des Tempels von Aegina. Hier zeigt sie wohl, daß auch in der Leidenschaft des Kampfes Maß zu halten ist. Denn der Kampf hat sein Ende, sein Ziel erreicht mit dem Tode des Kämpfers. Eine Schändung auch des Leichnams geht über dies Ziel hinaus, ist nur eine Maßlosigkeit, ein Akt der Roheit. Unter dem Schutze der Göttin wird daher der Leichnam ihres Schützlings Achilles den Troern entrissen, damit er nach ruhmreichem Leben nun auch ein ehrenvolles Grab finde. Aber nur durch ihr bloßes Dasein kann Athene hier solche Gedanken erwecken; ihre ganze Haltung ist noch steif und ohne alles Leben. Lebendiger wohl, aber auch noch nicht viel inhaltreicher muß sodann die Athene im Westgiebel des Parthenos gewesen sein, wo sie im Streit mit Poseidon dargestellt ist. Hier floß nach der uns davon erhaltenen Zeichnung gewiß volles Leben durch die bewegte Gestalt; alles Steife, alles Schattenhafte ist verschwunden. Aber nur eine Seite im Wesen der Göttin konnte hier zum Ausdruck kommen: in stolzer Siegesfreude wendet sie sich von dem im Zorn wegeilenden Poseidon zu ihrem Gespann und ihrem Gefolge.

Erst in den Einzelerscheinungen findet die Kunst Gelegenheit, ihre Gestalten mit höchstem Inhalt zu erfüllen. Erst die alleinstehende Athene konnte die Trägerin für ein gesteigertes, in seinem Verlaufe tiefer erkanntes und eine freiere Durchbildung verlangendes Gemüthsleben werden, also eine Darstellung, die

nun viel mehr zu sagen weiß und wegen dieser seelischen Vertiefung viel mehr Theilnahme erweckt, als früher das einzelne Glied der Reihenschöpfung der Statuengruppe. Phidias aber ist es, der in dieser Entwickelung den letzten und höchsten Schritt thut; nur ihm gelingt es, diese Einzelgestalt mit dem denkbar höchsten Leben zu erfüllen, wie wir dies hier an seinem Athenebilde zu zeigen versucht haben. Doch nicht nur darin liegt der Werth und die Bedeutung dieser Schöpfung, daß es dem Künstler gelungen ist, ein so alles erschöpfendes Bild der Göttin zu schaffen, ein Bild natürlich der Athene, wie sie die Zeit des Perikles herausgebildet hatte, in der die auf das Naturleben bezügliche Bedeutung der Göttin hinter der ethisch-politischen mehr und mehr zurückgetreten war, sondern in diesem Athenebilde ist ja auch wieder die eigentlichste und höchste Aufgabe erreicht, welche die bildende Kunst für alle Zeit hat: hier geht das Geistige vollkommen in der sinnlichen Erscheinung, die sich rein an die Anschauung wendet, auf. Deshalb ruht das Götterbild wie das antike Kunstwerk überhaupt so befriedigt in sich selbst, weil geistiger Gehalt und Form sich harmonisch entsprechen. Voll und ganz gilt somit von der Athene Parthenos, was Welcker in seiner Götterlehre von der griechischen Mythologie überhaupt rühmt: hier ist die ursprüngliche Anschauung der Göttin gediegen und stilgerecht, kräftig und zart zugleich, plastisch und klar ans Licht gestellt; das Bild der Göttin steht da voll Geheimniß und in der Tiefe schlummernden Gefühls, dabei aber ebenso verständlich und klar wie harmonisch und bis zur vollkommensten Schönheit durchgebildet. Nicht das Ergebniß müßigen Schaffens phantastischer Poeten ist das Götterbild, sondern das große Lebenswerk des ganzen, so reich begabten hellenischen Volkes; es gehörte ja dazu, die treffenden Grundzüge des persönlichen Göttercharakters durch den Wechsel der Zeiten hindurch festzu-

halten, sie sowohl nach der Seite der Menschenwelt, als nach der der Natur hin streng und stetig zu wahren, zugleich aber sie zu immer lebensvollerem Ausdruck und festerem Ineinandergreifen aller Züge auszubilden und mit sprechenden Zügen zu bereichern. Es gehörte dazu ein strenger Ernst, der die Willkür tändelnder Phantasie fernhält, und doch wieder eine eigenthümliche Anlage für Form, Schönheit und Grazie, die der Phantasie als Helferin nicht entbehren konnte.

So konnte es denn auch nicht ausbleiben, daß die Athene Parthenos für immer ein geistiger Hort des griechischen Volkes blieb, daß der Glaube an die Göttin, die wunderbare Illusion ihrer Realität noch jahrhundertelang aufrecht erhalten wurde. Erst als die Tempel Griechenlands in christliche Kirchen umgewandelt wurden, wich auch Pallas Athene im Herzen des Volkes der Gestalt einer anderen hohen Jungfrau, der christlichen Himmelskönigin Maria. Aber in der ganzen Geschichte der Transformation antiker Kultusbegriffe und Heiligthümer in christliche giebt es kein Beispiel einer so leichten und vollkommenen Vertauschung als die der Pallas Athene mit der Jungfrau Maria. Wie Heiden in Arabien, Syrien und Mesopotamien dadurch bekehrt wurden, daß sie in der Gottesgebärerin Maria die Göttermutter Cybele wieder zu erkennen glaubten, so brauchte das Volk der Athener nicht einmal den Namen seiner jungfräulichen Schutzgöttin aufzugeben; denn auch als christliche Gottheit blieb sie die jungfräuliche, die Parthenos.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg,
Königl. Hofbuchhandlung.

Die nordfriesischen Inseln
Sylt, Föhr, Amrum
und
die Halligen sonst und jetzt.

Mit besonderer Berücksichtigung
der Sitten und Gebräuche der Bewohner bearbeitet
von
Christian Jensen.

**Mit einigen 60 Abbildungen, einer Karte
und 27 vielfarbigen Trachtenbildern auf 7 Tafeln.**

Eleg. geh. Mk. 12.—, eleg. geb. Mk. 14.—.
Auch in 10 Lieferungen à Mk. 1.20 zu beziehen.

Ein werthvoller Beitrag zur Kunde der Insulaner. (Globus.)

Das ganze Buch, von der Verlagsbuchhandlung mit höchster Opulenz ausgestattet, ist ein solches, das seinem Verfasser alle Ehre macht. Es ist nicht das Produkt gewöhnlicher, fingerfertiger Buchmacherei, sondern die reife Frucht gewissenhafter und von berufener Seite angestellter Studien.
Harbert Harberts in der Reform.

Das Werk erhebt sich weit über die herkömmlichen Hand- und Reisebücher und hat Anspruch auf einen dauernden Platz in der Hausbibliothek
(Vossische Ztg. 5. 8. 91.)

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg,
Königl. Hofbuchhandlung.

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichn. von **E. A. Fischer-Cörlin.** Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... Mk. 4.—

Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Charakteristik der modernen Erkenntniß. 2 Bde. Eleg. geh. .... „ 12.—
eleg. geb. .... „ 16.—

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ... „ 11.40
N. F. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. .... „ 12.—

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. **2. Auflage.** Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt .... Mk. 6.50

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten. **4. Auflage.** Eleg. geh .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 4.—

Homunculus. Modernes Epos in 10 Ges. Gr. Oktav. **5. Aufl.** eleg. geh. .... „ 4.—
in prachtvollem Original-Einband ... „ 5.—

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant geh. .... „ 3.—
elegant gebunden mit Goldschnitt ... „ 4.—

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. **7. Auflage.** Eleg. geh .... „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 6.—

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Ges. **11. Auflage.** Eleg. geh .... „ 4.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 5.—

— **Pracht-Ausgabe.** Mit über 200 Illustrationen von **Adalbert von Rößler** und **Hermann Dietrichs.** Gr. Folio in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt .... Mk. 75.—

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustrationen von **Herm. Dietrichs. 4. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 12.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 14.—

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. **21. Aufl.** Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 5.—

— **Pracht-Salon-Ausgabe.** Mit über 100 Illustrationen von **E. A. Fischer-Cörlin.** Gr. Fol. in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 50, auch in 18 Lieferungen à .... „ 3.—

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. **3. Auflage.** Eleg. geheftet „ 5.—
eleg. gebunden .... „ 6.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. **6. Auflage.** Eleg. geh .... „ 3.—
eleg. geb mit Goldschnitt .... „ 4.—

Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. **3. Auflage.** Eleg. geh .... „ 2.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 3 —

Gesammelte kleinere Dichtungen. **3. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 4.—

Germanenzug. Canzone. **5. Auflage.** Elegant geh. .... „ 1.—
elegant geb. mit Goldschnitt .... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. **5. Auflage.** Eleg. geh .... „ 1.50
eleg. gebunden mit Goldschnitt .... „ 2.50

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. **4. Auflage.** Eleg. geh .... „ 6.—
eleg. in Halbfranz geb. .... „ 8.—

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Gesängen. **5. Auflage.** Eleg. geh .... „ 1.50
geb. mit Goldschnitt .... „ 2.50

Die Waldsängerin. Novelle. **4. Aufl.** Eleg. geh .... „ 1.50
eleg. geb .... „ 2.50

Der Zeustypus
und seine Ausgestaltung durch Phidias.

Von

Ballhorn

Rektor a. D. in Görlitz.

Preis M. 0.80.

Lysipp
und seine Stellung zur griechischen Plastik.

Von

Prof. E. Löwy.

Mit 17 Abbildungen

Preis M. 1.20

Das Fest des Prometheus.

Epische Dichtung

von

Franz Emil Brandstäter.

In 8° XII u. 314 Seiten. Preis **4 Mark**; in elegant. Einband **5 Mark.**

Vossische Zeitung: Die Gefahr, dass eine abstrakte Gedankendichtung entstand, ist glücklich vermieden; eine sinnvolle Erzählung hält die rechte Mitte zwischen rein stofflicher Darstellung und verflüchtigender Deutung. . . . . Wie die Streitfrage zwischen Zeus und Prometheus aufzufassen sei, ist verschieden beantwortet worden. Br. stellt sich in der Hauptsache auf die Seite Schömanns. . . . . Schillers Balladen mit den dem Alterthum entlehnten Stoffen sind Brandstäters Vorbild gewesen, und man darf anerkennen, dass er dieses Vorbilds und des grossen Gegenstandes, den er sich gewählt, nicht unwürdig ist. In nicht vielen umfangreichen Dichtungen der neuen Zeit ist Sprache und Vers so gleichmässig wohllautend wie hier.

Westermanns ill. deutsche Monatshefte: Sehr kunstvoll ist die Einkleidung, die einzelnen Erzählungen von gebildeten Hellenen vortragen zu lassen. . . . . Die geistvolle Arbeit wird den Freunden der Antike willkommen sein.

Hamburger Fremdenblatt: Der Verfasser ist von Begeisterung erfüllt für die klassische Wissenschaft und Kunst, er tritt mit diesem Gedichte in die Fusstapfen eines Herder und folgt den hohen Vorbildern des alten griechischen Dichterthums, indem er in geadelter Form die Ideale der Menschheit preist. . . . . Wir empfehlen dieses Epos allen Denen, die den Geschmack an klassischer Dichtkunst sich noch nicht an der modernen Realistik gänzlich verdorben haben.

Hamburger Nachrichten: Fleiss, Wissen und Begabung haben sich zusammengethan, um ein Werk zu fördern, dessen Titel in unserer, mit allen Fibern einer erhöhten Lebensthätigkeit zustrebenden Zeit eher geeignet sein dürfte, abstossend denn anziehend zu wirken. Der Verfasser selbst verschliesst sich nicht dem Wagnisse, das in seinem Beginnen gelegen ist. Doch als echter Poet streift er die hemmenden Bedenken ab, um sich unbehindert dem vollen Einfluthen der Schönheit zu überlassen, die aus diesem ältesten und unverwüstlichsten aller griechischen Mythenstoffe quillt. . . . . Der Wechsel der Begebenheiten und der Stimmungen ist auch äusserlich entsprechend markirt und durch wechselnde Versmaasse wirksam eingeleitet, die der Feuergeist, der in dem Sänger unverkennbar lebt, in allen Theilen mit fester und sichrer Hand beherrscht.

Der Antheil der Plastik an der Entstehung der griechischen Götterwelt und die Athene des Phidias.

Von

Ballhorn
Rektor a. D. in Görlitz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

59214

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Achte Serie
(Heft 169—192 umfassend).

Heft 175.

Zur Geschichte des englischen Bildungswesens.

Von
Dr. Ludwig Fleischner
Professor in Wien.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung
1893.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von *M.* 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung, der auch die vorliegende Arbeit angehört, besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung" erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

THE WORKS OF SHAKSPERE

edited and annotated by Prof. *W. Wagner* and *L. Proescholdt* Ph. D., issued in single plays, either in boards cloth back, price 60 Pf., or in paper covers, price 50 Pf.

The following single plays have been published till now:

No. 1. The Tempest.
No. 2. The two Gentlemen of Verona.
No. 3. The Merry Wives of Windsor.
No. 4. Measure of Measure.
No. 5. The Comedy of Errors.
No. 6. Much Ado about Nothing.
No. 7. Love's Labour's Lost.
No 8. A Midsummer-Nights Dream.
No. 9. The Merchant of Venice.
No. 10. As You Like It
No. 11. The Taming of the Shrew.
No. 12. All's Well that Ends Well.
No. 13. Twelfth Night; or, What You Will.
No. 14. The Winter's Tale.
No. 15. King John.
No. 16. Richard II.
No. 17. The First Part of King Henry the Fourth.
No. 18. The Second Part of King Henry the Fourth.
No. 19. King Henry the Fifth.
No. 20. The First Part of King Henry the Sixth.
No. 21. The Second Part of King Henry the Sixth.
No. 22. The Third Part of King Henry the Sixt.
No. 23. King Richard the Third
No. 24. King Henry the Eight.
No. 25. Troilus and Cressida.
No. 26. Coriolanus.
No. 27. Titus Andronicus.
No. 28. Romeo and Juliet.
No. 29. Timon of Athens.
No. 30. Julius Cæsar.
No. 31. Macbeth.
No. 32. Hamlet.
No. 33. King Lear.
No. 34. Othello.
No. 35. Antonius and Cleopatra.
No. 36. Cymbeline.
No. 37. Pericles.
No. 38. Venus and Adonis. The Rape of Lucrece.
No. 39. Sonnets and poems.

Hamerling als Erzieher.

Von

Dr. Bruno Brukner.

8°. *M.* 2.—

Zur Geschichte des englischen Bildungswesens.

Von

Ludwig Fleischner,
in Wien.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1893.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Wie fast alle Einrichtungen Englands, so ist auch das Volksschulwesen dieses Landes etwas erst allmählich Gewordenes, nicht eine Schöpfung aus einem Gusse. Es ist das Ergebniß verschiedener, in den Tiefen des Volksbewußtseins wurzelnder Kräfte, das Resultat der Verschmelzung mannigfacher, von anderen Ländern abweichender Systeme.

Es hängt dieser Umstand theils mit den aristokratischen Anschauungen der englischen Nation zusammen, welche lange Zeit nur den höheren Ständen gebildet zu sein gestattete, theils ist es eine Folge des historischen Ganges der englischen Reformation, die der Verbreitung von Volksbildung vielfach hindernd im Wege stand. Auch hat die englische Regierung von jeher eine eben solche Scheu empfunden, sich in die Angelegenheiten der Bevölkerung zu mengen, als diese selbst bestrebt war, eine solche Einmengung zu verhindern. Denn der Staat ist für den Engländer nur etwas zufällig Gewordenes; mit der Idee des lehrenden Staates aber konnte er sich schon gar nicht befreunden.

Nur die Kirche übte seit frühester Zeit einen bildenden Einfluß auf die Menge aus. Aber wenn sie Schulen gründete, so war es ihr meist nur darum zu thun, Diener für ihre Zwecke heranzubilden. „L'église anglicaine s'était presque exclusivement

chargée de la direction de l'enseignement à tous les degrés. Les universités ne furent pendant longtemps que des séminaires ecclésiastiques.[1]"

Das gesamte Schulwesen Englands ging ursprünglich aus privaten Bestrebungen einzelner Männer hervor, denen sich bald religiöse Genossenschaften und Vereine anschlossen, um der Unwissenheit der großen Massen durch Errichtung von Schulen zu steuern. Solche Schulen waren bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts als Grammar-Schools bekannt, in denen sowohl elementarer als auch höherer Unterricht ertheilt wurde und die theils durch eine Royal charter, theils freiwillig von Privaten errichtet wurden. Obwohl Allen zugänglich, kamen die Vortheile dieser Schulen doch nur den Kindern des niederen Adels und den mittleren Ständen in den Landstädten zu gute. Als aber diese Bevölkerungsklassen beim Aufblühen der kommerziellen Centren vom Lande weg und in die Städte zogen, gerieth die Mehrzahl dieser Schulen in Verfall.[2]

Eben dieses Anwachsen der Bevölkerung in den Städten und das steigende Bedürfniß nach Unterrichtsanstalten ließ im März des Jahres 1698 die Society for Promoting Christian Knowledge entstehen, die ihre Wirksamkeit mit der Gründung von vier Schulen in London begann. Noch Verlauf von 20 Jahren besaß sie jedoch deren schon mehr als 1000, von denen sich etwa 120 in London, die anderen in den verschiedensten Theilen von England und Wales befanden. Der Besuch dieser Elementarschulen stand allen Kindern frei; überdies wurden in den meisten Fällen die Schüler auch mit Kleidung und vielfach auch mit Wohnung und Nahrung versehen. Die Bedürfnisse nach einem mehr gewerblichen und landwirthschaftlichen Unterrichte wurden mit denen nach der eigentlichen Erziehung durch Einführung eines Systemes in Einklang gebracht, dem zufolge nur während des halben Tages unterrichtet wurde, während

die andere Zeit zur Arbeit auf dem Felde, in Werkstätten u. s. w. benützt werden konnte. Den Anforderungen der Erwachsenen wurde durch Errichtung von Abendklassen Rechnung getragen.

Diese Schulen erfreuten sich noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts sorgsamer Pflege und Verehrung, ohne daß man jedoch an eine staatliche Organisation des Volksunterrichtes gedacht hätte. Gleichwohl waren schon damals Männer aufgestanden, welche dem Staate diese Pflicht zuschrieben und welche, wie Dr. Johnson, erklärten, daß Derjenige, welcher wissentlich die Unwissenheit anwachsen lasse, für alle Verbrechen, die aus der Unwissenheit entspringen, verantwortlich sei; er gleiche Demjenigen, der die Lichter auf einem Leuchtthurme verlösche: die Folgen eines Schiffbruches seien dann ihm zuzuschreiben.[3]

Allmählich ließ der Eifer, mit welchem man an die Gründung dieser Charity-Schools — so nannte man sie gewöhnlich — gegangen war, nach; die freiwilligen Spenden zur Erhaltung dieser Anstalten flossen nur spärlich ein, und so wäre, wenn man von den durch Robert Raikes, dem Herausgeber des Gloucester Journal, begründeten Sonntagsschulen[4] absieht, das Unterrichtswesen seinem sicheren Verfalle entgegengegangen, wenn sich nicht zu Beginn des 19. Jahrhunderts zwei Männer gefunden hätten, denen es mit der Erziehung des Volkes Ernst war und denen es auch gelang, die wohlhabenden Kreise zu Opfern für dieselbe heranzuziehen.

Der eine dieser Männer war Joseph Lancaster. Er begann im Jahre 1798 seine segensreiche Thätigkeit damit, daß er im Alter von 20 Jahren im Hause seines Vaters, eines armen Invaliden, eine Anzahl von Kindern aus der Nachbarschaft um sich versammelte, um ihnen unentgeltlich einige Kenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen. Er that dies mit solchem Erfolge, daß sich bald Tausende von Kindern um ihn

scharten, so daß er ein eigenes Gebäude miethen mußte, um sie alle unterzubringen. Die Mittel hierzu boten ihm angesehene Männer — so namentlich der Herzog von Bedford —, die ihn mit Geld unterstützten. Auch Lehrmittel, allerdings primitiver Natur, wurden angeschafft; sie bestanden aus einigen Schiefertafeln und Vorlageblättern für die vorgeschrittenen Schüler, während die anderen auf mit Sand bestreuten Bänken mit ihren Fingern schreiben und rechnen mußten! Schon nach kurzer Zeit konnte Lancaster infolge der großen Schülerzahl den Unterricht nicht mehr allein ertheilen; da es ihm aber an Geld zur Bezahlung anderer Hülfskräfte mangelte, so verfiel er auf ein anderes Mittel: er bildete die älteren und fähigeren seiner Schüler zu Monitoren heran, die ihn in seiner erziehlichen Arbeit unterstützten. Nun konnte er auch Reisen unternehmen, um auch außerhalb Londons ähnliche Schulen zu errichten, deren Leitung den Monitoren anvertraut ward.

Um Lancaster in seiner Aufgabe zu unterstützen, bildete sich im Jahre 1808 ein Verein: The Royal Lancasterian Institution, der am 21. Mai 1814 seinen Namen in The British and Foreign School Society umänderte, unter welchem Titel er auch heute noch besteht und der, wie alle anderen um diese Zeit gegründeten Gesellschaften, auf einer allgemein christlichen Grundlage mit Ausschluß jedoch alles rein Konfessionellen beruht. Gründe der Eitelkeit mögen es gewesen sein, die Lancaster dahin führten, sich mit seinen Freunden zu entzweien. Er verließ London und ging nach Amerika, wo er nach einem abenteuerlichen, an Entbehrungen reichen Leben im Jahre 1838 starb; er wurde in den Straßen New-Yorks von einem Wagen überfahren.

Der Verein hatte indessen Lancasters Werk in England fortgeführt; doch nicht ohne Schwierigkeit, denn kurze Zeit nach der Gründung der Lancasterian Institution, im Jahre 1811,

war ein anderer reicher und mächtiger Verein entstanden, die National Society for promoting the education of the poor in the principles of the established Church throughout England and Wales, die 1818 auch Korporationsrechte erhielt. Ihr Begründer war Andrew Bell, der zweite Organisator des englischen Volksschulwesens.

Zur selben Zeit, als Lancaster seine Lehrversuche in London anstellte, that Bell dasselbe in Madras in einem Knaben-Asyle. Auch er kam auf das Monitoren-System aus denselben Gründen, aus denen Lancaster auf diesen Gedanken verfallen war; ja, Bells Schrift: Instruction for conducting schools through the Agency of the scholars themselves (London 1817) erschien noch vor Lancasters diesbezüglichen Veröffentlichungen, so daß eigentlich Bell als Begründer des Systems angesehen werden muß, was Lancaster übrigens stets bereitwillig erkannte.[5] In der Lehrmethode giebt es also zwischen den beiden Organisatoren keinen besonderen Unterschied; desto mehr aber wichen sie bezüglich der religiösen Unterweisung voneinander ab. Während in den von Bell gegründeten Schulen der Katechismus und die Liturgie der anglikanischen Kirche gelehrt wurden, diese Anstalten also auf streng konfessioneller Grundlage ruhten und sich daher auch der eifrigen Unterstützung der Bischöfe zu erfreuen hatten, war in den Schulen Lancasters der Religionsunterricht auf die bloße Lektüre der Bibel beschränkt, wobei jede konfessionelle Erklärung streng vermieden werden mußte. So kam es auch, daß die Gönner dieser Anstalten sich vornehmlich aus den Anhängern der freien Sekten, den Nicht-Konformisten zusammensetzten. Die National Society war die mächtigere, einflußreichere. Da ihr größere Geldmittel zur Verfügung standen, konnte sie auch mehr Schulen errichten. Aber eigentlich stand bei ihr der Unterricht erst in zweiter Linie; sie war mehr ein Instrument für die Propaganda, wie denn überhaupt in England die

kirchlichen Gesellschaften weniger beflissen waren, dem Staate gut unterrichtete Bürger zuzuführen, als vielmehr Anhänger der verschiedensten Religionsgenossenschaften heranzubilden.[6] Die National Society hatte ihren Anhang vornehmlich auf dem flachen Lande, während in den großen Städten die Schulen Lancasters blühten, deren Unterricht von den Gegnern häufig genug angefeindet wurde.

Das in den Anstalten beider Vereine später eingeführte Schulgeld richtete sich nach den Vermögensverhältnissen der Einwohner jener Ortschaften, in denen Schulen ins Leben gerufen wurden.

Der Umfang des dargebotenen Wissens war allerdings nicht groß: Lesen, Schreiben und Rechnen bildete das Um und Auf des Lehrplanes. Doch besserten sich diese Zustände mit der Zeit, und insbesondere in den Schulen Lancaster'scher Richtung kam bald auch der Unterricht in Geographie und Geschichte hinzu.

Die Bemühungen der beiden Gesellschaften um Hebung der Volsbildung konnten vom Staate nicht lange unbemerkt bleiben. Er sah ein, daß das Bedürfniß nach Gründung von Schulen nicht nur vorhanden war, sondern auch lebhaft empfunden wurde. Zwar hatte die Regierung schon früher durch die Fabriksschutzgesetze auf Unterricht und Erziehung der ärmeren Klassen Einfluß zu nehmen gesucht; die ersten gesetzlichen Bestimmungen über Kinderarbeit in Fabriken stammen nämlich schon aus dem Beginne unseres Jahrhunderts. Im Jahre 1802 brachte Sir Robert Peel, der Vater des Premierministers, eine Bill durch, welche die Arbeitszeit der Lehrlinge in den Fabriken beschränkte; sie schrieb auch vor, daß die jungen Leute während der ersten vier Jahre der Lehrzeit an jedem Werktage während bestimmter Stunden, die innerhalb der bedungenen Arbeitszeit liegen sollen, im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet werden müssen

und zwar von „einer tauglichen Person, die vom Lehrherrn zu bezahlen sei, und in einem von der Fabrik getrennten Raume.“ [7] Aehnliche Bestimmungen wurden auch noch in den Jahren 1819, 1833 und 1847 erlassen, die dann das ganze System der Factory-Acts zum Abschlusse brachten. [8]

Mit der Erlassung dieser Schutzgesetze beginnt in der That das erste Eingreifen der englischen Regierung rücksichtlich der Schaffung geordneter Zustände auf dem Gebiete des Unterrichtswesens; denn innerhalb des durch die Fabriksgesetzgebung ausgefüllten Zeitraumes, in das Jahr 1816, fällt die erste Einsetzung einer staatlichen Kommission mit Lord Brougham an der Spitze, um die Frage des Unterrichts der ärmeren Klassen eingehend zu prüfen. Allein die Berathungen dieser Kommission blieben erfolglos, wiewohl Lord Brougham öffentlich erklärt hatte, daß „die Erziehung des Volkes eine Angelegenheit sei, an welcher der Staat ein vitales Interesse habe“.

Erst im Jahre 1832 gelang es Lord Althorp, im Unterhause den Antrag durchzubringen, es mögen von Staatswegen 20000 Pfund Sterling zur Errichtung von Schulen votirt werden. Allerdings geschah dies erst nach harten Kämpfen, in denen insbesondere die Kirche als heftigste Gegnerin einer Staatsschule auftrat; sie nahm für sich die Leitung des ganzen Volksschulwesens in Anspruch. [9] Die Vertheilung dieser Subvention wurde der Verwaltung des Staatsschatzes übertragen. Doch nach den Bestimmungen des am 30. August 1833 angenommenen Finanzgesetzes wurden bloß an bereits bestehende Schulen und auch dann nur in dem Falle Subventionen gewährt, wenn entweder ein Bericht von der National Society oder von der British and Foreign School Society dem Verwalter des Staatsschatzes die Gewähr gab, daß die Zuweisung eines Betrages nöthig und daß gegründete Aussicht vorhanden war, die betreffende Schule dauernd zu erhalten. Die Beiträge durften

auch dann zumeist nur zur Vergrößerung der Schulen verwendet werden.[10]

Im Jahre 1835 wurde vom Parlamente eine besondere Summe von 10.000 Pfund Sterling zur Gründung von Lehrerbildungsanstalten bewilligt, da sich nachgerade die Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit des Monitorensystems Bahn gebrochen hatte. Das Bedürfniß nach entsprechend vorgebildeten Lehrern wurde immer größer, je mehr die Zahl der Schulen anwuchs. Allein es scheint, daß den Behörden bei der Erwägung, wie diese Summe am besten zu verwerthen wäre, viele Schwierigkeiten bereitet wurden, denn noch drei Jahre später war die Summe unbenützt.[11]

Zwei weitere wichtige Schritte sind aus dem Jahre 1839 zu verzeichnen. Es sollte zunächst die indes auf 30.000 Pfund Sterling jährlich angewachsene Staatssubvention nun nicht länger mehr ausschließlich zur Vergrößerung von Schulen, sondern zur Förderung des Unterrichtswesens und der Volksbildung im allgemeinen verwendet werden. Es wurde ferner mittelst Kabinetsordre vom 10. April 1839 eine eigene Behörde eingesetzt, The Comittee of the Privy Council on Education, kurz Education Department genannt, der „die Beaufsichtigung der Verwendung der vom Parlamente zu Schulzwecken votirten Summen" oblag, da die Kontrolle über die Verwendung der Staatsgelder durch die Schulgesellschaften vieles zu wünschen übrig gelassen hatte. Das Komitee bestand aus dem Lord President of the Privy Council und vier Beiräthen, deren hervorragendster der gelehrte James Philipp Kay, der nachmalige Sir J. K. Shuttleworth, war, ein Mann von umfassender Bildung, der insbesondere auch das ausländische Schulwesen aus eigener Anschauung kannte. Seiner Ansicht nach war das Dringendste die Errichtung einer Anstalt zur Heranbildung von Lehrkräften, und auf seinen Antrag wurde auch endlich die erwähnte Summe von 10.000 Pfund

Sterling unter die beiden großen Schulgesellschaften vertheilt, die übrigens schon seit einigen Jahren dreimonatliche Specialkurse zur Heranbildung von Lehrern nach den Methoden von Bell und Lancaster errichtet hatten. In diesen Kursen sind die Anfänge der heutigen Training-Colleges in England zu suchen.

Während nun so der Staat das Seine that, um die Schule nach und nach in seine Hände zu bekommen, waren auch Private und einzelne Korporationen nicht müßig, und zahlreiche pädagogische Gesellschaften, private und öffentliche Schulen entstanden allerorten.[12]

Allein schon der weitere Vorschlag der Erziehungsbehörde, eine staatliche Lehrerbildungsanstalt zu errichten, stieß auf den heftigsten Wiederstand der anglikanischen Kirche, die in einer solchen Schule eine große Gefahr hinsichtlich der konfessionellen Fragen erblickte.[13] Doch Kay war nicht der Mann, der sich leicht abschrecken ließ. Unterstützt von seinem Freunde Karleton Tufnell, gründete er in Battersea ein Training-College, das die Regierung zwei Jahre später (1842) subventionirte und das die National Society im darauf folgenden Jahre unter ihre Leitung nahm. Ungefähr um dieselbe Zeit vergrößerte die British and Foreign School Society die von Lancaster in Borough Road zu Schulzwecken benutzten Gebäude und machte sie zur Aufnahme von Lehramtszöglingen beiderlei Geschlechtes geeignet. Allein der entscheidende Schritt in der Frage der Lehrerbilduug ist wohl erst aus dem Jahre 1846 zu verzeichnen. Die in diesem Jahre veröffentlichen Minutes of Council, d. i. Beschlüsse und Verordnungen der Erziehungsbehörde, enthielten nämlich schon staatlicherseits Vorschläge zur Heranbildung von Lehrpersonen. Insbesondere drei Maßnahmen waren ins Auge gefaßt: Ausstellung von Zeugnissen nach abgelegter Prüfung, Gewährung größerer Subventionen an die Lehrerbildungsanstalten und Einführung

des Pupil-Teacher-Systems, das aus dem früheren Monitorial-System hervorging.[14] Diese Verordnungen hatten Erfolg.

Schon im Jahre 1849 zählte man in England bereits 681 mit Zeugnissen versehene Lehrer und 3580 Pupil-Teachers; zwei Jahre später gab es 1100 geprüfte Lehrer, 6000 Schüler-Lehrer und 25 Leherbildungsanstalten. Naturgemäß mußte auch die staatliche Subvention immer größer werden; im Jahre 1859 war sie bereits auf 800 000 Pfd. Sterl. angewachsen. Allerdings mußten die Schulen, die an der Staatsunterstützung theilnehmen wollten, sich der staatlichen Inspektion unterwerfen, die bereits seit dem Jahre 1839 eingeführt war. Vorher hatte man sich bloß damit begnügt, von den Privatschulen periodische Berichte abzuverlangen. Die Inanspruchnahme des nunmehrigen staatlichen Inspektionsrechtes gab aber Veranlassung zu verschiedenen Streitigkeiten, insbesondere mit den Erhaltern der British and Foreign School Society, die durchaus keine Inspektion dulden wollten. Auch zahlreiche Körperschaften der Dissenter, sowie viele Gemeinden der Staatskirche wiesen aus diesem Grunde jede Geldunterstützung der Regierung zurück.[15]

Da erschien im Jahre 1862 ein neues Gesetz, das man jedoch allerdings eher als einen Rückschritt, denn als Fortschritt bezeichnen kann. Es wurde namentlich von den Lehrern unwillig aufgenommen, weil es ihren Gehalt von der Anzahl der an einem bestimmten Tage anwesenden Schüler und deren Leistungen abhängig machte; es führte das sogenannte Payment by results ein, das aber wenige Jahre später besseren Bestimmungen weichen mußte.[16]

Als Geburtsjahr des englischen Volksschulwesens ist das Jahr 1870 zu betrachten; mit der Annahme des von William Forster ausgearbeiteten Gesetzes, das den obligatorischen und in einem gewissen Sinne auch weltlichen Unterricht festsetzte,

kann man erst von einem eigentlichen Volksschulwesen in England sprechen.

Die wichtigste Bestimmung des neuen Gesetzes, des Elementary Education Act 1870, betraf die Errichtung der School-Boards; es sollte nämlich auf die begründete Bitte der Ortsbehörde, oder in dem Falle, wenn genügende Vorsorge für die Bedürfnisse einer Schule auf privatem Wege nicht getroffen werden konnte, in jedem Distrikt ein Amt ins Leben gerufen werden, das die Verpflichtung hatte, die für die Instandsetzung der Schule noch nöthigen Mittel auf dem Wege lokaler Steuerumlagen einzubringen. Das Gesetz enthält außerdem Bestimmungen wegen des Religionsunterrichtes, der nicht konfessionell sein darf und dessen Besuch in den öffentlichen Schulen, den Board Schools, auch nicht obligatorisch ist.[17]

Das neue Gesetz, das im Laufe der folgenden Jahre noch vielfach verbessert wurde, fand in den meisten Kreisen eine günstige Aufnahme, wenn auch nicht geleugnet werden darf, daß manche der gewünschten und erhofften Erfolge ausblieben. So hat namentlich die Kirche mit den von ihr erhaltenen Privatschulen keine bedeutende Einbuße erlitten, denn noch immer sind fast zwei Drittel aller englischen Volksschulen Voluntary Schools, d. h. private, von religiösen Körperschaften erhaltene Schulen, die bloß eine staatliche Unterstützung erhalten und in denen jener Religionsunterricht ertheilt wird, welcher der betreffenden, die Schule erhaltenden Religionsgenossenschaft entspricht.

Doch mit dem Gesetze von 1870 konnte die Schulgesetzgebung nicht als abgeschlossen betrachtet werden. Das Gesetz ließ nämlich eine Anomalie bestehen, indem es den obligatorischen Unterricht einführte, ohne zugleich dessen Unentgeltlichkeit zu proklamiren. Erst im Laufe der letzten Jahre ist diese Frage in England lebhaft erörtert worden. Allein auf welchen Grundsätzen sollten die Maßnahmen bezüglich eines unentgeltlichen

Volksunterrichtes fußen? Man schlug vor, bloß den Unterricht in den öffentlichen Board Schools unentgeltlich zu gestalten; allein dies hätte die Schließung aller Voluntary Schools, als Anstalten, an denen gezahlt werden mußte, zur Folge gehabt. Die Anhänger dieser letzteren bekämpften daher eine solche Maßregel. Ein anderer Vorschlag ging dahin, alle Schulen, öffentliche wie private, unentgeltlich zu gestalten; doch dann hätte der Staat sich ein gewisses Aufsichtsrecht über die Privatschulen wahren müssen, die auf diese Weise Board Schools geworden wären. Es ist begreiflich, daß die konservative Partei einem solchen Antrage ihre Zustimmung nicht ertheilen konnte, und zwar namentlich wegen der für den Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen erlassenen Bestimmungen.[18]

Die Frage wurde erst in jüngster Zeit durch die von der Regierung vorgeschlagene und nach manchen harten Kämpfen im Mai 1891 angenommene Free Education Bill gelöst. Das neue Gesetz erhöht die bisherige staatliche Subvention um je 10 Schilling für jeden Schüler. Diese Summe soll das Schulgeld in allen jenen Schulen ersetzen, in denen der Durchschnittsbetrag desselben am letzten Neujahrstag nicht ein höherer war. In allen öffentlichen Volksschulen, in denen das Schulgeld im Jahre bisher weniger als 10 Schilling betrug, ist der Unterricht daher ein völlig unentgeltlicher geworden; zwei Drittel aller Elementarschulen haben jetzt einen freien, ein Drittel einen fast freien Unterricht.

Es wird abzuwarten sein — das neue Gesetz trat erst mit dem Schuljahr 1890—91 in Kraft —, wie sich die von den Kirchengemeinden erhaltenen Voluntary Schools neben der kostenlosen Staatsschule erhalten werden. Es werden aber auch die Resultate abzuwarten sein, welche die nunmehr auf besserer Grundlage aufgebaute englische Volksschule erzielen wird.[19]

Indes jedoch, während die gesetzgebenden Körperschaften sich

mit Schulreformen befaßten, war eine andere mächtige Bewegung entstanden, die, von vollständig privater Initiative ausgehend, nichts Geringeres bezweckte, als den mittleren und den arbeitenden Klassen Englands reichliche Gelegenheit zur Erweiterung der durch die Volksschule nur mangelhaft erlangten Bildung zu geben. Drei Jahre nach der Annahme des Forsterschen Schulgesetzes, im Jahre 1873, begann diese großartige Bewegung, die ihresgleichen auf dem Kontinente nicht hat, und sie hat bis zum heutigen Tage im Wechsel der Zeiten und politischen Strömungen eine wunderbare Lebenskraft, sowie die Fähigkeit dargethan, sich diesen wechselnden Verhältnissen und lokalen Bedingungen stets anzupassen.

Wir sprechen von der Bewegung zu Gunsten der Erweiterung der Universitätsbildung, die als University Extension Movement bekannt ist und die nichts Geringeres als eine Annäherung zwischen den Universitäten und dem Volke anstrebt.[20]

Der Ursprung der ganzen Bewegung war folgender: Schon im Jahre 1867 bestanden in mehreren großen Städten Englands Frauenvereine — Women Colleges —, die den Zweck hatten, Vorträge, welche nur für Damen und in der Regel von Graduirten der Universität gehalten wurden, einzurichten. Diese am Nachmittag abgehaltenen Vorträge hatten einen solchen Erfolg, daß man den Vortragenden gewöhnlich bat, seinen Vortrag am Abend nochmals für Arbeiter und während des Tages beschäftigte Personen zu wiederholen. Der Erfolg dieser Abend-Veranstaltungen nun übertraf alle Erwartungen; man konnte bald nicht genug Vortragende aufbringen, um allen Ansuchen seitens der verschiedenen Korporationen zu genügen. Aber das Unternehmen hatte auch seine Mängel; da der Vortragende jeweilen in den betreffenden Ort nur einmal kam, so konnte sich zwischen ihm und seinem Auditorium eigentlich kein rechtes Lehrverhältniß herausbilden. Da nahm sich

ein Mann der Sache an, der mit edelster Begeisterung für das Wohl des Volkes auch reiches Wissen verband, das er in den Dienst der guten Sache zu stellen beschloß.

Professor Stuart von der Universität in Cambridge, damals ein junger Lehrer dieser Hochschule, hielt ebenfalls in verschiedenen Städten solche Vorträge ab. Er erkannte bald, daß insbesondere drei Klassen der englischen Bevölkerung bislang von den Wohlthaten einer höheren Bildung ausgeschlossen waren: die Frauen und Unbeschäftigten, ferner jene Personen, die tagsüber den Pflichten kaufmännischen und anderen berufsmäßigen Lebens nachkommen, und schließlich die Handwerker und Arbeiter. Die Universität sollte nun zu Jenen kommen, die nicht zur Universität kommen konnten.

Nach mannigfachen Versuchen und Experimenten, die Stuart anstellte, gelang es ihm, der ganzen Bewegung gewisse Bahnen vorzuzeichnen, in denen sie sich auch heute noch bewegt. Er schlug vor: 1. Die Unterrichtskurse — und solche waren es doch — sollten sich nicht über einen Vortrag, sondern über eine ganze Serie von solchen erstrecken, die alle denselben Stoff behandeln. 2. Den Hörern soll ein gedruckter Leitfaden in die Hand gegeben werden, welcher gewissermaßen den Extrakt des Vortrages in klarer, präciser Form, sowie Winke, Anleitungen und Quellen enthält, aus denen man über die in Rede stehende Disciplin mehr erfahren könne. 3. Von den freiwillig sich hierzu Meldenden sollen allwöchentlich schriftliche Aufgaben über das während der Woche Gehörte angefertigt und dem Vortragenden zur Censurirung übergeben werden. 4. Die Vorträge selbst sollen eine Stunde dauern und den Gegenstand, den sie behandeln, nur allgemein berühren. In dem Lehrkurse, der sich unmittelbar an den Vortrag anschließt, soll der Vortragende ausführlich jene Theile seines Themas behandeln, welche eine mehr allgemein verständliche Behandlung verlangen. 5. Am

Schlusse des ganzen Lehrganges sollen Prüfungen abgehalten und den Kandidaten, welche genügen, Zeugnisse ausgestellt werden.

Mit diesen seinen Vorschlägen wandte sich nun Professor Stuart im Jahre 1871 an den Senat der University of Cambridge und bat denselben, der ganzen Bewegung, die allmählich die weitesten Schichten der Bevölkerung ergriffen hatte, einen officiellen Charakter zu geben, die bisher verstreut angestellten Versuche und Kurse zu koncentriren. Die Universität sollte jedem Verlangen, das an sie behufs Entsendung eines ihrer Lehrer nach irgend einem Orte zur Abhaltung von Kursen gestellt würde, willfahren, falls dieser Ort die von der Hochschule gestellten Bedingungen annahm.

Kaum waren diese an den Senat geleiteten Vorschläge Mr. Stuarts bekannt geworden, als von allen Theilen Englands bei der Hochschule zahlreiche Petitionen anlangten, welche die Anregungen des edlen Volksbildungsfreundes unterstützten. Die Universität zögerte anfangs; sie konnte sich doch nicht so unerhört weit von ihren Traditionen entfernen; dann aber setzte sie ein Komitee ein, das mit der Untersuchung der Frage betraut wurde, auf welche Weise dem Verlangen der Bittsteller am besten entsprochen werden könnte. Dieses Komitee wurde für den Zeitraum von zwei Jahren ermächtigt, die Einführung von Vorlesungen und Kursen in einer beschränkten Anzahl volkreicher Centren zu versuchen und zur Beurtheilung der Arbeiten Examinatoren zu bestellen. Der Versuch gelang. Das Komitee wurde in Permanenz erklärt und mit der Vollmacht ausgestattet, überall dort, wo das erforderliche Kapital garantirt werden konnte und wo sich zu diesem Zwecke Lokal-Komitees bildeten, eine Reihe von Vorträgen festzusetzen und zu beaufsichtigen.

Mit der Einsetzung dieses Komitees oder Syndikats beginnt die eigentliche Geschichte der University Extensions-Bewegung.

Eine Hauptfrage bildete die Beschaffung des nöthigen Kapitals. Jedem Einsichtigen war es nämlich klar, daß diese Kurse, die sich über zwei bis drei Jahre erstrecken konnten, von den Abgesandten der Universität nicht unentgeltlich abgehalten werden würden. Die finanzielle Seite wird nun auf folgende Weise geregelt: Die Kosten eines zwölf Vorträge umfassenden Kurses belaufen sich auf etwa 60—70 Pfd. Sterling. Es bildet sich nun in jedem Orte, der solche Vorträge zu haben wünscht, ein Lokal-Komitee mit einem Garantiefond, welcher für diese Kosten aufzukommen hat. Man schreitet dann zum Verkauf der Eintrittsbillete, und falls der Erlös derselben die Kosten des Cyklus nicht deckt, muß das Lokal-Komitee das Deficit decken. Der finanzielle Erfolg hängt also zumeist von der Zahl der Hörer ab. Gewöhnlich kommt das Billet für einen Vortrag auf weniger als 1 Sh. zu stehen; doch werden in manchen Orten die Eintrittspreise auch bedeutend herabgesetzt. Uebrigens wählt man häufig noch ein anderes Mittel, um die Kosten hereinzubringen: man verlangt eine höhere Bezahlung von Jenen, welche die am Nachmittage abgehaltenen Vorträge besuchen — es sind dies meist Damen und Angehörige der besseren Stände — und deckt mit dem so erlangten Ueberschuß das Deficit, welches durch die niedrigere Eintrittsgebühr der Abendbesucher verursacht wird.

Im Herbst 1873 begannen die Kurse. Die drei Städte Nottingham, Derby und Leicester vereinigten sich, um auf gemeinsame Kosten eine Serie von Lehrkursen über drei Disciplinen: englische Litteratur, Physik und National-Oekonomie, zu organisiren. Diese Kurse wurden von drei Lehrern der Universität Cambridge abgehalten. Im Januar des nächsten Jahres folgte ein anderer Cyklus in der Grafschaft York und in einigen Städten des Westens über englische Geschichte und National-Oekonomie; bald folgten auch Liverpool, Sheffield, Leeds —

kurz, von allen Punkten des Landes trat man an die Universität um Ueberlassung einiger ihrer Lehrer heran.

Die „Studenten“ strömten scharenweise zu. Bald zeigte sich, daß im Volke selbst, weitverbreitet und tiefgewurzelt, selbst dort, wo man es am wenigsten vermuthete, nicht nur lebhafter Sinn für den Werth höherer Bildung bestand, sondern auch ein ernstliches Streben, jede Gelegenheit, welche zu derselben den Zutritt ermöglicht, zu benutzen; daß ein ernstes Interesse an Litteratur, Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaften einen neuen Zug im Lebensbilde der mittleren und niederen Klassen ausmachen werden, daß in nicht zu ferner Zeit Hunderte und vielleicht Tausende der ärmsten und geringsten Bürger neben der Arbeit ihres Lebens eine ebenso systematische und gründliche Erziehung erhalten werden, wie ihre glücklicheren Landsleute an den Universitäten von Oxford und Cambridge und zwar aus den Händen derselben Lehrer wie diese.

Daß diese Voraussicht nicht getäuscht wurde, werden wir bei Besprechung der Resultate der Bewegung sehen.

Anfangs war die ganze Bewegung nur von Cambridge ausgegangen. Im Jahre 1877 trat auch Oxford auf den Plan, das nun mit der Schwesteranstalt zu rivalisiren begann. Keine geringe Schwierigkeit aber bot hier die finanzielle Frage. Wie sollte man in einem nur von Arbeitern bewohnten Distrikte die nöthige Summe aufbringen, um durch mehrere Jahre die Kosten einer aus zwölf Vorträgen bestehenden Serie zu decken? Oxford führte Serien von sechs Vorträgen ein. Man war sich zwar der Gefahr dieses Wagnisses bewußt, aber der Mißerfolg trat nicht ein, und das Unternehmen erwies sich auch in dieser Form lebensfähig und gedieh immer weiter.

Im Jahre 1877 trat ferner ein Komitee von Vertretern der Universitäten London, Oxford und Cambridge in London zusammen, um die Bewegung auch auf den Boden der Hauptstadt

zu verpflanzen. Da es aber bekanntlich eine „lehrende" Universität in London nicht giebt, so war dies mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden.[21] Dessenungeachtet aber bildete sich in der Hauptstadt ein Verein: London Society for the Extension of University Teaching, der auch ein eigenes Journal[22] veröffentlicht; die anfangs bescheidenen Erfolge, welche die Metropole aufzuweisen hatte, wurden immer größer, und heute ist London bereits ein fruchtbarer Boden für diese Volksbildungsbestrebungen. Das Londoner Komitee hat sehr thätige Filial-Komitees in allen Vorstädten und von Arbeitern bewohnten Stadttheilen eingesetzt. Allerdings mußte es diesen Bevölkerungsschichten gewisse Konzessionen machen. Es führte nämlich im Jahre 1887 Serien von nur je drei Vorträgen ein, die es als „Volksthümliche Vorträge" bezeichnete und die als eine Art Vorbereitungskurse für ausgedehntere Serien dienen sollten. Nunmehr ist unter den drei Hochschulen eine Theilung der Arbeit eingetreten: das Londoner Komitee beschränkt sich naturgemäß auf das ungeheuere Gebiet der Hauptstadt mit den anliegenden Ortschaften; Oxford und Cambridge theilen sich in die Provinzstädte.

Einige Daten mögen einen Begriff von der Popularität des Unternehmens geben.

Im Jahre 1873, als die Bewegung anfing, sandte Cambridge seine Missionäre nach zehn verschiedenen Orten, die zusammen 3200 Studenten aufwiesen; im Jahre 1889—90 gab es bereits 85 von Cambridge abhängige Centren mit 125 Unterrichtskursen und 11.595 Studenten, von denen 2385 allwöchentlich ihre Aufgaben ablieferten und von denen 1732 am Schlusse des Kurses Prüfungen ablegten. Für Oxford gelten folgende Daten: Im Jahre 1889—90 gab es 109 Centren mit 148 Kursen, 17.904 Studenten, von denen 927 nach abgelegtem Examen Certifikate erhielten. In London gab es im selben Jahre 130 Kurse, 12923 Studenten, 1972 abgegebene Arbeiten und 1350

erlangte Prüfungs-Certifikate. Wenn man noch die 1040 Studenten hinzurechnet, die sich an den von der Victoria-University in Manchester eingerichteten Kursen betheiligten, so ergiebt sich für die Saison 1889—90 die Summe von 42.312 Studenten.

Unter den Disciplinen, die gelehrt wurden, kann man zwei Gruppen unterscheiden: eine naturwissenschaftliche und eine historisch-juridische. Doch giebt sich rücksichtlich der Wahl der Vortragsthemen eine große Mannigfaltigkeit kund. In Sheffield wurde vor einem nur aus Arbeitern bestehenden Auditorium ein Kurs über das Zeitalter des Perikles gelesen, in Oldham vor einem 600 Personen umfassenden Auditorium, das sich zumeist aus Spinnern und Baumwollarbeitern rekrutirte, ein solcher über die Geschichte von Florenz und in New-Castle vor Arbeitern der Kohlenwerke einer über die griechische Tragödie. Andere Themen waren: Ueber die englischen Maler; die Geschichte des modernen Europa; Geschichte Irlands; Erblichkeit und Entwickelung; die französische Revolution u. a.

Der von jedem Vortragenden seinen Zuhörern eingehändigte Leitfaden enthält auf der ersten Seite folgenden Vermerk: „Am Schlusse jeder Stunde wird der Lehrer eine Besprechung abhalten, während welcher er einzelne Partien ausführlicher behandeln wird. Er wird sich freuen, wenn bei dieser Gelegenheit die Schüler an ihn Fragen über schwierige Punkte seines Vortrages richten werden. Da das Anhören der Extension-Vorträge den Hörern auch die Wahl ihrer Lektüre erleichtern soll, so werden die Studenten gebeten, den Lecturer auch in dieser Richtung um seinen Rath anzugehen. Man giebt sich der Erwartung hin, daß die Studenten während der Dauer des ganzen Kursus anwesend sein und allwöchentlich schriftliche Aufgaben abliefern werden. Zum Schluß-Examen werden nur Jene zugelassen, die mindestens zwei Drittel der Vorträge angehört und eine

entsprechende Anzahl von wöchentlichen Aufgaben abgeliefert haben."[23]

Unter den Vortragenden kann man zwei Gruppen unterscheiden. Die Einen sind Männer von begründetem Ruf, hervorragende Professoren, die glänzende stabile Stellungen einnehmen könnten, die aber dieses interessante, abwechselungsreiche Wanderleben im Dienste der Volksbildung vorziehen. Die Anderen sind ganz junge Leute, die eben ihr Examen abgelegt haben und die sich bloß, um Lehrgeschick zu erwerben, oder auch aus reiner Hingebung diesen Beruf erwählt haben.

Die Thätigkeit eines solchen Lehrers ist eine sehr anstrengende; er spricht gewöhnlich an fünf Abenden und an drei bis vier Nachmittagen in der Woche. Jeder Kurs erfordert eine entsprechende Vorbereitung und außerdem hat er auch die schriftlichen Arbeiten zu korrigiren. Das geht so durch zwölf Wochen während des Winters und durch zwölf Wochen während des Frühlings. Außerdem sind auch noch die langen Reisen, die ein solcher Missionär oft zu machen hat, zu berücksichtigen.[24]

Im Jahre 1890 führte die Universität Cambridge eine Neuerung ein. Um der ganzen Bewegung ein officielles Gepräge zu geben, beschloß sie, jenen Centren, die einen zusammenhängenden systematischen Lehrkurs über naturwissenschaftliche und litterarhistorische Disciplinen, der sich über einen Zeitraum von vier Jahren erstreckt, einführen, das Recht zu ertheilen, sich als Tochterschule der Universität — Affiliated School — bezeichnen zu dürfen. Den Absolventen dieser Kurse aber wurden, falls sie am Schlusse ihr Examen ablegten, noch besondere Begünstigungen zu theil: sie wurden zur Universität selbst zugelassen und konnten sogar gewisse akademische Grade erlangen, wenn sie zwei Jahre an der Universität verblieben, statt drei Jahre, wie die anderen Hörer. Der Werth dieser Begünstigung liegt allerdings auf moralischer Seite; denn es werden wohl wenige der Extension-Studenten

ihren Beruf verlassen — obzwar dies auch vorgekommen ist —, um zwei Jahre das kostspielige Studentenleben in Oxford oder Cambridge mitzumachen; aber da diese Entscheidung von der altehrwürdigen, an ihren Traditionen so starr hängenden University of Cambridge erflossen ist, so hatte man darin eine vollwichtige Anerkennung der Bestrebungen des Extension-Movement seitens der ältesten Hochschule des Landes zu erblicken, die so von ihrem hohen Piedestal zum Volke selbst herabstieg. Die Universitäts-Carrière war nun Jedermann erschlossen.

Auch Oxford blieb mit Neu-Einrichtungen hinter der Schwesteranstalt nicht zurück. Es veranstaltete Sommer-Kurse, die in Oxford selbst abgehalten wurden.

Seit drei Jahren vereinigt nämlich Oxford alljährlich während der Sommerferien etwa 1000 Extension-Studenten in seinen Mauern. Landwirthe, Lehrer, Handwerker, Bergarbeiter kommen auf zwei Wochen in die Stadt, um in den geheiligten Hallen der Colleges andächtig den Vorträgen der Lehrer zu lauschen. Man hält für sie Kurse über allgemein wichtige Fragen ab, zeigt ihnen die Schätze, Sammlungen und die Bibliothek der Schule. Hoch befriedigt von dem Geschauten und Erlebten, kehren die Wackeren heim. Viele von ihnen sind einfache Arbeiter, die ihre Werkstatt verließen, um mit Hülfe eines erlangten Stipendiums die Reise und die Kosten des Aufenthaltes in der Universitätsstadt zu decken.[25] Auch Cambridge lädt alljährlich Extension-Studenten zu Gaste; nicht so viele wie Oxford, sondern nur wenig Auserlesene, die im Lehrkurse das Schlußexamen abgelegt und sich durch besonderen Fleiß hervorgethan haben. Man läßt sie in den Laboratorien arbeiten, sich in die Bücherschätze der Bibliotheken vergraben, die während der Sommerferien nur für diese Besucher offen sind.[26]

Das wären im allgemeinen die Grundzüge der Organisation der Extensionbewegung. Sehen wir nun zu, wie dieselbe

funktionirt. Um dies darzulegen, sei zunächst ein Arbeiterdistrikt gewählt, und zwar als besonders bezeichnend jener von Northumberland mit seinen großartigen Kohlenwerken.

Der Beginn der Bewegung daselbst geht auf das Jahr 1879 zurück. Im Herbste dieses Jahres wurden in vier Orten dieses Distriktes Kurse über Nationalökonomie organisirt. Ein gemischtes Auditorium, in dessen Mitte man auch Arbeiter aus den Kohlenwerken sah, fand sich ein. Am Schlusse der Kurse wurde ein Examen abgehalten. In einem Orte errang den ersten Preis und besten Erfolg ein einfacher Kohlenarbeiter, den zweiten die Tochter eines reichen Industriellen, eines Kohlenwerkbesitzers und Parlamentsmitgliedes. Alsbald veranstalteten die Bergarbeiter mit ihrem „Laureatus" an der Spitze feierliche Umzüge im ganzen Kohlendistrikte, um die Genossen zur Aufbringung von Mitteln behufs Abhaltung neuer Kurse zu veranlassen. Meetings wurden abgehalten, ein Komitee wurde gebildet. Schon im folgenden Frühjahre hatten wieder fünf Orte des Distriktes ihre Kurse, die von mehr als 1300 Kohlenarbeitern besucht wurden. Eine Karte für den zwölf Vorträge umfassenden Kursus kostete 1 Shilling. Was zu den Kosten noch fehlte, wurde von den Bergwerksbesitzern selbst, von den Gewerkvereinen und von Privaten beigesteuert. Die so wirksame Bewegung dauerte nun Jahre hindurch, bis 1887 der große Ausstand ausbrach. Die Gegenstände, über die sich die Kurse in der letzten Zeit erstreckten, waren: Nationalökonomie, englische Geschichte, Geologie, Chemie, Physiologie, physikalische Geographie und englische Litteratur. Die Resultate waren überraschende.

Der Ernst und Eifer, den diese Arbeiter an den Tag legten, war in der That bewunderungswürdig. Glaubwürdige Zeugen erzählen wahre Wunderdinge über die präcise, klare Ausdrucksweise, die sich diese Leute angewöhnt haben, sowie über die erstaunliche Fülle von Gelehrsamkeit. Ein Beispiel für viele:

Ein Lehrer trat nach beendetem Vortrage mitten unter die Gruppe der Arbeiter. Man sprach von der Geschichte der induktiven Wissenschaften von Whewell. „Ah! das ist ein Buch," sagte einer der Arbeiter, „das ich schon lange zu besitzen wünsche. Stuart Mill greift die Hypothesen des Autors theilweise an; allein, soweit ich es beurtheilen kann, hat Mill Unrecht." Einer der Vortragenden erzählt,[27] daß an manchen Orten sich ein Auditorium von über 800 Personen einfinde, durchwegs aus Arbeitern bestehend. Allwöchentlich werden ihm 40—50 Aufgaben abgegeben; die Orthographie derselben, fügt er hinzu, ist zwar nicht ganz korrekt, aber die Aufsätze sind voll neuer Gedanken und Gesichtspunkte.

Als ein anderes Beispiel wird ferner ein Ort angeführt, der nicht durchwegs eine Arbeiterbevölkerung enthält: die Stadt Buckingham mit etwa 4000 Einwohnern. Im Jahre 1888 wurde bei einer Versammlung der Debating Society der Gedanke angeregt, in der Stadt ein Extension-Centrum zu organisiren. Die Idee fand wenig Anklang; man sagte, daß die Stadt zu klein sei. Ein Jahr später tauchte die Idee wieder auf. Eine große Versammlung wurde in das Rathhaus einberufen; es bildete sich ein Komitee mit dem Bürgermeister an der Spitze, Aufrufe wurden erlassen, und schon im folgenden Jahre konnte man sich an Oxford um einen Lehrer wenden, der sechs Vorträge über ein historisches Thema abhielt. Jeder Vortrag kam auf 6 Pfund Sterling zu stehen; man mußte demnach für die ganze Serie 36 Pfund Sterling garantiren. Mehrere Einwohner der Stadt verpflichteten sich, das Deficit zu decken, falls ein solches sich ergeben würde. Es wurden nun die Billete für die Vorträge in Verkauf gebracht, und zwar zum Preise von 5 Shilling für alle sechs Abende. Großmüthige Personen kauften mehrere solcher Billete, die sie an Interessirte zu billigeren Preisen abgaben.

An manchen Orten ging die Begeisterung sogar so weit, daß man permanente Institutionen schaffen wollte in der Form von höheren Unterrichtsanstalten. In der That ist dies an einzelnen Orten auch geschehen, so z. B. in Nottingham, Sheffield und Newcastle, wo die Lokalkomitees solche Anstalten ins Leben riefen.[28]

Die ganze Bewegung hat namentlich in Arbeiterkreisen einen Enthusiasmus erweckt, der wohl seinesgleichen suchen muß. In mehr als einem Bezirke haben die Trade-Unions, die Gewerkvereine und alle Arbeitervereine an Subskriptionen theilgenommen, um die für Organisation eines oder mehrerer Kurse nöthigen Fonds zu stande zu bringen.[29] In einzelnen Fällen hat sich das Gefühl der Solidarität unter den Arbeitern in wahrhaft rührender Weise gezeigt. Die einzelnen „Studenten" helfen sich gegenseitig aus; sie setzen sich nach harter Tagesarbeit zusammen, um sich gemeinsam für das Examen vorzubereiten. Zu diesem Zwecke haben sich in einigen Orten wirkliche „Studenten-Vereine" gebildet, deren Mitglieder allwöchentlich zu gegenseitiger Unterrichtsertheilung sich versammeln; es giebt sogar ganze Dörfer, in denen die lernbegierige Bevölkerung, zu arm, um den für Abhaltung eines Kurses nöthigen Betrag zusammen zu bringen, sich zusammenthut, um in gemeinsamer Weise sich über die in dem benachbarten Centrum abgehaltenen Kurse zu informiren und zu belehren. Auch hier genüge ein Beispiel für viele.

Der kleine Ort Backworth ist ein Kohlendorf. Vierzig Kohlenarbeiter gehen zusammen und wählen unter sich einen Führer. Sie versammeln sich anfangs in einer Taverne, in einem Saale, in dem man plaudert, Billard spielt und Zeitungen liest. Trotz des besten Willens können sie hier ihren Vorsatz nicht ausführen. Einige Zeit später nehmen sie ihre Pläne wieder auf, nachdem sie einen ruhigen Saal gemiethet haben.

Sie lesen sich zunächst ihre über die verschiedensten Themen angefertigten Aufsätze vor; dann beschließen sie, irgend ein Thema gründlich zu studiren. Sie wählen hierzu die Geodäsie und schreiben an Professor Stuart, er möge ihnen einen Lehrplan und einige Autoren über diesen Gegenstand angeben. Sobald sie die Bücher haben, lesen sie dieselben, machen Aufnahmen auf dem Terrain, arbeiten zu Hause und bringen dann in die Wochenversammlung die Resultate ihrer Studien mit. Nach sechsmonatlicher Arbeit bitten sie Mr. Stuart, er möge sie prüfen; dies geschieht, und die Erfolge sind sehr befriedigend.

Einige Zeit später hält ein Abgesandter der Universität Cambridge in dem benachbarten Newcastle Vorträge über die antike Komödie ab. Der Studenten-Verein von Backworth beginnt den Leitfaden des Vortragenden, den er in 25 Exemplaren an den Vorstand gesandt hat, emsig zu studiren. Aber so eifrig sie auch bei der Arbeit sind, so macht ihnen doch das Studium manche Schwierigkeiten. Sie merken, daß sie hierfür keine genügende Vorbildung haben, aber doch geben sieben unter ihnen an Mr. Moulton, den Abgesandten von Cambridge, Arbeiten am Ende der Saison ab. Im folgenden Jahre begiebt sich Mr. Moulton, der in einem nahen Orte über englische Litteratur gelesen hatte, nach Backworth und hält dort vor dem Verein einige Vorträge ab. Angeregt hierdurch, behandeln nun die Mitglieder ganz selbständig das Thema: „Shakespeare als dramatischer Dichter.“ In ihren Wochenversammlungen lesen sie die Stücke des Dichters.

Nach einigen Monaten warf man sich auf die Naturwissenschaften. Man studirte Botanik und lieh sich von einem benachbarten reicheren Vereine Mikroskope, sowie Lehrbücher und Behelfe aller Art aus. Im folgenden Jahre hielt ein Lehrer von Cambridge in einem benachbarten Orte einen Lehrkurs über Chemie ab; auch davon wollte man Nutzen ziehen.

Zwei Bergleute opferten sich zu diesem Zwecke. An jedem Vortragsabende gingen sie nach beendeter Tagesarbeit etwa acht km weit in die benachbarte Stadt, um daselbst den Vorträgen anzuwohnen; in der Nacht kamen sie wieder nach Hause zurück. Am nächsten Abend wiederholten sie zu Hause vor den versammelten Kameraden so gut es ging und an der Hand des vom Lecturer vertheilten Leitfadens den ganzen Vortrag. So kamen auch die Bergarbeiter von Backworth in den Besitz von Kenntnissen, die den Bewohnern der benachbarten Stadt zugedacht waren, und zwar so gut, daß sie am Schlusse der Kurse den Vortragenden baten, sie zu prüfen. Er that dies und erklärte in seinem Berichte, daß sie seinen Anforderungen so gut entsprochen hätten, wie die Hörer der Universität selbst.

Im Jahre 1883 hatte das Wirken des Extension-Komitee in Northumberland eine schwere Krise durchzumachen. Die Summen, welche die lernbegierigen Bergarbeiter von ihrem Lohne weggeben konnten, genügten nicht mehr, um die Kosten der Vorträge zu decken. Sie mußten andere Hülfsquellen aufsuchen. Sie wandten sich an ihre Trade-Unions und baten diese, einen Theil ihrer Fonds zur Subventionirung der Unterrichtskurse zu verwenden. Als sich die Trade-Unions diesem Ansinnen als einem statutenwidrigen widersetzten, verlangten die Mitglieder des Extensions-Komitee eine Statutenänderung. Zu diesem Behufe wurde von den Arbeiter-Studenten an ihre Kameraden ein Appell gerichtet, der in folgenden Schlußsätzen ausklang: „Wollt ihr uns helfen, den Abgrund auszufüllen, der zwischen den einzelnen Gesellschaftsklassen gähnt? Wollt ihr uns helfen, von uns die Anklage der Unwissenheit abzuwälzen, die man so oft gegen die arbeitende Klasse erhebt? . . . Soll das Studium der Werke unserer großen Dichter, Maler und Bildhauer bloß das Monopol Jener bleiben, die reich genug sind, sich eine bessere Erziehung zu bezahlen? Wir haben eine

große Schlacht zu schlagen: die gegen die dunklen Mächte der Unwissenheit!" Eine solche freimüthige Sprache bedarf wohl keines Kommentars.

Das sind Beweise dessen, was die Gesamtheit vermag. Aber auch Beispiele davon, was Einzelne leisteten, ließen sich in großer Zahl anführen. So sagte ein Tischler in einer Versammlung: „Vor sechs Jahren wohnte ich zum erstenmal in diesem Saale den Extension-Vorträgen bei, und seither habe ich bei keinem derselben gefehlt. Ich kann es gar nicht ausdrücken, was ich denselben verdanke. Sie haben eine förmliche Umwälzung in meinem Innern bewirkt; sie haben meinen Horizont erweitert und meine Urtheilskraft geschärft." Neben diesen öffentlich vorgebrachten Zeugnissen aber giebt es eine Unzahl solcher, die einen mehr privaten Charakter haben und die in Form von Briefen von den dankbaren Hörern direkt an den Vortragenden gerichtet sind.

Einer dieser Briefe, den ein junger Arbeiter in einer Baumwollspinnerei in Oldham an den Sekretär des Extension-Komitee zu Oxford schrieb, lautet: „Ich beehre mich, Ihnen mitzutheilen, daß ich den Preis, den Sie mir zugesprochen haben, richtig empfangen habe. Ich hatte schon lange gewünscht, dieses Buch zu besitzen. Ich kann Ihnen meine Dankbarkeit gar nicht ausdrücken. Vielleicht wird es Sie interessiren zu erfahren, daß ich, wenn ich vor Jahresfrist an das Studium der Geschichte Irlands gedacht hätte, bei diesem verwunderlichen Gedanken wahrscheinlich zu lachen begonnen hätte, wie einer, der eine thörichte Idee gefaßt hat. Denn ich gestehe es offen: ich hatte eine grenzenlose Abneigung gegen alles, was Studium heißt, und nur ein glücklicher Zufall, meine Anwesenheit bei einem Extension-Vortrage, hat mich von derselben geheilt. Nun lasse ich keinen der Vorträge aus. Von Anfang an bis diese Woche habe ich fast täglich auch die Freibibliothek von Oldham

besucht. Dem Studium daselbst weihte ich meine freien Samstag-Nachmittage und jeden Abend von 8—½10 Uhr. Dreimal ging ich zu Fuß nach Manchester, um in der dortigen Bibliothek verschiedene Bücher nachzusuchen, die man in Oldham nicht hatte. Ich bedaure diesen Weg nicht, obgleich ich nach harter Tagesarbeit in der Fabrik müde und abgespannt war. Ich hätte niemals früher gedacht, daß ich das Wissen so lieb gewinnen könnte; aber: labor omnia vincit! Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich das Buch schätze, das Sie mir gesandt haben!" . . . Und überall im Lande dieselbe Begeisterung, im Süden wie im Norden, und dieselbe Erkenntlichkeit und Dankbarkeit Jener, die an den Vorträgen theilnahmen, trotz der physischen Schwierigkeiten, die sich ihrem Fleiße und Willenseifer entgegenstellten; plaidirte doch im Jahre 1881 ein Arbeiter dafür, daß ein längerer Zeitraum zur Ausarbeitung der Prüfungsarbeiten gewährt werden möge, da seine Finger nach einer geraumen Zeit des Schreibens so kramphaft würden, daß er sie kaum mehr bewegen könne.

Ein Arbeiter aus Hampshire schrieb bei Uebersendung seiner Wochen-Komposition an den Lecturer von Cambridge, der einen Kurs über Astronomie abgehalten hatte, folgendes: „Ich weiß wohl, daß meine Arbeit schlecht ist und daß ich Ihnen deshalb eine Aufklärung schulde. Ich bin ein einfacher Arbeiter. Erst im Alter von 30 Jahren habe ich lesen gelernt, und ich sehe recht gut ein, daß ich einen großen Fehler begangen habe, indem ich versuchte, mich selbst zu unterrichten, ohne je die Elemente eines Unterrichts genossen zu haben, denn eines der ersten Bücher, das ich las, war ein Werk von Sir John Herschel. Sie werden es ohne Zweifel absurd finden, daß ein Mann, der wie ich niemals die Elemente dieser Wissenschaft gelernt hat, sich an das Studium der Astronomie wagt. Ich gebe es zu, aber ich hoffe, daß Sie mir deshalb nicht weniger Ihre

Sympathie zuwenden. Verzeihen Sie also die Unvollkommenheit meiner Arbeit"...

Im Frühjahr 1891 befand sich in Oxford ein junger Handwerker, der bei einem Tischler beschäftigt war. Durch einen Vortragenden, den er in einem Provinzstädtchen gehört hatte, war er zum Studium angeregt worden. Er wollte nun um jeden Preis Griechisch lernen und ließ keine freie Stunde vorübergehen, ohne sich diesem seinem Lieblings-Studium zu widmen. Um dies besser thun zu können, kam er aus seiner Heimath nach Oxford, an die Quelle des Wissens. Während des Tages ging er seinem Berufe in seiner Werkstätte nach; am Morgen stand er zeitig auf, um zu studiren. Ein junger Lehrer aus einem der Colleges unterwies ihn; sein Erhrgeiz ging dahin, Geistlicher zu werden.

Noch eine ergreifende Episode sei aus der überreichen Zahl solcher wahrhaft rührender Fälle hervorgehoben. Woche für Woche sah man die erste Bank eines Saales in einer Stadt bei den Vorträgen von einigen blinden Knaben, Insassen des dortigen Blindeninstituts, besetzt. Einer von ihnen war bei dem ersten Vortrage anwesend gewesen; er hatte seinen Kameraden zu Hause dann eine so glänzende Schilderung von dem Gehörten entworfen, daß sie alle anwesend zu sein wünschten. Aber sie besaßen nicht das nöthige Geld, um Eintrittsbillete zu kaufen. Nur widerstrebend mußten sie ihren Plan aufgeben. Das kam durch Zufall dem Vorstande eines Arbeitervereines zu Ohren. Er veranstaltete unter seinen Genossen eine Sammlung, deren Ertrag den armen Blinden den Besuch der Vorträge ermöglichte.

Die arbeitenden Klassen sind es nicht allein, die aus den Extension-Vorträgen Nutzen ziehen. Groß ist auch die Zahl der Orte, wo die Söhne der Gentlemen und die Töchter aus den Bürgerkreisen auf denselben Bänken mit Lehrlingen, Handwerkern und Ladenbesitzern sitzen und mit ihnen um die Palme des

Fleißes ringen. An vielen Orten wohnen auch Lehrer der Volksschulen den Extension-Vorträgen bei, um ihr Wissen aufzufrischen und zu vervollkommnen. Darin liegt wohl ein großer Vortheil für die Schulkinder selbst, auf die indirekt durch Vermittlung der Lehrer die Vorträge wohlthätig einwirken.

Die Universitäten haben aber andererseits durch die Förderung der Bewegung sich selbst einen großen Dienst erwiesen. Die Pflegestätten der universellen Bildung waren nahe daran, im Formelwesen und Dilettantismus zu erschlaffen. Da zog wie ein erfrischender Morgenhauch die Extension-Bewegung ins Land; sie verschaffte den Hochburgen des Wissens, die vorher nur für wenig Auserwählte bestimmt waren, den innigen Kontakt mit dem Volke, den man bereits ganz verloren hatte. Die Gefahr lag nahe, daß die Universitäten verflachen und schließlich gar nur ein Scheinleben führen würden; da begann das Extension-Movement, und wohl nicht mit Unrecht konnte einer der Förderer des Unternehmens nach zehnjährigem Bemühen sagen: „Die Extension-Bewegung hat die Universitäten gerettet!“ Es wurde in der That eine gewisse Wechselbeziehung zwischen Volk und Universität durch die ganze Bewegung geschaffen. Dadurch ist auch die Apathie und die mitunter sogar feindselige Stimmung der breiten Massen des Volkes den Universitäten gegenüber geschwunden.

Und die Universitäten selbst kehrten zu ihrer wahren, eigentlichen Aufgabe zurück. Man hatte anfangs aus den Programmen der Extension-Kurse das Studium der klassischen Sprachen und Litteratur streichen müssen, weil man Niemanden fand, der diese Materie dem Volke mundgerecht, anziehend und verständlich vermittelt hätte, denn die Universitäten betrieben dieses Studium nur mehr vom Standpunkte der Philologie; die Fackel der Begeisterung war erloschen. Aber das Volk zündete sie wieder an; es verlangte Kurse über die klassische Litteratur, und da man diese in verständlicher Weise geben mußte, so wurde auch die

Methode in Oxford und Cambridge entsprechend geändert: statt der Discussion grammatischer Subtilitäten drang man in den Geist der Sprachen ein. Ebenso ging es mit der National-Litteratur; es wurden Volksausgaben der englischen Klassiker veranstaltet, und überall hin sandte man Lehrer, um sie zu erklären und zu erläutern.

Das wäre nun in großen Umrissen das Bild jener Bewegung, wie sie sich jenseits des Kanals, aus kleinen Anfängen emporstrebend, im Laufe der letzten zwanzig Jahre entwickelt hat. Und dabei darf Eins nicht übersehen werden. Der Staat trägt zu dieser Bewegung gar nichts bei.[30] Das überrascht wohl nicht in England, dem klassischen Lande der Selbsthülfe, wo ja auch auf dem Gebiete der Schule, wie wir dies erörtert haben, noch bis vor wenigen Jahren der Grundsatz galt, daß der Staat sich in die Angelegenheit der Erziehung des Volkes nicht zu mengen habe. Aus vollständig privater Initiative bilden sich die Lokal-Komitees, die sich mit den Universitäten ins Einvernehmen setzen, welche ihrerseits dann ihre Lehrer gegen entsprechende Honorirung aussenden, um ein Werk des Friedens und der Versöhnung zwischen den einzelnen Ständen und Gesellschaftsklassen anzubahnen, das in der Geschichte aller Zeiten und Völker einzig dasteht, um das Gefühl der Solidarität unter dem sieghaften Banner der Wissenschaft und Lehre zwischen allen Jenen wachzurufen, die sich um dieses Banner scharen.

Die ganze Bewegung ist der Ausdruck unseres demokratischen Zeitalters, dessen Wünschen und Bedürfnissen sie entgegenkommt und in dessen Diensten sie steht. Sie hat vorläufig erst in England, Schottland und der amerikanischen Union Verbreitung gefunden. In Irland ist sie erst im Entstehen begriffen; dort hat sich erst vor drei Jahren eine Gesellschaft zur Förderung der Bestrebungen des Extension-Movement gebildet, die jedoch rüstig an der Arbeit ist.[31] Aber wenn nicht alle Anzeichen

trügen, so bereitet sich dermalen auch in Frankreich eine Bewegung vor, die der Einführung des Extension-Systems das Wort redet.[32] Dasselbe scheint auch in Belgien der Fall zu sein, aus welchem Lande diesbezügliche Nachrichten aus allerjüngster Zeit vorliegen.[33] In Oesterreich stehen wir noch im Anfangsstadium der Entwickelung aller auf Volksbildung abzielenden Bestrebungen, zumal unseren Bemühungen nicht jene Faktoren unterstützend zur Seite stehen, die der Sache der Volksbildung in England zum Siege verholfen haben;[34] aber hoffen wir, daß mit der Zeit die Opferwilligkeit unserer Bevölkerung jene Ausdehnung und ersprießliche Wirksamkeit unserer Unterrichtskurse möglich machen wird, wie dies jenseits des Kanals der Fall ist, wo man versucht, die Wucht des socialen Kampfes durch die Erweiterung der Volksbildung zu mildern, wo eine ideale Gemeinschaft herrscht, die alle Kreise der Gesellschaft in gleicher Weise umschließt, wenn es gilt, ein edles, gemeinnütziges Werk zu vollbringen.[35]

Anmerkungen.*

[1] C. Hippeau: L'instruction publique en Angleterre, Paris 1872, S. 23.

[2] Die älteste, auch jetzt noch hervorragende Grammar-School stammt

---

* Mit den Vorarbeiten zu einer „Geschichte des englischen Volksschulwesens im 19. Jahrhundert" beschäftigt, die auf den vorhandenen englischen Quellenschriften fußend, vornehmlich das Verhältniß zwischen Staat und Kirche berücksichtigen soll, habe ich mit einer vorläufigen kurzen Darlegung des gegenwärtigen Standes der englischen Bildungsbestrebungen einem deutschen Leserkreise um so eher entgegen zu kommen geglaubt, als es an diesbezüglichen Werken in deutscher Sprache aus neuerer Zeit, fast gänzlich mangelt; dieser Mangel macht sich bei den Wechselbeziehungen, die auf socialem und indellektuellem Gebiete zwischen beiden Ländern herrschen, oft unangenehm fühlbar. Daß in vorliegender Schrift der Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung ganz besonders gedacht wird, hat in der Originalität und den in der That staunenswerthen Erfolgen dieses Unternehmens seinen Grund.

aus jener Zeit; es ist die von Carlisle. Die gegenwärtige Stiftung rührt von William Rufus aus dem Ende des 11. Jahrh. her. Vgl. Francis Adams: History of the Elementary School contest in England, London 1882. S. 7.

[3] Ein anderer Mann mit solchen Gesinnungen war der Archidiakon Paley, der ebenfalls für einen allgemeinen Unterricht eintrat. Er sagte: To send an uneducated child into the world, is injurious to the rest of mankind; it is little better than to turn out a mad dog or a wild beast into the streets. Vgl. H. Schaible: The State and the Education, London 1884. S. 52 ff.

[4] Raikes sammelte anfangs in seiner Vaterstadt die jungen Leute an Sonntagen in der Kirche um sich, wo sie von Lehrern unterrichtet wurden. Bald nachher wurde die Society for the Support and Encouragement of Sunday Schools gegründet, und überall im Lande wurden eigene Schulen errichtet. Sie bilden auch heute noch „die breite Grundlage des Volksunterrichts"; durch sie wurde auf die verwahrlosten Volksklassen zum ersten Male ein religiös-sittlicher Einfluß ausgeübt. Vgl. E. Wagner: Das Volksschulwesen in England. Stuttgart, 1864, S. 3 ff.

[5] Andrew Bell war der Sohn eines Haarkräuslers in St. Andrews. Er ging als Lehrer der Physik nach Madras, wo er die Stelle eines Vorstehers in einem Waisenhause bekam. Hier kam er auf den Gedanken, das Monitorensystem einzuführen. Dann kehrte er nach England zurück und gründete daselbst eine Schule nach seinem System. Vgl. A. Voigt: Mittheilungen über englische Schulen. Berlin 1852, S. 26 ff.

[6] Als Lancaster den Vorschlag machte, durch freiwillige Beiträge Schulen zu gründen, in denen der religiöse Unterricht sich nur auf die Lektüre beschränken sollte, wurde er als „godless" verdammt. Vgl. Hippeau a. a. O. S. 86.

[7] Durch die Factory and Workshop Acts wurde eigentlich zum ersten Male eine Art Schulzwang in England eingeführt. Die Tendenz des Gesetzes ging dahin, daß kein Kind vor einem bestimmten Alter zu einer Fabriks- oder Bergwerksarbeit zugelassen werden durfte. Vgl. Schaible, a. a. O. S. 53.

[8] Näheres über die ganze Fabriks-Gesetzgebung u. a. bei Adams, a. a. O. S. 3 ff. und Alfred: History of the Factory Movement. London 1857.

[9] Im Jahre 1803 wollte man sich durch eine Enquête überzeugen, inwieweit der Klerus seiner Aufgabe, die Jugend zu unterrichten, nachgekommen war. Man fand, daß von 2200000 schulpflichtigen Kindern nur 900000 die Schule besuchten. Und doch konnten nicht gleich bedeutende Reformen eintreten, weil solche eben der Klerus unmöglich machte.

[10] Als Zweck der Subventionen bezeichnete das Gesetz, den Schulunterricht derjenigen Kinder zu fördern, deren Eltern sich durch Handarbeit kümmerlich ernähren. Vgl. Wagner, a. a. O. S. 53.

[11] Die Zustände in England um 1833 vergleicht Hippeau sehr richtig mit jenen, welche um dieselbe Zeit auch in Frankreich herrschten. Napoleon I. gründete eine Universität, aber er überließ die Sorge für die Volkserziehung den Eltern. Im Jahre 1833 wurde über Guizots Antrag eine Enquête einberufen, welche traurige Resultate zu Tage förderte. Von dieser Zeit an datiren auch in Frankreich die Versuche nach einer Reform des Volksschulwesens. Vgl. V. Lorain: Tableau de l'instruction primaire en France, Paris 1875, und Hippeau a. a. O.

[12] Unter den Gesellschaften sind hervorzuheben: Central Society of Education (gegr. 1837); Home and Colonial Infant School Society (gegr. 1836); London Diocesan Board of Education (gegr. 1839); Church of England Sunday School Institute (gegr. 1843) mit ungefähr 500 Schulen u. a. m. Vgl. Schaible, a. a. O. S. 43 ff.

[13] Wie sollte der Religionsunterricht in einer solchen Anstalt eingerichtet sein? fragte man sich, als man von dem Vorhaben der Behörden Kenntniß erlangte. Es sollte zwischen einem allgemeinen und besonderen Religionsunterrichte unterschieden werden. Allein im Parlamente wurden diese Bestimmungen heftig angegiffen, und schließlich mußte am 3. Juli 1839 der ganze Plan der Errichtung eines staatlichen Seminars zurückgezogen werden. Vgl. Wagner, a. a. O. S. 87.

[14] Bevor nämlich der junge Mann in das Training-College kommt, muß er durchschnittlich 4 Jahre an einer Volksschule als pupil-teacher, als Schüler-Lehrer, wirken; er steht hier unter Aufsicht des Oberlehrers, der ihm auch außer der Schulzeit mindestens 5 Stunden wöchentlich Unterricht ertheilen muß.

[15] Wie es in einem Briefe vom 24. April 1856 an den Herausgeber der Times heißt, wurde die Subvention seitens der Dissenter zurückgewiesen „because it is one of their religious doctrines, that it is wrong to receive either Government money or Government control in religious teaching." Vgl. Voigt, a. a. O. S. 389 ff.

[16] Für jeden Schüler, der während des ganzen Schuljahres, d. h. während mindestens 400 Stunden dem Unterricht angewohnt hatte, wurden 4 Sh. jährlich als staatliche Subvention bewilligt. Der Schulinspektor hatte demnach in jeder Schule nur die betreffenden Daten zu sammeln, und der Lehrer mußte trachten, dem Inspektor bei seinem Besuche eine möglichst große Zahl anwesender Schüler vorzuführen.

[17] Die von William Forster dem Unterhause am 17. Februar 1870 vorgelegte und im April desselben Jahres zum Gesetze erhobene Bill sollte

beide Parteien befriedigen: jene, welche eine möglichst große Zahl von Schulen, sowie jene, welche die religiöse Grundlage aller Erziehung nicht verrückt zu sehen wünschte. Den School-Boards steht es auch zu, zu bestimmen, welcher Art der fakultative Religionsunterricht in den ihnen unterstehenden Schulen sein soll. Es ist bezeichnend, die Stellung der einzelnen kirchlichen Parteien zu diesem Gesetze kennen zu lernen. Als Wortführer der Katholiken kann der Kardinal Manning angesehen werden. In einer Reihe von Aufsätzen hat der Kirchenfürst seine Ansichten in dieser Frage niedergelegt. Vgl. Henry Edward, Cardinal Archbishop of Westminster: National Education. London. 1889. S. 15 ff.

[18] Diese Bestimmungen sind folgende: Der Religionsunterricht darf nur zu Beginn oder zum Schlusse der Unterrichtszeit ertheilt werden, so daß ein ununterbrochener Zeitraum von mindestens zwei Stunden für die Unterweisung in weltlichen Disciplinen frei bleibt. Den Eltern steht es frei, ihre Kinder an dem nicht obligatorischen Religionsunterrichte theilnehmen zu lassen oder nicht, falls sie denselben mit ihrer Anschauung nicht vereinbar finden; im übrigen aber darf in den Board Schools kein konfessioneller Katechismus-Unterricht ertheilt werden. Es wird vielmehr dem Ermessen der einzelnen Schulämter anheimgestellt, in ihren Schulen einen den Bekennern jedes Glaubens angepaßten interkonfessionellen religiösen Unterricht ertheilen zu lassen, oder aber diese Disciplin aus dem Lehrplan ganz zu eliminiren.

[19] Das Committee of the Privy Council on Education veröffentlicht alljährlich in seinen Minutes and Reports of the Committee of the Council on Education für Parlament und Publikum Rechenschaftsberichte, aus denen der Stand des Schulwesens im ganzen Lande ersehen werden kann.

[20] Eine solche Annäherung lag schon im Plane der Stifter der alten Universitäten. Schon im Jahre 1341 hatte der Gründer eines der Colleges in Cambridge in der Stiftungsurkunde verfügt, daß die dort zu Tage geförderte Wissenschaft Gemeingut Aller werden sollte ..... ut pretiosa scientiae margarita ab eis studio et doctrina in dicta universitate inventa et etiam acquisita non sub modio lateat sed ulterius divulgetur lucemque praebeat divulgata iis qui ambulant in semitis ignorantiae tenebrosis. Vgl. R. D. Roberts, Eighteen Years of University Extension. Cambridge 1892, S. 10 ff.

[21] Die bestehende Körperschaft, welche den Namen The University of London führt, beschäftigt sich nur damit, die Prüfungen solcher Kandidaten abzuhalten, die irgend einen akademischen Grad erlangen wollen. Dabei geht sie in der liberalsten Weise vor. Seit kurzem aber sind Berathungen im Zuge, die eine Reorganisation der Londoner Hochschule nach dem Muster der Universitäten von Oxford und Cambridge bezwecken.

[22] Die Zeitung führt den Titel: The University Extension Journal; sie erscheint monatlich einmal bei A. P. Watt, 2, Paternoster Square, London, und enthält nebst allen officiellen Bekanntmachungen des Vereines Aufsätze aus dem Gebiete der Volkserziehung, Ankündigungen neuer Bücher u. s. w. Der Preis einer hübsch ausgestatteten Nummer beträgt 2 d.

[23] Vor uns liegt ein „Syllabus of a Course of Lectures on Political Economy“ betiteltes Büchlein, welches in gedrängter Uebersicht in musterhafter Weise den ganzen Stoff zusammenfaßt, der für zwölf Vorträge berechnet ist. Am Schlusse des Syllabus finden sich die wöchentlichen Fragen, die nach den Vorträgen an die Zuhörer zur häuslichen Bearbeitung gestellt werden. Für jede in den Kreis der Extension-Vorträge gezogene Disciplin giebt es solche handliche Büchlein.

[24] Es muß bemerkt werden, daß die Eisenbahn-Verwaltungen den Missionären der Volksbildung auf ihren Reisen bedeutende Preisermäßigungen gewähren; ebenso jenen Personen, die sich nach irgend einem Vortrags-Centrum begeben und sich entsprechend ausweisen können.

[25] Im Vorjahre betheiligte sich auch Miß Gladstone, die Tochter des Premier, an diesem Werke, indem sie namens ihres Vaters ein Stipendium von 20 Pfund Sterling für einen Kohlenarbeiter stiftete.

[26] Die Idee, die diesen Ferienkursen zu Grunde liegt, besteht darin, den Hörern Gelegenheit zu bieten, das im Winter theoretisch Erlernte im Sommer auch praktisch zu üben. Vgl. Max Leclerc, Le rôle social des Universités, Paris 1892. S. 23 ff.

[27] Roberts führt in seinem lesenswerthen Buche eine Reihe von ähnlichen Beispielen an. Vgl. auch H. J. Mackinder und Michael E. Sadler: University Extension: has it a future? London und Oxford, 1890.

[28] In Nottingham geschah dies infolge der großmüthigen Schenkung eines Privatmannes, der durch eine Spende von 10.000 Pfund Sterling die Gründung eines University-College ermöglichte. Für Sheffield wurden für denselben Zweck 20.000 Pfund Sterling gespendet.

[29] Roberts erzählt, daß in Sheffield die Scherenschleifergenossenschaft den Beschluß faßte, Billete für die Vorträge aus der National-Oekonomie für alle ihrer Zunft angehörigen jungen Leute zwischen 18 bis 20 Jahren anzukaufen.

[30] Erst in jüngster Zeit wurde der Staat um seine Unterstützung angegangen. Man machte nämlich den Vorschlag, eine Summe von 5 bis 7 Sh. für jeden Schüler zu bewilligen, der einen vollständigen Vortrags-Cyklus anhört und sich am Schlusse einem Examen unterzieht. Allein der Vorschlag wurde nicht angenommen. Als aber im Jahre 1890 der Local Taxation Act durchging, demzufolge den Grafschaftsräthen der Ueberschuß

aus dem Ertrage der Branntwein- und Spiritussteuer zur Verwendung behufs Unterstützung des fachlichen und gewerblichen Unterrichtes zugewiesen wurde, ergab sich eine günstige Gelegenheit zur Förderung der Extension-Bewegung, innerhalb deren Rahmen doch so viele Kurse fachlichen Charakter fallen. Einige Grafschaftsräthe haben nun in der That einzelne dieser Kurse bereits subventionirt. Vgl. Roberts, a. a. O. S. 117 ff.

[31] Wie nöthig für Irland eine solche Bewegung wäre, wie sehr daselbst die Volksbildung im Argen liegt, zeigen einzelne statistische Mittheilungen über die letzten Wahlen. Unter den Wählern, die in North Meath ihre Stimme abgaben, befanden sich 1127 Personen, die weder lesen noch schreiben konnten; und dabei betrug die Gesamtzahl der Wähler nur 4695. In South Meath waren von 4341 Wählern 1023 des Lesens und Schreibens unkundig.

[32] An der Spitze dieser Bewegung stehen Namen von gutem Klang: der gelehrte Liard, der Historiker der französischen Hochschulen, Lavisse, Jules Ferry u. A. versuchen eine Annäherung zu stande zu bringen „entre le monde du savoir et le monde du travail manuel“, wie dies erst jüngst ein Redner bezeichnend ausdrückte. Schon liegen auch die Anfänge vor; in Lyon, Montpellier und Lille haben sich Studentenvereine zu dem Zwecke gebildet, um in den Orten der Umgebung vor einem aus Arbeitern bestehenden Auditorium Abend-Vorträge zu halten; sie werden in diesen Bestrebungen von den Professoren der Hochschulen unterstützt, die sich ebenfalls an diesen Vorträgen betheiligen. Vgl. M. Leclerc, a. a. O. S. 64 ff.

[33] In Belgien wurden solche Unterrichtskurse in gelehrten Fächern für das Volk ebenfalls ins Leben gerufen. In Jolimont, wo die Darlegung des Programms mit großem Beifall aufgenommen wurde, haben die Kurse erst jüngst begonnen. Später soll das Land in drei Bezirke getheilt werden: von der Genter Universität aus sollen die flandrischen Provinzen und Antwerpen, von der Brüsseler die Provinz Brabant und der Hennegau, von der Lütticher die übrigen Landestheile mit Lehrern versorgt werden. Im Wintersemester können die Vorlesungen allenthalben eingerichtet sein; sie sollen vollständig nach dem Programm der Universitäten stattfinden. Damit die Hörer sich regelmäßig einfinden, sollen sie eine mäßige Abgabe entrichten, für deren Betrag ihnen am Ende des Semesters Bücher und Abhandlungen überreicht werden. Vgl. Beilage z. Allgem. Zeitung vom 25. Februar 1893.

[34] Unter den Vereinen, welche sich in dieser Hinsicht besondere Verdienste erworben haben, ist an erster Stelle der „Allgemeine Niederösterreichische Volksbildungs-Verein, Zweig Wien und Umgebung“ zu nennen. Dank den Bestrebungen dieses Vereins, der nach seinem letzten Jahresbericht 2366 Mitglieder zählt, 8 Bibliotheken und 5 Freilesehallen erhält,

und der im Winter 1892—93 in 15 Wiener Bezirken 251 Vorträge veranstaltete, die von mehr als 60.000 Personen besucht waren, werden nunmehr seit 3 Jahren in Wien Unterrichtskurse veranstaltet, die in einem gewissen Sinne mit denen des Extension Movement verglichen werden können. Sie erstrecken sich ebenfalls über litterar-historische, naturwissenschaftliche und juridisch-politische Themen und werden zumeist von Docenten der Wiener Universität gegen entsprechende Entlohnung seitens des Vereins abgehalten. In Bezug auf die Vortragenden ist also ein gewisser Zusammenhang mit der Universität vorhanden, wenn dies auch nicht, wie in England, officiell sich dokumentirt; allerdings darf hierbei der einschneidende Unterschied zwischen der Organisation unserer und der englischen Hochschulen nicht außer Acht gelassen werden. Die den verschiedensten Berufsklassen angehörenden Hörer der Vorträge, die am Abend stattfinden, haben keine Eintrittsgebühr zu entrichten, wiewohl auch diese Frage im Schoße des Vereins schon ventilirt wurde. Wie aus den uns vorliegenden Berichten zu ersehen ist, zeigt sich auch hier dieselbe Begeisterung bei den Zuhörern wie in England; auch auf österreichischem Boden kann man dieselbe Lernbegierde, denselben Eifer wahrnehmen, den diese „Märtyrer der Bildung", wie der Bericht sie zutreffend nennt, an den Tag legen; auch hier werden den Vortragenden Ovationen aller Art dargebracht, was sicherlich auf ein dankerfülltes Gemüth schließen läßt. Möchte doch die oft bewährte Großmuth unserer Bevölkerung recht bald eine weitere Ausgestaltung dieser Unterrichtskurse möglich machen! Des Dankes der bildungsbedürftigen Enterbten des Glückes kann sie versichert sein.

[35] Ueber die englische Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung vgl. auch Gerhart von Schulze-Gävernitz: Zum socialen Frieden. (Leipzig. 1890) Bd. I. S. 457 ff. Der Autor, dessen gehaltvolles, treffliches Werk u. a. auch einen instruktiven Abschnitt über die Fabriksgesetzgebung enthält, bringt die ganze Bewegung in Zusammenhang mit den englischen Arbeiterverhältnissen überhaupt, sowie mit anderen Wohlfahrts-Einrichtungen des Landes. Ueber englische Volksbibliotheken vgl. Ed. Reyer: Entwicklung und Organisation der Volksbibliothen. Leipzig, 1893, ein Buch, das beherzigenswerthe Worte und Rathschläge auf dem Gebiete der Freibibliotheken enthält.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In allen Buchhandlungen vorräthig:

Seeligs Führer und Karten

in neuen Auflagen und vorzüglichster Ausstattung mit zahlreichen Karten und Plänen.

Dresden	Mk.	1.—
Die Sächsisch-Böhmische Schweiz	„	1.—
Dresden und die Sächsische Schweiz, geb.	„	2.—
Hamburg, Altona und Umgegend. 26. Aufl., geb.	„	1.—
Hamburg and its environs	„	1.20
Ostholstein, Führer. 9. Auflage, geb.	„	2.—
dto. Wegweiser	„	1.—
dto. Touristenkarte	„	—.80
Ost-Schleswig, Führer. 5. Aufl., geb.	„	—.80
Sylt und Föhr, Führer. 3. Aufl., geb.	„	1.20
Norderney, Borkum, Juist, Wangeroog, Spiekeroog, geb.	„	1.—
Helgoland, Führer. 5. Aufl.	„	1.—
Kopenhagen, Führer. 6. Aufl., geb.	„	2.—
dto. Wegweiser	„	1.—
Mecklenburg, Hauptstädte, Seebäder und Sommerfrischen, geb.	„	1.50
Ratzeburg, Mölln und Umgegend, Führer. 6. Aufl.	„	—.60
Rügen, Führer. 2. Aufl., geb.	„	1.—
Der Harz, Führer. 3. Aufl., geb.	„	2.—

Seeligs Führer haben sich während ihres zwölfjährigen Bestehens wegen ihrer praktischen Brauchbarkeit die Anerkennung aller Reisenden und Touristen erworben. Die Führer erscheinen jetzt in bedeutend verbesserter Gestalt und handlichem, dauerhaftem Einband, während der äußerst billige Preis beibehalten wird.

„Seeligs Führer haben alle das für sich, daß sie genaue Wegweiser in voller Bedeutung des Wortes sind, so daß der Reisende, was die Touren selbst, die Orte, die berührt werden, ihre Sehenswürdigkeiten, Hotels ꝛc. ꝛc. betrifft, nicht leicht in Verlegenheit kommen kann.“ (Hamburg. Correspondent.)

Ueber das
Umherziehen als Landstreicher.

Von

P. Stelling,

Amtsgerichtsrath in Rotenburg.

Preis Mk. 1.20.

Der Autor bespricht den Gegenstand vom Standpunkt der preußischen Gesetzgebung und bemüht sich dem Richter eine klare Anweisung für das Verfahren zu geben. Allein seine Auseinandersetzungen haben auch eine allgemeine Bedeutung, indem sie den Weg zeigen, wie man Landstreicher überhaupt behandeln solle, um mit möglichster Schonung des Rechtes der Person doch die Gesellschaft und den Staat vor dieser Plage zu schützen.

(„Presse“, Wien.)

Zur Geschichte des englischen Bildungswesens.

Von

Dr. Ludwig Fleischner
Professor in Wien.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und **Fr. von Holtzendorff**,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach**.

Neue Folge. Achte Serie

(Heft 169—192 umfassend).

Heft 176.

Die Passionsmusiken von Sebastian Bach und Heinrich Schütz.

Von

Philipp Spitta

Professor in Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff, herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung, der auch die vorliegende Arbeit angehört, besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung“ erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Über 950 Illustrationsbeilagen.

MEYERS

= Soeben erscheint =
in fünfter, neubearbeiteter Auflage:

17,500 Seiten Text.

272 Hefte zu je 50 Pf.

KONVERSATIONS-

17 Bände gebunden zu je 10 Mk.

152 Chromotafeln.

Probehefte und Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.

LEXIKON

10,000 Abbildungen und Karten.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Abriß der Entwickelungsgeschichte der Oper.

Mit litterarischen Hinweisen

von

Emil Krause.

Preis geheftet Mk. 2.—, gebunden Mk. 3.—.

— — Wer sich eine klar überschauende, aber dennoch auch Einzelheiten, die besonders ins Gewicht fallen, nicht verschmähende Kenntniß der Operngeschichte aneignen will, dem wüßten wir kein besseres Buch zu geben, als Krauses Abriß. (Musikal. Rundschau.)

— — Das kurz, klar und übersichtlich gehaltene Werk ist als praktisches Handbuch empfehlenswerth. (Lyra.)

— — Kurz, ein reicheres Material ward wohl selten oder nie in einem sich bescheiden nur als Abriß bezeichnenden Buche vereinigt und gewiß noch niemals so objektiv und fachkundig dem allgemeinen Nutzen dienstbar gemacht, als in diesem trefflichen Werke. (Wochen-Rundschau für dramat. Kunst.)

Die Passionsmusiken von Sebastian Bach und Heinrich Schütz.

Vortrag,
gehalten im Kasino zu Elberfeld; für den Druck erweitert.

Von

Prof. Philipp Spitta,
in Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1893.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

I.

Es wird bekannt sein, welches Schicksal Bachs Vokalmusik nach seinem 1750 erfolgten Tode erfuhr. Man vergaß sie. Außer in Leipzig, wo er gewirkt hatte, und einigen kleineren Städten Sachsens wissen wir nicht, daß etwas von ihr im 18. Jahrhundert wieder aufgeführt sei. Und auch an jenen Orten geschah es nur selten, mehr aus Pietät als aus wirklichem Wohlgefallen an der Sache. Eine entschiedene Wendung ist erst mit dem Jahre 1829 eingetreten, da Mendelssohn in Berlin die Matthäuspassion zum erstenmale wieder zur Aufführung brachte. Jetzt wuchs die Theilnahme schnell. Man blieb nicht bei der Matthäuspassion stehen, man suchte auch andere größere und kleinere Vokalwerke Bachs wieder hervor, druckte sie und führte sie auf.

Was die Passionsmusiken betrifft, so hatte freilich mittlerweile die Zeit an ihnen ihr Vernichtungswerk geübt. Ein Theil derselben war verloren gegangen, es scheint leider für immer.

Fünf Passionen hatte Bach geschrieben. Von ihnen besitzen wir sicher und vollständig nur noch zwei, nach Matthäus vom Jahre 1729, nach Johannes aus den Jahren 1723 und 24. Die Echtheit einer dritten Passion, nach Lukas, wird zwar mehrseitig angezweifelt, jedoch zeugt vieles für dieselbe. Immerhin aber kann sie nur ein Werk aus Bachs frühester Jugend sein, das mit den beiden anderen Passionen an Werth nicht zu vergleichen ist. Eine vierte, die Markus-Passion, ist nur in der Form einer Trauerode auf den Tod der Kurfürstin von Sachsen erhalten. Von der fünften Passion ist gar nichts geblieben; wir können über ihre Entstehungszeit und Beschaffenheit nur Vermuthungen aufstellen. Um uns ein Urtheil darüber zu bilden, wie Bach diese Kunstform auffaßte und behandelte, bleiben wir immer auf die Johannes- und Matthäus-Passion fast allein angewiesen.

Als 1829 die Matthäus-Passion gleichsam neu entdeckt wurde, standen die deutschen Chorvereine in der ersten frischen Blüthe. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts gab es dieselben nicht. Sollten außergewöhnliche öffentliche Choraufführungen stattfinden, so wurde eine Sängerschar eigens zu diesem Zwecke zusammengebracht, in welcher die Soprane und Alte von Knabenstimmen gesungen zu werden pflegten. Privatmusikgesellschaften gab es wohl; allein diese mieden die Oeffentlichkeit, und ihr Musiciren trug einen durchaus häuslichen Charakter. Die Geschichte der Chorvereine darf man mit der Gründung der Berliner Singakademie (1792) beginnen lassen. In den nächsten Jahrzehnten folgten viele andere Städte mit ähnlichen Einrichtungen nach, Barmen schon 1806. Die mit 1810 in Thüringen, 1818 am Rhein beginnenden Musikfeste gaben dem musikalischen Vereinsleben höheren Schwung. Was diese Vereine pflegten, war vor allem das Oratorium, und zwar besonders das Oratorium Händels und Haydns. Der Genius

Händels, dessen Oratorien in Deutschland lange unbekannt geblieben waren, da sie in und für England und in englischer Sprache komponirt waren, hielt in dieser Zeit seinen triumphirenden Einzug ins Vaterland. Zu der Liebe und Bewunderung für seine Musik, der großen Popularität, welche dieselbe genießt, ist in den ersten dreißig Jahren unseres Jahrhunderts der Grund gelegt worden.

Nun tauchte die Matthäus-Passion aus der Vergessenheit empor. An oratorienartige Kompositionen gewöhnt, sahen Ausführende und Hörende in ihr nichts anderes, als eben auch ein Oratorium. Hieraus erklärt sich die merkwürdige, man darf sagen: schiefe Haltung, welche wir den Bachschen Passionsmusiken gegenüber bis in die heutige Zeit hinein eingenommen haben. Diese klar zu machen und zugleich den eigenthümlichen Stil zu beschreiben, welchen die Passionsmusiken Bachs als vollendetste Vertreter einer ganz besonderen Kunstgattung aufweisen, soll zunächst meine Aufgabe sein.

Händel und Bach, zwei gleichaltrige, gleich gewaltige Söhne Deutschlands, sind ihrem Wesen nach so grundverschieden, daß die Gebiete, auf denen jeder von ihnen seine Schöpferkraft bethätigte, sich fast auszuschließen scheinen. Händel war groß in der Oper und dem Oratorium. Bach hat nie eine wirkliche Oper geschrieben und, etwa mit einer einzigen unbedeutenden Ausnahme, auch kein Oratorium. Weltliche Instrumentalmusik haben Beide geschaffen, aber Händel mehr nur gelegentlich, Bach allezeit mit tiefster innerster Hingabe. Sein Größtes gab Bach in der Kirchenmusik, der vokalen sowohl als der für Orgel bestimmten instrumentalen. Händel hat, von Jugendversuchen abgesehen, niemals irgend welche Kirchenmusik geschrieben. Seine Psalmen und geistlichen Hymnen können mit diesem Namen nicht belegt werden.

Noch viel weniger seine Oratorien. Das Oratorium,

gegen 1600 in Italien entstanden, ist niemals kirchlichen Charakters gewesen. Es war stets nur erbaulichen oder auch moralisch-betrachtenden Inhalts. In dieser Eigenschaft konnte es dem kirchlichen Gottesdienst allenfalls äußerlich angehängt, auch wohl zur Erhöhung der erbaulichen Wirkung in der Mitte durch eine Predigt unterbrochen werden. Einen wesentlichen Theil der Liturgie aber hat es nie und nirgends gebildet. Es war natürlich, daß die Komponisten die Stoffe der Oratorien mit Vorliebe aus der biblischen Geschichte holten. Häufig aber entnahmen sie dieselben auch dem Legendenschatz der christlichen Kirche. So wenig herrschte hier irgend ein Zwang, daß Händel einige seiner schönsten Oratorien auf Stoffe der Profangeschichte und der antiken Mythologie komponiren konnte. Jede Begebenheit, welche das Gefühl mächtig und vielseitig zu erregen im stande ist, kann den Gegenstand eines Oratoriums abgeben. Durch die Ausbildung, welche ihr Händel angedeihen ließ, ist diese Kunstform eine völlig freie geworden. Sie ist weder geistlich noch weltlich, insofern diese Bezeichnungen gewisse, außerhalb des Kunstwerks liegende Zwecke andeuten. Sie ruht allein in sich und auf lediglich künstlerischen Gesetzen; sie bildet somit den würdigsten Mittelpunkt eines großen öffentlichen Konzertwesens.

Eine ganz andere Bewandtniß hat es mit der Kirchenmusik. Sie ist kein frei und selbständig dastehendes Kunsterzeugniß, sondern ein organischer Theil der kirchlichen Liturgie. Diese selbst soll ein Kunstwerk im höchsten Sinne des Wortes sein, die Musik in ihr nur ein Element dieses Kunstwerks, das Bedeutung und Werth erst durch seinen Zusammenhang mit dem Ganzen erhält und durch die besondere Stellung, welche ihm im Ganzen angewiesen ist. Wenn man nun bei Bachs Matthäus-Passion, einem grundkirchlichen Kunstwerke, diesen Umstand mehr oder weniger übersah, so begreift sich leicht, daß sie nicht

voll verständlich werden konnte. Große Meisterwerke, wie dieses, bieten freilich so unzählige und verschiedenartige Anlässe zur Bewunderung, daß der Hörer immer noch eine reiche und echte Freude empfinden konnte, auch wenn er die Passion wie ein Oratorium auf sich wirken ließ. Aber in den Kern des Werkes kann man so nicht eindringen, und will man es durch großen Aufwand äußerer Mittel gleichsam erzwingen, so verschließt es sich nur um so fester, der Muschel gleich, welche die Perle in sich hütet. Man hat Versuche gemacht, Bachsche Kompositionen neben Händelschen Oratorien auf Musikfesten zur Aufführung zu bringen. Einzelne Stücke, z. B. gewisse Chorsätze der H-moll-Messe, vertragen allenfalls eine solche Darstellung. Im allgemeinen aber haben die Versuche zu einem günstigen Ergebniß nicht geführt. Während Händels Oratorien und Psalmen für die gewaltigen Mittel eines Musikfestes, für eine mehrtausendköpfige Zuhörermenge, für volksmäßigen Festglanz und Festjubel wie gemacht erscheinen, wirkt Bach mehr nur fremdartig und abwehrend. Er befindet sich dort nicht an seinem Platze, er gehört eben in die Kirche.

Wir würden uns des größten Undanks gegen unsere Väter schuldig machen, die nach langer Zeit zuerst wieder sich für Bach begeisterten und seine Größe tief und wahr in sich empfanden, wollten wir es ihnen zum Vorwurf anrechnen, daß sie in der Freude, in Händel und Bach zwei gleich große Männer zu besitzen, die Eigenthümlichkeit des einen von der des anderen anfänglich nicht scharf zu sondern verstanden. Zu ihrer Rechtfertigung könnte sogar angeführt werden, daß dieses auch im vorigen Jahrhundert nicht geschehen ist (was die Passionsmusiken anlangt), ja, daß selbst zu Bachs Lebzeiten wohl die Wenigsten eine klare Erkenntniß von dem Grundunterschiede hatten, der zwischen seinen Passionen und denen seiner begabtesten Zeitgenossen bestand. In katholischen Ländern, in Italien zumal,

bot natürlich die Leidensgeschichte auch einen sehr willkommenen Oratorienstoff dar. Wie die Oper, so kam auch das Oratorium der Italiener zu uns, und etwa von 1700 an schrieben auch deutsche Komponisten Passionsoratorien über deutsche Texte. Sie nahmen ein Element in dieselben auf, das den eigentlichen Oratorien fremd war, der protestantischen Passion dagegen eigenthümlich angehörte: den Choral. Sie bildeten so eine Musikform, in welcher alle Hauptsachen ausländisch und unkirchlich waren und der Choral nur eine sehr verlegene Rolle spielte. Bach verfuhr umgekehrt: seine Passionen sind deutsch-protestantisch mit Beimischung einiger im italienischen Oratorium üblichen Formen. Eine gewisse äußerliche Gemeinsamkeit zwischen ihm und seinen Zeitgenossen war also vorhanden und diese genügte für die Meisten, Bachs Passionen, soweit man überhaupt von ihnen Notiz nahm, den Oratorien zuzuzählen. Der merkwürdige Gegensatz zwischen Händel und Bach tritt auch hier wieder hervor. Händel hat zwei solcher deutscher Passionsoratorien geschrieben, das spätere derselben sogar zum Theil über dieselbe Dichtung, welche Bach in der Johannes-Passion komponirte. Dennoch sind sie von dieser nicht nur nach der Individualität des Komponisten, sondern auch nach der Gattung verschieden. Händels beide Werke sind und bleiben eben Oratorien mit einem unorganischen kirchlichen Beisatz. Er hat das Bedenkliche dieser Mischung sicherlich später selbst empfunden; in Deutschland blieb nichtsdestoweniger diese Zwittergattung das ganze 18. Jahrhundert hindurch üblich. Grauns bekannter „Tod Jesu“ gehört in dieselbe, und auch andere namhafte Komponisten hielten sich für sie nicht zu gut. So stark war die Zeitströmung, daß Bachs Meisterwerke ganz wirkungslos dagegen blieben. Als nun gar seit Anfang dieses Jahrhunderts Händels englische Oratorien das Leben der deutschen Chorvereine zu beherrschen anfingen, wer dürfte sich wundern, daß sich auch

Bachs Passionen den durch jene geweckten Ansprüchen fügen mußten, und man erst in neuester Zeit angefangen hat, ihre berechtigte Sonderexistenz anzuerkennen?

Die Passionsgeschichte im Gottesdienst der stillen Woche singend zu verlesen, war vorreformatorischer Brauch, den die lutherische Kirche beibehalten hatte, nur daß sie sich der deutschen Sprache bediente. Der Gesang bestand in jener altkirchlichen recitirenden Weise, von welcher einige spärliche Reste sich auch heute noch in der protestantischen Liturgie erhalten. Er bewegte sich nur in wenigen Tönen. Um einer zu einförmigen Wirkung vorzubeugen, auch um der Ausdauer des Singorgans nicht zu viel zuzumuthen, mußten mehre Sänger sich abwechselnd am Vortrage betheiligen. Dies geschah gleichsam nach Rollen. Ein Sänger übernahm den erzählenden Evangelisten, ein zweiter trat da ein, wo Christus spricht, dem dritten fielen alle anderen redend eingeführten Personen zu. Dann ging man in der dramatischen Verlebendigung weiter, ließ mehr als drei Sänger abwechseln, und Massenäußerungen durch einen mehrstimmigen Chor vortragen. Weiter hängte man der Geschichte einen gewissen Danksagungsgesang an, dem entsprechend dann auch der Eingang durch eine einfache mehrstimmige Betrachtung gebildet wurde. An größeren Haupteinschnitten der Erzählung wurde innegehalten, um die Gemeinde in einem passenden Kirchenliede ihrer Andacht und Theilnahme Ausdruck geben zu lassen.

Es lag aber allzunahe, daß sich dieses Gegenstandes auch die Kunstmusik bemächtigte, wenn dieselbe sich am Gottesdienste überhaupt betheiligen durfte. Das war nun schon im 16. Jahrhundert durchaus der Fall. Die Stärke dieser Zeit ruht im mehrstimmigen unbegleiteten Gesange, den sie zu einer später nie wieder erreichten Höhe entwickelt hat. In der That kommen denn auch Fälle vor, wo die ganze Passionsgeschichte mehrstimmig, nach Art einer riesigen Motette, komponirt worden ist,

oder solche, in denen der Komponist den eintönig recitirenden Gesang auf ein kleines Maß verkürzt hat. Aber diese Art nahm niemals so überhand, daß sie die altehrwürdige recitirte Passion in ihrer Verbreitung eingeschränkt hätte.

Im 17. Jahrhundert kam eine neue Art der Musikübung auf. Es entwickelte sich der mehrstimmige und Sologesang mit selbständiger Instrumentalbegleitung, sowie die freie Instrumentalmusik. Unter Sologesang verstehe ich hier hauptsächlich jenen deklamatorischen Gesang, durch welchen man in den ältesten Opern die Vortragsart der griechischen Tragödien nachbilden wollte und aus welchem sich bis zum Ende des 17. Jahrhunderts das Recitativ herausbildete. Mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts verdrängte dieses moderne Recitativ die altkirchliche Recitation fast gänzlich. Auch die mehrstimmig gesungenen Partien der Passionen konnten sich, da sie nun durch Instrumente unterstützt wurden, freier und lebendiger entfalten. Für die Betrachtungen am Anfang und Schluß, gelegentlich auch im Verlaufe der Handlung schien die gleichfalls neue Form der geistlichen Arie besonders geeignet; es ist dies ein mehr- oder einstimmiges Strophenlied mit Instrumentalbegleitung, das nicht sowohl einen kirchlichen, als einen subjektiv religiösen Charakter hat. Diese geistliche Arie beeinträchtigte mit der Zeit den Choralgesang der Gemeinde, welcher an gewissen Ruhepunkten der Handlung einzutreten pflegte. Da die Sangeslust der Gemeinden im 17. Jahrhundert immer mehr abnahm, so hatten sie bald nichts dagegen einzuwenden, wenn an ihrer Statt ein Chor von kunstgeübten Sängern eine Arie hören ließ. Auch die im 17. Jahrhundert neu erfundenen Choralmelodien nähern sich zum Theil dem empfindsamen Wesen dieser Arien und lassen die alte Kraft und Gemeinverständlichkeit vermissen. An geeignet erscheinenden Stellen wurden freie Instrumentalsätze eingelegt. Mit dem vollkommen ausgebildeten Recitativ

trat um 1700 endlich auch die mittlerweile in Italien entstandene dreitheilige Arie ein, welche nur dem Sologesange diente und den der Passion eingeflochtenen religiösen Betrachtungen den persönlichsten Ausdruck verlieh.

Der Grundstock des zu singenden Textes war bisher unverändert geblieben: es war eben der Passions-Bericht eines der Evangelisten in Luthers Uebersetzung. Auch in der Auswahl der Choräle herrschten feste Bräuche. Besonders verbreitet scheint die Sitte gewesen zu sein, daß die Gemeinde dem Verlauf der Handlung mit den einzelnen Strophen des Liedes: „Jesu Leiden, Pein und Tod“ folgte, eines Liedes, in welchem die ganze Passionsgeschichte in Strophen und Reime gebracht ist. Die Worte der Schlußbetrachtung pflegten zu sein: „Dank sei unserm Herrn Jesu Christo, der uns erlöset hat durch sein Leiden von der Hölle.“ Zur Eingangsbetrachtung benutzte man die einfache Ankündigung „Das Leiden unsers Herrn Jesu Christi, wie uns das beschreibet der heilige Evangelist“; Aufgabe der Musik war es, diesen nüchternen Worten den Gehalt einer andächtigen Empfindung zu geben. Der Text der eingelegten, meist mehrstimmigen Arien knüpfte an einzelne bedeutsame Momente der Leidensgeschichte an und gab ihnen eine Anwendung auf das Leben des Christen.

Aber mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts erfuhren die Texte der Passionsmusiken erhebliche Veränderungen. Noch blieb zwar das Bibelwort bestehen. Auch die Choräle mochte man nicht ganz entfernen, obschon sie längst nicht mehr von der Gemeinde, sondern vom Sängerchor gesungen wurden, dem sich nur hier und da die Gemeinde anzuschließen pflegte. Aber die frei hinzugedichteten Betrachtungen fingen an, einen sehr viel größeren Raum einzunehmen und den biblischen Kern zu überwuchern. Man dichtete sie in einer von den Italienern erlernten Form, welche besonders zur Komposition für Solo-

gesang, sei es Recitativ oder Arie, geeignet war. Recitative und große Arien, wie sie sich mittlerweile in der italienischen Oper entwickelt hatten, hielten nun ihren Einzug in die Kirchenmusik, und manch frommes Gemüth klagte über die Entweihung der heiligen Stätte durch leichtfertige Weisen und die immer mehr zunehmende Verweltlichung und Verkünstelung der Kirchenmusik. Endlich warf man auch den Bibeltext über Bord und setzte an seine Stelle eine freie Umdichtung der biblischen Erzählung. Da trat Bach auf.

Was er als Passionsmusik vorfand, war ein Chaos, ein Haufen disparater, unorganischer Elemente, eine in Trümmer gegangene, altehrwürdige Kunstform, welcher durch moderne Tünche der Schein des Lebens angetäuscht werden sollte. Es ist Bachs unvergängliches Verdienst, diese Kunstform auf ihrer ursprünglichen Grundlage neu errichtet zu haben. Aber indem er es that, hat er zugleich all den modernen Elementen, welche sich zersetzend eingedrängt hatten, gebührende Rechnung getragen. Von den neueren Kunstformen fehlt in seinen Passionsmusiken nicht eine einzige, die reicheren musikalischen Mittel seiner Zeit finden an ihrer Stelle Verwendung. Aber sie haben sich alle dem kirchlichen Ideale unterordnen müssen. Bach ist so der Reformator und Vollender der protestantischen Kirchenmusik geworden, wie Palestrina 200 Jahre früher der der katholischen.

Es ist häufig gesagt worden, und man kann es noch heute hören, daß das Wesen der Kirchenmusik objektiv nicht zu bestimmen sei. Man könne auf die verschiedenste Weise andächtige Empfindungen ausdrücken, und darauf allein komme es an. Aber dies ist doch nicht der Fall, und eine solche Ansicht konnte sich auch wohl nur in einer Zeitperiode einwurzeln, da zuerst unter der Herrschaft des Rationalismus jedes Gefühl für eine angemessen gestaltete Liturgie verloren ging, hernach ein religiöser Empfindungsüberschwang an einer festen liturgischen Form sich

nicht genügen lassen mochte. Die kirchliche Empfindung ist immer auch religiös, aber die religiöse keineswegs immer kirchlich. Von ihr mag es gelten, daß sie an keinen bestimmten künstlerischen Stil gebunden sei. Eine Kirchenkomposition aber muß nicht nur eine enge Beziehung haben zu dem gottesdienstlichen Akte, welchem sie dienen soll, und infolge davon ihre besondere Form und Inhalt gewinnen, sondern sie muß im allgemeinen auch das Wesen und unterscheidende Merkmal ihrer Religion aus sich zurückspiegeln. Dies alles geschieht denn auch bei Bach im vollsten Maße.

Kunstgattungen und Kunstformen entwickeln sich mit einer Art von Naturnothwendigkeit. Wir sagen, dieser oder jener große Künstler hat eine Form in unerwarteter Weise umgestaltet; dahinter verbirgt sich wohl die Meinung, der Künstler habe auch anders verfahren können, wenn er nur gewollt hätte, und demnach erscheint die Richtung, welche er der Kunst gegeben hat, als ein Akt seiner Willkür. Aber wenn man in der Lage ist, große Entwickelungsperioden zu überblicken, sieht man, daß kommen mußte, was gekommen ist, und daß das Gekommene gut und zweckmäßig war. So braucht man auch nur unbefangenen Auges die Kunst des 17. Jahrhunderts zu betrachten, um zu wissen, worin allein der wahre Stil deutsch-protestantischer Kirchenmusik bestehen konnte. Die Kunst, welche sich in dieser Zeit ausschließlich im Dienste der Kirche entwickelte, sich ihren Bedürfnissen und Forderungen anpaßte und unterordnete, und welche schon durch das Material, in dem sie sich darstellte, Wesen und Grundstimmung der protestantischen Kirche zur Erscheinung brachte — diese Kunst ist die Orgelmusik. Die Welt weiß es, daß Sebastian Bach der größte Orgelmeister gewesen ist, der je gelebt hat. Weniger bekannt ist bis jetzt, daß er als solcher nur vollendete, was im 17. Jahrhundert eine Reihe herrlicher deutscher Talente begonnen und gefördert

hatte. Noch weniger allgemein ist bis jetzt die Anschauung geworden, daß auch Bachs Vokalkompositionen: seine Kirchenkantaten, selbst seine Passionen nur gleichsam Fortsetzungen seiner Orgelmusik sind. Dies tritt nicht allein darin hervor, daß bei ihnen allen die Orgel mitzuwirken hat. Die Kompositionsweise, welche aus dem Wesen der Orgel entnommen und ihr ganz eigenthümlich ist, Bach hat sie auch auf die Singstimmen und die übrigen begleitenden Instrumente übertragen. Er hat gleichsam die Orgel über sich selbst hinausgesteigert, indem er ihr Menschenstimmen, Violinen, Oboen und andere Instrumente als neue Register hinzufügte. Diesen Weg, auf welchem es ihm möglich wurde, den ganzen Formen- und Mittelreichthum der modernen Musik für sich zu verwenden und doch immer in den Grenzen des kirchlichen Stiles sich zu halten, hat sein Genius ihn finden lassen. Kein Anderer außer ihm hat ihn betreten. Das aber, was er auf diesem Wege erreichte, bildet den ersten Grundunterschied zwischen seinen Werken und den Oratorien Händels.

Ein zweites Hauptmerkmal des protestantisch-kirchlichen Stiles ist der kirchliche Volksgesang, das, was man schlechthin den protestantischen Choral nennt. Die katholische Kirche kennt, wenigstens in dem Hauptstücke ihrer Liturgie: in der Messe, die Betheiligung des Volkes nicht. Ich sagte, daß in alten Zeiten die Passions-Recitation durch Choräle der wirklichen Gemeinde unterbrochen worden wäre. Später trat an die Stelle der Gemeinde ein besonderer Sängerchor, welcher die Gemeinde symbolisch darstellte. Im Anfang des 18. Jahrhunderts waren die Choräle zu der Bedeutung von schönen Volksliedern herabgesunken. Es machte einen guten Effekt, wenn nach einem rauschenden Chor oder einer beweglichen, affektvollen Arie ein ganz einfaches, ruhiges Lied eintrat; deshalb behielt man die Choräle auch hier noch bei. Bach setzte sie in

ihre alte Bedeutung wieder ein. In seinen Passionen symbolisiren sie wieder die christliche Gemeinde, welche der Passionshandlung mit Andacht folgt, die einzelnen Momente derselben sich tief einprägt und von Christi Leben, Thun und Leiden die Anwendung auf sich selber macht. Dies ist ein Zweites, wodurch sich die Passion vom Oratorium gründlich unterscheidet. Man bedenke, daß die Choralmelodien nicht von Bach selber komponirt, sondern aus dem Schatz der kirchlichen Volksgesänge ausgewählt sind. Von einem Oratorienkomponisten, der einen wichtigen Theil seiner Gesangsstücke anderswoher entlehnte, würden wir sagen, er schmücke sich mit fremden Federn. Für die Kunstform der Passion ist die Einfügung der Choräle eine berechtigte Forderung; die Individualität des Komponisten zeigt sich nur darin, wie er die Choräle vertheilt und mit welchem Tonsatze er sie ausstattet. Weil es aber die Gemeinde ist, welche hier in ihrer volksmäßigen Schlichtheit und Einfalt zu Worte kommen soll, verlangen diese Choräle auch einen ganz einfachen Vortrag. Es war wiederum ein aus unrichtiger Auffassung der Passion hervorgegangenes Verfahren, daß man seit 1829 die Choräle mit reichschattirtem Ausdruck, bald ohne alle Begleitung, bald mit einer solchen vortrug. Man gerieth hiermit in denselben Fehler, welchen sich Bachs Vorgänger und Zeitgenossen zu Schulden kommen ließen. Das Verfahren widerspricht auch Bachs ausdrücklichen Vorschriften. Immer sollen beim Choral mit den Singstimmen sich alle Instrumente vereinigen, namentlich auch die Orgel, durch deren Mitgehen dann alle feinen Schattirungen schon unmöglich, oder doch unwirksam werden. Wie ein voller, strömender Gemeindegesang sollen die Choräle hinziehen. Ein empfindungs- und verständnißvoller Vortrag ist mit dieser Forderung trotzdem vereinbar.

Der Oratorienkomponist tritt seinem Gegenstande unmittelbar gegenüber. Wie die Erlebnisse des Volkes Israel, die

Thaten der biblischen Helden ihn bewegen, mit welchen Empfindungen er das Siegesfest Alexanders in Persepolis, die Schicksale des Herakles, das Märtyrerthum der Theodora begleitet, die Theilnahme endlich, mit welcher er als Christ dem Leben, Leiden und Triumphiren des Gottessohnes folgt — alles das drückt er frei und unmittelbar aus. Nicht so der Kirchenkomponist, und hier berühren wir eine dritte Grundverschiedenheit zwischen Beiden. Eine Passion ist von Anfang bis Ende zunächst erfüllt von der Empfindung der Andacht, der unbedingten Hingabe an das Göttliche. Dieses ist ihr Grundton, auf welchen sich alles übrige bezieht, der Hintergrund, von dem alles sich abzuheben hat. Andächtiger Empfindung voll kann der Komponist auch Worte in Musik setzen, die an sich betrachtet keinerlei Empfindung zu erregen vermögen. Jener Text zum Eingangschor in den alten Passionen: „Das Leiden unsers Herrn Jesu Christi, wie uns das beschreibet der heilige Evangelist“ — was ist es weiter, als eine Kapitelüberschrift, eine trockene Ankündigung? Aber die Vorstellung, daß hiermit ein Akt beginnt, welcher im geordneten Gottesdienst ein wesentliches Glied bildet, genügt dem Tonsetzer, um seine Phantasie zu dem schönsten Tonstücke zu begeistern. Die rollengleiche Vertheilung des biblischen Textes, von dem der Evangelist den erzählenden Theil vorträgt, während für die redend eingeführten Personen besondere Stimmen eintreten, scheint dramatisch zu sein. Aber es ist keine wirkliche Dramatik, wie sie in der Oper waltet, nicht einmal eine unbehinderte Charakteristik, wie sie dem Oratorium eigen ist. Alle Aeußerungen der einzelnen Personen und der Massen, welche die Handlung bewegter erscheinen lassen, sind zwar von großer Belebtheit und dem Ganzen so eingeordnet, daß sie durch den Kontrast scharf hervortreten. Aber weder die Jünger, noch die Juden, weder Jesus, noch Pilatus drücken ihre Empfindungen unmittelbar aus. Sie

thun es immer nur durch das Medium der alles beherrschenden kirchlichen Empfindung. Handelte es sich um wirklich dramatische Musik, so müßte der Evangelist überall in jenem ruhigen Tone recitiren, welcher für den Erzähler der geeignete ist. Aber dies geschieht nicht. Auch die ganze Rede des Evangelisten ist von tiefer Empfindung gesättigt, von der Empfindung des Christen nämlich, welcher sich den Verlauf der Leidensgeschichte vergegenwärtigt und sich bei jedem Satze bewußt ist, was sie ihm bedeutet. Ich darf an die Stelle erinnern, wo von Petrus erzählt wird: er ging hinaus und weinte bitterlich. Bach hat sich natürlich nicht, wie die meisten seiner Zeitgenossen, an einer modernen Umdichtung der biblischen Erzählung genügen lassen; er hat Luthers unverfälschtes Bibelwort wieder in sein Recht eingesetzt. Das Bibelwort an sich schon hatte ihm kirchliche Bedeutung. Man kann dies deutlich sehen an der musikalischen Behandlung, durch welche er es in der Matthäus-Passion vor der nichtbiblischen Dichtung auszeichnet. Namentlich im mehrstimmigen Gesange. In seinen Kantaten wendet Bach auch beim Sologesange das Recitativ niemals an, wenn es gilt, Bibelworte zu recitiren, sondern immer das getragene Arioso. Dies ging nun freilich in den Passionen nicht an, wo eine so große Menge biblischen Textes zu bewältigen war und außerdem noch zahlreiche Choräle, Chöre und Arien mit Recitativen angebracht werden sollten. War er einmal entschlossen, die einfache altkirchliche Recitation aufzugeben, so konnte er an ihre Stelle nur das moderne Recitativ setzen. Er hat es genügend umgebildet, um es zweckentsprechend zu machen. Bachs Recitativ ist kein bloßes Deklamiren in bestimmten, meßbaren Tönen, es ist ein empfindungsreiches, melodieähnliches Auf- und Niederwallen, ein musikalisches Phantasiren gleichsam ohne festes Taktmaß. Aber im mehrstimmigen Gesange über Bibelwort merkt man die Auszeichnung, mit welcher er es behandelt, sofort an der

Anwendung der strengen, fugenartigen Formen, Formen, welche nicht nur für die edelsten galten, sondern auch seit langem für die wahrhaft kirchlichen. Dieser sein Grundsatz bestimmte am Beginn des zweiten Theiles der Matthäuspassion den Stil des mit dem Altsolo abwechselnden Chors „Wo ist denn dein Freund hingegangen, o die Schönste unter den Weibern". Und auch in der evangelischen Erzählung hält Bach — mit einer wohlbedachten Ausnahme — streng an ihm fest. Für die wilden Ausdrücke des Hasses, der Wuth und des Hohnes erscheint auf den ersten Anblick diese Setzart nicht geeignet, deren Charakter vor allem erhabene Ruhe und Ordnung ist. Aber eben dieses Moment wollte Bach betonen: was auch der Inhalt des Erzählten sein mag, immer wird es in gleichsam geweihtem Gefäß dargeboten, in dem heiligen Wort der Bibel. Daß er trotz dieser Selbstbeschränkung den verschiedenen Chorsätzen immer noch Charakteristisches genug zu geben wußte: die fanatische Leidenschaft der Juden, demüthige Hingabe der Jünger, feierliche Ueberzeugtheit Derer, die unter dem Kreuze standen, als Christus starb — das verdankt er der Uebergewalt seines Genies. Die einzige angedeutete Ausnahme ist der kurze, gellende Schrei, mit dem die Juden den Namen „Barrabam" herausstoßen, als ihnen Pilatus anheim gegeben hat, zwischen diesem und Christus zu wählen. Nirgends läßt sich handgreiflicher zeigen, daß der Passionsstil ein Stil für sich, und von der Oper wie von dem Oratorium gleich weit entfernt ist. Weder in diesem noch in jener ließe sich der Vorgang so darstellen. Was Bach hier zeichnet, ist nicht nur die Mordgier der Feinde Christi, es ist auch, und dieses zunächst, der jähe Schrecken, der ob solch einer Wahl das Herz der christlichen Gemeinde durchzuckt.

Aehnlich wie das Bibelwort behandelt Bach auch den Choral wie etwas heiliges. Er ist ihm das Symbol der

Gemeinde und mit Rücksicht auf seinen poetischen Inhalt auch das Symbol gewisser für die Kirche bedeutsamer Ereignisse und Ueberzeugungen. So verdichtet sich für ihn in Liedern, wie „O Mensch, bewein dein Sünde groß“ und „O Lamm Gottes unschuldig“ die Passions-Empfindung der protestantischen Christen zu einem knappen Gesamtausdruck, mit welchem er nun als Künstler operirt. Ich denke, indem ich dieses sage, nicht sowohl an die zahlreichen einfach gesetzten Choräle, welche der Handlung eingestreut sind. Ueber sie habe ich zuvor schon gesprochen. Ich meine vielmehr solche Sätze, in welchen eine Choralmelodie kunstvoll verarbeitet wird. Die besondere Art der Verarbeitung zeigt es klar, daß Bach in diesen Fällen etwas anderes beabsichtigte, als nur um eine schöne Melodie ein kostbar gewebtes Gewand zu werfen. Die Melodie ist nicht nur etwas, sondern sie bedeutet auch etwas, und zwar in tieferem Sinne, als man dies von jeder Kunsterscheinung sagen kann, in jenem Sinne nämlich, nach welchem auch alles Kirchliche nur ein Symbol ist. Kein gewaltigeres Beispiel kann hier angeführt werden, als der Eingangschor der Matthäuspassion. Den Kern dieses Chors bildet der einstimmig gesungene Choral „O Lamm Gottes unschuldig“, in welchem alle Passions-Vorstellungen und -Empfindungen der gesamten protestantischen Christenheit sich koncentrirt verkörpern, und der mit seinem Lichte das ganze ihn umwogende Tonmeer durchdringt und verklärt. Man kann auch nirgends deutlicher als hier den engen Zusammenhang der Gesangskomposition Bachs mit der Orgelmusik erkennen. Es war eine der wichtigsten Kunstformen der Orgelmeister des 17. und 18. Jahrhunderts, eine Choralmelodie in irgend einer Stimme ganz einfach, aber genügend hervortretend, erklingen zu lassen, mit den anderen Stimmen aber einen Tonsatz auszuführen, der die Empfindungen ausdeuten sollte, welche bei der Versenkung in die poetische nnd kirchliche Bedeutung der gespielten

Melodie im Innern des Komponisten aufblühten. Um ihr beherrschendes Hervortreten auch äußerlich zu verdeutlichen, spielte man wohl die Melodie allein auf einem besonders registrirten Manuale und übertrug die begleitenden Stimmen der anderen Hand und dem Pedal. Der Eingangschor der Matthäuspassion ist solch eine Choralkomposition. Der den Choral vortragende Knabenchor vertritt die mit hervorstechenden Manual-Registern gespielte Melodie. Was aber die linke Hand und die Füße zu thun hätten, ist hier zwei Singchören, zwei Orchestern und zwei Orgeln übertragen. Zu solch ungeheuren Verhältnissen hatte Bach die einfache Form der Orgelmusik erweitert.

Wenn Kirchenmusik undenkbar ist ohne Gottesdienst, dessen Wirkungen sie unterstützt, so muß demnach Bach auch seine Passionen für den Gottesdienst geschrieben haben. Dies ist denn wirklich der Fall gewesen. In Leipzig hatten sich viele alterthümliche Kultusgebräuche erhalten, welche anderswo abgekommen waren oder abkamen. Hierzu gehörte auch die in altkirchlicher Recitation erfolgende einfache Absingung der Passionsgeschichte in der Charwoche, und zwar der nach Matthäus am Palmsonntag, der nach Johannes am Charfreitag; die beiden übrigen Evangelisten blieben unberücksichtigt. Dieser kirchliche Gebrauch war also der dortigen Gemeinde ein von altersher vertrauter, er hat sich in Leipzig bis zum Jahre 1766 erhalten, und bis 1721 gab es in den dortigen Hauptkirchen keine andere Passionsmusiken als diese. Dann wurde zum ersten Male eine Passion in der reicheren, kunstmäßigeren Form aufgeführt, welche sich im Laufe der Zeiten herausgebildet hatte. Drei Jahre später folgte Bach mit der ersten Aufführung der Johannes-Passion, nach weiteren fünf Jahren mit der Matthäus-Passion. Es bestanden nun längere Zeit hindurch zwei Arten von Passionsmusiken nebeneinander in Leipzig. Die altkirchliche Recitation

fand Palmsonntag und Charfreitag-Vormittag im Hauptgottesdienste statt, die Passionsmusik neueren Stils stets nur Charfreitag-Nachmittag im Vespergottesdienste, der um 1¼ Uhr begann und gewöhnlich anderthalb Stunden dauerte. Durch ein Werk, wie Bachs Matthäuspassion bereichert, dehnte er sich auf wenigstens vier Stunden aus. Man sieht leicht, daß die übrigen gottesdienstlichen Akte gewissermaßen nur den Rahmen bilden konnten und der eigentliche Kern des Gottesdienstes in der Musikaufführung selbst gelegen war.

Das deutsche Volk hat sich seit mehr als fünfzig Jahren die Kirchenmusik Bachs zurückgewonnen, und wenn auch nur erst zum Theil, wenn auch die Hauptmasse seiner herrlichen Kirchenkantaten ihm noch fremd geblieben ist — fest steht doch, daß nunmehr Bach nie wieder vergessen werden kann. Des innersten Wesens seiner Kunst sich immer mehr bewußt zu werden, wird eine Hauptaufgabe für uns und für die nachfolgenden Geschlechter sein. Hierher gehört auch die Auffassung der Passionsmusiken als einer besonderen, vom Oratorium wesentlich verschiedenen Kunstgattung. Was ich über dieselbe gesagt habe, hat Niemanden tadeln sollen, der noch an der früheren Auffassung festhält. Ich habe nur andeuten wollen, welches nach meiner bescheidenen Meinung der Weg ist, auf dem wir bis in den Kern dieser geheimnißvoll großen Kunstwerke vordringen können. Die Bachsche Passionsmusik einem wirklichen Gottesdienste wieder einzuverleiben, wird einstweilen an den meisten Orten eine Unmöglichkeit sein; würde doch selbst der Versuch, seine viel kürzeren, etwa zwanzig Minuten dauernden Kirchenkantaten in die Liturgie einzufügen, große Schwierigkeiten zu überwinden haben. Aber man könnte Mittel finden, sie dem Charfreitags-Gottesdienste anzuhängen. Und sollte auch dieses vor der Hand nicht angehen, so wäre wenigstens überall zu erstreben, daß man den Kirchenraum als Ort der Aufführung

wählte. Wohl weiß ich, daß dieses vielerwärts unmöglich ist: nicht häufig sind die Kirchen mit hinreichend geräumigen Orgelchören versehen, auch die Stimmung der Orgeln bereitet zuweilen Hindernisse. Aber die Ehrfurcht vor dem Gotteshause, welche auch der unkirchlich gesinnte nicht leicht verliert, bringt schon ein bedeutendes Theil der Stimmung zuwege, welche zur richtigen Würdigung Bachscher Musik die Vorbedingung ist. Voll veranlagt für eine solche ist freilich nur Der, welcher mit der Kirche in lebendigerem Zusammenhange steht, mit der Bedeutung ihrer Liturgie, mit der Bibel, mit den Choral-Melodien und -Texten vertraut ist.

Wer keine von all diesen Eigenschaften besitzt, wem auch die Passionen Bachs nicht im Kirchenraume entgegentönen, sondern im Konzertsaal — wir haben gewiß deren schöne und würdige —, dem dürfte es das Verständniß der Bachschen Wunderwerke erleichtern, wenn er sich dasjenige im Geiste ergänzen könnte, was fehlt und was eigentlich da sein müßte. Seine Phantasie mag einen unsichtbaren Tempel um ihn her erbauen und ihn selbst hineinversetzen in die Mitte einer Gemeinde, die sich zu Gott zu erheben sucht, indem sie das Leiden ihres Erlösers andachtsvoll sich vergegenwärtigt.

II.

Unter Bachs Schülern und zeitlichen Nachfolgern hat sich Niemand gefunden, der den Stil seiner Passionen, Messen, Kantaten fortsetzte. Es ist nach seinem Tode, als habe es diesen Stil nie gegeben. Wenn auch nach Erreichung einer höchsten Höhe ein rasches Absinken zur Tiefe nicht selten in der Geschichte beobachtet wird, so giebt es doch kaum ein zweites Beispiel für einen so jähen Absturz. Dieser ist aber nur in derjenigen Musik Bachs zu bemerken, die im engeren Sinne die

kirchliche heißen muß, in seiner Gesangsmusik also. Mit der Orgelkunst geht es zwar auch bergab, aber doch allmählich, noch durch mehr als zwei Generationen wirkt hier sein Geist nach. Und blickt man ins 17. Jahrhundert zurück auf Bachs Vorfahren in der Kunst, so ist es dieselbe Erscheinung. Mit der vor ihm in geistlicher Gesangsmusik herrschenden musikalischen Ausdrucksweise hat die seinige kaum etwas gemein, wogegen seine Orgelmusik mit der des 17. Jahrhunderts innigst zusammenhängt und klärlichst sich aus ihr entwickelt.

Bach ist nicht nur der mächtigste Ausdruck evangelischen Geistes in der Kunst, er ist auch der schärfste Abdruck der Besonderheiten desselben. Nach allen Seiten hin kann ich diesen Gedanken jetzt nicht verfolgen; aber eines sei hervorgehoben. Bezeichnend für die Entwickelung der evangelischen Kirchenmusik ist, so lange es eine solche überhaupt gegeben hat, immer der Mangel an Kontinuität gewesen. Wie Bach aus den Wellen der instrumentalen Fluth auftaucht und wieder in sie versinkt, ähnlich ist es auch mit anderen großen Meistern geschehen: mächtig hebt sich ihr Lebenswerk vor uns empor, aber wenn sie dahin sind, lassen sie scheinbar kein Erbe zurück, und die Nachlebenden müssen wieder von vorn anfangen. Offenbar hängt diese Erscheinung eng zusammen mit dem Wesen der evangelischen Konfession selbst: ist es doch das Recht der Persönlichkeit, was durch Luther auch dem göttlichen Wesen gegenüber geltend gemacht werden sollte. In der katholischen Kirche schiebt sich ein feststehender liturgischer Apparat zwischen Gott und Mensch; durch ihn müssen seine Andachtsäußerungen hindurchgehen, dadurch erhalten sie etwas typisches, und ein traditioneller Kunststil stellt sich leichter fest; es erscheint selbstverständlich, daß der Nachfolger vom Vorgänger lernt. Bei den Evangelischen könnte dies in seiner Art auch wohl der Fall sein, ohne daß das Grundprinzip ihrer Konfession verleugnet würde. Aber

bisher hat man wenig davon gespürt. Ich schicke diese Bemerkungen voraus, weil sie dazu beitragen können, das Schaffen eines Mannes wie Heinrich Schütz zu erklären. Von dessen Passionen und ihrem Gegensatz zu den Bachschen soll nun die Rede sein.

Mit Heinrich Schütz fängt erst die neueste Zeit an, sich wieder eifriger zu beschäftigen. In seinem Jahrhundert galt er unter den Deutschen als der größte. Er ist hundert Jahre älter als Bach; aber dieser Umstand war es nicht, der ihn dem Interesse der Gegenwart fernhielt, fing man doch an, mit viel älteren Meistern sich wieder vertraut zu machen. Weil das Jahrhundert des großen Krieges für die deutsche Kultur in allen anderen Zweigen eine Zeit kläglichster Gesunkenheit war, meinte man lange, daß von der Musik dasselbe gelte. Dies ist aber nicht der Fall, und daß wir das allmählich einsehen lernen, wird uns für das Verständniß unserer Geschichte sehr nützlich sein. In vielen Dingen eine Zeit der Verheißung, war jenes Jahrhundert doch in manchen schon eine Zeit der Erfüllung. Schütz selbst kann unter gewissen Gesichtspunkten als ein Vorgänger Bachs und Händels bezeichnet werden. Aber ebenso wichtig ist er durch das, was er absolut bedeutet.

Nur einer der beiden neuen Richtungen des 17. Jahrhunderts sehen wir Schütz folgen. Er erscheint vor uns ausschließlich als Gesangskomponist, und der Sologesang, sei es einer oder mehrer Stimmen, mit instrumentaler Begleitung wird von ihm bevorzugt. Doch weiß er nach venetianischem Muster auch mit den Massen umzugehen, durch farbige Abwechselung zwischen Massen- und Einzelgesang ein größeres Tonstück mannigfaltig zu gliedern. Opern oder opernartige Werke hat er verschiedene geschrieben, und wenn uns diese gleich verloren gegangen sind, so können wir doch aus anderen seiner Kompositionen ersehen, daß er ein großer musikalischer Dramatiker

war. Er hätte dieses nicht sein können, wäre er nicht zugleich ein sicher und fein empfindender Dichtergeist gewesen. Der geistlichen Musik anfänglich nicht überwiegend ergeben, vielmehr auch in den verschiedensten Formen weltlicher Tonkunst sein Genügen suchend, mußte er doch schon um des poetischen Nothstandes willen, der in Deutschland herrschte, sich mehr und mehr auf ein Gebiet zurückziehen, wo ihm Luthers Bibel und kräftige Kirchenlieder eine gediegenere Unterlage für seine Musik gewährten, als deutsche Operndichtungen, Madrigale und Villanellen. Die Kraft und Tiefe, die innige Religiosität seines Geistes zogen ihn ohnehin auf das geistliche Gebiet.

Als ich mir vorhin erlaubte, den Entwickelungsgang der Passionsmusiken bis zu Bachs Auftreten kurz anzudeuten, habe ich Schütz unerwähnt gelassen. In der That hat er hier als Vorgänger Bachs fast gar keine Bedeutung, und wenn wir in Bach den Vollender der Passion als Kunstgattung verehren, so entfällt von dem Verdienst, dieses historisch ermöglicht zu haben, auf Schütz ein verschwindend kleiner Theil. Dennoch ist unbestreitbar, daß seine Passionen nächst den Bachschen die größten Kunstwerke dieser Art sind, die die deutsche Tonkunst besitzt. Zwei geniale Komponisten widmen nacheinander ihre Kraft derselben Kunstform, aber in so gründlich verschiedener Weise, daß der jüngere außer jedem Zusammenhang mit dem älteren verbleibt. Das ist die individualistische Art evangelischer Kirchenmusiker!

Es ist besser, wenn man bei Schütz nicht nur von den Passionen, sondern allgemeiner von seinen evangelischen „Historien“ spricht. Neben den Werken, welche die Leidensgeschichte ganz oder theilweise abhandeln, stehen solche, die sich mit der Oster- und Weihnachtsgeschichte befassen. Hier liegt derselbe kirchliche Gebrauch zu Grunde wie dort. Aber die Kunstwerke, welche sich aus ihm entwickeln, sind nicht gleichen Wesens, und eine

Vergleichung derselben unter sich erleichtert es, in die Tiefe ihrer Besonderheiten einzudringen. Als Achtunddreißigjähriger ließ Schütz 1623 eine Auferstehungs-„Historie" in Druck ausgehen, 1664 erschien von ihm eine Weihnachts-„Historie"; von einem Ausschnitt der Passionsgeschichte, den „Sieben Worten Christi am Kreuz", kennen wir die Entstehungszeit nicht. Erst im hohen Alter wandte er sich der Komposition vollständiger Passionen zu. Sicher überliefert sind uns seine Passionen nach Matthäus, Lukas und Johannes, deren erste er 1666 geschrieben hat, deren letzte schon in einer Handschrift von 1665 vorliegt. Eine Markus-Passion halte ich für unecht; sie scheint von einem Komponisten aus dem Ende des 17. Jahrhunderts herzurühren. Auch wird uns ausdrücklich und glaubwürdig überliefert, daß Schütz nur drei, nicht vier Passionen in Musik gesetzt habe, und nur der Vortrag der Leidensgeschichte nach Matthäus, Lukas und Johannes war am kursächsischen Hofe zu Dresden, wo Schütz als Kapellmeister wirkte, üblich.

Die geistliche Gesangsmusik des 17. Jahrhunderts erscheint in zwei Hauptgattungen. Man kann sie die motettenhafte und die konzertmäßige nennen. Jene ist konservativer, diese fortschrittlicher Art, jene steht dem Kirchlichen, diese dem Weltlichen näher. Der mehrstimmige unbegleitete Gesang, welchen wir in der Motette finden, war im 16. Jahrhundert kein Monopol der Kirche; er war, wenn er auch in der Kirche seine weiteste Ausbildung erfuhr und an eine besondere Art kirchlicher Melodik mehr oder weniger gebunden war, doch der allgemeine Musikstil der ganzen Zeit. Jenen besonderen Duft, der ausschließlich kirchliche Ideenassociationen weckte, fing er erst dann auszuströmen an, als sich ihm im dramatischen Sologesang eine neue Kraft entgegensetzte, die ganz und gar auf weltlichem Boden fußte. Der Sologesang fand seinen Wirkungskreis außer in der Oper und dem Oratorium eben in dem, was man damals geistliches

Konzert zu nennen pflegte: der Name bedeutete noch nicht, wie heute, eine Instrumental-Komposition, sondern ein Stück, das durch leidenschaftlicheres Gegeneinanderwirken verschiedener musikalischer Organe, allerdings unter selbständiger Theilnahme instrumentaler Mächte, charakterisirt wurde.

Der unablässige Widerstreit zwischen Alt und Neu ist es, was der Musik des 17. Jahrhunderts jenen romantischen Charakter aufdrückt, der sie so anziehend, aber auch oft so schwer verständlich macht. Ein Gebiet, um das der ernsteste Kampf entbrennt, ist das der Tonalität. Von den Zeiten des Mittelalters her hatte die Kirche ihre eigenen Tonarten besessen und in ihnen das wirksamste Mittel, einen besonderen kirchlichen Musikstil auszubilden. Diese Tonarten stimmen weder mit unserem Dur noch unserem Moll überein, was auch für den Laien leicht verständlich wird, wenn er sich vorstellt, daß Dur und Moll ihren Charakter durch die Zusammenklänge oder Harmonien oder Accorde erhalten, als deren Elemente die einzelnen Töne der Tonleiter empfunden werden, während die alte Zeit die Melodien ohne diese Nebenbeziehungen bildete und rein an sich betrachtete. Was in diesem Falle das Unterscheidende ihres Wesens ausmacht, beruht auf den Beziehungen, in die die Töne der Melodien zu einem Haupt- oder Grundton und gewissen Nebentönen gesetzt werden; indem die Gänge zu diesen Tönen häufig und mit Bedeutsamkeit zurückkehren, entstehen Gebilde besonderen und höchst ausdrucksfähigen Charakters. Streng genommen, könnten alle sieben Töne der Oktave Grundtöne solcher Tonarten werden; gut geeignet sind dazu aber nur sechs. Unter ihnen sind wieder zwei, deren Tonarten die genannte harmonische Auffassung am ungezwungensten zulassen. Aus ihnen, die von jeher den Kirchentonarten im engeren Sinne nicht zugehört haben, gehen die modernen beiden Tonarten hervor. Die anderen vier haben sich zwar der Mehrstimmigkeit ebenfalls anbequemen

müssen. Aber ein innerer Widerspruch zwischen dieser und dem weltlichen Wesen der vier Tonarten wird niemals ganz überwunden.

Als Bach lebte und wirkte, war der Streit zwischen den beiden Mächten schon entschieden: die zwei hatten es über die vier davongetragen. Fortan diente, was die letzteren eigenthümliches besaßen, wohl noch als frei verwendbares Schmuck- und Charakterisirungsmittel, als lebendig fortwirkende, selbständige Wesen bestanden sie nicht mehr. Damit waren die Grundpfeiler einer vielhundertjährigen kirchlichen Tonkunst zertrümmert. Sollte eine solche wieder erstehen, so mußte es auf anderer Basis geschehen. Hier hat es sich denn gezeigt, wieviel schaffenskräftiger die protestantische Kirche war als die katholische. Bach fand eine solche neue Basis, die Katholiken nicht. Sie zeigen zwar vom 17. Jahrhundert an auch einen neuen Stil, aber er ist vom außerkirchlichen nicht wesentlich und nur in äußerlicheren Dingen verschieden. Dagegen muß wieder eingeräumt werden, daß bei den Katholiken auch in dieser Lage die Tradition hülfreich eintrat und, soweit es überhaupt möglich war, die im Wesen der Sache liegenden Mängel ausglich.

Schütz dagegen steht noch inmitten des Kampfes. Der Riß, welcher damals die Musikwelt zerklüftete, geht auch durch seine eigene künstlerische Persönlichkeit. Grade daß dies der Fall war, und daß er dabei doch die Kraft bewies, einen originellen, mächtigen Ideengehalt in Formen auszuprägen, die sich vollständig mit ihm decken, macht seine unvergängliche Größe aus. Auch durch seine „Historien" zieht sich der Riß; ein Theil derselben betont das Alte, der andere das Neue stärker, oder, um eine zuvor gemachte Unterscheidung auf sie anzuwenden: die einen haben mehr konzertirenden, die anderen mehr Motetten-Stil. Konzertirend sind die Weihnachts- und Oster-Historie und die „Sieben Worte". Der alte Brauch, den evangelischen Text

in Rollen zu vertheilen und so absingen zu lassen, ist zwar nicht aufgegeben, aber dem Gesange ist eine nicht nur materiell verstärkende, sondern selbständig mitwirkende Instrumentalbegleitung unter- und umgelegt. Die Aeußerungen der redend eingeführten Personen sind von leidenschaftlicher Lebendigkeit, reich mit jenen scharfen Accenten, kühnen Tonschritten und verwegenen Harmonienfolgen ausgestattet, in denen sich der gleichsam neu entdeckte dramatische Sologesang gefiel. Um die musikalischen Gegensätze zu heben und dadurch das Gefühl stärker zu erregen, werden in der Auferstehungs-Historie oft die Reden einzelner Personen mehrstimmig gesetzt. Der recitirende Gesang des Erzählers will zwar den Zusammenhang mit dem einfachen kirchlichen Lektionsgesange nicht ganz aufgeben, entfernt sich aber unaufhörlich von demselben und schildert in malerischen Gängen Bewegungsvorstellungen, die der Text erregt. Noch beschränken sich diese konzertirenden Historien auf den biblischen Bericht, den sie höchstens durch Gebet oder fromme Betrachtungen umrahmen. Arienartige Gesänge, die aus den Thatsachen die lyrischen Nutzanwendungen ziehen, sind erst eine Errungenschaft des ausgehenden Jahrhunderts. Aber wir treten doch mit ihnen auf den Weg, der endlich zu jenem Gemenge unverbundener Elemente führte, das Bach von neuem in den Schmelztiegel nehmen mußte, um etwas einheitliches zu schaffen. In Italien, von wo die ganze Bewegung ausging, bildete sich als Hauptform des konzertirenden Stils allmählich das Oratorium heraus.

Sehen wir dagegen nun Schützens Passionen an, so finden wir weder mitwirkende Instrumente, noch leidenschaftlichen, kunstvoll geführten Sologesang der redenden Personen, noch die malerische Buntheit des Erzählers. Mehrstimmige Sätze treten nur da ein, wo die Beschaffenheit des biblischen Berichtes sie fordert. Außerdem steht je ein kurzer ankündigender Chorsatz an der

Spitze, ein betender oder betrachtender in etwas reicherer Ausführung am Schluß. Es scheint, als befänden wir uns ganz auf dem Boden der alten simpeln Passionsmusiken, in denen das Hauptgewicht auf einer weithin verständlichen Verkündigung der biblischen Erzählung gelegen war, die eben darum gesungen und nicht gesprochen wurde, weil der Ton weiter trägt als der Sprechlaut, und der von mehrstimmiger Musik grade nur soviel beigemischt wurde, um den liturgischen Akt nicht gänzlich ohne einen gewissen Kunstreiz zu lassen. In Wahrheit aber verhält es sich ganz anders. Es giebt zwei Prüfsteine höchster Künstlermeisterschaft. Der eine ist: mit geringen Mitteln großes bewirken. Der andere: alle Zufälligkeiten, die einer Kunstform infolge ihrer Entstehung aus praktischen Bedürfnissen anhaften, dergestalt in künstlerischem Sinne ausnutzen, daß sie nun nicht mehr als Zufälligkeiten erscheinen, sondern als zum Kunstganzen nothwendig gehörige Bestandtheile. Nach beiden Richtungen hin bestehen Schützens Matthäus-, Lukas- und Johannes-Passion die Probe aufs glänzendste. Da er sie am Ende seines langen Lebens schrieb, so hat man gemeint, er sei auf seine alten Tage von den Neuerungen und vermeintlichen Ausschreitungen des konzertirenden Stils zurückgekommen, habe ihn — wenigstens solchen Aufgaben gegenüber — als eine Verirrung erkannt. Die Unrichtigkeit dieser Annahme geht schon daraus hervor, daß er unmittelbar vor der Johannes- und Matthäus-Passion (1665 und 1666) die konzertirende Weihnachts-Historie erscheinen ließ (1664). Aber er hatte erkannt, daß einerseits die alte Form elastisch genug war, um die Ausdrucksmittel einer neuen Kunst in sich aufzunehmen, ohne durch sie gesprengt zu werden, daß aber andererseits auch eine stärkere Betonung gewisser schon im Schwinden begriffener Eigenschaften derselben erfordert werde, um ein harmonisches Gleichgewicht zu erzielen.

Nicht einen zagen Rückschritt, sondern einen besonnenen und bewußten Fortschritt bedeuten seine Passionen, einen solchen allerdings, der nur der höchsten künstlerischen Reife gelingen konnte, der aber nun dahin geführt hat, daß wir in diesen Passionen abschließende, erschöpfende Kunstwerke besitzen, die dem Wandel der Zeit nicht unterworfen sind.

Der einstimmige, taktlos recitirende Gesang, welcher den weitaus größten Theil der Passionen ausmacht, ist nicht der altkirchliche Lektionston, aber auch nicht das dramatische Recitativ jener Zeit. Er ist ein aus der Verbindung beider hervorgegangenes Neues; sowohl an jenen wie an dieses wird man stets erinnert, aber so, wie Züge der Kinder die Erinnerung an die Eltern wecken. Die Neigung zu plastischem Tonausdrucke, die in den konzertirenden Historien sich gütlich that, ist in die gebührenden Schranken gewiesen. Die Reden der handelnden Personen heben sich nicht durch taktmäßig komponirte, in sich abgeschlossene Tonsätze gegen die Recitation des Erzählers ab. Es bleibt dieselbe Grundweise des Gesanges bestehen; dennoch hat der Komponist Mittel gefunden, uns die verschiedenen Charaktere mit dramatischer Energie vorzuführen — vielleicht die bewunderungswürdigste Seite dieser Werke. Alle Empfindungen, die zum Ausdruck kommen, sind nicht Mitempfindungen der theilnehmenden Christenheit, sondern strömen aus dem Innern der Menschen, welche die Ereignisse erleben. Der Gesang entbehrt jeder instrumentalen Begleitung, aber manchmal ist es, als hörte man sie gleichsam mit innerem Ohr: er trägt sie in sich, wo es nothwendig ist, und schreitet an andern Stellen wieder so, daß man an keinerlei Begleitung denken kann. Die mehrstimmigen Sätze, welche Aeußerungen handelnder Personen darstellen, sind in Uebereinstimmung mit dem Einzelgesang durchaus dramatisch empfunden. Demgemäß sind sie kurz, gedrängt, energisch, mit frappanten Einzelzügen ausgestattet, kunstvoll gesetzt, aber doch, wenn

man sie mit selbständigen Motetten des Meisters vergleicht, bemerklich einfacher im Stil, um nicht zu stark aus den einstimmigen Partien herauszutreten.

Schützens dramatische Auffassung der Passionshandlung könnte Bedenken erregen; kirchliche Musik darf nicht dramatisch sein. Der dramatische Komponist läßt mit gleicher Theilnahme sein Auge ruhen auf Gerechten und Ungerechten, ihm muß der Verräther Judas gleich nahe stehen, wie der unschuldig leidende Heiland. Der Kirche aber ist die Passionsgeschichte nur wichtig durch das, was sie für die Christenheit bedeutet; als Drama mag sie auch den Heiden, Juden und Mohammedaner ergreifen, der Kirche gehört sie in einem besonderen Sinne. Aber Schütz hat dies auch nicht verkennen wollen; sind doch die Einleitungs- und Schlußchöre da. Unter dem Klange jener öffnen sich gleichsam die Kirchenpforten, die Stimmung des geheiligten Raumes bemächtigt sich unser und dient den Eindrücken als Untergrund, die wir von der lebhaft vorgeführten Handlung empfangen. Und wenn gleichsam der Vorhang gefallen ist, dann fassen Chöre voll tiefster innigster Bewegung und hohen Ernstes den gehabten Eindruck zusammen und ziehen die Summe des Erlebten in seiner Anwendung auf die christliche Gemeinschaft. Dem Mottettenstile, der sich in diesen Chören aufs Schönste entfaltet, haftet auch schon an sich eine starke kirchliche Stimmung an in dieser Zeit. Freilich würde dieses für den Zweck nicht genügen. Schütz hat auch die Motette mit modernen Elementen stark versetzt, manchmal so stark, daß dadurch ihre im 16. Jahrhundert gewonnene klassische Gestalt in Zerfall zu gerathen droht. Wenn er später mit feinem Geschmack die richtige Mitte zwischen Altem und Neuem zu finden wußte und so die Gattung der Motette in alter Würde zu neuer Schönheit erstehen ließ, so konnte ihm doch nicht verborgen bleiben, daß dieses Mittel allein nicht Wirkung genug thue, um die berechtigten Ansprüche

an kirchlichen Kunststil zu befriedigen. Dieser ist denn auch hauptsächlich in etwas ganz anderm gelegen.

Daß der Einzelgesang in den Passionen eine Mischung sei aus altkirchlich liturgischer Art und modernem Recitativ, hatte ich ausgesprochen. Eins aber ist ihm zu eigen gegeben, was auf Schritt und Tritt den kirchlichen Grundcharakter betont: die Begleitungslosigkeit. Einstimmiger deklamatorischer Gesang, der ganz und gar nur aus sich allein verständlich ist, war seit Jahrhunderten eine ausschließlich der Kirche zugehörige Kunstform und dadurch mit ihrem Wesen fest zusammengewachsen. Grade im 17. Jahrhundert mußte dieser begleitungslose Gesang seinen kirchlichen Charakter um so schärfer hervorkehren, als eine Haupteigenschaft des damals neu erfundenen weltlichen Recitationsgesanges eben eine besondere Art instrumentaler Begleitung war. Dasjenige, was man Generalbaß nennt, ist gleichzeitig mit dieser neuen Erfindung aufgekommen: ein mit Grundtönen unter dem Gesange hergehender Klavier-, Orgel- oder Lautenbaß, zu dem Accorde angeschlagen wurden, welche dem Gesange Halt und Richtung gaben und kühnere Bewegung ermöglichten. An dem Generalbasse hatte die musikalische Welt in Italien wie in Deutschland solches Gefallen gefunden, daß man schon gar keine Musik mehr ohne einen solchen hören wollte; selbst bei Werken, deren innerem Wesen der Generalbaß widerstrebte, wie eben bei Motetten, war Schütz gezwungen gewesen, dem Verlangen des Publikums soweit nachzugeben, daß er ihn wenigstens zur beliebigen Benutzung beifügte. Man stelle sich vor, von welch' eindringer Wirkung grade jetzt ein Gesang sein mußte, der ohne Grundbaß einherschritt, einen solchen auch nirgends vermissen ließ und der — was die Hauptsache ist — nicht aus kirchlich überlieferten und bekannten Tonreihen bestand, sondern eine neue Komposition, die That eines frei schaffenden Künstlers war.

Dieser Gesang nun und überhaupt die gesamte Musik

eines jeden der drei Schützschen Werke ist zudem auf das sorgfältigste in je einer bestimmten Kirchentonart abgefaßt. Die Matthäus-Passion steht in der ersten, der sogenannten dorischen, die Lukas-Passion in der dritten, lydischen, die Johannes-Passion in der zweiten, der phrygischen, Tonart. Dies geschah zu einer Zeit, da die Kirchentonarten zwar in altüberlieferten Melodien noch fortbestanden, aber aus der Praxis zu verschwinden anfingen und das Gefühl für ihre Reinheit schon verwirrt war. Die Wirkung mußte wiederum eine schlagende sein. Schütz nutzte den Umstand, daß er inmitten zweier streitenden Bewegungen lebte und schuf, erfinderisch zu seinem Vortheil aus. Es wäre ihm dies unmöglich gewesen, hätte er nur in den Bewegungen gestanden und nicht zugleich auch über ihnen. Er war ein Herrscher in seinem Reich; die geschichtlichen Mächte hatten nicht völlige Gewalt über ihn, sie waren ihm auch dienstbar. Ihm war die Zeit der Kirchentonarten noch nicht so fern getreten, daß er sich ihr Wesen nicht hätte innerlichst aneignen können, andererseits befand er sich doch schon so weit außerhalb ihres Bereichs, daß sie nicht volle Macht mehr über sein musikalisches Empfinden besaßen. Durch dieses eigenthümliche Verhältniß wurde ihm ein Werk ermöglicht, wie seine mehrstimmigen Tonsätze zu den Psalmübertragungen Cornelius Beckers, in welchen sich Kompositionen ausgeprägtester Kirchentonalität neben solchen finden, in denen sie mehr nur anklingt, und solchen, die ganz modernen Charakter haben, und die doch alle von derselben Natürlichkeit und inneren Wahrheit sind. Diesem Verhältniß verdankt er auch die Fähigkeit, seinen Passionen, so voll sie sind von modern dramatischem Leben, doch von Grund aus eine kirchliche Farbe zu geben. Wie überlegen er mit den Kirchentonarten als reinen Kunstmitteln schaltet, wie absichtlich bewußt er sie gebraucht, zeigt sich am deutlichsten in der Lukas-Passion. Die lydische Tonart ist

schwierig zu behandeln wegen ihrer vierten Stufe, die ein unharmonisches Intervall zum Grundton bildet. Seit langem bestand daher für die Komponisten das Gewohnheitsrecht, die vierte Stufe nach Gefallen zu erniedrigen, wodurch dann zwar eine reine Quarte erzielt, die Tonart aber auch zu einem gewöhnlich Dur wurde. Unter diesen Umständen hätte Schütz neben der dorischen und phrygischen gerade die lydische Tonart sicherlich nicht gewählt, wenn er sie nicht für eine ganz besondere Kunstwirkung hätte ausnutzen wollen. Dies ist denn in der That geschehen, weniger in den Partien des recitirenden Einzelgesangs, die sich mit unharmonischer vierter Stufe auf lange Strecken hin fließend und ungezwungen wohl nicht gestalten ließen, als in den Chören. In ihnen wird mit größter Meisterschaft, aber auch unverkennbarer Geflissentlichkeit die Erniedrigung der vierten Stufe umgangen und dadurch ein musikalischer Ausdruck von unvergleichlicher Eigenart erreicht.

Dagegen mag es auffallen, daß er zum Zweck der Stilisirung seiner Passionen den Gemeindechoral fast gar nicht verwendet. Dem Brauch, an gewissen Hauptabschnitten den Vortrag der Historie zu unterbrechen und die Gemeinde mit einem passenden Liede betrachtend eintreten zu lassen, mag auch Schütz sich gefügt haben, obgleich keinerlei äußere Anzeichen darauf hindeuten. Aber das wäre für unsere Frage von keinem Belang, die sich auf die organische Gestaltung eines einheitlichen Kunstwerks richtet; eine solche wird nicht durch Einschaltungen gefördert, welche aus Erfindungen fremder Komponisten bestehen; will der Künstler solche verwenden, so muß er sie selbständig verarbeiten und in den eigenen Stil einschmelzen. Ein einziges Mal, am Schlusse der Johannes-Passion, hat Schütz die Melodie eines Passionsliedes nach älterer Weise motettenartig behandelt. Daß er diesem Verfahren keine grundsätzliche Bedeutung beilegte, geht daraus hervor, daß er zu den Schlußgesängen der anderen

Passionen wohl die Texte von Kirchenliedern benutzte, aber ihre Melodien unberücksichtigt ließ.

Indessen darf nicht übersehen werden, daß die Bedeutung, welche der evangelische Choral für das kirchliche Empfinden hatte, zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene war. Als Schütz wirkte, befanden sich die Evangelischen zwar schon im Besitze eines beträchtlichen Schatzes kirchlicher Volksgesänge, er wurde aber noch fortwährend gemehrt durch Neuerfindungen sowohl als durch Herübernahme aus dem weltlichen Volkslied, wie denn andererseits auch viele Choräle auftauchten, die gar nicht dazu kamen, wirkliche Volksgesänge zu werden, sondern nach kurzer Zeit wieder aus dem Gebrauche verschwanden. Das ganze Choralwesen befand sich damals noch im Fließen und Werden, während es doch erst dann, wenn es zu einer festen Erscheinung geronnen war, jene typische Bedeutung annehmen konnte, die der recitirende liturgische Gesang, der sogenannte gregorianische Choral, seit langem besaß. Hundert Jahre später hatte sich dies Verhältniß geändert. Der Quell des Volksliedes war mehr und mehr versiegt; was man in der Kirche sang, daran war man nicht mehr betheiligt mit der Empfindung des gleichsam Mitschaffenden, es erschien mehr als eine von der Kirche fertig dargebotene Ausdrucksform. In dieser Lage der Dinge konnten die evangelischen Choräle zu kirchlichen Symbolen werden und als solche den Kern einer kunstvoll ausgeführten Kirchenmusik bilden. Schütz aber hatte dieses Mittel noch nicht zur Verfügung.

Kaum möchte es je sonst vorgekommen sein, daß im Verlaufe einer verhältnißmäßig kurzen Zeit von zwei Komponisten gleichen Volksstammes Werke derselben Gattung zu demselben Zwecke geschaffen wurden, welche in allen und jeden Beziehungen so diametrale Gegensätze bilden, wie die Bachschen und Schützschen Passionen. Bach enthält sich jeder Benutzung gregorianischen

Gesanges, jeder, auch der leisesten Anlehnung an ihn, stellt dagegen das evangelische Volkslied als mächtigen Pfeiler in die Mitte, um den sich sein ganzes Kunstwerk aufrankt. Schütz thut in beiden Punkten das Gegentheil. Bach zieht das gesamte Instrumentalwesen seiner Zeit zur Mitwirkung herbei; er geht hierin weiter als irgend ein anderer Komponist: kaum giebt es irgend ein, wenn auch noch so seltenes und apartes Instrument, dem er nicht einmal in seiner Kirchenmusik irgend eine wichtige Rolle übertragen hätte. Mehr als das noch: er nimmt den Stil und die Formen der Musik der Orgel geradezu zur Grundlage seines Schaffens. Schütz schließt jedes Instrument aus und geht in der Hervorkehrung des reinen Gesangstils so weit, daß er eine Art der einstimmigen Melodik herrschen läßt, deren innerstem Wesen auch die bescheidenste Betheiligung eines instrumentalen Grundbasses zuwiderläuft. Bach bringt alle in dem gesamten Bereich der geistlichen und weltlichen Tonkunst bestehenden Kunstformen zur Verwendung, ein Makrokosmus ungeheuerster Formenfülle thut sich auf, auch die Dichtkunst muß heran und alles beisteuern, was sie an Substraten für die Musik besitzt. Seine Passionen wachsen daher zu einem Umfange aus, der das Maß menschlicher Aufnahmefähigkeit fast überschreitet. Schütz drängt die seinigen auf das knappste Zeitmaß zusammen, beschränkt sich ganz auf recitirenden Einzelgesang und Motettenform und läßt bei letzterer überdies geflissentlich die größte Einfachheit walten. Bach steht zu seinem Gegenstande als Lyriker; erstes und letztes ist ihm die kirchliche Andacht, die theilnehmende Mitempfindung der Christenheit an den berichteten Ereignissen. Schütz läßt als Dramatiker Handlung und Handelnde zunächst durch sich selbst wirken. Man kann es als symbolisch für den zwischen Schütz und Bach bestehenden Gegensatz bezeichnen, daß sogar die Plätze, von denen aus sie in der Kirche ihre Werke ertönen lassen wollen, einander wie

West und Ost gegenüber liegen. Bach wirkt vom Chor der Orgel aus. Hier, gleichsam am Quell seiner Kunst, stellt er seine Sänger und Instrumentisten auf und läßt ihren vereinigten Schall, das ganze Haus erfüllend, über den Häuptern der versammelten Gemeinde hinwogen. Auf dem Chor vor dem Altare dagegen hat man sich die singenden Personen Schützens zu denken, um das Lektionspult herum im Halbkreis aufgestellt, etwas erhöht auf dem Pulte selbst den Erzähler, zunächst hinter ihm die dramatischen Personen, im zweiten Gliede den Chor in mäßiger Besetzung, 12 bis 16 im ganzen etwa. Der Erzähler recitirt aus einem Buch, die anderen singen womöglich auswendig, um sich dem Schein der Lebenswahrheit noch mehr anzunähern. Sie singen, wie sie im Leben sprechen würden, mit natürlicher Recitation, affektvoll, ein Jeder aus seinem Charakter heraus.

Wir wissen nicht, ob Schütz seine Passionen je gehört und so gehört hat, wie ich ihren Vortrag eben ausmale. Werden wir sie hören? Wird es gelingen, sie dem lebendigen Besitze des deutschen Volkes hinzuzufügen? Die günstigen Erfahrungen, die unser Jahrhundert an Bachs Werken gemacht hat, dürfen uns doch in Betreff Schützens nicht vertrauensselig stimmen. Die Einfachheit ihrer äußerlichen Erscheinung, die große Enthaltsamkeit, die der Komponist in der Anwendung der musikalischen Mittel geübt hat, widersprechen offenbar dem Zuge unserer im materiellen Uebermaß schwelgenden Zeit. Jedoch ließe sich denken, daß hier ein Rückschlag einträte, der Schütz zu Gute käme. Unsere großen Oratorien-Chorvereine sind gewiß nicht die geeigneten Organe für die Wiederbelebung der Schützschen Passionen. Aber es ist die Frage, ob sie die herrschende Stellung behaupten werden, die sie bisher im musikalischen Leben eingenommen haben. Manche Anzeichen deuten darauf hin, daß dies nicht der Fall sein dürfte, und daß im 20. Jahr-

hundert vielleicht jene alte Praxis wieder stärkere Gewalt gewinnt, nach welcher die Gesangschöre aus einer nur kleinen Anzahl von Zusammenwirkenden gebildet werden, deren jeder aber künstlerisch vorzüglich geschult sein muß. Damit wäre eine wichtige Vorbedingung gegeben; derartige Chöre würden sich eine so eigenartige, gerade durch ihr fremdes Wesen lockende Aufgabe nicht entgehen lassen, und ob man dann auch den letzten Schritt zu thun sich getrieben fühlte, diese Passionen wieder der evangelischen Liturgie einzuverleiben, würde sich ja finden.

Ein Anfang ist schon gemacht. Am Rhein und in anderen Gegenden Westdeutschlands ist eine Bewegung für Schütz und namentlich dessen Passionen entstanden, welche mit den Bestrebungen für musikalische Bereicherung der evangelischen Liturgie im Zusammenhang steht. Die schöne Begeisterung der Führer hat ihre Wirkung nicht verfehlt; Schütz beginnt in gewissen Kreisen schon eine etwas vertrautere Persönlichkeit zu werden. Die Passionen in ihrer originalen Gestalt aufzuführen, hat man bis jetzt nicht gewagt, sondern ihnen eine instrumentale Begleitung hinzugefügt. Durch sie wird zwar das Ganze abwechselungsreicher und dem heutigen Geschmacke etwas näher gebracht. Aber meine Ausführungen dürften auch gezeigt haben, daß auf diese Weise eine der bezeichnendsten und stilistisch wichtigsten Eigenschaften der Passionen getilgt wird. Ich weiß sehr wohl: in vielen Lagen kommt es zunächst darauf an, daß überhaupt etwas geschieht. Ist ein großer Künstler ganz vergessen gewesen, so gilt es vor allem, wieder Interesse für ihn zu erwecken. Händels Oratorien glaubte man bearbeiten zu müssen, schon als sie kaum dreißig Jahre nach seinem Tode in Wien zur Aufführung kommen sollten, da Händel doch gewiß noch nicht vergessen war. Bei der Wiederbelebung Bachs im Anfang unseres Jahrhunderts hat man sich in den Mitteln

vielfach vergriffen, seine Kompositionen einer von Händels Werken eingegebenen schiefen Beurtheilung unterzogen, auch mit Rücksicht auf die Empfindlichkeit der Hörer an ihnen geändert. Aber das Hauptziel, Begeisterung für sie zu wecken, wurde erreicht, und die Fehler, die gemacht worden waren, ließen sich in der Folgezeit mehr und mehr verbessern. Immerhin möchte ich nicht ungesagt sein lassen, daß für die Vorstellung, welche man von einem Kunstwerke gewinnt, der erste Eindruck desselben für lange Zeit entscheidend zu sein pflegt, daß somit auch das Unrichtige seiner Ausführung sich tiefer festsetzt, wohl gar als Eigenthümlichkeit und Vorzug desselben angesehen wird. Wir haben in dieser Beziehung Erfahrungen sammeln können bei Bach und Händel, die man sich bei Schütz zu Nutze machen sollte. Eine Aufführung seiner Passionen im Sinne ihres Schöpfers steht also noch aus. Wir erhoffen sie von Denen, die sich des alten Meisters bisher schon so erfolgreich angenommen haben. Es wäre eine That, die unser Musikleben vielleicht durch eine überraschende künstlerische Offenbarung bereichern würde. Und welche Folgen sie nach sich ziehen könnte, wäre unberechenbar.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Das Konservatorium der Musik zu Hamburg.

Seine Entstehung, Entwickelung und Organisation.
Mit einer Abhandlung
Von **Dr. Hugo Riemann.**
Die Phrasirung im musikalischen Elementarunterricht.
Preis Mk. 1.—.

— — — eine für alle Musikfreunde interessante Broschüre. Der Broschüre ist eine interessante Abhandlung des bekannten Dr. Hugo Riemann, Lehrer an der Musikhochschule, über die Phrasirung im musikalischen Elementarunterricht beigegeben. Auch eine Schülerliste ist dem gut ausgestatteten Werkchen, welches 1 Mk. kostet, in dankenswerther Weise angefügt. Man wird in der Liste manche Namen bekannter und beliebter Künstler finden. (Kieler Ztg.)

Wir möchten die Lektüre dieser aus der Erfahrung eines gedankenreichen Lehrers geschöpften Winke Jedem empfehlen, der sich über die Mittel, sie zu erfüllen, Klarheit verschaffen will. (Neue Musikzeitung.)

Elementar-Musiklehre von **Dr. Hugo Riemann.** Eleg. geh. Mk. 1.60.
Allen Musikern, Lehrern der Musik und Musik-Instituten empfohlen.

Der Umstand, daß dies Lehrbuch am Konservatorium in Hamburg eingeführt wurde, ist wohl Beweis genug für seine Vortrefflichkeit; allen Lehrern sei es deshalb angelegentlich empfohlen. (Deutsche Militär-Musiker-Zeitung.)

Die kleine Musiklehre ist für die Unterweisung in den ersten Elementen der Musik bestimmt. Sie scheidet alles aus oder verschiebt für später, was nach des Verfassers Ansicht für die ersten Anfangsgründe entbehrlich ist; andererseits geht sie etwas weiter als sonst üblich, indem sie auch die Grundbegriffe metrischer Bildungen dem Verständniß nahe rückt und auf das Studium der Harmonielehre im Sinne der Hauptmannschen Schule vorbereitet. Wir empfehlen das kleine Büchlein allgemeinster Beachtung. (Neue Berliner Musikzeitung.)

Neue Schule der Melodik. Entwurf einer Lehre des Kontrapunkts nach einer gänzlich neuen Methode von **Dr. Hugo Riemann.** Elegant geh. Mk. 4.50.

Beide Werke („Neue Schule der Melodik" und „Elementar-Musiklehre" dess. Verf.) bahnen neue Wege an und sind mit einer ungeheuren Sachkenntniß die behandelten Stoffe dargestellt. Besonders ist es das erste Werk, das unseren ganzen Beifall findet. Für Musikschulen sehr geeignet. (Aufsätze über musikal. Tagesfragen.)

Theater.

Sämtliche dramatische Werke.
Von **Hans Hopfen.**
Elegant geheftet Mk. 4.—, in Liebhaber-Einband gebunden Mk. 5.—.

System der
Harmonielehre.
Von
Karl G. P. Grädener.
Preis Mk. 4.50.

Kurzgefasste
Harmonielehre
für den Schulgebrauch.
Von
Max Zoder.
Preis geh. Mk. 1.80, geb. Mk. 2.30.

Die bekannten „Harmonielehren von Grädener und Zoder" sind auf vielen Konservatorien der Musik Deutschlands eingeführt und ihrer leicht fassbaren Methode wegen sehr geschätzt.

Der Naturalismus in der Kunst.

Von
Dr. August Reißmann.
Preis Mk. 1.60.

Die Passionsmusiken
von
Sebastian Bach und Heinrich Schütz.

Von

Philipp Spitta
Professor in Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

5924.60

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Achte Serie
(Heft 169—192 umfassend).

Heft 177.

BOSTON PUBLIC LIBRARY
SEP 27 1893
REC'D

Das Weltbuch Sebastian Francks.

Die erste allgemeine Geographie in deutscher Sprache.

Von
J. Löwenberg
in Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung, der auch die vorliegende Arbeit angehört, besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung" erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Forschungen und Erlebnisse
im „Dunkelsten Afrika".

Geschichte der Nachhut der Emin-Pascha-Entsatz-Expedition

von

James S. Jameson

Naturforscher der Expedition.

Nach dessen Tode herausgegeben von Frau J. S. Jameson.

Mit einem Bildniß des Verfassers,
einer Karte und 98 Illustrationen nach Zeichnungen des Verfassers.

Autorisirte Uebersetzung von **E. Oppert.**

Gr. 8°. Preis geh. Mk. 10.—, in elegantem Original-Einband Mk. 12.—.

Das vorliegende Buch enthält sehr reizvolle Schilderungen der durchreisten Gegenden und ihrer Bewohner, sowie des Verkehrs des Verfassers mit den Herren dieses Theiles von Mittelafrika, den Arabern, vor allem mit dem bedeutendsten und bekanntesten derselben, dem berüchtigten Tippu-Tip. Auch seine naturwissenschaftlichen Forschungen ergeben manch beachtenswerthes Resultat. So reiht sich dieses mit 98 Illustrationen und einer Karte versehene, gut ausgestattete Buch würdig den anderen neuen Afrika-Werken an und sichert sich einen ehrenvollen Platz in der Litteratur über den dunklen Welttheil. Buschmann.

Die interessanten Schilderungen der Scenerie und Menschen, der Fauna und Flora machen das Werk zu einem der spannendsten Bücher über den dunkeln Erdtheil
(Neue Preuß. (†) Ztg. 12. 4. 91.)

Sehr vortheilhaft zeichnet sich das Werk in einer Beziehung vor Stanleys Werk aus, dem es zur Ergänzung dient, nämlich in dem Eingehen auf naturwissenschaftliche und ethnographische Einzelheiten. (Globus.)

Im übrigen können wir über das große Werk Jamesons nur sagen, daß dasselbe von hoher wissenschaftlicher Bedeutung ist und sich würdig den Werken eines Stanley, Casati 2c. in jeder Beziehung anreiht. (Hamburger Fremdenblatt 18. 3. 91.)

it

Das Weltbuch Sebastian Francks.

Die erste allgemeine Geographie in deutscher Sprache.

Von

J. Löwenberg
in Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1893.

e

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg
Königliche Hofbuchdruckerei.

Columbus, Copernicus, Luther, die Erweiterer der Erde, des Himmels, des Gedankens, standen als Zeitgenossen am Wendepunkt des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts. Was Wunder, daß alles Fühlen und Denken, daß alle wissenschaftlichen Disciplinen in schöpferische Gährung geriethen.

Um hier nur von der Geographie zu reden, so ward der Glaube an die Unfehlbarkeit der klassischen Geographen der Griechen und Römer gründlich zerstört. Mit der Entdeckung der „Neuen Welt" bekamen die Geographen neue Forschungsobjekte, und die Nothwendigkeit einer neuen Erdkunde trat unabweisbar hervor.

Deutschland hatte sich zwar an den großen geographischen Entdeckungen des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts nicht betheiligt, aber Deutsche waren es, welche durch ihre Arbeiten in Werkstatt und Studirstube ihnen den wesentlichsten Vorschub geleistet haben. Die kunstreichen Werkstätten Nürnbergs lieferten den iberischen Seefahrern die besten nautischen Instrumente; Johannes Müller, genannt Regiomontan, der Heros der damaligen Mathematiker, hatte für die Jahre 1474 bis 1506 die vortrefflichsten astronomischen Ephemeriden berechnet (d. i. astronomische Jahrbücher, welche den Stand und den Lauf der Himmelskörper im voraus nachwiesen; nautische

Kursbücher in den Wasserwüsten des Oceans), welche die deutsche Astronomie mit der iberischen Nautik verbanden und auf den Entdeckungsreisen des Diaz, Columbus, Vespucci, Gama gebraucht wurden; Martin Behaim aus Nürnberg saß im Rathe der königlichen Entdeckungsjunta zu Lissabon und verfertigte schon im Jahre der Entdeckung Amerikas, 1492, in Nürnberg den ersten Erdglobus. Von den 21 Ausgaben des Ptolemäus, die überhaupt im sechszehnten Jahrhundert gedruckt wurden, waren in Deutschland allein nicht weniger als 16 erschienen.

In Deutschland war es, wo die ersten Briefe und Berichte von den großen Entdeckungen in verschiedenen deutschen Uebersetzungen, selbst ins Plattdeutsche,[1] die früheste und weiteste Verbreitung fanden. Ein deutscher Schulmann in Lothringen, Namens Waldseemüller, oder, wie er sich nach damaliger Gelehrtensitte gräcisirt nannte, Hylacomilus, war es, der die Berichte Vespuccis ins Deutsche übersetzte und im Jahre 1507 der neuen Welt den später vielbestrittenen Namen „Amerika" für alle Zeiten beigelegt hat. Ein deutscher Kartenzeichner war es, Peter Bienemann, der sich latinisirt Apianus nannte, der 1520 die erste Landkarte mit dem Namen Amerika herausgab, wie denn überhaupt deutsche Kartenzeichner die Meisterschaft in der bildlichen Darstellung der Erdoberfläche bis zu dem späteren Emporblühen der Kartographie in den Niederlanden ruhmvoll behaupteten.

Insbesondere rang sich in Deutschland seit Luther die deutsche Sprache zu immer größerer Geltung empor. Wie die heilige Schrift wurden auch die profanen Wissenschaften verdeutscht, und neben den aristokratischen Gelehrtensprachen des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen liefen die mannigfaltigsten Schriften in deutscher Volkssprache in alle Häuser und zu allen Leuten. So war denn auch die Schrift, welche das

gesamte geographische Wissen der damaligen Zeit zuerst in ein einheitliches Ganzes zusammenfaßte, in deutscher Sprache für das Volk geschrieben worden, es war das „Weltbuch" Sebastian Francks.[2]

Von Francks äußerem Leben ist wenig bekannt. Gewiß ist, daß er, ein geborener Donauwörther, in Nürnberg gelebt, hier mit den Gelehrten, namentlich den Häuptern der Reformation, in Verbindung gestanden, mit der Patriciertochter Ottilie Behaim vermählt war und nach mannigfachen Schicksalen, nach wechselndem Aufenthalt in Nürnberg, Straßburg, Ulm, Augsburg, Frankfurt, Basel und a. O. als Flüchtling vor dem Anathem des protestantischen Kirchentages von Schmalkalden gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts verschollen ist.[3]

Franck war Theolog, Humanist, Socialist, Historiker, Geograph, Volksschriftsteller im fruchtbarsten Sinne des Wortes. Er hatte alle Elemente der neueren Kulturphase in sich aufgenommen und in reformatorischer Begeisterung zu einem geistigen Ganzen verbunden. Zweiundzwanzig ihm zugeschriebene Schriften — darunter die wichtigsten: „Chronica, Zeitbuch oder Geschichtsbibel", „Paradoxa oder 280 Wunderreden aus der heiligen Schrift", „Germaniae Chronicon von des ganzen Deutschlands Völkern, Herkommen" und „Deutsche Sprüchwörter und Klugreden", „Weltbuch, Spiegel und Bildniß des ganzen Erdbodens", waren alle in deutscher Sprache geschrieben. In allen zeichnet er sich aus durch naturwüchsige Bildung, durch deutschen Sinn, durch frischen agitatorischen Muth in reformatorischem Geiste, durch innere und äußere Unabhängigkeit.

Franck fand als Pfarrer in seiner Wirksamkeit keine Befriedigung. Er hatte, nach Luthers Worten, „wol gefuelet, das zu leren die Warheit vnd Irrthum vnd Ketzerey widerzustehen, noch zu einigem Kirchendienst gantz vnd gar vntuchtig vnd kein nuetz sein kündt, darumb er sich auch

vmb Solches gar nichts hat angenommen". Er legte auch thatsächlich sein geistliches Amt nieder, um als Volksschriftsteller thätig zu sein, wozu er allerdings Neigung und Beruf hatte. Jeder Zwang, jede Bestimmtheit des Dogmas war ihm zuwider, vollends alle Ketzerrichterei.

Welche hohe Idee er von dem Beruf eines Schriftstellers hatte, sagen seine Worte an den Ulmer Magistrat (1533): „Was ich vom hern hab, dz wil ich schrifftlich dem volck Gottes mitzuteylen nit vergraben, disz will aber ein freyn man haben, der mit keinem ampt verstrickt sey, damit nit yemant acht, er habe disem oder jenem zu lieb geschrieben vnd desz lied gesungen desz prot er esse."

Anfangs ein strammer Anhänger Luthers, trug ihn die tiefe Innerlichkeit seines Gemüthes und die eigenartige, alles auflösende und zersetzende Kritik seines scharfen Geistes bis zur Schwärmerei weit über diesen hinaus. Die Wendungen und Wandlungen des Protestantismus erfüllten ihn aber mit Trübsal und Verbitterung und trieben ihn zum äußersten Radikalismus, in dem die Ideen der neuen Philosophie bereits keimten, ja einzelne sogar schon mehr oder minder ausgebildet waren. So erklärt er sich gegen das starre Dogma von der angeborenen Sündhaftigkeit des Menschen.

Gegen die Verächter der Natur sagt er: „Die Natur ist etwas Göttliches, nichts Anderes, als was Gott selbst will und giebt." Daher seien wir unserer Natur und unserem Wesen nach nicht schlecht, sondern göttlich, und daher sollen wir der Natur folgen. „Die Alten, so der Natur haben gefolgt, sind viel weiser und gottgelehrter gewesen, als sie Gott und die Natur in sich haben hören predigen und empfunden, daß der Schatz aller Künste in dem Acker des Herzens aller Menschen vergraben liegt, daß Aller Gemüth mit Gottes Kunst und Wort besäet ist, wer es nur suchte und aufgehen ließe."

Dieses innerliche Wort ist allein die rechte Bibel. Das äußerliche Wort, zuerst im alten Testament, dann durch Christus gegeben, hebt daher das Unendliche nicht auf, ja Christus will gerade das innerliche Wort, den heiligen Geist. „Dieser," spricht Christus, „werde uns alle Dinge lehren, erinnern und erleuchten." Diese Ansicht führt er wiederholentlich aus. „Auch Plato, Seneca, Cicero und alle erleuchteten Heiden haben das Licht der Natur oder die Vernunft ein Siegel des Glaubens geheißen, was die Schrift und Theologie das Wort, Gottes Samen, Sinn und Sohn Gottes nennt. „Aber," so klagt er, „mit dem Lichte des Christenthums haben wir das Licht der Vernunft verloren, welches die Heiden so ausgezeichnet hat. Wollte Gott, wir wären wieder fromme Heiden!" In leuchtendem Gegensatz zu dem ungerechten Pfaffenwort, daß nur Christen fromm und sittenrein sein könnten, sagt er einmal bei seiner Schilderung Asiens von einem nackt einhergehendem Volke: „seind abgötterer, yedoch auffrichtig frumm leut, seer hassend die lugner."

Mit flammendem Eifer streitet Franck gegen Luthers Buchstaben-, Schrift- und äußeren Bibelglauben. „Die Schrift," sagt er wiederholentlich, „ist nur Schilf, Hülle, Latern, Monstranz des göttlichen Worts, nicht das Wort selbst, welches in der Brust des Menschen begraben ist. Der Buchstabe tödtet, nur der Geist macht lebendig. Das eigentliche Wort Gottes ist das innere, das Gesetz Gottes in unserem Herzen, daher kann einer das lebendige Wort Gottes haben, auch wenn er die Schrift nicht hat; denn das wahre Wort Gottes ist von Ewigkeit gewesen, ehe die Schrift war, und wird auch sein, wenn die Schrift nimmer ist." — „Item folgt nichts ungereumpteres und dummeres, so man die Schrift nach dem todten Buchstaben versteht. Die Händ abhawen, die Aeugen ausstechen, Christi Fleisch essen und sein Blut trinken, wieder geboren werden,

qui credit non moritur, sein Seel und Leben hassen, — ei so müßten wir nackt und unverschamt in der Stadt umlaufen, nit recht reden [d. h. man müßte verrückt sein], man müßt aus Gott einen beweglichen, wandelbaren Mensch machen. Kurzumb, mit dem Buchstaben haben die Pharisäer Christum zu todt geschlagen, weil er wider den Buchstaben, aber nit wider den Sinn der Schrift lehrt und lebt, die heutigen machen es eben so."

Was Wunder, daß die Theologen ihn fest in verdammendem Gedächtniß behalten haben.

Auch als Historiker ist Franck dem tragischen Lose nicht entgangen, dem geniale, bahnbrechende Geister gewöhnlich verfallen, die am Wendepunkte zweier Zeitalter den Lebenden sich entfremden und von den Nachkommen verkannt und vergessen werden. Erst in neuester Zeit, in Hermann Bischofs schöner Jugendarbeit, ist die Eigenthümlichkeit und der Werth Francks als Historiker unparteiisch erörtert und nachgewiesen worden, daß er nicht für einseitige, theologische, sondern vor allem für die gesellschaftliche sociale[4] Reform der Menschen, namentlich des ihm am nächsten stehenden deutschen Volkes, mit Geist, Herz und rückhaltloser Hingebung geschrieben und gestritten. Endlich hat Latendorf in seiner „Sprüchwörtersammlung Seb. Francks" 1876 viel vortreffliches über ihn beigebracht. Franck wird nur dann richtig begriffen, wenn das, was er leistete, im Zusammenhange mit den gebieterischen Ansprüchen der Zeit und als nothwendiges Glied der geschichtlichen Entwickelung der Wissenschaft aufgefaßt wird. Und in solcher Auffassung findet man bei ihm sehr oft, wenn auch nicht Früchte, doch Keime des Besseren.

Noch weniger wie als Theolog und Historiker hat Franck als Geograph Würdigung oder auch nur Beachtung gefunden. Selbst Ritter, Peschel erwähnen ihn gar nicht in ihren vortrefflichen Werken zur Geschichte der Geographie, auch nicht

einmal dem Namen nach. Gosche war vor etwa dreißig Jahren der Erste, der in einem kurzen warmherzigen Vortrage vor der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin für ihn als Geographen Interesse zu erwecken gesucht hat, gelegentlich wies auch Riehl in einem Vortrage über den Kosmographen Münster auf ihn, und nur Daniel hat ihn in seiner ausführlichen Geographie von Deutschland häufig in besten Ehren citirt.

Francks geographisches Werk, von dem hier die Rede sein soll, erschien schon 1534 und erlebte 4 deutsche Auflagen und 3 holländische Uebersetzungen. Der mäßige Foliant hat den Titel:

> „Weltbuch, spiegel vnd bildtnufs des gantzen Erdbodens . . . aufs angenommen, glaubwürdigen, erfarnen Weltbeschreibern mueselig zuhauff getragen vnd aufs vilen weitleuffigen büchern in ein handtbuch eyngeleibt vnd verfaſſet, wie vormals dergleichen inn Teutsch nie aufsgangen.“

Die letzten Worte sind von litterar- und kulturgeschichtlicher Bedeutsamkeit. Denn in der That war eine so allgemeine Geographie wie dieses Weltbuch bisher noch von Keinem in deutscher Sprache versucht worden. Alle bisherigen geographischen Schriften von Vadian, Apian, Glareanus, Godofredus, Werner waren weder so umfassend, so allgemein, noch in deutscher Sprache geschrieben. Auch waren sie zum großen Theil nach dem Vorbilde des Ptolemäus meist mathematischen Charakters. — Auf der Rückseite des Titelblattes nennt Franck in ziemlich wirrer Folge 61 „Authores, so in diesem Werke citiret und angezogen aus alter und speterer Zeit.“ Auffällig ist's, daß Ptolemäus unter ihnen fehlt, obwohl er ihn oft genug anführt.

Die Geographie definirt er als „ein beschreibung der

velt, wie sie erfaren, gesehen, vnd yr gelegenheit erkannt wirt, vnd gleich ein abmalung der fürnempsten ort, berg, wald, flüſs, wie es an einander stoſs vnd hang, mit jren grentzen vnd marcksteynen.“ Er unterscheidet ausdrücklich Geographie von Choro- oder Topographie und Kosmographie. Letztere gebe „ein gantze volle eygentliche beschreibung der velt, vnd was mit des himmels vmbschweyff begriffen wirt, als die vier Element, stern, Sunn, Mon, der Planeten vnd Zirkel, darauſs die überhimmlisch Spher gemacht wird, . . . wie zu unseren zeytten Petrus Apianus, Laurentius, Frieſs, Sebastianus Munsterus, Pelicanus vnd andere in jhren büchern vnd Mappis gar artlich anzeygen“, und erklärt dann offen: „Inn vnserm Weltbuch, das kaum eyn Geographei würdig ist genannt zu werden, [ist dergleichen] nit zu suchen oder zu hoffen, weil wir dahin nit gesehen haben, auch über vnser vermögen vnd profeſs ist der welt eygentliche contrafactur für die Augen zu stellen.“ In der That war Astronomie nicht sein Profeß, wie er denn überhaupt kein mathematischer Kopf gewesen. So beginnt er die kurze Einleitung mit dem heutzutage mehr als schülerhaft klingenden Satze: „Bey allen Geographis ist diez einhelliglich beschloſsen vnd gewisz, dz der welt form vnd centrum rund ist, eben dasselbige halten sie auch von der erden, wie vom himmel.“ (p. 2.)

Die Erde ist bei ihm noch der Mittelpunkt der Welt, war ja doch Copernicus' neue Weltanschauung noch nicht bekannt. Den Umfang und Durchmesser der Erde giebt er (nach Regiomontan) ziemlich richtig an; auch ist ihm die Eintheilung in 360 Grade und 5 Zonen bekannt, doch hegt er noch den Irrthum, daß „das mittel brennend theil von hitz wegen Leuthloſs, scheidet die völcker, ist gleich ein maur, das site hitz halben nicht mögen zusammenrheisen“, obwohl

doch bereits vor Jahrzehnten Afrika umschifft und der Seeweg nach Ostindien entdeckt war. Offenbar war er der Ansicht, man sei damit noch nicht auf die südliche Halbkugel gelangt. — Dann bespricht er noch ziemlich kurz Winde und Zonen.

Dagegen ist er schon beachtenswerther Ethnograph. Er bezeichnet es als seine Aufgabe in dem „Weltbuche": Der welt und länder leben, wesen, glauben vnd regiment anzuzeygen, wie in mannigfaltige teil die wüst vnd finster welt zerteylet und zerrissen sei, vas schier sovil glauben vnd Gotſsdienst seind, wieviel völlker, länder, jha statt vnd Köpff. Diesen jammer zu beweynen, vnd der blinden thorichten welt jr blindes tappen, fälgreiffen vnd scharmützeln, ja jhrem narrenkolben umb den Kopff zu schlagen, hab ich diese arbeyt für handen genommen."

Und seine Kolbenschläge fallen hart und schwer. Franck ist Kritiker aus Instinkt, aus angeborenem Naturtrieb und aus Liebe zur Wahrheit; höhere Eigenschaften für die kritische Kunst besaß er nicht. Schon im Titel seines Weltbuches sagt er, dasselbe sei „nit auſs Beroso, Joanne de Montevilla, S. Brandons histori vnd dergleichen Fabeln", und nimmt schon dadurch für sich ein. In der Vorrede heißt es: „vnd hat mir kein Buch je genug gethan, hab allweg etwa ein fäl gleich als durch ein nebel gesehen," — er glaubt „allenthalben grob zu spüren, daſs Menschenkinder ob den Historien sind gewesen," — daß man in vielen Dingen heillosen Mönchen trauen müsse, „denn es hat fast Niemand geschrieben, denn das müſsige Volk" [der Pfaffen] „omnis homo mendax," er sei wie heilig er immer wöll," und so wagt er in überraschender Kühnheit den Ausspruch: „weil allen Menschen ein natürlicher Geist der blindheit aigen ist, vnd die Bücher doch nur von Menschen geschrieben wurden, darum auff

kein buch sich sicher zu verlassen ist, auch nit der heiligen Schrifft."

Nach einer kurzen Würdigung der klassischen Geographie des Alterthums, der wundersüchtigen Abenteurer und Missionsreisenden des Mittelalters fährt er fort: „Mär sucht man in Fabeln, die wahrheit aber in historien." Franck verwarf daher jene phantastisch fratzenhaften Weltwunder der mirabilia mundi, von Gänsen, die auf Bäumen wachsen (der vielgepriesene Zeitgenosse Sebastian Münster beschreibt noch solche „Baumgänse" und giebt ein Abbild derselben), von Vögeln, die hebräische Psalmen, und Bestien, die lateinische Hymnen singen, mit denen die Missionsmönche die Länder ausgestattet hatten. Vollen Glauben schenkt er aber den Berichten der zeitgenössischen Entdecker, als denen, „so die Ding alle so sie schreiben selbst gesehen und erfahren haben", „die ihr reyſs vnd hystorien gross mechtigen Königen vnd Keysern haben dediciert, da ja nit su vermutten ist, daz sy disen lugen haben zu geschriben, vnd mit eitteln erdichten worten hoffiert". Wenn er indes dennoch manches Fabelhafte in dem Weltbuche erzählt, so ist das bei der Neuheit der Entdeckungen wohl zu entschuldigen. Gesteht er doch offen: „es ist mir viel Ding so schwer und finster und ohne etliche Vorgänger unmöglich gewesen, daß nicht fehl sein kann. Der Leser selbst mag das fein Beerlein aus dem Roßmist suchen".

Von geistlichen und weltlichen Behörden oft gemaßregelt und verfolgt, ist Franck bitter und scharf in seinen Klagen über die Censur. „Gedenk ein jeder ds des lügens vnd hofierens vorhin genug ist, will man dise freiheyt den büchern nemmen, wider jemant zuschreiben, so werden die bücher voller lugen vnd affect, ja nicht, sunst im bapstumb ist man vil freyer gewesen, die laster auch der Fürsten vnd Herren zu straffen yetzt muſs es alles gehofiert sein, oder es ist

auffrursch, so zart ist die letzt welt worden. Gott erbarms!“

Doch giebt er die Versicherung: „Ich bezeug mit Gott, dz ich nicht aus hafs geschriben habe wider yemant, ich lieb zugleich alle menschen umb Gottes willen, wolte auch, ich möcht yn mit meinem leben helffen.“

Der etwas weitläufigen Vorrede folgt eine um so kürzere Einleitung, „Aufsteylung vnd entwerffung des gantzen erdtbodens, erstens, etwas in gemeyn“, darin ist von der Größe, Weite und „Dicke der Welt“, von Winden und Zonen und von der Uebersicht des Ganzen die Rede. Das Werk selbst zerfällt dann in vier Theile oder Bücher. Vor der Betrachtung dieser einzelnen Theile sei es gestattet, die Ansichten Francks über Bodenbildung und Flußkunde im allgemeinen zusammenzufassen, wie er sie an verschiedenen Stellen dargestellt hat. Franck zeigt schon hier das Bestreben, die vertikalen Erhebungen der Bodenbildung in ihrem Zusammenhange darzustellen. Noch war zu Francks Zeiten der sprachliche Unterschied zwischen Berg und Gebirge nicht gebräuchlich oder doch noch nicht gefestigt; Franck nennt ohne Unterschied den Libanon wie die Zionshöhe einen Berg; den Zusammenhang eines Gebirges faßte er in dem Bilde eines zweigenreichen Baumes oder zinkenreichen Zweiges auf. So sagt er vom herchnischen Waldgebirge: „es hat viel Hörner und Aest, welchen die Einwohner andere und andere Namen geben“ — wie Schwarzwald, Odenwald, Taunus, Westerwald, Böhmerwald. Die Alpen erwähnt er niemals, obwohl er den Rhein auf einem „mittagischen Bürg“ entspringen läßt und gelegentlich ein „Steirisch“, ein „wälsches Gestürz“ nennt. In phantastischer Anschauung verbindet er die Alpen Savoyens mit den Pyrenäen, von denen er sagt: „Diese Berg scheiden Hispaniam von Frankreich, Galliam Narbonensem und Lugdunensem, haben von Aufgang Teutschland, von Mittag Italiam, von Nieder-

gang Hispaniam, von Mitternacht Galliam" — ein Beleg, daß mathematisch-astronomische Bestimmungen nicht sein „Profeß" waren. Gleiche Verwirrungen und Widersprüche begegnen in seiner Flußkunde. Franck, der uns genau vom Vorkommen der Perlmuschel im Regenflüßchen, vom reizvollen Nebeneinander des reißenden, weißen Innwassers und der sanftfließenden grünen Donau erzählt, verwechselt den bei Passau einmündenden Fluß bald mit der Enns, bald mit der Isar.

Kommen wir nunmehr zu seiner Betrachtung der einzelnen Erdtheile. Das erste Buch behandelt Afrika, das zweite Europa, das dritte Asien, das vierte und letzte Amerika.

Die Beschreibung von Afrika ist nicht der gelungenste Theil, Franck beginnt mit Aethiopien, behandelt Gethulien, Libyen, Mauretanien, Numidien, Cyrene ziemlich kurz, um so ausführlicher aber Egypten, und überall ist ihm der Mensch der Hauptgegenstand, daran schließen sich dann die Inseln des Mittelmeeres, in deren alphabetischer Aufführung auch — — „Scandinavia, der Longobardorum Vatterland im mitternachtischen mör" genannt wird, während die Inseln an der Westküste und die Entdeckungsreisen der Portugiesen erst bei Asien erwähnt sind, die indes hier in ihrer Gesamtheit erst später dargestellt werden.

Das zweite Buch, Europa, nimmt den größten Theil des Werkes ein, und darin ist wieder Deutschland am ausführlichsten behandelt. Es ist ihm das wichtigste Land des ganzen Erdtheils, und mit ihm beginnt er die Beschreibung desselben. Sein erstes Wort ist die bis auf die neueste Zeit oft gehörte Klage: „es rheime sich nicht wenigers, denn das die Teutschen die weitten welt beschreiben vnd durchreysen wöllen, vnd Germaniam yr eygen vatterland nit wissen." Dieser Klage will er abhelfen. Hierzu benutzt er die besten Materialien seiner Zeit. Mehr aber als eine Darstellung seines

Aufbaues, des rein geographischen Materials, interessiren seine eigenthümlichen Bemerkungen und Urtheile über Land und Leute, die noch heute manches Anziehende für uns haben.

Franck beschränkt sich nur auf die Hauptländer. „Daher haben wir vnder den gefundenen vnd bewifsten ländern vnd Königreichen nit alle, sundern allein die hauptländer, die vil länder in sich schliefsen, erzählt vnd angezeygt, jha auch die nit alle, sondern alleyn etwa mit eym Finger darauff zeygt, denn (fügt er in frommer Ehrfurcht und litterarischer Bescheidenheit hinzu) die welt, Gottes werck vnd geschöpff, wiewol endtlich, ist jedoch, tieffer, vollkommener vnd verborgener dann eynich feder erreychen, oder eyn zung aussprechen mag.“[5] Dagegen sind seine Charakteristiken einzelner Länder und Völker, einzelner Stämme, Stände, Sekten, die er „nach weise der maler gleichsam mit ein kohlen gezeichnet vnd gebofsiret“, seine Schilderungen und Urtheile über politische, kirchliche, soziale Zustände drastisch und scharf geätzt.

Scharf und hart urtheilt er über sein eigenes Volk. Er erkennt zwar die guten Seiten der Deutschen an und sagt, sie seien „gegen freunden ein gastfrey, fröhlig, gutwillig, freundlich und zu allen Künsten, sachen, handtierungen so ein listig geschwind volk, das sie niemand nachgehn wollen, in den Kriegen gleich ein unüberwindlich und sieghafft volk, das allen Völkern ein schrecken ist“, — doch ungleich schärfer und härter urtheilt er über ihre schlechten Eigenschaften. „Ein Volk“, sagt er, „das nicht sihet, das es nit nachthun will, und wie ein Aff allerley Kleydung, sprach, essen, trägt, redt und isset“. „Weiter ist das Teutsch volck Germanie ein zeerlich ratlich volck, dz kostlich herrisch lebt, bauet vnd gekleydet wil seyn, ym feer vil darlegt, vnd allzeit mer verthun will dann es hat.

Deshalb es an gold vnd gelt gemeynklich nit ein habhafft stattlich volck ist wie die Walhen, Türken etc. Darzu saufft es unchristenlich wein, bier vnd was es hat, spilt, braſst vnd wann es hat so thut es, doch an einem ort mer dann an an dem andern; denn wie Germani mancherley prouintz in sich hat, also auch an mancherley volcks, sitten, breuch, glauben, Kleydung. Es heyſst aber Germani das dises volck an farb, gsatzen, glauben, gestalt u. s. w. gleichsame bruder sind, welche Germani genannt werden." — Kein Zweifel, daß es ihm hierbei schmerzlicher, sittlicher Ernst ist. Denn, sagt er an einer anderen Stelle, „wo die Teutschen jre eygen reichthumb wisten, vnd sich selbs verstunden, was sie in wappen führeten, sie würden keinem volcke weichen."

Die Charakteristik der Stände ist von schneidiger Schärfe. Von der Geistlichkeit heißt es: „Es wer vil zu sagen von jren mer dann heidnischen priuilegien, wesen, leben, Rechten, religion, wie, und mit was gestalt, gwalt oder listen sy alle Welt vnder sich geworffen, sogar dz auch der Keyser jrem obern vn Gott, dem Babst, zu füss fallen, die küssen, von jm die Kron vn das Lehen des Kayserthumbs vnd Römischen Reichs empfahen müss". . . . . . Er verweist zwar auf seine ausführliche Schilderung derselben in der Geschichtschronik, füllt aber doch noch drei volle Folioseiten, in denen es unter anderm heißt: „Nun das Volk ist bissher ein lange zeit durch diese geystlichen geleyt und regiert worden mit eittel lugen vnd bundtnissen des Teuffels." — Drastisch weist er auf die Thorheit, die Verfolgungssucht, den Blutdurst der Sekten und kommt dann zu dem Schluß: „Nun aber der gemeyn mann in Germani ist fast allen, rechten vnd falschen, geystlichen feind, den rechten, das sy ein saltz vnd rut seind

des volcks, vnd nit auff yrem sack oder aus yrer pfeiff pfeiffen; den vermeinten geystlichen, ob sys wol eüsserlich benedeyen, vnd yr lied singen, seind sy doch innerlich darumb gramm, das sy teglich durchtriben böse schalkheit, geitz, bossheit, vn allerley verwegne böse finanz, laster, vntreüw, betrug vnd bubenstück by den treuwlosen mit yhrem schaden erfaren. Also das wie in allen landen die geystlichen übel von den andern hören, yn wenig getrauwet wirt, so gar das auch vil bosser sprichwörter darvon by dem gmeynen mann entstanden seind." Franck, der zwei Bände „deutsche Sprichwörter vnd Klugreden" herausgegeben, führt hier mehrere an in Beziehung auf die Geistlichkeit, die für heutige Leser doch zu derb sein möchten, um hier mitgetheilt zu werden. Sein Eifer gipfelt in der Aeußerung: „Es thut kein gut wir schlagen dan die pfaffen alle zu todt; wer sein hauss will haben sauber, der hut sich vor pfaffen und tauben."

Franck hatte schon ein festes Urtheil über die theologischen Zänkereien und Sekten seiner Zeit, deren eine jede ihre eigene Lehrer, Vorgeher und rechte Pfaffen hat, also das niemandt von der Teutschen glauben jetzt schreiben kann, und wol ein eigen volumen erheischt, ja nicht genug wer, alle ihre Sect und beyglauben anzuzeigen. Er verurtheilt ihre Unduldsamkeit, die gleich bereit sey, Andere für Ketzer zu achten, zu schelten, zu verfolgen, ja zu tödten, er selbst ist der Ansicht, „es gefall Gott alles wol, was man in guten eyfer und meynung thue oder lasse."

Wie die Fürsten die Reformation für ihre weltliche Macht, für ihre Landeskirchen ausnützen, wie sie nach Heidenart dekretiren, „den Landgott anzubeten", darüber klagt er: „Stirbt ein Fürst und kommt ein andrer Anrichter des Glaubens, bald ist dann diess Gotteswort. Novus rex, nova lex; cujus

regio, ejus religio. — Also fällt der gemeine Pöbel ohne allen Grund hin und her; und auch die, die ihre Vorgeher und Bischöffe etwa wollen sein. Wes Losung ist, des haben sie Münz." — „Man hebt gerade mit dergleichen unnützen Fragen zu schreiben und zu disputiren an, ob Christus jetzt leiblich allenthalben sei, wie, warum, was und wie lange er im Brod sei. Welches Affenspiel der Teuffel angerichtet hat und anrichtet, dass er uns die Kraft des Glaubens ablockt und mit unnützen Fragen aufhält." — „Gedenke nicht, dass allein das Alte Testament oder die Zeit Christi Scribas habe gehabt; es ist allzeit Schriftgelehrter und Gleissner die Welt voll; so hat auch das Neue Testament seine Scribas und Heuchler." — „Der Teufel, Gottes Affe, kann Alles nachthun, anmassen und sich überaus frömmlich stellen, allein lieben kann er nicht; hat man aber Liebe, so wohnt in uns Glaube und Gotteserkenntniss, Hoffnung und göttliche Gnade; denn in Summa, es hangt alles aneinander."

An der Zukunft verzweifelnd, zürnt er: „Siehe der Teuffel hat den Pabst schon ausgenützt und gänzlich im Sinne, er wolle ein ander subtiler Pabstthum aufrichten und mit eitler Schrift geflickt. Die Welt will und muss einen Pabst haben, dem sie zu Dienst wohl alles glaub, und sollte sie ihn stehlen oder aus der Erde graben; und nehme man ihr alle Tage einen, sie suchte bald einen andern."

Das scheinbar gute Verhältniß der Geistlichkeit zum Adel hält er für ein erheucheltes und durch Eigennutz erzwungenes, er sagt: „Die Priester Teutscher nation vermögen sich nicht wol mit inen, jedoch damit sie zufrieden mit ihnen seyen, heucheln sie jenen redlich, und erzeigen in grosse Freundschaft. Sie achtens aber heymlich für ein rachgieriges,

hochtragens, stoltz, unreuiges Volck, das der Kirchen güter gefahr ist, auch die geistlichen oft anwendet, wünschen derhalben offt, das sie unter das Bürgerlich joch, wie in Schweitz, gezogen, damit ihr Tyranney gestürzt, und ihr gewalt gemindert würde."

Vom adligen Stande sagt er: „Die Edelleute, die aufs Gotts ordnung recht edel, das ist vätter des vatterlands, ein forcht vn rut der bösen, vnd ein schildburg, auffenthalt der frummen sein solten, witwen vnd weysen hand haben, die schinden vnd schaben sy selbs, vnd die die hund vor dem pferrich sein solten, seind vilmals selbs wölff, vnd wissen alles mit gewalt zu ihnen, was sy vermögen, und wer not, das man vor den hütern vnd wächtern hutet vnd wachet, deren Adel ganz und gar von seinem alten glantz is kummen, vnd yetzund allein mit stoltzheit, bracht, reichtumb, geburt, Tyranney ym Adel beweissen, vn wie sy yedermann förcht und hasset, also müssen sy auch förchten vnd von yedermann verhasset sein vnd nicht dann orenkrawer vnd heüchler für ware freünd, ja in der warheit so vil feind wie viel Knecht vnd vnderthonen haben. Nun zeyget zwar die nechst bëmische auffrur (der große Bauernkrieg) genugsam, was für lust vnnd freündschaft die vnderthonen zu yren herren haben, die also mit gewalt faren. Die alten Edlen wolten mit wolthat ynen die vnderthonen bewegen vnd willig machen, vnd difs war auch yr maur vnd seül, darhinter vñ darauf yr reich stund. Sy aber achteten sich auch reich, so sy reich vnd wolhabende vnderthonen hetten, die sy in allweg mit gutter ordnung, vorgehung vñ gesatzen fürderten, auff das sy immer ye meer zu geben hetten. Jetz wil man es alles mit gewalt aussropffen, ja auff ein mal nemmen, vnd zu lieben, kriegen, vnd geben nöten; vnd in summa törlich unwillige kund zu jagen furen — so doch nie nicht in die lenge bestanden

ist, das forcht oder notzwang hat ausgedroschen vñd abgenöt. Die liebe will frey sein vnnd bede, der will vnd das hertz vngezwungen. In summa, es ist yederman eingepflantzt ein liebe der freyheit von dem freyen Gott, das wir lieber wöllen gefurt dann gezogen werden. Darauff haben vil vnedel vnd Edle wenig acht, sunder fordern heut diss, morgen das, mit was fug, da fragen sy nit umb. Sy treiben kein andere Handtierung, dan jagen, beyssen, sauffen, prassen, spilen, leben von rent, zinss vnd gülten im überfluss köstlich. Worumb sy es aber nemmen, vnd was sy dafür schuldig seind zu thun, gedenket kaum einer." — An einer anderen Stelle fragt er: „Was ist ein Adliger ohne Tugend? Ein eitler mann, ein Bischoff ohne Bibel. Was soll der Name? Sind doch viele Bauern, die Kayser heissen."

Ungleich geneigter ist er dem Bürger und Bauernstande. „Der bürger gewerb," sagt er, „ist mancherley, künstlich, als jendert ein Volk auf erdtrich, wiewol vorzeiten Barbari vnd ein ungeschickts, kunstloses, wildes, ungezämptes, krieggirigs volck, jedoch jetzt ein subtil, weltweiss, künstreich volck, darzu zu allen händeln kühn, frewdig vnd geschickt." Tadelnd spricht er sich aus über den „in mechtigen Freystädten und Reichsstädten" herrschenden Kastengeist der bürgerlichen Geschlechter.

Vom Bauernstande spricht er nur kurz: diss „müheselig volk der Bawren, Kübler, Hirten etc. ist der vierte stand, deren behausung, leben, kleidung, speiss, weiss etc. weyss man wol, ein sehr arbeitsam volck, das jedermanns fusshader ist, vnd mit fronen, scharwerkken, zinsen, gülten, stewren, zöllen, hart beschwert und überladen ist, doch nichts desto frömmer, auch nit wie etwan, ein einfeltig, sondern ein wild, hinderlistig ungezämpt volck, ihr handthierung,

sitten, Gottesdienst, bawen, ist jedermann bekannt, doch nicht allenthalben gleich, sondern wie an allen Orten: Ländlich, sittlich."

Nach einem kurzen Auszuge aus Tacitus folgen die einzelnen Länder: Böhmen, Oesterreich, darin Wien, die Hauptstadt mit 50 000 Menschen, Mähren, Schlesien, Franken, Schwaben. Die Franken nennt er „ein hochtrabend volck, welches über andere nationen sich erhebt", und bespricht dann sehr ausführlich ihre „seltzamen breuch und mancherley superstition", die besonders bei der Feier ihrer hohen Feste geübt würden, damit „diſs, so von den auſslendern gesagt wirt, dester ee geglaubt werd, vnnd das wir nit vermenen die Juden, Türcken, Heyden etc. seien allein narren." So zeigt er, wie am Johannisabend die alten heiligen Feuer auf den Höhen des Frankenlands leuchten, das Fest der Sonnenwende zu feiern. Man nannte sie Sinnetfeuer. Dazu schmückte man sich mit Kränzen aus Beifuß und Eisenkraut und hielt einen Strauß von blauen Ritterspornblumen in der Hand; wer durch den Strauß ins Sinnetfeuer schaute, dem that das ganze Jahr „kein Auge weh". Gings spät am Abend vom Johannisfeuer heim, so warf man seinen Rittersporn in die Gluth und sprach in die Flammen hinein: „Es geh hinweg und werd verbrennt mit diesem Kraut all mein Elend."

Ueber dem Mainspiegel bei der Würzburger Brücke aber sah es an dem Abend aus, als flögen feurige Drachen hernieder. Da schleuderte das bischöfliche Hofgesinde von der Marienburg über dem linken Flußufer feurige Räder in den Strom. Die Bauernburschen schleppen zu Johanni hohe Tannenbäume aus dem Wald, pflanzen sie tief ein in den Boden vor der Liebsten Haus und hängen Kränze und Spiegel in den grünen Wipfel, daß die Erwählte den ganzen Sommer über ihre Freude daran habe. Die Mädchen hängen am Johannis-

abend seltsame Leuchten vor ihre Fenster: irdene Löchertöpfe, die Löcher mit Rosenblättern verschlossen und ein Licht mitten darin wie in einer Laterne. An diesem heiligen Feuer- und Lichterabend führte man die alterthümlichen Reigentänze auf. Ein Kranz, gewöhnlich von Nelken („Nägelie") ward aufgesteckt; um diesen tanzten die Mädchen den Ringtanz und sangen „Meisterlieder". Auch sonst war Reigentanz mit Gesang an freundlichen Sommerabenden eine Belustigung der Jugend; die Jungfrauen sangen unter Mond- und Sternenglanz „im Kreis herum", dann traten die Burschen „in Ring" und sangen um den Nägleinkranz „reimweis vor", und wer seine Sache am besten machte, dem gehörte der Kranz.

Mit obligatem Schmaus feierte man den Martinsabend. Wer es nur irgend erschwingen konnte, hatte da seinen Gänsebraten auf dem Tisch und seinen Labetrunk frisch gezapften Weines. In Würzburg wie auch anderwärts herrschte der schöne mildherzige Brauch, zu St. Martin auch den Armen ein Freudenmahl herzurichten. Sogar ein Thiergefecht war dem heiligen Martin zu Ehren noch Brauchs: zwei Wildeber schloß man in ein kreisrundes Gezäun und ließ sie einander zerreißen; das Fleisch theilte man dann unter das Volk aus, das Beste erhielt die Obrigkeit. Arg wie einen Heidengötzen behandelte man St. Urban. Am Tage dieses Heiligen des Weins, wann gerade die Reben duftig blühen, stellte man mit sauberen Tüchern behangene wahre Altartische auf den Märkten oder anderen öffentlichen Plätzen auf, geschmückt mit dem Bilde des Heiligen und mit wohlriechenden Kräutern. Schien nun die Sonne freundlich drein, so hielt man das für den Vorboten, daß St. Urban den Weinhäckern heuer gnädig sein werde, setzte seinem Bildniß einen Kranz auf, opferte ihm förmlich Festspeise, während ihm hingegen Schmähworte, ja zornmüthiges Herabstoßen vom Weihealtar drohte, sobald es einen Regen-

guß gab, was eine schlechte Weinernte im kommenden Herbst vorbedeutete.

Zu Pfingsten umritt man die Felder und Weinberge, voran den Pfaffen mit dem Sakrament im Beutel am Halse, Fürbitte thuend, daß Gott den Segen der Fluren vor allem Unwetter wolle behüten.

An einigen Orten ging noch ein alter Brauch zu Mittfasten um, der gewiß im germanischen Heidenglauben wurzelte. Man flocht ein Wagenrad ganz aus Stroh, trug es auf einen hohen, steilen Berg und trieb dann dort oben, wenn der Wind auch noch so eisig um die Ohren pfiff, allerlei Kurzweil mit Singen, Tanzen und Springen bis zur Vesperzeit; da zündete man das Rad an und ließ es zu Thale sausen, „daß gleich anzusehen, als ob die Sunn von dem Himmel lief". Während der zwölf Nächte zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag duftete jedes Frankenhaus im Mainland von angezündetem Weihrauch „für alle Teufelsgespenst und Zauberei". Man achtete genau darauf, wie jeder der zwölf Tage „wittere oder tose", denn jeder derselben war einem Monat „zugerechnet", das Wetter des ersten Tages kündete die Wetterstimmung des Januar, das des zweiten die des Februar u. s. f.

Den Fastnachts-Mummenschanz deutet Franck ganz unverblümt als fortlebende Heidensitte nach Art der römischen Luperkalien, nur verbrämt mit dem erkünstelten, christlich gefärbten Vorwand, „als ob sie nimmer kein guten Mut oder Kurzweil werden haben, und als ob sie morgen sterben müssen und sich heut vor wohl erlustigen und allem Wollust die Letzt und Urlaub geben wöllen". Außer dem Herumlaufen mit Larven in den Gassen u. dgl. sehen wir im Mainland der Lutherzeit auch gar unerwartete Dinge: da laufen sie als Teufel maskirt, ja in schamloser Splitternacktheit durch die Stadt; hier spannen die jungen Burschen die Tanzjungfern

ihres Orts vor einen Pflug, auf welchem sie ihren Spielmann unter dem Klange seiner lustigen Weisen in den Fluß oder Teich zu kaltem Bade fahren; an anderem Orte haben sie kunstfertig ein Feuer auflodern lassen auf einem Pflug, so daß dieser es eine Weile aushält, und rennen nun mit dem flammenden Pfluge daher, bis er in Trümmer fällt.

Von den Schwaben rühmt Franck ihren Gewerbfleiß in „Flachs, Wolle, Eisen", doch tadelt er sehr hart ihre Unkeuschheit und Trunksucht und charakterisirt dabei die Franken als Räuber und Bettler, die Böhmen als Ketzer, die Bayern als Diebe, die Schweizer als Henker, die Sachsen als Säuffer, die Rheinländer als Fresser, die Friesländer und Westfalen als treulos und meineidig. — Bei Bayern werden die Strafgesetze des Landes mitgetheilt und das Volk wird charakterisirt als „gut römisch, andächtig, das gern wallet und (wie man mit ihnen schertzet) ehe zu mitnacht in die Kirchen stieg, ehe es draußen blieb", dabei aber ist's „nicht sehr ein höflich volk, sundern grober sitten und sprach, karg und unwillig gegen den gästen, grappisch und nachgriffig". — In wirrer Folge kommen sodann Litthauen, Livland, die Massageten, Preußen, Moskowiter und Russen an die Reihe, denen sich wieder deutsche Länder anschließen, zunächst Meißen, „hat ein Volk, schön, grad, gütig, zahm und gar nicht nach Teutscher art grimmig und wild". Wer erkennt hier nicht die höflichen Sachsen!

Viel ausführlicher als Thüringen wird Sachsen behandelt, wo „solche biersauffer sind, dz man ihnen mit kannen nicht genung zutragen kann . . . . . kein küw sollte soviel trinken". Braunschweig mit fünf Märkten wird als die größte Stadt genannt. — Die Reihenfolge auch der übrigen Länder Europas ist keine musterhafte. Auf Sachsen folgt Dänemark, Schweden, Norwegen, Subaudia (Savoyen), Lothringen, Island, Friesland, Holland, Westfalen, Hessen &c. Italien, Griechenland

mit Kleinasien; die Küstenländer des adriatischen Meeres sind mit Rücksicht auf ihre ältere Geschichte sehr ausführlich behandelt, und endlich schließt die Beschreibung des Erdtheils mit der Türkei, wo die Sitten und Religion der Bewohner mit Vorliebe und seltener Sachkenntniß dargestellt werden. [5]

Auch im dritten Buche, der Beschreibung von Asien, ist keine bessere Ordnung. Von der Lage des Erdtheils hat Franck zwar im großen und ganzen eine richtige Vorstellung, er ist bei ihm von drei Seiten ganz vom Meer umschlossen, „von niedergang allein hat es im land ein zugang aus Aphrica und Europa". Zunächst zählt er nun die Inseln in einer im allgemeinen richtigen Reihenfolge auf. Er beginnt am Schwarzen Meere, nennt die an den Küsten Kleinasiens liegenden Inseln, fährt sodann beim Arabischen Meerbusen fort, führt die Inseln an der Südküste Asiens auf und schließt mit den Sundainseln. Die Beschreibung des Festlandes beginnt mit Syrien, welches er in vier Theile theilt, in das mesopotamische, in Cölesyria, das phönizische und in das von Damascus, einer Stadt „mächtig an gut vnd kunstreich", die „an lust vnd schöne" sogar Alexandria und Kairo übertreffe. In der fruchtbaren Gegend von Damascus war seiner Ansicht nach auch das Paradies der Bibel „da Gott Adam soll formirt haben". Nach einer langen und breiten Auseinandersetzung von „der Juden Glaub', Satzung, Ceremonien und Menschen Gebot" giebt er dann eine sehr ausführliche Beschreibung Palästinas. Ueberhaupt sind die in der Bibel und in der Geschichte des Alterthums vorkommenden Länder und Völker am ausführlichsten beschrieben. Er hat hierzu auch die späteren Quellen, besonders Peter Apianus, sowie die Reisenden Bernhard von Breitenbach und Hans Tucher benutzt. Hieran schließt sich eine etwas ordnungslose Aufzählung von anderen Ländern und Landschaften Asiens, von denen nur Arabien und Persien aus-

führlicher besprochen werden. Den Schluß dieses Buches macht eine sehr ausführliche Beschreibung Indiens, seiner Länder, Völker und Naturwunder im Thier- und Pflanzenreiche. Auch hier laufen die Nachrichten der Alten und ganz besonders die der neueren Seefahrer und Entdecker wirr ineinander.

Die Menge der Notizen über Calicut erklärt sich aus der Entdeckungsgeschichte; interessant ist, was er über Ein- und Ausfuhr von Specereien sagt. Die Beschreibung der Sitten und Gebräuche geht nach Hinterindien über, springt aber mit Banghella (d. i. Bengalen) wieder zurück und schließt mit Chatai, Pegu, Ava, Borneo und Java ab. Noch wird des mohammedanischen Gebets der Muedsin als eines einheimischen indischen Pater-Noster gedacht, ein Seegefecht zwischen den Portugiesen und dem König von Calicut erzählt und die Hauptstationen der ostindischen Meerfahrt genannt: außer den „Inseln der Habich" Ascension, Lorenz-Insel, Capo de Bona speranza, Sofala, Mozambique.

Hat somit Franck von dem damals bekannten Asien ein im allgemeinen richtiges Bild gegeben, so kann man dies von Amerika, welches im vierten Buch behandelt wird, nicht rühmen. Hier laufen die Nachrichten der neueren Seefahrer und Entdecker wirr durcheinander. Hierher zieht er sogar die portugiesischen Entdeckungen an der afrikanischen Küste. Zuerst wird der portugiesischen Expedition des Venetianers Aloysius gedacht und nach dessen Berichten mancherlei über Madeira, die kanarischen Inseln, „Senega und Arpin", den Kaiser von „Melli", „Capo Verde", „Gambra" und „Budomel" beigebracht. Dann folgen die Reisen des Petrus von Syncia und des Petrus von Aliaris. Aber auch diese haben noch nichts mit Amerika zu thun: desto reichlicher werden wir dafür mit den Nachrichten des Christoph Columbus entschädigt, welcher treffend „ein Fürst der schiffart" genannt wird. Be-

sonders viel ist von dessen erster und dritter Fahrt mitgetheilt. Der kurzen Erzählung des Aloysus folgt die weitläufigere über die Schiffahrt des Amerigo Vespucci, der eigentlich die andere Welt gefunden haben soll. Nachdem Franck einiges nicht an diese Stelle Gehörige über Christenthum und Heidenthum eingeschaltet, läßt er Auszüge aus der „Epistel" oder „Narration" des Ferdinand Cortez an den Papst nnd einige andere Berichte desselben über die gemachten Eroberungen folgen. Die Erzählungen von dem Kaufmann Jambulus, der auf einer Fahrt nach Arabien erschlagen wurde, beschließt diese Entdeckungsgeschichten, denen anhangsweise noch der Bericht des „Alphonsus von Albiecher" nach einem Sendschreiben des portugiesischen Königs Emanuel an Papst Leo beigegeben wird. Notizen aus Aristoteles und Anderen über unbekannte Erdtheile und Heidenthum bilden den Schluß.

Das Bild des Ganzen ist daher sehr verworren, doch bestätigt Franck auch hier wie überall den Geist der Aufrichtigkeit und Humanität, und es gereicht ihm sicher zu dauerndem Ruhme, daß er schon in dem Weltbuche ausgesprochen, daß alle die verschiedenen Völker und Stämme, bei allem Unterschied des Glaubens, der Sitte und physischen Erscheinung immer Menschen seien, Kinder Eines Vaters im Himmel und auf Erden. Dieser Ausspruch allein stellt den Mann der geo- und kosmographischen Naivetät hoch über die gelehrten Geographen des 18. und 19. Jahrhunderts, die wie Burmeister die Menschenrechte des Negers nach der Form und Stärke der Wade bemessen.

Es thut daher auch dem Weltbuche Francks in seiner Bedeutsamkeit im großen und ganzen wenig Abbruch, daß in der Darstellung Amerikas Irrthum und Verwirrung, Falsches und Mißverstandenes sich häufen, daß dieselbe weit dahinter zurückbleibt, ein Gesamtbild des Ganzen zu geben. Thatsächlich hatte Franck die neuesten Nachrichten der Entdecker, Columbus,

Vespucci, Cortez und Anderer benutzt, diese waren indes, wie unvermeidlich, zur Zeit als Franck sein Werk verfaßte, untereinander noch zu widersprechend, und eine kritische Sichtung derselben erforderte andere Arbeiten, andere Ziele und Zwecke, als Franck sich vorgesetzt hatte. Francks Verdienst ist und bleibt es, daß er nach besten Kräften mit ehrlichem Freimuth und wahrhafter Humanität ein lebensfrisches Gesamtbild zu geben versucht hat, daß er das Bedürfniß nach einem solchen zuerst erkannt hat. Und daß er hierin das Richtige getroffen, das zeigte bald die Arbeit seines glücklicheren Rivalen.

Schon zehn Jahre nach dem Erscheinen der ersten Ausgabe von Francks Weltbuch erschien in Basel, 1544, Sebastian Münsters:

> „Cosmographei oder Beschreibung aller Lender, in welcher begriffen Aller völcker herschaften, vnd namhaftiger Flecken herkommen: Sitten, gebreüch, ordnung, glauben, secten und handtierung, durch die ganze welt, und fürnemlich Teutscher nation. Was auch besonders in jedem landt gefunden, vnd darin geschehen sei. Alles mit Figuren vnd schönen landtcharten erklert vnd für augen gestellt.“

Dieses Buch hat eine glänzende Geschichte. In einem nicht vollen Jahrhundert erlebte es über 24 Auflagen, eine Menge Uebersetzungen in fast alle Hauptsprachen Europas, und galt überall als reichster Schatz alles geographischen, historischen und naturwissenschaftlichen Wissenswerthen. Münster wollte, wie er selber sagt, den Gelehrten den Weg zeigen, wie man eine deutsche Kosmographie abfassen könne, zugleich aber „dem gemeinen Manne etwas fürschreiben, sich daran mit Lesen zu erlustigen“. Münster erkennt schon den Zusammenhang zwischen der Geschichte und der Geographie, sie sind ihm,

eng verschwistert. Er definirt die Geographie als „ein erkanntnuß des Erdtreichs, daß wir tödtlichen aus der Gaaben Gottes eynwohnen, welche die Kunstliebhaber richtig und fertig macht zu verstehen die geschehenen ding, so uns von alten zeit her in Geschrifften verlassen sind.“ Aber ihm fehlt die Kraft historischer Darstellung seines vortrefflichen Zeitgenossen Aventin, ihm fehlt der Scharfblick umfassender Verallgemeinerung, vergleichender Individualisirung. Auch Münster legt, wie Franck, einen besonderen Werth darauf, deutsch zu schreiben, er freut sich der deutschen Sprache, der deutschen Art und Sitte in allen Stücken. Deutschland nimmt den größten Theil im Buche ein, „denn es trifft an die Ehr unsers Vaterlands und unserer Vorfahren“. Ueber die Landkarte von Deutschland setzte er den stolzen Titel: „Deutschland, von Gottes Gnaden ein Stuhl des römischen Reichs, eine Schul aller guten Künste und Handwerke, ein Ursprung vieler neuen Kunst, eine Mutter vieler streitbarer Helden, hoher, weiser, gelehrter Leut', ein reiner Tempel wahrhafter Gottesfurcht und aller Tugend.“

Münsters „Kosmographie“, ein 1/4 Centner schwerer Foliant, ist ein wunderlich krauses Sammelwerk achtzehnjährigen Fleißes, bei dem er halb Europa, weltliche und geistliche Fürsten, Magistrate, Gelehrte und Künstler gegen Verheißung ewigen Nachruhmes zu thätiger Hülfsleistung, zu Beiträgen jeder Art heranzog. Seine Bittschreiben um Mittheilungen über Stadt und Land, um Karten, Pläne und Ansichten fanden überall die reichste Berücksichtigung. Seine Kosmographie ist daher auch das reichste und prächtigste Kartenwerk seiner Zeit und hat einen wahrhaft encyklopädischen Charakter. Sie giebt die gelehrtesten Untersuchungen über die Existenz der Tritonen, der Seejungfern und der Seemännlein, eine Naturgeschichte der Thiere und Unthiere, und stellt alle Phantasmen der vorzeitlichen und mittelalterlichen Mythe neben die Geschichte des

Tags. Noch in der Ausgabe von 1598 findet sich die Beschreibung und Abbildung der schon oben erwähnten Gänse, die auf Bäumen wachsen. „In Schottland,“ heißt es, „find man Bäum die bringen laubechtig Knöpff [Knospen], vnd wann es Zeit ist, dass sie herabfallen, vnd kommen in das Wasser, werden lebendige Vögel darauss, die man Baumgänss nennt. Man findet ihr Gewächs oder Zucht auch in der Insel Pomonia, nicht fern von Schottland gegen Mittnacht im Meer gelegen. Es schreiben die alten Kosmographen „als nemlich Saxo Grammaticus, auch von diesen Baumgänsen, dass du nicht gedenckest, es sei ein Tandt von den Newen erdichtet.“ Daß Münster Berggipfel von zwei bis drei Meilen Höhe für möglich hielt, darf ihm nicht zu hoch angerechnet werden, da noch hundert Jahre später der Jesuit Riccioli, dessen Gelehrsamkeit noch im Anfang des 18. Jahrhunderts gefeiert wurde, dem Mont Cenis die vierfache Höhe des Mont Blanc gab und dem Kaukasus sogar eine Höhe von zehn deutschen Meilen beilegte. Münsters Darstellungsweise galt lange als Vorzug und gab dem Werke die außerordentliche Verbreitung.

Daher fällt auch auf Franck ein schönes Licht, wenn man ihn mit Münster vergleicht. Der verschiedene Charakter ihrer Werke schlägt seine Wurzeln in der Verschiedenheit ihrer Lebensstellung und ihres persönlichen Charakters.

Francks ganzes Leben ist das Vorbild einer modernen „verfehlten Existenz“ im besten und schlechtesten Sinne des Wortes. Er war Litterat und Buchdrucker, Pfarrer und Seifensieder. Von Allen gekannt, wußte man lange nicht, wann und wo er geboren und gestorben. Vielfach im Konflikt mit Polizei und Behörden, oft gemaßregelt und flüchtig, reich für kurze Tage, mittellos in langen Jahren, oft auf Bestellung, meist nach eigenem Triebe arbeitend, das sind die wechselvollen Licht-

und leider auch weit überwiegenden Schattenseiten seines äußeren Lebens. Glänzender Scharfsinn, blitzender Witz und Paradoxie, schneidende Schärfe und anschauliche Plastik des Ausdrucks, Schwärmerei bis zur Mystik, Begeisterung für die Reformation, unbeugsamer Wille, stählerne und ehrenhafte Charakterstärke, das sind die Lichtseiten seines geistigen Wesens. Er ist nicht der Doktor in langem Gewande, nicht der Professor, der Kathedergelehrte, er ist der Mensch, welcher im Volke lebt, mit dem Volke denkt und fühlt und vor Freude und Schmerz in Leidenschaft aufflammt. Franck ist ein blutrother demokratischer Welt- und Himmelsstürmer.

Münster dagegen schrieb in bücherreicher Studirstube als wohlbestallter Universitäts-Professor dreier Lehrfächer: des Hebräischen, der Mathematik und der Geographie. Er war ein friedfertiger, stillforschender Humanist, ein Urbild gemüthlicher, volksthümlicher Frömmigkeit. Er war kein skeptischer Theolog, kein spekulativer Philosoph der Geschichte. Er war ein fleißiger, bei kargem Brot geduldig arbeitender Gelehrter — sein Jahrgehalt war 25 Goldgulden — kurz, er war ein Mann ganz nach dem Stil eines Mühlerschen Schulregalutivs.

Beide Männer, Franck und Münster, schrieben in natürlicher Frische und Naivität. Bei Beiden schwimmen Wahrheit und Fabel, Sicheres und Vermuthungen bunt ineinander. Bei Beiden ist Verwirrung und Verwechselung nicht selten, zumal in der Darstellung der neueren Entdeckungen. Beide fühlten sich gehoben von dem rapiden Aufschwunge der Zeitereignisse und getragen von deutscher, reformatorischer Begeisterung. Aber Münsters „Cosmographie“ ist ein encyklopädischer Hausschatz, ein Sammelwerk voll mannigfacher Kenntnisse und Gelehrsamkeit, voll hebräischer, griechischer, lateinischer Citate; — Francks Weltbuch ist ein Werk der Erkenntniß und Wissenschaft. Münster fesselte durch die Menge des verschiedenartigen Stoffes,

Franck durch die geniale Komposition, die warmblühtige Darstellung. Francks Hauptstärke ruht in seiner Charakteristik; seine Schilderungen der deutschen Stände, des Adels, der Geistlichkeit, der einzelnen deutschen Stämme sind beißend und scharf geätzt. Selbst Luther, der in Polemik rücksichtslos, hart und schneidig war, sagt von ihm, er nähre sich mehr von Lästern und Schänden, denn von Essen und Trinken. In Münster dagegen zittert die Scheu des beschränkten Unterthanenverstandes, er schlüpft still und schweigend über die Charakteristik der Geistlichkeit hinweg. Er ist vorsichtig und konservativ, als stünde er vor dem Disciplinarhofe eines modernen Oberkirchenrathes, er umgeht und verschweigt, um ja nicht nach irgend einer Seite anzustoßen. Selbst von Luther berichtet er nur Thatsächliches, kalt und farblos. Und diese Indifferenz, dieses Mundrechte für alle Welt, die es mit keinem verdarb, hat zur weiten allgemeinen Verbreitung der „Cosmographie“ sicher nicht wenig beigetragen, — sie öffnete ihm gleich weit die Pforten der katholischen Klöster und die Thüren protestantischer Häuser.

Münsters „Cosmographie“ ist heute für den Gebrauch vollständig veraltet und nur noch eine litterarische Reliquie, ein kulturhistorisches Kuriosum; Francks Weltbuch fängt erst jetzt an, in seinem Werthe erkannt und geschätzt zu werden. Münster wird auf seinem Grabsteine im Dom zu Basel „der deutsche Strabo“ genannt. Franck hat weder Grab nach Grabstein, aber die letzten Titelworte seines Weltbuches sind sein preisendes Denkmal, daß es ein Werk sei, „wie vormals dergleichen inn Teutsch nie aufsgangen“.

Anmerkungen.

[1] In der 1873 bei List und Francke in Leipzig versteigerten Sobolewskischen Bibliothek befand sich ein Exemplar einer bisher ganz un-

bekannten plattdeutschen Uebersetzung von Ruchamers „Newe vnbekanthe landte“ u. s. w. Nürnberg 1508. — Der Titel dieser plattdeutschen Uebersetzung lautete: „Nye vnbekande lande unde eine nye werldt in korter vorgegangener tyd gefunden.“ — Auf der Rückseite des Titelblattes, gleichsam als Vorrede, heißt es: „Enem etliken anschouwer desses bokes entbuet Henningus Ghetelen sinem denst un vrüntschop. — Myt gunst un wyllen des werdigen vnde hochgelereden heren Josten Ruchamer der vroyen künste unde arstedye Doctoren u. s. w., welken dyt Boock hefft erstmals gemaket vth dem walschen in hochdüdesch, dorch bede vnde anlangent ener siner guden vründe. So hebbe ick Hermingus Ghetelen (vth der keyserliken vryen Stadt Lübeck geboren) vor my genamen, dyt Boock to maken vnde to wandelen vth dem hochdüdeschen in myne moderlike sprake, alse man redet in den loffwerdigen Hansesteden, unde ok in wyd beroyenden landen Sassen, Marcke, Pomern Prüsse, Mekelenborch, Holstein“ u. s. w. — In gleicher Weise heißt es am Schluß des Büchelchens: „Also hefft dyt Boock einen ende welker vth walscher sprake in de hoechdüdeschen gebröcht vnde gemaket is, dörch den werdigen vnde hoechgeleerden heren Josten Ruchamer der vryen künste vnd arstadyen Doctoren u. s. w. Dar na dörch Henningu Ghetelen vth der keyserliken Stadt Lübeck gebaren in desse sine Moderliken Sprake vorwandelt. Vnde dörch my Jürgen Stüchszen to Nüreinberch Gedrücket vn Vulendet na Christi vnses leuen heren gebort. M. ccccc. viij. jarn am Auende Elizabeth der hilligen Wedewen dede dar was am achteyenden Dage Novembris des Wyntermaens.“

[2] Sebastian Francks Weltbuch, Tübinger Ausgabe von 1542.

[3] Das Vollständigste über das, was bisher über Franck geschrieben worden ist, faßt Latendorf in der Vorrede seines Werkes „Seb. Francks Sprüchwörtersammlung“ wie folgt zusammen:

„Seit einem Menschenalter etwa ist Francks Persönlichkeit und schriftstellerische Wirksamkeit nach verschiedenen Seiten mit Eifer und eingehend geschildert und dargestellt worden. Als Theologen haben ihn Hagen, Erbkam, Alfr. Hase, Feldner und, den ich als Letzten, nicht aber seinem Werthe nach nenne, Christian Sepp in seinen geschiedkundigen nasporingen, Leiden 1872, gewürdigt; Sepp hebt namentlich hervor, daß Francks Schriften vielfach in das Niederländische übertragen, manche sogar einzig, wie er gleich durch umfassende und anziehende Mittheilungen darthut, in dieser Sprache erhalten seien. Francks Bedeutung für das Studium der Geschichte und ihre Darstellung hat Bischof mit wohlthuender Wärme entwickelt; als Geographen haben ihn Gosche und Löwenberg (in einem zu Leipzig gehaltenen Vortrage, der dieser Schrift zu Grunde liegt) charakterisirt; seine Thätigkeit für das deutsche Sprich-

wort habe ich eben einigermaßen geschildert, anderes Einschlagendes bereiten meine Freunde Jacob Franck und Franz Weinhauff vor; glückverheißende Zeichen, daß die Bedeutung des vielumfassenden Mannes, sein Einfluß auf die geistige Entwickelung unseres Vaterlandes, sein Werth für Mit- und Nachwelt mehr und mehr erkannt und anerkannt wird. Der Mann verdient, wenn einer, einen solchen Eifer wetteifernder Forscher; und ungehobener und des Hebens werther Stoff liegt für ihn überall in Hülle und Fülle vor."

[4] Francks socialistische, wenn man will kommunistische Ansichten sind ausführlich erörtert in Heinr. Wiskemanns gekrönter Preisschrift: „Darstellung der in Deutschland zur Zeit der Reformation herrschenden national-ökonomischen Ansichten", in den Preisschriften der fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft. Leipzig. Hirzel 1861. — Nach Darlegung seiner schneidigen Aussprüche über Fürsten, Obrigkeit, Adel u. s. w. heißt es daselbst S. 92 ff.:

„Diejenige Art des Besitzes und Genusses, welche dem Geist des Christenthums am angemessensten ist, findet Franck wie Morus, Erasmus und viele Andre jener Zeit in der Gütergemeinschaft. In den Paradoxen sagt er: „Wir sollten wol alle Dinge gemein haben, wie gemeinen Sonnenschein, Luft, Regen, Schnee, Wasser, als Clemens Epist. 5 anzeigt. Da aber der Menschen Bosheit das Gemeine nicht kannte mit Lieb besitzen und theilen, hat es menschliche Noth erheischt, das Gemeine (so jetzt bei den Unreinen rein wollte werden) eigen zu machen und unter die Menschen zu theilen, darum spricht Epist. 46 Augustinus, aus menschlichen Rechten und nicht göttlichen sagt man, das Dorf ist mein. Der gemeine Gott hat von Anfang seiner Art nach all Ding gemein, rein und frei gemacht. Darum denn allein das Gemeine und Gemeinnützige, wie Gott allein rein ist, und das Eigen, Eigennutz und Eigenthum noch heute einen bösen Klang hat in aller Menschen Ohren, dennoch natürlich in ihm ist und eingeschrieben durch die Finger Gottes in ihr Herz, daß alle Ding gemein und ungetheilt sein sollten.

Wie viel Kinder in eines Vaters Haus ein gemein unzertheilt Gut besitzen, also muß ja jedermann billig achten, daß wir in diesem großen Haus dieser Welt Gottes Güter, die er gemein unter uns alle schüttet und uns nur als Gästen leihet und unter die Hände giebt, billig sollten gemein haben. Aber auch unserer verkehrten Art ist geschehen, daß jetzt das Reine gemein, von Jedermann unrein wird gescholten, also daß aller Menschen Reim ist, das Gemein ist unrein, Gemein ward nie rein."

Im Himmel, meint er, sei nichts Eigenes, in der Hölle wolle Jeder Eigenes. In der ersten Kirche seien alle Dinge gemein gewesen und sie sei eben deshalb communio, d. h. eine Gemeine Gottes genannt worden.

Man hätte das Größere, Glauben, Gott, Evangelium, Christen, Gaben des heiligen Geistes gemein, — man solle um so mehr das Geringe gemein haben. Diese Gemeinschaft habe bis zu Clemens' und Tertullians Zeiten bestanden und erst später, als die Christen unter die Heiden gekommen, die eine solche Gemeinschaft nicht hätten eingehen wollen, habe der heilige Geist auch das Eigenthum zugelassen. Doch solle es der Christ besitzen, als besitze er es nicht, er solle es seinen armen Brüdern nicht vorenthalten, auch nicht zurückfordern, wenn es ihm mit Gewalt entrissen worden, weil an dem Eigenthum, wie an allen zeitlichen Gütern nichts Köstliches sei. Der Christ solle nur behalten, was er für sich bedürfe, den Ueberfluß aber verschenken, leihen, ohne etwas dafür zu hoffen, und auf diese Weise die Gleichheit wieder herstellen, die mit Vernunft und Christenthum übereinstimme und nur aus Noth aufgehoben worden sei und noch immer aufgehoben bleibe, weil nicht alle wahre Christen seien. Doch verwirft er die Gemeinschaft der Weiber.

Indes muß bemerkt werden, daß der Kommunismus Francks sehr verschieden ist von dem aufrührerischen Treiben mancher wiedertäuferischen Sekten. Er geht nicht darauf aus, die Gütergemeinschaft in das Leben einzuführen. Er hält sie nur für den vollkommensten Zustand des Zusammenlebens, macht aber von dieser oder jener Art der gesellschaftlichen Einrichtungen, der Größe äußerer Habe die menschliche Glückseligkeit überhaupt nicht abhängig. „Es sind Reiche," sagt er, „ob sie gleich nichts haben, und sind arme Bettler in großem Reichthume. — Also wie ungleich wir einander sind äußerlich am Gut, vor den Augen der Menschen, sogleich leben wir in der Wahrheit vor Gott. Der Arme hat so genug und lebet so wohl (ob es wol weder der Reiche noch Arme glaubet) als der Reiche, er liegt und schläft auch so wohl. Denn Gott ist wunderbarlich, was er nicht am Gut giebt, das giebt er am Muth, was er nicht auf den Tisch giebt, das giebt er in Mund, was er nicht am Bett giebt, das giebt er am Schlaf. Was ist es, daß der Fürst besser liegt, denn der Bauer, wenn er nur so wohl schläft? Was ist es, daß der Reiche Fasanen und Kapaunen hat vor sich stehen, so dem Armen sein Brei so wohl schmeckt? Halt des Reichen leckerhaftigen, verschmachten, verdrüßlichen Mund gegen seine Forellen und des Armen gegen seiner Suppen, so findest du aufs Wenigste gleichen Geschmack, wo nicht der Arme besser lebt und ihm sein Kraut besser schmeckt denn jenem seine Fische. Der Unterschied ist nur im Schein und der Speise, aber nicht im Geschmack und Mund, Lieber! halt einen vollen verdrüßlichen Magen gegen köstlicher Speise und des Armen leeren hungrigen Magen gegen einem Stück Brod, so mußt du sagen, daß der Arme wohllebe, jener Reiche übel. Der Hunger und der Durst macht aus Brot Lebkuchen und aus einem frischen Trunk Wassers Malvasier." —

„Das Mittel für den Armen, sein tägliches Brod zu verdienen, besteht in der Arbeit, zu der der Mensch geboren ist wie der Vogel zum Fliegen. Nur den fleißigen Arbeiter kann Gott segnen, der fleißige Arbeiter darf aber auch auf Gottes Segen hoffen, wenn er vertrauensvoll zu ihm aufblickt."

Wir finden in dem Beigebrachten eine große Aehnlichkeit zwischen Franck und den deutschen Reformatoren, mit denen er überhaupt im Anfang eng verbunden war. Die irdischen Güter haben bei Beiden nur einen untergeordneten Werth. Durch redliche Arbeit sollen wir unser Brot erwerben. Das künstliche Gewerbe und der Handel stehen der auf das Nothwendige gerichteten Arbeit nach. Geldgeschäfte und Zinsnehmen mißbilligt er ganz. Wohlthätigkeit ist eine aus der Liebe hervorgehende Christenpflicht. Daß im Verkehr Treue, Glauben stattfinden, daß Jeder nur einen billigen, seiner Waare entsprechenden Preis nehmen soll, versteht sich von selbst. Die Fürsten tragen durch ihre Raubsucht viel zu dem Elend der Unterthanen bei, und die verschiedenen Aufstände würden unterblieben sein, wenn die Herrscher gerecht wären und ihre Völker nicht auf unverantwortliche Weise brandschatzten. Ueber diesem wirklichen Zustand schwebt aber als Ideal ein anderer, in dem alle Menschen gleich sind, in dem die inneren und äußeren Güter Allen zu theil werden, in dem das Gebot der Liebe herrscht. Doch will Franck keinen gewaltsamen Bruch mit den bestehenden Verhältnissen: der Christ duldet und hofft und sucht durch treue Pflichterfüllung einen bessern Zustand herbeizuführen, aber er wendet sich von der Gewalt ab und versagt auch der schlechten Obrigkeit seinen Gehorsam nicht. Auch in diesem Punkte stimmt Franck mit den Lehren der Reformatoren überein. (Vergl. auch Dethloff: „Der Kommunismus Seb. Francks" Programm. Schwerin 1850. 4°.)

Auch Ritschl gab in seiner Festrede bei der Feier der Göttinger Universität eine ähnliche Darstellung von der Entwickelung des Kommunismus, die für unsere Leser nicht ohne Interesse sein möchte. Er sagte: Die Gütergemeinschaft wird nach dem Vorgange Augustins schon im 12. und von Thomas v. Aquino im 13. Jahrhundert als der naturrechtliche, ursprüngliche Zustand der menschlichen Gesellschaft anerkannt, der zwar durch die Sünde aufgehoben, und an dessen Stelle deshalb die Ordnung des Privatrechts getreten, der aber doch gewißermaßen in der christlichen Wohlthätigkeit wieder zur Geltung gekommen sei und im Falle der äußersten Noth durch Gewalt verwirklicht werden dürfe, ohne daß dieselbe als Verbrechen zu würdigen sei. Ueberdies ist die Gütergemeinschaft in das katholische Lebensideal des Mönchthums aufgenommen. Der erste litterarische Vertreter dieses Grundsatzes als Regel für die ganze Gesellschaft ist Thomas Morus, der Märtyrer für die römische Kirche, und in der neuesten

Zeit treten klerikale Stimmen für die Ansprüche der Socialisten ein mit Betonung des Naturrechts gegen die geschichtliche Wirklichkeit. Vom Liberalismus ist nun freilich ein Zweig auf Luthers Reformation zurückzuführen, nämlich die Geltendmachung der persönlichen Selbständigkeit, welche durch die geordnete und gemeinnützige Arbeit begründet wird, als Grund für eigenthümliche Geltung im Staat. Aber dieser Liberalismus steht nicht im Widerspruch gegen den geschichtlich gewordenen Staat und nicht in nothwendiger Beziehung auf Anspruch aus Naturrecht. Hingegen ist derjenige Liberalismus, welcher den Staat aus Vertrag entstanden denkt und diese naturrechtliche Instanz als maßgebend bei jedem Schritte des staatlichen, namentlich des parlamentarischen Lebens ansieht, zurückzuführen auf allgemeine Voraussetzungen, welche nach Aristoteles Thomas v. Aquino formuliert hat, in specie aber auf die Lehren des Kardinals Robert Bellarmin, welcher, um der Kirche den direkt göttlichen Ursprung vorzubehalten, dem Staate zwar göttlichen Ursprung zugestand, jedoch nur indirekt, direkt aber die Entstehung der Staatsgewalt aus der Uebereinkunft der Einzelnen ableitete und dabei die Möglichkeit des Wechsels der Staatsform je nach den Bedürfnissen daraus entwickelte. Nachdem von diesen Grundlagen aus Hugo Grotius in wenig überzeugender Weise den staatlichen Absolutismus konstruirt hatte, stellte Jean Jacques Rousseau die Grundsätze Bellarmins, nur in größerer Präcision, wieder her. Die Kontinuität, in der dabei Rousseau durch Grotius hindurch mit Bellarmin steht, ist zur Beurtheilung seiner Politik wichtiger als der Umstand, daß er aufgeklärter Protestant war. Derjenige Liberalismus also, welcher den Staat zu zersetzen droht, und die Socialdemokratie haben ihr Dasein auf Grund solcher Ansichten von Naturrecht und Staat, welche in der mittelalterlich-katholischen Kirche heimathsberechtigt sind. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn die entsprechenden Parteien sich mit derjenigen wieder zusammengefunden haben, welche deren Heimath voll repräsentieren.

[5] Die Quelle, aus der Franck diese Kenntnisse geschöpft hat, war lange Zeit unbekannt geblieben. Erst im neuesten Heft des „Archivs für siebenbürgische Landeskunde" berichtet Dr. Teutsch aus Hermannstadt, daß ein siebenbürger Sachse (dessen Name unbekannt geblieben) der Verfasser eines „Tractatus de ritu, moribus et multiplicatione Turcorum", Francks Gewährsmann gewesen sei. Derselbe war in jugendlichstem Alter „Studirung halb" nach Mühlbach gezogen, hier 1438 in die Gefangenschaft der Türken gerathen und hatte nach zweiundzwanzigjähriger Gefangenschaft sein obengenanntes Buch verfaßt, das, zuerst 1460 erschienen, 1530 drei deutsche Uebersetzungen erlebt hat, von denen die eine, in Nürnberg mit einer Vorrede Luthers herausgekommen, höchst wahrscheinlich unserm Franck vorlag.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.
Königl. Hofbuchhandlung.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**
(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung, der auch die vorliegende Arbeit angehört, besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung" erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Angewandte Aesthetik
in kunstgeschichtlichen und ästhetischen Essays
von **Gustav Portig.**

Gr. 8°, 50 Bogen, 2 Bände, eleg. geh. 9 Mk.

Der Verfasser zeigt in seinen 22 Abhandlungen nicht nur große Belesenheit und viel Verständniß auf dem Gebiete der bildenden Kunst und Musik, sondern auch ein besonderes und gediegenes Urtheil, sowie einen trefflichen Geschmack in der Darstellung. Sechs Aufsätze sind der Plastik, fünf der Malerei, vier der Musik, zwei dem Naturschönen, und je einer der Architektur, der Gartenkunst, sowie der dekorativen Kunst gewidmet, während zwei sich mit allgemeineren ästhetischen und kulturgeschichtlichen Fragen beschäftigen.

Zur Geschichte des Gottesideals in der bildenden Kunst
von **Gustav Portig.** Gr. 8°, 9 Bogen, elegant geheftet 3 Mk.

Inhalt: Das vorchristliche Gottesideal. — Das Gottesideal der christlichen Kunst. — Die Darstellung göttlicher Personen durch Typen und Symbole. — Die Darstellung von Gottvater. — Gottvater in der Plastik. — Gottvater in der Malerei. — Die Darstellung der Dreieinigkeit. — Die Trinität in der Plastik. — Die Trinität in der Malerei. — Die Krönung der Maria. — Die Himmelfahrt der Maria.

Ohne Familie.
Roman von **Hektor Malot.** Aus dem Französischen von Mary Muchall. 2 Bände. 8°. 55 Bogen. Geheftet **nur** 3 Mk., gebunden 5.40 Mk.

Eine Familiengeschichte von wunderbarem Reiz, welche das höchste Interesse erregt für den Helden, einen elternlosen Knaben, der durch unsägliche Leiden auf seinem Lebenswege doch sein frisches Gemüth, sein ehrliches Herz bewahrt und dann zum Entzücken des Lesers in dem Wiederfinden der Mutter und durch Aufnahme in die bevorzugte Klasse der Menschen seinen wohlverdienten Lohn empfängt.

Fünfzig Jahre eines deutschen Theater-Direktors.
Erinnerungen, Skizzen und Biographien aus der Geschichte des Hamburger Thalia-Theaters von **Reinhold Ortmann.** Elegant geheftet 3 Mk., elegant gebunden 4.50 Mk.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg,
Königl. Hofbuchhandlung.

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichn. von **E. A. Fischer-Cörlin.** Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... Mk. 4.—

Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Charakteristik der modernen Erkenntniß. 2 Bde. Eleg. geh .... „ 12.—
eleg. geb .... „ 16.—

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ... „ 11.40
N. F. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb .... „ 12.—

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. **2. Auflage.** Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt .... Mk. 6.50

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten. **4. Auflage.** Eleg. geh .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 4.—

Homunculus. Modernes Epos in 10 Ges. Gr.-Oktav. **5. Aufl.** eleg. geh .... „ 4.—
in prachtvollem Original-Einband ... „ 5.—

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant geh. „ 3.—
elegant gebunden mit Goldschnitt ... „ 4.—

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. **7. Auflage.** Eleg. geh .... „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 6.—

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Ges. **11. Auflage.** Eleg. geh .... „ 4.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 5.—

— **Pracht-Ausgabe.** Mit über 200 Illustrationen von **Adalbert von Rößler** und **Hermann Dietrichs.** Gr. Folio in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt .... **Mk. 75.—**

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustrationen von **Herm. Dietrichs. 4. Auflage.** Eleg. geh .... „ 12.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 14.—

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. **21. Aufl.** Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 5.—

— **Pracht-Salon-Ausgabe.** Mit über 100 Illustrationen von **E. A. Fischer-Cörlin.** Gr. Fol. in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 50, auch in 18 Lieferungen à .... „ 3.—

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. **3. Auflage.** Eleg. geheftet „ 5.—
eleg. gebunden .... „ 6.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. **6. Auflage.** Eleg. geh .... „ 3.—
eleg. geb mit Goldschnitt .... „ 4.—

Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. **3. Auflage.** Eleg. geh .... „ 2.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 3 —

Gesammelte kleinere Dichtungen. **3. Auflage.** Eleg. geh .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 4.—

Germanenzug. Canzone. **5. Auflage.** Elegant geh .... „ 1.—
elegant geb. mit Goldschnitt .... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. **5. Auflage.** Eleg. geh .... „ 1.50
eleg. gebunden mit Goldschnitt .... „ 2.50

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. **4. Auflage.** Eleg. geh .... „ 6.—
eleg. in Halbfranz geb .... „ 8.—

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Gesängen. **5. Auflage.** Eleg. geh .... „ 1.50
geb. mit Goldschnitt .... „ 2.50

Die Waldsängerin. Novelle. **4. Aufl.** Eleg. geh .... „ 1.50
eleg. geb .... „ 2.50

Bolau, Dr. H. Der Elephant im Krieg und Frieden und seine Verwendung in unseren afrikanischen Kolonien. Mit 4 Holzschn. .... M. 1.—

Breitenbach, Dr. W. Das Deutschthum in Südbrasilien „ 1.—

— Kurze Darstellung der neueren deutschen Kolonialgeschichte .... M. 1.20

Buchner, H. Ueber die Disposition verschiedener Menschenrassen gegenüber den Infektionskrankheiten u. über Acclimatisation .... M. —.80

Deckert, E. Die civilisatorische Mission der Europäer unter den wilden Völkern .... M. —.75

Engler, Oberstlieutenant G. Koloniales. Eine umfassende Darstellung der Kolonialverhältnisse des Deutschen Reiches und der übrigen europäischen Staaten ... M. 1.60

Heitz, Prof. Dr. Ursachen und Tragweite der nordamerik. Konkurrenz mit der westeuropäischen Landwirthschaft M. 1.20

Janssen, C. W. Holl. Kolonial-Politik in Ostindien „ 1.—

Kapp, Fr. Ueber Auswanderung .... „ —.75

Metzger, Emil. Vierzig Jahre niederländischer Kolonialherrschaft in Ostindien .... M. 1.20

Paul, E. Die Zukunft unseres Handels .... „ 1.—

Pfannschmidt, Dr. Die Entwickelung d. Welthandels „ —.80

Simonsfeld, Dr. H. Die Deutschen als Kolonisatoren in der Geschichte. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. v. Holtzendorff. 2. Aufl. .... M. 1.—

Stade, P. Ueber den Einfluß des Klimas und der geographischen Verhältnisse auf die Bauthätigkeit der Menschheit .... M. —.80

Treutlein, Prof. P., Dr. Ed. Schnitzer (Emin Pascha), der ägyptische General-Gouverneur des Sudan. Mit einer Karte .... M. 1.20

v. Waltershausen, Sartorius Frhr. Die Zukunft des Deutschthums in den Vereinigten Staaten von Amerika M. 1.—

Wlislocki, Dr. Heinrich von. Zur Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner .... M. —.80

— Sitte und Brauch der Siebenbürger Sachsen „ —.80

— Aus dem Leben der Siebenbürger Rumänen „ —.80

— Die Szekler und Ungarn in Siebenbürgen „ —.80

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Das Weltbuch Sebastian Francks.

Die erste allgemeine Geographie in deutscher Sprache.

Von

J. Löwenberg

in Berlin.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung

1893.

5924.60

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und **Fr. von Holtzendorff**,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

Neue Folge. Achte Serie
(Heft 169—192 umfassend).

Heft 178.

Die Parteiungen im jüdischen Volke zur Zeit Jesu. (Pharisäer und Sadducäer.)

Von

Martin Wagner

Oberlehrer am Fürstl. Gymnasium zu Sondershausen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**
(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung, der auch die vorliegende Arbeit angehört, besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung" erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Angewandte Aesthetik

in kunstgeschichtlichen und ästhetischen Essays
von **Gustav Portig.**

Gr. 8°, 50 Bogen, 2 Bände, eleg. geh. 9 Mk.

Der Verfasser zeigt in seinen 22 Abhandlungen nicht nur große Belesenheit und viel Verständniß auf dem Gebiete der bildenden Kunst und Musik, sondern auch ein besonderes und gediegenes Urtheil, sowie einen trefflichen Geschmack in der Darstellung. Sechs Aufsätze sind der Plastik, fünf der Malerei, vier der Musik, zwei dem Naturschönen, und je einer der Architektur, der Gartenkunst, sowie der dekorativen Kunst gewidmet, während zwei sich mit allgemeineren ästhetischen und kulturgeschichtlichen Fragen beschäftigen.

Zur Geschichte des Gottesideals in der bildenden Kunst

von **Gustav Portig.** Gr. 8°, 9 Bogen, elegant geheftet 3 Mk.

Inhalt: Das vorchristliche Gottesideal. — Das Gottesideal der christlichen Kunst. — Die Darstellung göttlicher Personen durch Typen und Symbole. — Die Darstellung von Gottvater. — Gottvater in der Plastik. — Gottvater in der Malerei. — Die Darstellung der Dreieinigkeit. — Die Trinität in der Plastik. — Die Trinität in der Malerei. — Die Krönung der Maria. — Die Himmelfahrt der Maria.

Ohne Familie. Roman von **Hektor Malot.** Aus dem Französischen von Mary Muchall. 2 Bände. 8°. **55** Bogen. Geheftet **nur** 3 Mk., gebunden 5.40 Mk.

Eine Familiengeschichte von wunderbarem Reiz, welche das höchste Interesse erregt für den Helden, einen elternlosen Knaben, der durch unsägliche Leiden auf seinem Lebenswege doch sein frisches Gemüth, sein ehrliches Herz bewahrt und dann zum Entzücken des Lesers in dem Wiederfinden der Mutter und durch Aufnahme in die bevorzugte Klasse der Menschen seinen wohlverdienten Lohn empfängt.

Aegyptens Stellung in der Religions- und Kulturgeschichte.

2. Auflage. Von **Dr. Friedrich Nippold.** Professor in Bern. Preis Mk. —.60.

Die Parteiungen im jüdischen Volke zur Zeit Jesu.

(Pharisäer und Sadducäer.)

Von

Martin Wagner,
Oberlehrer am Fürstl. Gymnasium zu Sondershausen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1893.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Die Geschichte des jüdischen Volkes hat zu allen Zeiten ein Interesse erregt, welches weit hinausgeht über das Interesse, das wir sonst der Geschichte eines fremden Volkes zuwenden. Es hat seinen Grund nicht in der Bedeutung des israelitischen Volkslebens für die Kulturentwickelung im allgemeinen — denn darin bietet es nichts besonderes —, sondern in der Bewegung, die, von ihm verneint und bekämpft, von ihm ausgegangen ist und den Erdkreis umspannt hat, in dem Christenthum. Unser Interesse an dieser Geschichte gipfelt daher in dem für die Zeit, in welcher diese Bewegung entstand. In der Mitte steht da die wunderbare Gestalt Jesu Christi. Aber da sein Erdenleben wesentlich bedingt war durch die Gegensätze, welche es umgaben, bekämpften, schließlich äußerlich vernichteten, ist die Kenntniß dieser Gegensätze für das Verständniß seines Lebens von Wichtigkeit. Ich will versuchen, ein Bild derselben zu zeichnen.*

Es sind also die Parteiungen im jüdischen Volke zur Zeit Jesu, die uns beschäftigen sollen. Von Jugend auf bekannte Namen treten uns da entgegen; wer kennt nicht die Pharisäer

* Ich habe mich im ganzen der Auffassung Wellhausens angeschlossen. Schürers neutestamentliche Zeitgeschichte ist mir leider nur in der ersten Auflage zugänglich gewesen.

und die Sadducäer? Und auch noch zwei andere Parteinamen bietet uns das neue Testament, nämlich die der Herodianer und der Zeloten. Indessen sind doch jene erstgenannten von soweit überwiegender Bedeutung, daß sie vor allem uns hier in Anspruch nehmen werden. — Zu ihrer Kenntniß stehen uns hauptsächlich drei Quellen zu Gebot: das Neue Testament, die Schriften des jüdischen Schriftstellers Josephus und endlich die talmudisch-rabbinischen Schriften; sie ergänzen sich gegenseitig. Das Neue Testament zeigt uns vor allem die religiöse Stellung der Parteien, läßt aber auch auf ihre politische Richtung Streiflichter fallen. Bei Josephus tritt die letztere in den Vordergrund, während er sie im übrigen wie griechische Philosophenschulen behandelt und geradezu daher entlehnte Schemata auf sie anwendet. Die talmudisch-rabbinischen Schriften endlich — mir nur aus zweiter Hand zugänglich — bieten einerseits lehrreiche Illustrationen zum Neuen Testament, stehen aber andererseits in abstraktem Theoretisiren dem wirklichen Volksleben so fern, daß sie zum Verständniß des geschichtlichen Verhältnisses der Parteien wenig beizutragen vermögen.

Das jüdische Volksleben zur Zeit Jesu zeigt eine verhältnißmäßige Ruhe. Zwar hat es auch damals an blutigen Erschütterungen nicht ganz gefehlt; aber sie lassen doch kaum ahnen, welche furchtbaren Kämpfe vorangegangen und gefolgt sind. Diese Ruhe hatte ihren Grund darin, daß wie nie zuvor eine Partei das gesamte Volksleben beherrschte und auch die widerstrebenden Mächte seinem Einfluß zu unterwerfen wußte, nämlich die der Pharisäer.

Der Name wird meist gedeutet als die „Abgesonderten"; charakteristischer für das Wesen der Partei und etymologisch ebensogut begründet ist aber wohl die andere Deutung, wonach er Diejenigen bezeichnet, die es mit dem Gesetz am genauesten nahmen (von Hofmann). Wenigstens wird da, wo das Wesen

der Pharisäer kurz gekennzeichnet werden soll, gerade dies herausgehoben sowohl von Paulus (Ap. 26, 5; vgl. 22, 3; Gal. 1, 14; Röm. 2, 17), als von Josephus (bell. jud. II. 8, 14; Antiq. XVII. 2, 4), und die talmudischen Schriften liefern Zeile für Zeile den Beweis für diesen Grundzug ihrer Bestrebungen.

Ihre Geistesarbeit bewegte sich also um das mosaische Gesetz. Sie nannten sich daher gern Moses Jünger (Joh. 9, 28) und nahmen seine Autorität für sich in Anspruch (Mat. 23, 2). Sie standen naturgemäß in den engsten Beziehungen zu den Schriftgelehrten, und Jesu Polemik richtete sich daher oft gegen beide zusammen; beiden gilt der Vorwurf einer für das Gottesreich nicht genügenden Gerechtigkeit (Mat. 5, 20), beiden das ernste Wehe (Mat. 23) am Ende der Wirksamkeit Jesu. Ja Johannes nennt an solchen Stellen, an denen man die Schriftgelehrten erwarten sollte und in ähnlichen Verhältnissen in den synoptischen Schriften auch thatsächlich genannt findet, statt ihrer stets die Pharisäer (z. B. 7, 32. 45; 11, 47. 57; 18, 3), wohl um die Richtung des Schriftgelehrtenthums zu bezeichnen, die es zur Bekämpfung Jesu bestimmte. Zwar deckten sich die Kreise der Pharisäer und der Schriftgelehrten nicht schlechthin, sondern es gab auch solche Schriftgelehrte, die nicht der Pharisäerpartei angehörten (Luc. 11, 45), gleichwie diese nicht auf die Schriftgelehrten beschränkt waren. Aber die Verwandtschaft zwischen beiden Kreisen war doch eine so enge, d. h. der Kern der Pharisäerpartei war so sehr das Schriftgelehrtenthum und die von diesem eingehaltene Richtung war so wesentlich pharisäisch, daß in Strafworten Jesu, die an die Parisäer gerichtet waren, auch der Partei nicht angehörige Schriftgelehrte sich getroffen fühlten und Jesus auf erhobenen Einspruch die Ausdehnung seiner Rüge auf diese ausdrücklich bestätigte (Luc. 11, 45 ff.).

Damit hängt ein anderes wesentliches Merkmal der Partei

zusammen. Das Schriftgelehrtenthum entstand in der Zeit, als das lebendige Gotteswort der Propheten verstummte. Esra wird als der erste Schriftgelehrte bezeichnet. Es war eine naturgemäße Entwickelung, daß in einem Volksleben, das auf einem geoffenbarten Gotteswillen sich aufbaute, nach dem Aufhören der mündlichen Offenbarung eine berufsmäßige Beschäftigung mit den Urkunden derselben entstand. Sie hatte hier aber den Erfolg, daß das geoffenbarte Gesetz sehr bald hinter den Aufstellungen der berufsmäßigen Schriftgelehrten verschwand. Zwischen das Gesetz und das Volksleben drängte sich die Tradition ein und nahm für sich das jenem gebührende Ansehen in Anspruch. Zwar führte man auch diese auf Mose zurück; er habe, so sagte man, nicht nur das Gesetz, sondern auch die in der Halacha und Haggada niedergelegten Belehrungen empfangen, sie aber nicht schriftlich niedergelegt, damit sie das auszeichnende Eigenthum Israels blieben (Allgem. Ev.-luth. K.-Zeitg. 1870, Nr. 44). Das ist natürlich nur eine Erdichtung. Aber es spricht sich darin die Werthschätzung aus, die man der Ueberlieferung der Väter vor dem geschriebenen Gesetz beilegte und die in unzähligen Wendungen in den rabbinisch-talmudischen Schriften ihren Ausdruck findet. Die Mischna sagt einmal: „Es ist strafbarer gegen die Verordnungen der Schriftgelehrten zu lehren als gegen die Schrift selbst," und ein Ausspruch des Rabbi Eleasar lautet: „Wer die Schrift auslegt im Widerspruch mit der Ueberlieferung, hat keinen Antheil an der zukünftigen Welt." Nur dann galt eine Lehre oder Gesetzesauslegung als gesichert, wenn sie auf die Väter, die großen Schriftlehrer der Vorzeit, zurückgeführt werden konnte. „Wer irgend etwas lehrt, was er nicht von seinem Lehrer gehört hat, provocirt die göttliche Majestät und trennt sich von Israel," heißt es einmal (B. Ber. 27, 1. bei Lightfoot in Ev. Mat. S. 247). Selbst der große Hillel mußte das erfahren. Den ganzen Tag hatte

er einst mit der Entwickelung einer Lehre vor seinen Schülern zugebracht; aber sie nahmen sie nicht eher an, als bis er endlich sagte: „so habe ich's gehört von Schemaja und Abtalion" (ebd. S. 130). Und das ist nun eben kennzeichnend für die Pharisäer und eben darin besteht ihre enge Verbindung mit den Schriftgelehrten, daß sie diese Grundsätze in der schärfsten Weise vertraten und im Leben durchzusetzen versuchten. Sie überlieferten dem Volke, wie der Pharisäer Josephus sagte, im Anschluß an die Väter Gesetzesbestimmungen, die nicht im Gesetze Moses geschrieben sind, und achteten einen Widerspruch dagegen nicht für statthaft (Antiq. XIII. 10, 6; XVIII. 1, 3). Paulus nennt sich, um sein Leben als Pharisäer zu kennzeichnen, einen Eiferer für die Ueberlieferungen der Väter (Gal. 1, 14). Dies sind die schweren und unerträglichen Bürden, die nach Jesu Ausspruch die Pharisäer zusammenbinden und den Menschen aufhalsen (Mat. 23, 4). In diesem Sinne haben wir es zu verstehen, wenn Jesus in der Bergpredigt dem „Ihr habt gehört, daß zu den Vätern gesagt ist" gegenüberstellt das „Ich aber sage euch"; er bekämpft damit nicht das mosaische Gesetz als solches, sondern die Gestalt, die es durch die pharisäische Schriftgelehrsamkeit bekommen hatte, und so ist auch die Bemerkung zum Schluß der Bergpredigt gemeint: „er lehrte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten" (Mat. 7, 27), d. h. wie Einer, der selbsteigene Vollmacht besitzt und nicht auf andere Autoritäten sich zu berufen braucht.

Durch die Abhängigmachung der Religion von einer unendlich viele Einzelheiten umfassenden Ueberlieferung entstand in dem jüdischen Volksthum und in der jüdischen Religion ein neuer Unterschied, den die alte Zeit nicht kannte, der nämlich zwischen Wissenden und Unwissenden mit allen den Härten und Schärfen, die diese Unterscheidung gerade auf religiösem Gebiet hervorbringt. Die religiöse Erkenntniß des Volkes war fortan

von den Gesetzeslehrern abhängig (Luc. 11, 52). „Der Ungelehrte kann sich nicht in acht nehmen vor der Sünde und der Laie nicht wahrhaft fromm sein," sagt Hillel (bei Wellhausen S. 16). Die ungebildete Masse des Volks, für welche die talmudische Litteratur einen besonderen Ausdruck geprägt hat ('am ha'arez), ist daher Gegenstand tiefster Verachtung, während der Weise, d. h. der Gesetzeskundige, mit den Ueberlieferungen der Väter Vertraute sogar dem König voransteht; „denn wenn ein Weiser stirbt, ist er nicht leicht zu ersetzen; aber wenn der König stirbt, ist jedweder Israelit für das Königthum geeignet" (bei Lightfoot S. 248). Dieser Klasse der Wissenden rechneten sich auch die Pharisäer zu und nahmen dementsprechende Verehrung für sich in Anspruch. Es ist bekannt, wie sie auf die Ehrenplätze bei Tisch und in den Synagogen bedacht waren (Mat. 23, 6 ff.; Luc. 14, 7 ff ; 20, 46. Joh. 5, 44; 7, 18), welchen Werth sie auf auszeichnende Begrüßung legten (Mat. 23, 7), und es wird berichtet, daß das Synedrium (der hohe Rath) vierundzwanzigmal die Exkommunikation verhängt habe wegen nicht genügender Ehrbezeugungen gegen die Rabbinen (bei Lightfoot S. 247). Der Verkehr Jesu mit Sündern und Zöllnern, der untersten Schicht des verachteten 'am ha'arez war daher den Pharisäern äußerst anstößig und völlig unbegreiflich, daß er sich sogar in Tischgemeinschaft mit ihnen einließ (Mat. 9, 11; Luc. 15, 1). Die Verachtung, mit der die Pharisäer auf „die andern Leute" herabsahen, zeichnet Jesus treffend in dem bekannten Gleichniß vom Pharisäer und Zöllner im Tempel (Luc. 18, 11) und preist diesem hochmüthigen Wissensdünkel gegenüber den Vater im Himmel, der das neue Heil den Weisen und Klugen verborgen und den Unmündigen und Thörichten offenbart hat (Mat. 11, 25). Johannes trifft durchaus den richtigen Ton, wenn er die über den Beifall, den Jesus bei den Volksmassen fand, sich ereifernden Pharisäer in die Worte ausbrechen läßt:

„Glaubt auch irgend einer von den Obersten an ihn oder von den Pharisäern? sondern nur dieser Pöbel, der das Gesetz nicht versteht. Verflucht sind sie!“ Und auch in der Polemik Pauli gegen das unfruchtbare Prunken und Rühmen mit der Kenntniß des Gesetzes hat man wohl eine Beziehung auf das ihm aus seiner eigenen Vergangenheit nur zu wohl bekannte Pharisäerthum zu sehen (Röm. 2, 17 ff.).

Um indessen diese übermäßige Betonung des Wissens in der Religion recht zu verstehen oder solch ein Wort, wie das Hillels, daß der Ungelehrte vor der Sünde sich nicht in acht nehmen könne, in seiner vollen Bedeutung zu erfassen, muß man noch besonders auf das Inhaltliche der pharisäisch-rabbinischen Gesetzesbehandlung das Augenmerk richten. Sie hat es nämlich in ganz überwiegendem Maße mit dem Ceremonialgesetz zu thun, und in diesem wiederum waren es vor allem die Vorschriften über Rein und Unrein, die man behandelte. (Hierauf beruft sich jene von mir oben erwähnte Deutung des Namens der Pharisäer als der „Abgesonderten“; denn in ihnen gipfelt die Richtung des nachexilischen Judenthums auf Absonderung von allem Unreinen). Wie sehr diese Satzungen den Pharisäern als das Wesentliche erschienen, ersieht man daraus, daß ihre feindlichen Begegnungen mit Jesu fast ausschließlich auf diesem Gebiet stattfanden. Daß Jesu Jünger mit ungewaschenen Händen aßen, daß Jesus am Sabbath heilte, daß seine Jünger am Sabbath an Kornfeldern vorübergehend einzelne Aehren ausrauften, also nach ihrer Auffassung Erntearbeit verrichteten (Mat. 15, 2 ff.; Joh. 5, 10; 9, 16 ff.; Mat. 12, 2; Luc. 6, 7) — das war es, was sie vor allem gegen Jesus erregte. Jesu Polemik hinwiederum richtete sich ganz besonders gegen diese Verkennung des Großen und Kleinen im Gesetz. Er warf ihnen vor, daß sie Mücken seigten und Kamele verschluckten, Minze, Kümmel und Düll verzehnteten, aber das Schwerste im

Gesetz, nämlich Barmherzigkeit und Treue, dahintenließen, daß sie auf äußerliche Reinigkeit eifrigst bedacht wären, aber der Reinigkeit des Herzens vergäßen (Mat. 23). Ganz besonders aber rügte er es, daß die einfachsten sittlichen Pflichten wie die der den Eltern zu leistenden Versorgung hinter der Beobachtung selbsterdachter Satzungen und eigenwilliger Frömmigkeitserweise zurückgestellt wurden (Mat. 15, 3 ff.; Marc. 7, 8 ff.). Es würde zu weit führen, im einzelnen darzustellen, mit welcher haarspaltenden Genauigkeit die Bestimmungen über die Sabbathsruhe entwickelt wurden, wie jede einzelne Handlung bis hinunter zu dem Schürzen des Hemdknotens daraufhin untersucht wurde, ob sie am Sabbath zulässig sei oder nicht, welche Umstände Unreinheit verursachten, wie und wann zu beten sei, ob schon bei einer Speise von der Größe einer Olive das Dankgebet gesprochen werden müsse oder erst bei einer solchen von der Größe eines Eies. Der ganze Talmud ist voll davon und beweist, daß in der That eine umfassende Gelehrsamkeit dazu gehörte, um in diesem Sinne fromm zu sein und vor der Sünde sich zu hüten. Ich erwähne nur zwei Aeußerungen, welche zeigen, wie man wirklich das Endschicksal des Menschen von diesen Dingen abhängig glaubte: Rabbi Eleazar ben Hazar hielt gering von dem Händewaschen; er wurde dafür exkommunicirt und, als er als Exkommunicirter starb, wurde auf Befehl des Synedriums ein großer Stein auf seine Bahre gelegt zum Zeichen der verdienten Steinigung (bei Lightfoot S. 186). Dagegen heißt es: „Wer seinen Sitz hat im israelitischen Lande und seine tägliche Speise in Reinheit ißt, die heilige Sprache spricht und morgens und abends die Denkzettel (Phylakteria, die auf den Gebetsriemen angebrachten Schriftstellen) hersagt, darf zuversichtlich das Leben der zukünftigen Welt erwarten" (ebendſ. 187). — Die übrigen Bestandtheile des Gesetzes, [also vor allem unser Zehngebotegesetz,

wurden natürlich auch bearbeitet; aber auch hier kam das Sittliche wenig zur Geltung; es verschwand hinter der juristischen Auffassung des Gesetzes. Bei einem Gesetz, das als Volksgesetz gemeint war, hatte das eine gewisse Berechtigung; aber für das Verhältniß zu Gott konnte sie nicht die ausschlaggebende sein. Um diesen Gegensatz handelt es sich in der Bergpredigt. Das Pharisäerthum begnügte sich mit der juristischen Zergliederung und Auslegung des Gesetzes; Jesus stellte ihr die Gebote als sittliche Forderungen, als Forderungen des das Innere durchschauenden und richtenden Gottes gegenüber. Dort zu dem Gebot „Du sollst nicht tödten" nichts weiter als die Festsetzung der Strafe; hier die Zurückführung der Sünde auf den Zorn und Groll im Herzen. Dort nur die Wiederzustellung geraubten Gutes vor dem Opfer; hier die Aussöhnung mit dem Bruder. Dort leichtfertiges Disputiren über die Gründe der Ehescheidung, als welche wohl gar versalzene Suppe oder die größere Schönheit eines andern Weibes geltend gemacht werden, dagegen peinlich genaue Feststellungen über die Form des Scheidebriefs; hier Rückkehr zn dem schöpfungsgemäßen Sinn der Ehe. — Es versteht sich aber von selbst, daß damit nur die Grundrichtung des pharisäischen Geistes bezeichnet werden soll; es finden sich daneben, wie bei dem Anschluß an das Alte Testament ja gar nicht anders möglich ist, auch ernstere und tiefere Blicke in das Wesen des göttlichen Gesetzes und Willens. Jesus selbst gab einem Schriftgelehrten, der ihm freudig zustimmte, als er als das wichtigste Gebot das von der Liebe zu Gott und dem Nächsten bezeichnete, das Zeugniß, er sei nicht fern vom Reiche Gottes (Marc. 12, 34), und die talmudischen Schriften überliefern uns auch manches schöne Wort. Aber die bestimmende Richtung ihrer Gesetzesbehandlung ist doch durchaus Bevorzugung des Ceremonialgesetzlichen vor dem Ethischen und die Verflachung des letzteren in juristi-

schem Sinne, und es begreift sich aus dem Gesagten wohl, daß Jesus immer wieder die Pharisäer der Heuchelei bezichtigte: er zielte damit eben auf diese Veräußerlichung des Sittlichen und Religiösen, die auch, wenn sie nicht immer ein Ausdruck bewußter innerer Unwahrhaftigkeit ist, doch mit Nothwendigkeit dazu erzieht.

Gegen diese Gesetzesbehandlung der pharisäischen Schriftgelehrten richtete sich auch der Vorwurf Jesu, daß sie sich in ihrer Stellung zu den Propheten als echte Söhne ihrer Väter bewiesen: diese tödteten die Propheten, sie aber behandelten sie als Todte (Luc. 11, 47 ff.). Man hat im Widerspruch mit diesem Worte Jesu die Stellung der Pharisäer und Schriftgelehrten zu dem jüdischen Volksthum als eine Fortsetzung der prophetischen Wirksamkeit dargestellt. Aber das trifft doch kaum im äußerlichsten Sinne zu. Vielmehr war die von den Pharisäern vertretene Gesetzesauffassung gerade die von Anfang an von Samuel bis auf Maleachi von den Propheten bekämpfte. Inwiefern auch der eigentlich weissagende Inhalt der alttestamentlichen Prophetie von den Pharisäern vernachlässigt wurde, läßt sich aus den vorliegenden Andeutungen schwer feststellen. Daß sie darauf bei weitem nicht die Arbeit verwandten wie auf das Gesetz, ist gewiß; die heilige Schrift war ihnen wesentlich die Thora. Aber andererseits waren doch gerade die Pharisäer die Träger der Hoffnungen ihres Volkes. Sie harrten auf die Verwirklichung des Königthums Gottes (Luc. 17, 20; Marc. 15, 43) und erhielten das gespannte Warten des Volkes darauf lebendig. An jede auffällige Erscheinung traten sie mit der Frage heran, ob nicht in ihr der Messias erschienen sei (Luc. 3, 15; Joh. 1, 19 ff.) und erhofften eine Betheiligung auch der Abgeschiedenen an der messianischen Herrlichkeit durch die Auferstehung (Marc. 12, 28; Luc. 20, 39). Diese Seite des Pharisäerthums wird allerdings in den zeitgenössischen

Zeugnissen wenig hervorgekehrt. Aber das ist begreiflich genug. Denn die Bedingung für die Erlangung jener Hoffnungen war die Gesetzeserfüllung, die Gerechtigkeit; sie trat in die Erscheinung und ist daher das immer wieder hervorgehobene Kennzeichen der Pharisäer, während die Triebfeder sich der Wahrnehmung entzog. Wie wichtig dennoch gerade diese Stellung zu den messianischen Hoffnungen des Volkes für die richtige Charakterisirung der Partei ist, wird aus dem Folgenden ersichtlich werden. Hier müssen wir zunächst noch in Betracht ziehen, welche Stellung sie in dem politischen und socialen Leben ihres Volkes einnahmen.

Zunächst zeigt schon das vorher behandelte Verhältniß zu den Schriftgelehrten, daß wir es nicht nur mit einer geistigen Richtung, sondern thatsächlich mit einer Partei zu thun haben, der auch ihr geistig Nahestehende nicht ohne weiteres angehörten. Es war eine organisirte Gemeinschaft, und gelegentlich werden auch Vorsteher derselben erwähnt (Luc. 14, 1). Das überwiegende Ansehen, das die Partei genoß, der große Einfluß, den sie ausübte, die Zusammenstellung mit den Obersten (Joh. 7, 48), die gelehrte Bildung, welche für ihre Ziele nothwendig war, auch wohl der gegen sie erhobene Vorwurf der Härte in Geldsachen und der Gewinnsucht (Luc. 16, 14. 20. 47) — das alles läßt vermuthen, daß die Volkskreise, aus denen sie sich zusammensetzte, nicht die ärmsten und untersten des Volkes waren. Ihr Einfluß auf die Synagogengemeinde war so groß, daß auch die Obersten des Volkes sie fürchteten und nicht frei zu handeln wagten (Joh. 12, 42). Insbesondere werden einmal als Angehörige der Partei die Priester und Leviten genannt, welche im Auftrage des hohen Raths den Täufer nach der Befugniß zu seinem Handeln fragten (Joh. 1, 19 und 24). Es ist das um so bemerkenswerther, als man wohl einen Gegensatz zwischen der Partei und der Priesterschaft nachzuweisen ver-

sucht hat. Allein dem widerspricht schon die Thatsache, daß die Pharisäer besonderes Gewicht auf gewissenhafte Erstattung der den Priestern zufließenden Tempelabgaben legten (Mat. 23, 23; Luc. 18, 12; vgl. Schürer S. 427). Es werden auch sonst priesterliche Angehörige der Partei genannt, und wenn wir in der Apostelgeschichte lesen, daß in besonders großer Anzahl Priester sich der christlichen Gemeinde zuwandten (6, 7), und dabei in Betracht ziehen, daß der Eifer der christlichen Urgemeinde in Jerusalem um das Gesetz dem pharisäischen kaum nachstand und auch viele Pharisäer sich ihr angeschlossen hatten (Ap. 21, 20; 15, 5; Gal. 2, 4), so darf man auch darin wohl einen Beweis dafür sehen, daß nicht nur kein Gegensatz, sondern die engsten Beziehungen zwischen den Pharisäern und den Priestern bestanden. Die Priester aber bildeten den bevorzugten Theil des Volkes.

Die machtvolle und einflußreiche Stellung der Pharisäer brachte es mit sich, daß sie auch im Synedrium, dem hohen Rath des Neuen Testaments, stark vertreten waren. Der Ursprung dieser Behörde ist dunkel. Nach rabbinischer Tradition nahm sie ihren Anfang mit der Einsetzung der 70 Aeltesten, die Mose zu seiner Unterstützung heranzog, und zählte daher stets außer dem Vorsitzenden 70 Mitglieder. In Wahrheit erscheint sie zuerst kurz vor der Makkabäerzeit in der Geschichte, erhielt sich dann aber bis zum Untergang des jüdischen Staatswesens. Sie bestand nach übereinstimmendem Bericht des Neuen Testaments, des Josephus und der rabbinischen Ueberlieferung aus Priestern und Leviten und anderen angesehenen Israeliten, die sowohl im Neuen Testament als bei Josephus in Aelteste und Schriftgelehrte geschieden werden. Ja an einigen Stellen scheint es, als ob die Aeltesten ein neben dem Synedrium bestehendes, vielleicht als Stadtbehörde von Jerusalem fungirendes, aus den angesehensten Männern zusammengesetztes Kollegium

bildeten, welches als solches zu dem sonst nur aus Priestern und Schriftgelehrten bestehenden Synedrium bei besonders wichtigen Anlässen hinzugezogen wurde (Ap. 5, 21 und 24, 1; vergl. mit 25, 2. 15). Die Leitung dieser Behörde lag aber nicht, wie die Rabbinen theoretisiren, in den Händen der rabbinischen Schulhäupter, sondern in denen des Hohenpriesters, und die Betheiligung desselben und seines Anhangs daran war so wichtig, daß zwar oft von den übrigen Mitgliedern des Synedriums nur die Schriftgelehrten (z. B. Mat. 20, 18; 21, 15; Marc. 10, 33) oder nur die Aeltesten (z. B. Mat. 21, 23; 26, 3. 47; 27, 1. 3; 12. 20; 28, 12 u. s. w.) genannt werden, die Nennung der Hohenpriester aber nie übergangen wird. Ihnen und zwar meist dem fungirenden Hohenpriester stand der Vorsitz und auch die officielle Vertretung des Synedriums gegenüber den herodianischen und römischen Gewalthabern zu (z. B. Apostelgesch. 24, 1 ff.). Die amtliche Thätigkeit des Synedriums erstreckte sich ebensosehr auf Rechtsprechung als auf die Leitung der Angelegenheiten des jüdischen Volkes, natürlich soweit, als die politischen Erwägungen der Gewalthaber für gut befanden. Aber bei der Schwierigkeit, welche die Eigenthümlichkeit des jüdischen Volkes allen fremden Beherrschern bereitete, waren auch unter ihnen, ja gerade unter ihnen, die Befugnisse des Synedriums ziemlich weitgehende. In dieser Behörde also saßen in starker Anzahl auch Pharisäer; wir haben sie wohl in allen Bestandtheilen desselben zu suchen mit Ausnahme der Hohenpriester. Nie war ein Hoherpriester Pharisäer. Unter den übrigen Mitgliedern aber überwogen sie so sehr, daß Johannes die Mitglieder des Hohenraths nur als Hohepriester und Pharisäer bezeichnet (siehe oben; auch Mat. 27, 62), und ihr großes Ansehen im Volke nöthigte auch die Hohenpriester (Antiq. XVIII. 1, 3), wenn auch widerwillig, sich den pharisäischen Meinungen zu fügen. Selbst der königlichen

Macht waren sie gefährlich, da sie das Volk zum Bundesgenossen hatten (Antiq. XVII., 2, 4; XIII. 10, 6).

In welcher Richtung sie diese Machtfülle gebrauchten, ist in einer Beziehung ja selbstverständlich; es handelte sich für sie um die rücksichtslose Durchführung und Aufrechterhaltung des Gesetzes im Volksleben. Schwerer zu beantworten aber ist die Frage, zu welchem Verhalten gegen die jeweiligen Beherrscher sie durch diese Tendenz bestimmt wurden, welches also ihre politische Richtung im engeren Sinne war. Aus dem Neuen Testament lassen sich nur undeutliche Spuren derselben erkennen. Sie scheinen gute Beziehungen zu Herodes Antipas gehabt zu haben (Luc. 13, 31) und erscheinen einigemal mit den Anhängern des herodianischen Königshauses zu gemeinsamem Handeln verbunden (Marc. 3, 6; 12, 13; Mat. 22, 16). Von direkter Opposition gegen die Römerherrschaft findet sich so wenig eine Spur, daß vielmehr die Falle, die sie Jesu mit der bekannten Frage nach der Berechtigung der Steuerzahlung stellten, darauf angelegt ist, ihn durch den Anschein solcher Opposition zu vernichten. Dagegen weist auch das Neue Testament Spuren ihres Gegensatzes gegen die Sadducäer und den Anhang der Hohenpriester auf (Mat. 22, 34; Marc. 12, 28; Luc. 20, 39; Ap. 23, 6 ff.), der sie dazu führte, diese sogar gelegentlich in ihrem Kampfe gegen die aufwachsende Christengemeinde im Stich zu lassen (Ap. 5, 34 ff.; 23, 6 ff.).

Und hier nun kann das Wesen der Pharisärpartei nicht ferner genügend verstanden werden, ohne daß wir auch ihre Gegner, die Sadducäer, und die Entstehung dieses Gegensatzes kennen lernen. Das Neue Testament bietet uns da zuerst eine wichtige negative Beobachtung: An allen Erörterungen über das Gesetz, wie solche zwischen Jesu und den Phariſäern so oft stattfanden, waren die Sadducäer gänzlich unbetheiligt. Diese Dinge scheinen also völlig außerhalb ihres Interesses gelegen zu

haben. Josephus bestätigt diese Wahrnehmung. Er erklärt ausdrücklich, daß die Sadducäer sich nur an das geschriebene Gesetz gehalten, dagegen die Ueberlieferungen der Väter, die bei den Pharisäern eine so große Rolle spielten, verworfen hätten. (Antiq. XIII. 10, 6.) So wenig theilten sie die den Pharisäern eigenthümliche Verehrung der Tradition, so wenig ihre Ehrfurcht vor dem Wort älterer Gesetzeslehrer, daß sie vielmehr die freie Stellung dazu für eine Tugend achteten (Antiq. XVIII. 1, 4). Die Verwerfung der pharisäischen Gesetzesauslegungen und Zusätze führten natürlich zu heftigen Erörterungen zwischen ihnen und den Pharisäern, und die talmudische Tradition weiß auch Einzelheiten zu nennen, in denen die pharisäische und die sadducäische Gesetzesauffassung sich gegenüberstanden; allein es ist ganz unmöglich, diesen Differenzen, soweit sie überhaupt verständlich sind, irgend einen prinzipiellen Gesichtspunkt abzugewinnen, der für das Wesen der Partei bezeichnend wäre. Sondern bezeichnend ist nur die Ablehnung der pharisäischen Satzungen, wobei noch unentschieden ist, ob die Feindschaft gegen die Pharisäer die Folge oder die Ursache dieser Ablehnung war. — Auch in der anderen Beziehung, in der die Sadducäer im Neuen Testament erwähnt werden, treten sie nur mit einer Negation auf. Sie leugneten nämlich die Fortdauer der Seelen und die Auferstehung, sowie die Existenz von Engeln und Geistern. Es ist bekannt, wie sie Christo gegenüber die Auferstehung lächerlich zu machen suchten durch die Geschichte von dem Weibe, daß sieben Männer gehabt hätte, und durch die Frage, wessen Weib sie in der zukünftigen Welt sein würde (Mat. 22, 23 ff.; Marc. 12, 18 ff.; Luc. 20, 27 ff.; vergl. Ap. 23, 8). Auch Josephus berichtet, daß die Sadducäer die Fortdauer der Seele, die Strafen und Belohnungen in der jenseitigen Welt bestritten hätten und behaupteten, die Seelen würden zugleich mit den Leibern vernichtet (bell. jud. II. 8, 14;

Antiq. XVIII. 1, 4). Die rabbinische Ueberlieferung leitet sogar von dem Aufkommen dieser Lehre die Entstehung der Partei her. Sie berichtet: Antigonus von Socho, einer der berühmtesten Schriftgelehrten aus der älteren Zeit, habe den Ausspruch gethan: „Seid nicht wie die Knechte, welche ihrem Herrn des Lohnes wegen dienen; sondern seid wie Knechte, welche ihrem Herrn nicht des Lohnes wegen dienen; vielmehr regiere euch nur die Gottesfurcht!" Antigonus aber hatte zwei Schüler, Zadok und Baithus, welche seine Worte so auffaßten: „Unser Lehrer meint mit seiner Lehre, daß es keine Belohnung und keine Strafe gebe und überhaupt für die Zukunft nichts zu erwarten sei." In dieser Meinung befestigten sie sich mehr und mehr und gewannen dafür Anhänger; die Zadoks wurden Sadducäer genannt, die des Baithus Baithusäer (bei Lightfoot in Ev. Mat. 3, S. 58). — Die Letzteren kümmern uns hier nicht. Betreffs der Sadducäer aber ist es äußerst unwahrscheinlich, daß eine mächtige politische Partei — und als solche werden wir die Sadducäer kennen lernen — aus solch einer Schulmeinung hervorgegangen sein könnte. Jene Nachricht zeigt vielmehr nur, daß in späterer Zeit, als der Schwerpunkt des jüdischen Volkslebens in die Schule verlegt war, auch die Sadducäer nur noch als eine häretische Sekte erschienen, als deren hervorstechendstes Merkmal die Leugnung der zukünftigen Welt in der Erinnerung haftete. Dahin nämlich muß die sadducäische Leugnung der Auferstehung ausgedehnt werden. Immer wieder wird von dem pharisäischen Schriftgelehrtenthum im Gegensatz zu den Sadducäern die Unterscheidung zwischen dieser Weltzeit und der zukünftigen hervorgehoben. So wird z. B. berichtet, man habe in der älteren Zeit die Lobpreisungen Gottes in den Tempelgottesdiensten mit den Worten geschlossen „in Ewigkeit"; aber seit dem Aufkommen der Häretiker, d. h. der Sadducäer, welche nur die gegenwärtige Weltzeit anerkannten,

habe man es für nöthiger erachtet, dafür zu setzen „von Ewigkeit zu Ewigkeit" oder, wie es genauer übersetzt heißen muß, „von dieser Weltzeit bis zu der kommenden Weltzeit", indem man im Gegensatz zu jenen hervorheben wollte, daß es zwei Weltzeiten gebe (bei Lightfoot S. 58). Die andere, zweite Weltzeit aber dachten sich die Rabbinen anbrechend mit dem Kommen des Messias. Demnach scheint die sadducäische Leugnung der Auferstehung die Leugnung alles dessen, was zu den messianischen Hoffnungen der Israeliten gehörte, mit umfaßt zu haben, wie denn auch Paulus nicht nur die Auferstehung, sondern auch die Hoffnung seines Volkes zu dem Pharisäer und Sadducäer trennenden Gegensatz rechnet (Ap. 23, 8). So gefaßt war aber jene sadducäische Lehre auch von politischer Bedeutung. Dem mit der Gegenwart unzufriedenen, gespannten Warten und Harren der Pharisäer auf die messianische Zeit, welche ihr Ideal von einem reinen und gesetzesstrengen Volksleben verwirklichen sollte, trat in den Sadducäern eine Richtung gegenüber, die, mit der Gegenwart zufrieden, in ihr sich so bequem wie möglich einzurichten bemüht war.

Das wird vollends verständlich, wenn wir beachten, welchen Volkskreisen die Sadducäer angehörten. Die Apostelgeschichte giebt darüber eine ganz bestimmte Nachricht: sie identificirt die Sadducäer geradezu mit dem Hohenpriester und seinem Anhang (5, 17). Josephus unterstützt diese Notiz durch die Mittheilung, daß die Sadducäerpartei zwar nur gering an Zahl war, aber die reichsten und angesehensten Männer zu ihren Mitgliedern zählte (Antiq. XIII. 10, 6; XVIII. 1, 4). Der Hohepriester aber war in der nachexilischen Zeit nicht nur der Vorsteher des Heiligthums und der Leiter der mit ihm zusammenhängenden gottesdienstlichen Angelegenheiten; sondern da der Tempel den Mittelpunkt des gesamten Volkslebens bildete, ja das nachexilische, staatliche Gemeinwesen sich gerade um den Tempel gesammelt

hatte und in Anlehnung an ihn entstanden war, so war von Anfang an der Hohepriester auch der Vertreter und Regent seines Volkes in weltlichen und politischen Angelegenheiten, natürlich mit der schon oben erwähnten Beschränkung: soweit die persischen, griechischen, römischen Oberherren es für gut befanden, demnach auch die Vertreter der nationalen Selbstständigkeit, soweit solche bestand. — Also als Inhaber der Macht lehnten die Sadducäer die pharisäischen Zukunftshoffnungen ab, weigerten sie sich auch, sich unter das Joch der religiösen Satzungen der Pharisäer zu beugen. Sie faßten die Stellung ihres Volkes wesentlich von der politischen Seite auf, während die Pharisäer die religiöse Seite betonten, eine wesentlich religiöse Partei waren, die nur indirekt zu Politikern wurden.

Dieses Verhältniß gewinnt eine eigenthümliche Beleuchtung sowohl durch die räumliche Verbreitung beider Parteien als auch durch ihr Verhalten gegen das aufkommende Christenthum. Das Sadducäerthum hatte nämlich seinen Sitz, wie es scheint, ausschließlich in Jerusalem. Nur ein einziges Mal begegnen uns auf galliläischem Boden Sadducäer (Mat. 16, 1); sonst aber finden wir sie weder dort noch in der jüdischen Diaspora, sondern nur an dem Mittelpunkt des Volkslebens, dem Sitze des Hohenpriesterthums. Die Pharisäer dagegen erscheinen über das ganze Land verbreitet (Luc. 5, 17), wenn auch immerhin Judäa und Jerusalem der Hauptsitz wie des Schriftgelehrtenthums so auch des Pharisäerthums gewesen sein mögen (Joh. 4, 1; Luc. 5, 17; Mat. 15, 1). Auch in den Judengemeinden der Zerstreuung gab es Pharisäer. Paulus, der cilicische Jude, rühmte sich, nicht nur ein Pharisäer, sondern auch aus pharisäischer Familie zu sein (Ap. 23, 6). Die auswärtigen, hellenistischen Juden waren es, die durch das gegen das Gesetzeswesen gerichtete Auftreten des

Stephanus zuerst erregt wurden, und von ihren pharisäischen Gliedern wurde seitdem die Verfolgung mit besonderem Eifer betrieben. Auch der Gegensatz, den Paulus in den Synagogen der Diaspora fand, war wesentlich pharisäischer Art, und Juden aus Asia waren es, welche seine Gefangennehmung veranlaßten (Ap. 21, 27). Das alles stimmt vorzüglich zu dem politischen Charakter der sadducäischen, dem unpolitischen, wesentlich religiösen der pharisäischen Partei. In dem außerpalästinensischen Judenthum gab es für eine politische Partei nichts zu thun, waren keine politischen Interessen zu vertheidigen, keine Machtfragen zu lösen; die religiösen Fragen aber beschäftigten auch das auswärtige Judenthum. — Ebenso tritt dieser Gegensatz in dem Verhalten der Parteien zum Christenthum hervor. Jesus trat gewissermaßen mit den Pharisäern auf gemeinsamen Boden, sofern er die auf der Weissagung ruhenden Hoffnungen seines Volkes zu erfüllen und das Königsthum Gottes zu verwirklichen versprach; es war wie bei den Pharisäern ausschließlich das religiöse Gebiet, auf dem er sich bewegte. Auch darin liegt gemeinsames, daß er die Erfüllung des Gesetzes und die vollkommene Gerechtigkeit als Bedingung für die Theilhaberschaft am Gottesreiche hinstellt (Mat. 5, 17 ff.). Ebendaher fühlten sich die Pharisäer zu ihm hingezogen, sich genöthigt, mit ihm sich auseinanderzusetzen, wie ihre eifersüchtige Unzufriedenheit mit seinem Verkehr mit den Zöllnern und Sündern, ihre Einladungen (Luc. 7, 44; 11, 37; 14, 1), ihre Besuche bei ihm (Joh. 3), die genaue Beobachtung seiner Worte und Thaten, die immer erneuten Disputationen, später auch der Anschluß nicht weniger an die Christengemeinde (Ap. 15; 5. 21, 20) bewiesen. Aber ebendaher auch die Schärfe des Gegensatzes. Auf ihrem eigensten Gebiet, wo sie bisher unumschränkt geherrscht hatten, sahen sie sich übermächtig angegriffen; worauf sie am meisten stolz waren, ihre Gerechtigkeit und Gesetzeserfüllung,

wurde von Jesus angetastet und in seiner Nichtigkeit dargethan, und eine Erfüllung der Volkshoffnungen, wie sie sie hegten, war von diesem Messias nicht zu erwarten. So ging der Kampf gegen Jesus eben von den Pharisäern aus, ein Kampf, der wohl sehr bald auf ein blutiges Ende abgesehen war, da auch sonst der Gesetzeseifer dieser Schriftgelehrten leicht zum Schwert griff; sollen doch selbst solche Schulkämpfe wie die zwischen den Anhängern Hillels und Schammais schließlich mit dem Schwerte ausgemacht worden sein (bei Lightfoot S. 156). Die Sadducäer, d. h. also die hohepriesterlichen Machthaber, die an der den Pharisäern erwachsenen Opposition wohl ihre stille Freude haben mochten, griffen in diesen Kampf erst ein, als durch das zunehmende Aufsehen, das Jesus in Jerusalem selbst erregte, und die damit verbundenen Volksaufläufe Unruhen zu besorgen waren; denn solche mußten zu einem Eingreifen der Römer führen, das leicht den letzten Rest nationaler und politischer Selbständigkeit, wie er im Hohenpriesterthum sich darstellte, vernichten und dieses um seine Herrschaft bringen konnte (Joh. 11, 47 ff.). Damit hatten dann die sadducäischen Hohenpriester die Führung in dem Kampf gegen die neue Bewegung übernommen. Sie mußten darin dadurch bestärkt werden, daß seit dem Tode und der Auferstehung Jesu in dem Mittelpunkt der Verkündigung seiner Jünger nicht der Kampf gegen das Gesetz stand, sondern die Auferstehung Jesu, also eine Bestätigung der von ihnen bekämpften Auferstehungungslehre, und diese auch nicht nur theoretisch gelehrt, sondern weil sie an einem von den Hohenpriestern Gerichteten dargethan wurde, empfanden sie darin eine Spitze gegen ihre Autorität (Ap. 5, 17 und 28).

Da nun die Stellung der christlichen Urgemeinde in Jerusalem zum Gesetz von der pharisäischen äußerlich kaum abwich, vielmehr vielfach ein besonderer Eifer dafür bethätigt

wurde (Jacobus der Gerechte; vgl. Ap. 21, 20), so hat man in den bekannten Worten des Pharisäers Gamaliel im hohen Rath, mit denen er eine Bestrafung der Apostel verhinderte und ruhiges Zuwarten empfahl (Ap. 5, 34 ff.), nicht sowohl nur kluge Mäßigung, sondern ein vorsichtiges und verdecktes Eintreten der Pharisäer für diese den feindlichen Sadducäern unbequeme Bewegung zu sehen; wurden sie doch sogar noch später, als inzwischen der Kampf eine ganz andere Wendung genommen hatte, in ihrem Vorgehen gegen Paulus wankend gemacht, als er diesen den Pharisäern mit den Christen gemeinsamen Gegensatz gegen das Sadducäerthum herauskehrte (Ap. 23, 6 ff.). Ja sie nahmen sogar gegen den sadducäischen Hohenpriester Ananus, der Jacobus den Gerechten hatte hinrichten lassen, geradezu Partei (Antiq. XX. 9, 1). Erst nämlich, als der Gegensatz gegen das Gesetz durch Stephanus und später durch Paulus im Christenthum hervortrat, traten auch die Pharisäer, nun aber auch mit dem ganzen ihnen eigenen Eifer in den Kampf gegen die christliche Gemeinde ein, jetzt abgesehen von jenen Schwankungen mit den Sadducäern durch die gemeinsame Feindschaft verbunden.

Ich habe mich in dieser letzten Darlegung des Verhältnisses der Parteien zu einander auf das Neue Testament beschränkt; die vor der neutestamentlichen Zeit liegende Entstehung derselben und die ganze folgende Geschichte macht es noch klarer, wie die Bestimmung der Sadducäer als einer wesentlich politischen Partei und der Pharisäer als einer wesentlich religiösen zu verstehen ist. Man leitet wohl mit Recht den Ursprung dieses Gegensatzes aus den Makkabäerkämpfen ab. Als der Priester Mattathias und seine tapferen Söhne den Versuch des syrischen Königs Antiochus Epiphanes, die Juden aus ihrer Isolirung unter den übrigen Völkern herauszureißen und durch Einführung griechischer Kulte mit den übrigen Bestandtheilen seines Reiches

zu verschmelzen, durch gewaltsamen Widerstand zurückzuweisen begannen, betheiligten sich an diesem Kampf auch die Chasidäer (Chasidim). Der Name bedeutet die „Frommen“, und es scheint damit schon damals eine geschlossene Gemeinschaft besonders gesetzestreuer Juden gemeint zu sein.* Ihre Betheiligung an dem Kampfe hatte aber zum Ziel nur die Wiedergewinnung der Freiheit des Gottesdienstes. Als diese erreicht war, zogen sie sich von dem Kampfe zurück und schlossen sich dem unter syrischer Oberhoheit eingesetzten Hohenpriester an, während der Kampf der Makkabäer fortan ein Kampf um die Herrschaft und um Beseitigung der hohenpriesterlichen Aristokratie wurde. Diese hatte nämlich den Absichten des Antiochus Epiphanes keineswegs kräftigen Widerstand entgegengesetzt, wenn sie auch die letzten Ziele des Antiochus wohl nicht getheilt hatte; wenigstens können auch die Makkabäerbücher ihnen nichts Derartiges nachsagen, sondern begnügen sich, sie im allgemeinen als die Häupter der Gottlosen zu bezeichnen. Immerhin konnte es bedenklich scheinen, diesen Händen das Hohepriesterthum wieder anzuvertrauen, und so fehlte es auch den weiteren Kämpfen der Makkabäer nicht an einer die große Masse des Volkes fortreißenden religiösen Tendenz. Aber der Ertrag des Kampfes kam doch vor allem ihrer Machtstellung zu gut: sie errangen durch Volksbeschluß und durch Anerkennung der syrischen Herrscher das Hohepriesterthum für sich und damit zugleich fürstliche, ja königliche Gewalt und endlich auch volle Unabhängigkeit. Der gefährlichste Feind dieser neu gewonnenen Machtstellung war naturgemäß die ver-

* 1. Makk. 2, 42; 7, 12. So wird man sagen müssen, auch wenn, wie mir wahrscheinlich ist, der Ausdruck *συναγωγή* an beiden Stellen nur durch das Verbum veranlaßt und daher nicht mit „Synagoge“ wiederzugeben ist; auch liest Tischendorf an der ersten Stelle *Ἰουδαίων* statt *Ἀσιδαίων*. Aber die zweite Stelle allein genügt zum Beweise. Bemerkenswerth ist noch, daß sie hier als Schriftgelehrte erscheinen.

drängte hohepriesterliche Aristokratie. Wenn wir daher lesen, daß Simon, der letzte der makkabäischen Brüder, der auch nach außen die Stellung seines Hauses völlig sicherte, im Innern alle „Gesetzlosen" vertilgt habe (1. Makk. 14, 14. 36), so haben wir darunter wohl nichts anderes als die Vernichtung der dem hohepriesterlichen Adel angehörigen Gegner zu verstehen. Diese aber sind keine anderen als die Sadducäer oder Saddukäer; denn dieser Name bedeutet die Angehörigen und Anhänger des Zadok oder Saduk. Dieser aber war der Stammvater des legitimen Hohenpriestergeschlechts, das seit Davids Zeiten des höchsten Priesteramts waltete. Je mehr indessen die Herrschaft der Makkabäer sich befestigte und die Aussicht auf Wiedergewinnung der Herrschaft für die hohepriesterliche Aristokratie verschwand, um so mehr mußte sie geneigt sein, dem königlichen Hofe sich zu nähern und sich mit ihm auszusöhnen. Eine gleich versöhnliche Tendenz kam ihnen von dem Thron entgegen, nicht nur aus dem allgemeinen Grunde, weil die beengende Wirkung des von anspruchsvollen Gesetzeseiferern vertretenen Satzungswesens gerade auf dem Thron und in beherrschender Stellung besonders drückend empfunden werden mußte, sondern auch, weil die nunmehrigen Pharisäer genau entsprechend dem Verhalten der Chasidäer in der Kampfeszeit die Legitimität des makkabäischen Hohepriesterthums und Königthums nicht anerkannten; jenes gebührte dem Hause Zadoks, dieses dem Hause Davids und dem aus ihm erwarteten Messias.

Dieser Einspruch kleidete sich allerdings in eine Form, die nur die Person Hyrkans zu treffen schien; man behauptete, seine Mutter sei kriegsgefangen gewesen. Aber dies war eben nur Einkleidung eines tieferen Widerspruchs. Daß von den Pharisäern nicht nur die Legitimität der königlichen und hohepriesterlichen Stellung Hyrkans, sondern des makkabäischen Hauses

überhaupt bestritten wurde, ist nicht nur aus der Wiederholung jener Beschuldigung gegen seinen Sohn Alexander Jannäus zu ersehen, sondern wird auch ausdrücklich und unumwunden in den aus pharisäischen Kreisen hervorgegangenen, allerdings erst zur Zeit des Pompejus entstandenen sogenannten salomonischen Psalmen ausgesprochen (die Uebersetzung und Besprechung derselben bei Wellhausen). Die Folge war, daß schon seit Hyrkan I., dem Nachfolger jenes Simon, die Makkabäerfürsten sich offen der Sadducäerpartei anschlossen. Hyrkan verbot sogar die Beobachtung der von den Pharisäern aufgestellten Satzungen, und gegen seinen Sohn Alexander Jannäus entbrannte offener Kampf, weil er beim Opfer die pharisäischen Vorschriften außer acht ließ. Das von den Pharisäern aufgestachelte Volk bewarf ihn mit Citronen, und als der König für diese Schmach blutige Rache nahm, zeigten die Pharisäer so wenig die Empfindungen einer nationalen Partei, daß sie eine Niederlage des Königs gegen äußere Feinde zur Erhebung offenen Aufstandes benutzten und zu seiner Vernichtung und zur Beseitigung seiner erneut als illegitim bezeichneten Stellung sogar die alten syrischen Erbfeinde ins Land riefen. Das wirklich national gesinnte Volk versagte hier aber den Gesetzeseiferern. Es wandte sich beim Einbruch der Syrer von den Pharisäern ab und seinem König zu. Alexander siegte, und 800 Pharisäer büßten am Kreuz, während ihre Weiber und Kinder vor ihren Augen abgeschlachtet wurden. Als aber Alexander noch im besten Mannesalter starb, rieth er selbst seiner Gemahlin, die nach ihm die Regierung antrat, sich auf die Pharisäer zu stützen. Alexandra befolgte diesen Rath, und ihre Regierung war denn nun auch das goldene Zeitalter der Pharisäer. Sie ergriffen mit Freuden die sich ihnen darbietende Gelegenheit zur Durchführung ihrer Ideen: Die pharisäischen Gesetze wurden wiederhergestellt, und an dem sadducäischen Adel wurde blutig gerochen,

was Alexander auf ihren Rath an den Pharisäern gesündigt hatte. Josephus sagt geradezu, daß Alexandra nur dem Namen nach die Herrschaft führte, während die Macht in den Händen der Pharisäer lag. Indessen scheint dieser Ausdruck doch stark übertrieben zu sein und entspricht nicht dem Bild, das er sonst von ihr entwirft (besonders Antiq. XIII. 16, 6). Denn derselbe Josephus schildert Alexandra als ein Weib, das wie wahnsinnig auf das Herrschen erpicht war (ebd. 16, 3), die Schwäche ihres Geschlechts durchaus verleugnete, politischen Rücksichten alle sittlichen Erwägungen nachsetzte und durch kraftvolle Thaten ihre Absichten durchzusetzen wußte (ebd. 16, 6), wie dem ja auch die Thatsachen entsprechen, daß sie, obwohl dic Söhne schon erwachsen waren, die Regierung selbst in den Händen behielt, sich durch ein starkes Söldnerheer schützte, nur das Hohepriesterthum, das sie selbst nicht verwalten konnte, ihrem schwachen ältesten Sohne Hyrkan übertrug, dagegen den thatkräftigen jüngeren Sohn gänzlich von der Regierung ausschloß. Es scheint demnach, daß die Pharisäer in ihrer Hand nur ein klug benutztes, politisches Werkzeug waren, durch das sie sich gegen die Ansprüche des noch immer mächtigen sadducäischen Adels schützte. Fand er es für nöthig, seine Zuverlässigkeit und Treue zu betonen (ebd. 2), so muß wohl gerade diese Alexandra verdächtig erschienen sein, und wie die früheren Herrscher gegen die pharisäischen Anfechtungen ihrer Legitimität sich auf die ihnen von Haus aus feindlichen Sadducäer gestützt hatten, so spielte jetzt Alexandra die Pharisäer gegen jene hochfahrenden Aristokraten aus, die nicht vergessen konnten, daß die Herrscherstellung im Volk eigentlich ihnen gebühre. Ein so starkes und nur von politischen Rücksichten geleitetes Weib überließ sicherlich nicht aus schwachherziger Nachgiebigkeit gegen die Pharisäer die ehemaligen Freunde ihres Mannes der blutigen Rache ihrer Feinde, sondern sie entledigte sich damit alter,

gefährlicher Nebenbuhler ihres Hauses. — Erst gegen das Ende ihrer Regierung fanden die Sadducäer in Aristobul, dem jüngeren Sohn Alexandras, das bereitwillige Werkzeug für ihre Rache. Er gewann durch ihren Einfluß Heer und Bürger für sich und suchte den Bruder vom Hohepriesterthum zu verdrängen. Die Mutter starb beim Beginn der Wirren. Da erschienen die Römer in Syrien, und die Entscheidung über das Geschick des jüdischen Staates wurde dem Pompejus unterbreitet. Da zeigte sich nun, wie wenig die Makkabäerherrschaft im Volke wurzelte. Dieses nämlich, soweit es nicht durch Zwang und persönliche Einflüsse in anderer Richtung bestimmt wurde, richtete an Pompejus die Bitte, keinem der streitenden Brüder die Herrschaft zuzuerkennen, sondern, natürlich unter römischer Oberhoheit, die alte Priesterherrschaft herzustellen. Hyrkan und Aristobul vertraten ihre Ansprüche. Aber dieser wurde nur von einer Anzahl jüngerer, hochfahrender Leute unterstützt, und jener zwar von tausend angesehenen Juden, die aber unter dem Zwange des mächtigen, die Sache Hyrkans führenden Idumäers Antipater standen. Die Bitte des Volkes muß daher eben so sehr sadducäischen als pharisäischen Einflüssen zugeschrieben werden. Beide Parteien sehnten den alten Zustand zurück, die Sadducäer zur Herstellung ihres aristokratischen Regiments, die Pharisäer aus Gründen der Gesetzlichkeit und im Vertrauen auf ihren Einfluß im Volk. Pompejus entschied sich für Hyrkan; aber das war nur der Anfang einer langen Reihe von Unruhen und Wirren, in denen allmählich immer mehr Hyrkan im Hintergrunde verschwand und dagegen eine neue Macht in die Herrschaft über Judäa eintrat: Herodes, der Sohn jenes Antipater. Da er zunächst als Beschützer Hyrkans auftrat, der als Erbschaft seiner Mutter die Freundschaft der Pharisäer besaß, so hat man diese auf seiner Seite zu suchen, zwar nicht als eigentliche Parteigänger, wohl aber als solche.

die sich seine Herrschaft gefallen ließen; ihre Häupter riethen zur Unterwerfung. Andererseits wird berichtet, daß die an der Spitze stehenden, angesehensten Juden mit äußerster Zähigkeit die Ernennung des Herodes zum Beherrscher Judäas zu hintertreiben suchten. Dreimal, in Bithynien, in Cilicien, in Tyrus, wandten sie sich an Antonius mit Gesandtschaften und wagten Freiheit und Leben, um die Entfernung des Herodes zu erlangen: es war der sadducäische Adel, dem die schon früh bewiesene Thatkraft und Schlauheit des Herodes die letzte Hoffnung auf Wiedergewinnung seiner früheren Stellung abschnitt.

Ihnen galten denn auch die blutigen Maßregeln, die Herodes zur Sicherung seiner Herrschaft ergriff, während er die Häupter der Pharisäer mit Ehren überschüttete und in innerjüdischen Angelegenheiten zum Theil peinlichst ihre Satzungen berücksichtigte. Die blutige Raserei, in die Herodes gegen Ende seines Lebens verfiel, richtete sich auch gegen die Pharisäer, und sie mögen daher wohl nach dem Tode des Königs die Bitte des Volkes an den Kaiser unterstützt haben, Palästina unter unmittelbare römische Verwaltung zu nehmen. Als indessen die Bitte abgeschlagen wurde, wußten sie sich auch darein zu finden; das Neue Testament zeigt sie uns in guten Beziehungen zu Herodes Antipas und den Anhängern des herodischen Königshauses. Die dann endlich erreichte Beseitigung der Herodeer zuerst in Judäa, dann auch in Galliläa und Peräa erwies sich aber ihren Zielen nicht so förderlich, wie sie erhofft hatten. Der sadducäische Adel gewann als Vermittler zwischen der römischen Regierung und dem jüdischen Volke neue Bedeutung, und andererseits führte die unmittelbare römische Verwaltung zu so zahlreichen, von den schlauen, mit jüdischem Wesen vertrauten Herodeern vermiedenen Verletzungen der pharisäischen Satzungen und des Volksbewußtseins, daß gewaltsame Auflehnung gegen

die Römerherrschaft unvermeidlich schien. Aber hier trat nun der unpolitische Charakter der Pharisäer am deutlichsten zu Tage. Wie sie die Fremdherrschaft der Syrer nicht bekämpft, der Fremdherrschaft des Herodes sich nicht entgegengestellt hatten, sondern beides als ein durch die Sünde Israels verdientes Verhängniß Gottes tragen zu müssen glaubten, so wollten sie auch die Römerherrschaft aufgenommen sehen. Ihr politisches Ideal war zugleich ein religiöses: das Königthum Gottes. Keine Bezeichnung Gottes war bei ihnen populärer als die „unser König". In dem um diese Zeit entstandenen Schmone-Esre-Gebet kommt sie neunmal vor. Gottes Königthum aber schloß jedes andere aus. „Herrsche du über uns, du Herr allein!" heißt es in jenem Gebet. Daher bedeutete ihnen jede eigentlich jüdische nationale Herrschaft Abfall von den Hoffnungen Israels, Verletzung der Bestimmung des heiligen Volkes. Nur das davidische Königthum galt ihnen als legitim, nur durch den ihm entstammten Messias, den Sproß Davids, war die Herstellung des Gotteskönigthums zu erwarten. Daher der Kampf gegen die makkabäischen Priesterfürsten. Aber die syrische, herodianische, römische Fremdherrschaft erschien ihnen als göttliches Verhängniß; sie zu beseitigen war Gottes Sache, wenn er sein Reich herstellen würde. Allein wie diese praktischen unpolitischen und in gewissem Sinne auch antinationalen Konsequenzen des pharisäischen Systems schon früher von dem sonst pharisäisch gerichteten Volk verleugnet worden waren, sowohl als es sich um die Erkämpfung der politischen Freiheit des jüdischen Volkes handelte, als auch bei dem Versuch der Pharisäer, Alexander Jannäus mit Hülfe der Syrer zu beseitigen, so versagte auch jetzt das Volk den Gehorsam. Denn gerade in dieser Zeit zweigte sich von den Pharisäern eine neue Partei ab, die der Zeloten.

Im übrigen getreue Schüler der Pharisäer und eifrige

Diener ihrer Satzungen, versuchten sie mit blutiger Gewalt die Römerherrschaft zu brechen und das messianische Zeitalter heraufzuführen. Die sich häufenden Gewaltthaten der römischen Statthalter und die sich mehrenden Verletzungen des Gesetzes und der geheiligten Volkssitte trieben allmählich immer größere Volksscharen von der unthätigen, negativen und passiven Pharisäerpolitik zu der der Zeloten hinüber. Weder der sadducäische Adel, der das Ende seiner Herrschaft in einem Kampfe mit Rom herankommen sah, noch das Ansehen der pharisäischen Schriftgelehrten vermochte diese Entwickelung zu hemmen, bis endlich das ganze Volk in zelotischem Taumel den Verzweiflungskampf wagte, Pharisäer und Sadducäer mit sich fortriß und unter den Trümmern Jerusalems das jüdische Staatswesen und damit auch das Parteigetriebe begrub. Nur der Pharisäer erhob sich wieder aus den Trümmern, nun vollends unpolitisch geworden, dem Gesetz und seinen Geheimnissen nachgrübelnd und des Gottesreiches harrend, das er in Jesu von Nazareth nicht gekommen sehen wollte.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Rassenmischung im Judenthum.

Mit 3 Abbildungen.

Von

Dr. Moritz Alsberg.

Preis Mk. 0.80.

Entstehung des Volkes Israel.

Von

Carl Heinrich Cornill
Professor in Königsberg.

Preis Mk. 0.60.

Staat und Kirche vor 800 Jahren.

Von

Carl Haupt.

Preis Mk. 0.75.

Das Sklavenrecht des alten Testaments.

Von

Max Mandl.

Preis Mk. 0.80.

Die Parteiungen im jüdischen Volke zur Zeit Jesu.

(Pharisäer und Sadducäer.)

Von

Martin Wagner
Oberlehrer am Fürstl. Gymnasium zu Sondershausen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

592-4

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Achte Serie

(Heft 169—192 umfassend).

Heft 179.

Kurfürstin Sophie von Hannover.

Von

Dr. phil. Richard Fester

in München.

BOSTON

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1893.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung, der auch die vorliegende Arbeit angehört, besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung" erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Neuester
Rätselschatz.

Reichhaltigste Rätselsammlung für jung und alt

von

Wilhelm Bötcker.

470 Seiten 8°, elegant geheftet Mk. 4.—, elegant gebunden Mk. 5.—

Das Buch enthält in bester Auswahl 2500 Rätsel, Scherzfragen, Scharaden, Logogriphe, Palindrome, Anagramme, Homonyme, Buchstaben-Rätsel, Rebusse, Unterhaltungsaufgaben, Silben-Rätsel u. s. w. nebst den Lösungen.

Urteile der Presse:

Das Buch ist wegen seiner **Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit** zu empfehlen. (Schulmuseum .11. 91.)

Die gebotenen Rätsel sind mit **Takt** und **Sorgfalt** gewählt, so daß wir das Buch auch unsern Kindern ohne Bangen in die Hand geben können. (Deutsche Lehrerzeitung 16. 7. 91.)

In Familien und kleinen Gesellschaften, an Winter-Abenden und im Sommer auf dem Lande wird der „Neueste Rätselschatz" zur **unerschöpflichen Quelle harmlosen Vergnügens; besonders bei der jungen Welt wird sich das Buch bald große Beliebtheit erworben** haben. (Grazer Ztg. 23. 2. 91.)

Wir halten das Buch für eine **wertvolle und willkommene Bereicherung** jeder Familienbibliothek. (Fränkischer Courir 2. 3. 91.)

Kurfürstin Sophie von Hannover.

Vortrag,
gehalten im chemischen Hörsaale in München am 7. März 1893.

Von

Dr. phil. Richard Fester
in München.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1893.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Am 14. Oktober 1630 wurde dem böhmischen Winterkönig, Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, und seiner Gemahlin Elisabeth, der Tochter König Jakobs I. von England, in ihrem Haager Exil als zwölftes Kind eine Tochter geboren, der sie aus einer Reihe von Namen den Namen Sophie auslosten, weil sämtliche verfügbare fürstliche Pathenschaften bereits durch die elf Geschwister des neuen Ankömmlings mit Beschlag belegt waren. Aber dem nicht viel verheißenden Wiegenliede hat das Ende nicht entsprochen, und glücklicher als die anderen Kinder des landflüchtigen Fürsten hat gerade die jüngste Urenkelin der Schottenkönigin Maria Stuart noch die Geburt ihres Urenkels Friedrichs des Großen erlebt und ihrem ältesten Sohne die Anwartschaft auf den englischen Thron hinterlassen. Hohenzollern und Welfen verehren heute in ihr die gemeinsame Stammmutter.

Was Elternliebe sei, hat Sophie an sich nie erfahren. Der Vater starb schon zwei Jahre nach ihrer Geburt, und nur von Hörensagen wußte sie, daß warmer Familiensinn eine der schönsten Tugenden des unglücklichen Fürsten gewesen sei. Bei der Mutter trat die britische Kälte mit den Jahren immer unerfreulicher zu Tage, und da ihr der Anblick ihrer Affen und Hunde angenehmer war als der ihrer Kinder, ließ sie diese einige Stunden vom Haag entfernt in Leiden erziehen.

Aber der Vatersegen ruhte auch auf seiner jüngsten Tochter, deren Heranblühen er nicht mehr erleben sollte, und weder der Heidelberger Katechismus, den sie, ohne ihn zu verstehen, auswendig lernte, noch die neun wohlgezählten feierlichen Verbeugungen, die sie täglich vor und nach der spärlich besetzten Mittagstafel Geschwistern, Gouvernanten und Hofleuten zu machen hatte, konnten die angeborene Fröhlichkeit des pfälzer Geblütes ersticken. Zweimal wöchentlich lud man Geistliche oder Professoren der Universität zum Essen ein, um durch erbauliche und gelehrte Gespräche Herz und Geist der Königskinder zu bilden. Aber noch in ihrem fünfzigsten Lebensjahre hat die schon damals für eine der klügsten Frauen ihres Zeitalters geltende Fürstin ehrlich gestanden, daß in der Einförmigkeit und Pedanterie ihrer Kinderjahre ihr der Tanzmeister stets die willkommenste Erscheinung gewesen sei.

Der schmerzlich empfundene Tod eines jüngeren Bruders brachte der Zehnjährigen endlich die Erlösung aus der strengen Leidener Zucht, der sie immerhin für das Leben die dem Fürstenberufe unentbehrliche Kunst der Selbstbeherrschung verdankt hat. Wie ein Paradies erschien ihr der Hof der Königin. Hier war ihr alles neu, neu der Anblick von drei erwachsenen Schwestern, neu die Abwesenheit der bisherigen erzieherischen Quälgeister. In ergötzlichster Weise hat sie geschildert, wie sie, von Allen geneckt, in toller Backfischlaune bald alle Welt zum besten hatte, und schon damals blieb ihr die bittere Erfahrung nicht erspart, daß Witz und Humor nicht Jedermanns Sache sind. „Den geistreichen Leuten", schreibt sie, „machten meine Neckereien Spaß, die Anderen fürchteten mich." Und doch entsprang ihre frühzeitig entwickelte Spottsucht keiner Lieblosigkeit, sondern war nichts anderes als eine besondere Art, sich mit der verwirrenden Mannigfaltigkeit der äußeren Eindrücke abzufinden. Wie alle großen Spötter bewies sie daher ebenso

frühzeitig, daß sie auch bei Anderen schlagfertigen Witz verstehe und liebe, und als ihr einmal ein Höfling im Namen sämtlicher Affen ihrer Mutter einen Brief über ihre Erwählung zur Affenkönigin schrieb, hat sie in das Gelächter ihrer Umgebung von Herzen eingestimmt.

Aber auch das Haager Paradies sollte der zur anmuthigen Jungfrau heranwachsenden Prinzessin verleidet werden. Wiederum war der Haag der Zufluchtsort für einen flüchtigen Fürsten geworden, den jungen Prinzen von Wales, den nach der Hinrichtung seines Vaters Karls I. die englische Emigrantenschar als König Karl II. begrüßte. Der junge Stuart näherte sich in auffallender Weise seiner Base, und schon wurde Sophie als künftiger Königin von allen Seiten gehuldigt. Doch sie durchschaute besser den leichten Sinn des Vetters und erkannte, daß es ihm weniger um ihre Hand zu thun war, als um die reichen Geldmittel eines Freundes ihres Hauses. Der Gedanke, daß sie von Allen, die ihr jetzt Weihrauch streuten, bei Scheitern des vorgeblichen Heirathsprojektes vernachlässigt werden könnte, machte ihr den längeren Aufenthalt im Haag unerträglich, und sie entschloß sich, Holland mit der Pfalz zu vertauschen, die durch den Westfälischen Frieden ihr ältester Bruder Karl Ludwig zurückerhalten hatte.

Mit warmer, väterlicher Liebe empfing der Kurfürst seine um dreizehn Jahre jüngere Schwester, und es entwickelte sich bald zwischen den gleichgearteten Geschwistern eine innige Freundschaft, aber den Frieden, den der Wiederhersteller der Pfalz seinen vom Kriege auf das furchtbarste heimgesuchten schönen Landen geschenkt hatte, fand Sophie nicht im Hause des Bruders.

G. Freytag hat in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit auch ein Bild von der Ehe des Kurfürsten mit Charlotte von Hessen-Kassel entworfen, das beide Gatten im

ungünstigsten Lichte erscheinen läßt. Allein die seiner Darstellung zu Grunde gelegte und auszugsweise mitgetheilte Bittschrift der Kurfürstin an den Kaiser ist eine Fälschung, die dem Andenken des trefflichen Fürsten Unrecht that. Als Charlotte lange nach Karl Ludwig starb, hat ihre Schwägerin Sophie geäußert, das sei wohl das erste Mal, daß sie sich anziehen lasse, ohne ihre Leute auszuzanken und zu schlagen. Den Kurfürsten hatte die eigene Schwiegermutter vor dem launigen und koketten Wesen ihrer Tochter gewarnt. Er aber glaubte, durch Liebe den störrigen Charakter seiner angebeteten Gemahlin zu besiegen, mußte sich jedoch bald überzeugen, daß alles vergebene Liebesmühe sei. Und da auch er ein leidenschaftlicher Herr war, so kam es zwischen den Gatten zu den heftigsten Scenen, unterbrochen von erneuten, fruchtlosen Versuchen Karl Ludwigs, das Herz seiner Gemahlin zu gewinnen. Von beiden Theilen ins Vertrauen gezogen, sah sich Sophie alsbald in die unerquicklichsten Verhältnisse versetzt, die noch peinlicher für alle Betheiligten wurden, als Karl Ludwig, da eine Scheidung seiner Ehe auf Hindernisse stieß, nach siebenjährigen Ehestandsleiden sich eine Hofdame Charlottes Luise von Degenfeld als zweite Gemahlin zur linken Hand antrauen ließ und zu dem Range einer pfälzischen Raugräfin erhob.

Für Sophie ist es ein Lebensgesetz gewesen, die trüben Schatten der Vergangenheit aus ihrem Gedächtnisse zu verbannen. In den Briefen an ihren Bruder erscheint daher Heidelberg als der Parnaß, wo Weisheit und Vernunft blühen, und sie schwelgt in der Erinnerung an die geistigen Genüsse, die ihr die schöne Neckarstadt mit ihrer durch Karl Ludwigs Fürsorge kräftig emporblühenden Universität geboten hatte. In Wahrheit ist ihr die in der Pfalz verlebte Zeit lang geworden, und bezeichnenderweise hat sie, die das Beispiel einer zerrütteten Ehe täglich vor Augen hatte, sich damals als

Vestalin malen lassen. Zwei ihrer Schwestern, Luise Hollandine und Elisabeth, die geistreiche Freundin des Philosophen Descartes, widmeten sich dem geistlichen Stande, jene sogar mit Abschwörung ihres reformirten Bekenntnisses als Aebtissin von Maubuisson. Aber dem Beispiele dieser Heiligen zu folgen, verspürte das Weltkind keine Lust, und so blieb nur die Versorgung durch Heirath.

Schon in den ersten Jahren ihres Heidelberger Aufenthaltes hat Sophie ihren späteren Gemahl Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg als flotten Tänzer kennen gelernt und beim Lautenspiel seine schönen Hände bewundert. Es entspann sich sogar aus Anlaß ihrer gemeinsamen musikalischen Interessen ein brieflicher Verkehr, den sie jedoch, um alles Gerede zu vermeiden, bald wieder abbrach, da der Prinz als jüngster von vier Brüdern für keine gute Partie galt. Nicht Ernst August, sondern sein älterer Bruder Georg Wilhelm, damals regierender Herzog von Hannover, erkor sich auf das Drängen seiner zu einer Heirath rathenden Landstände die inzwischen auch von anderer Seite umworbene Prinzessin zur Braut, und Sophie zögerte keinen Augenblick, dem liebenswürdigen, glänzenden Fürsten ihr Jawort zu geben. Wenn die Tochter Karl Ludwigs, Elisabeth Charlotte von Orléans, später auf ihre Tante und Georg Wilhelm zu sprechen kam, pflegte sie das Sprichwort „Alte Liebe rostet nicht" zu citiren, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Georg Wilhelm seiner Braut das Herz gestohlen hat. Allein sie kannte diesen Schmetterling schlecht, wenn sie auf die Beständigkeit seiner Neigung vertraute. In Venedig, wohin sich die Brüder wie alljährlich zum Genuß der Karnevalsfreuden begeben hatten, vergaß Georg Wilhelm in den Armen einer schönen Griechin die Braut und bewog Ernst August, an seiner Stelle als Freiwerber aufzutreten, indem er durch Brief und Siegel gelobte, niemals zu heirathen

und alle seine Lande den Söhnen Ernst Augusts und Sophiens zu vererben.

Ein unwürdiges, schnödes Geschäft, das mit einem Schlage eine Neigungsheirath in eine regelrechte, wenn auch gute Versorgung verwandelte. Und Sophie ging darauf ein. Sie mochte sich mit der alten Leporelloweisheit trösten, daß dieser Don Juan ihres Zornes nicht werth sei. Das Entscheidende für sie war doch wohl, daß ihr der Boden in Heidelberg längst unter den Füßen brannte, daß sie mittellos, wie sie war, Karl Ludwig nicht länger zur Last fallen wollte, und daß ihr die zwischen den braunschweigischen Brüdern getroffene Abkunft als der einzige Ausweg erschien, den ihr widerfahrenen Schimpf vor der Welt zu verhüllen.

So wurde die Tochter des Königs ohne Land 1658 die Gemahlin eines länderlosen Prinzen, der ihr nur aus politischem Ehrgeiz die Hand reichte, ohne zu ahnen, daß gerade ihr das welfische Haus dereinst den bedeutendsten Machtzuwachs verdanken sollte. Noch einmal sah sie bei dem Fackeltanze ihres prunkvoll gefeierten Hochzeitsfestes die blauweißen wittelsbacher Farben neben dem welfischen Rothgelb, dann folgte sie dem Gemahl nach ihrer neuen Heimath, dem von ihr mit Laune geschilderten Schinken- und Pumpernickelland, wo es für das höchste Verdienst ihres Bruders gelte, das große Faß erbaut zu haben.

Mit Leichtigkeit fand sich ihre elastische Natur in die neuen Verhältnisse, und schon nach wenigen Monaten konnte sie Karl Ludwig das große Wunder melden, daß sie ihren Mann liebe. Georg Wilhelm, an dessen Hofe zu Hannover das junge Paar die ersten Jahre verlebte, erkannte jetzt erst, welches Glück er durch eigene Schuld verscherzt hatte, und voll Eifersucht bemerkte Ernst August die wachsende Leidenschaft des Bruders, der seiner liebenswürdigen Schwägerin eines Tages offen gestanden hat,

wie sehr ihn das Geschehene reue. Nur dem vollendeten Taktgefühl Sophiens gelang es, den Schwager, den sie ihrer Nachkommenschaft wegen nicht vor den Kopf stoßen durfte, in den geziemenden Schranken zu halten und ihren Gemahl von der Aufrichtigkeit ihrer Liebe zu überzeugen. Einer tragischen Lebensauffassung gründlich abgeneigt hat sie in ihren Memoiren auch von dieser bedenklichen Trübung ihres ehelichen Friedens vornehmlich die humoristischen Züge verzeichnet, und wir glauben den eifersüchtigen Eheherrn leibhaft vor uns zu sehen, wie er während seines oft zweistündigen Mittagsschlafes seine Gemahlin sich gegenübersetzt und links und rechts von ihr seine Füße auf Stühle legt, um jeden Fluchtversuch zu verhindern. Sie aber freut sich der Haustyrannei, weil sie darin einen Beweis der wirklichen Liebe des Gatten erblickt.

Erst nach dreijähriger Ehe war es Beiden vergönnt, sich ein eignes Heim zu gründen. Zu den eigenthümlichsten Bestimmungen des Westfälischen Friedens gehörte wohl der Artikel, daß im Bisthum Osnabrück auf einen katholischen Bischof in regelmäßigem Wechsel ein protestantischer jüngerer Prinz aus dem braunschweig-lüneburgischen Hause folgen solle, selbstverständlich mit ausdrücklicher Beschränkung auf das weltliche Regiment. Dieser Fall trat jetzt zum ersten Male ein durch den Tod des Kardinals von Wartenberg. In Hannover wurde beim Eintreffen der erwünschten Nachricht gerade von deutschen Komödianten aus Hamburg das Stück vom Doktor Faust aufgeführt, und im ersten Uebermuthe scherzte man wohl, der Teufel habe mit dem Doktor auch den Bischof geholt.

Die Jahre, welche die Frau Bischofin in ihrer neuen Residenz Iburg verlebt hat, sind die glücklichsten ihres Lebens gewesen. Zwei Prinzen hatte sie bereits ihrem Gemahle geschenkt, und zu dem Mutterglück gesellte sich jetzt der Stolz über den neuen Titel Landesmutter.

Der pfälzer Musenhof ist scheinbar vergessen, denn es ist ihr jetzt die liebste Beschäftigung, mit ihren Kleinen zu spielen und dazu den Psalm zu singen: „Danket dem Herrn, der all dem Vieh sein Futter giebt.“ Und ein andermal schreibt sie dem Bruder: „Alle Musen, mit denen ich Umgang pflege, haben schöne Titel, als da sind: Präsidentin, Statthalterin, Landhofmeisterin, Großvogtin, Oberstin. Nichtsdestoweniger habe ich mit ihnen eine lange Konferenz abgehalten, in der reiflich erwogen wurde, in welcher Jahreszeit die Würste am besten seien, und nach langen Berathungen wurde entschieden, zur Zeit des Kukuks.“ Wieder ein andermal heißt es: „Man lebt nur einmal. Wozu also sich ärgern, wenn man essen, trinken und schlafen, schlafen, trinken und essen kann! Alles ist eitel. Was nützt es uns, daß man nach unserem Tode spricht: dieser Fürst sah alles, jede Ungerechtigkeit machte ihm Pein, für seinen Nachfolger that er viel, bei jeder Dummheit seiner Diener fürchtete er, daß man ihn deswegen tadeln werde, und so fort. Ruhe des Geistes ist ein schönes Ding, da unsre leibliche Gesundheit daraus folgt. Denen, die der Herr lieb hat, giebt ers im Schlaf. Wir schieben Kegel, schießen Enten, halten Ringelrennen, gehen alle Jahre nach Italien, und inzwischen gehen die Dinge nicht zu schlecht für einen kleinen Bischof, der in Frieden leben kann und in Kriegszeiten der Hülfe seiner Brüder versichert ist.“

Die so epikuräische Weisheiten auskramt, weiß, daß in der Pfalz ein durch häuslichen Kummer und Regierungssorgen verstimmter Bruder sitzt, dem es vielleicht ein flüchtiges Lächeln entlockt, wenn sie so ins Gelage hinein plaudert. Aber ihre Wißbegierde ist auch jetzt noch die gleiche wie früher, sei es nun, daß sie sich mit dem schwärmerischen Philosophen Franz Merkur von Helmont über seine Seelenwanderungslehre herumstreitet oder als die erste Frau in die Silberminen des Harzes

hinabsteigt und mit Vergnügen dem reinen Deutsch seiner Bewohner lauscht. Und als sie einmal den scherzweise mit König Salomo verglichenen Bruder während einer der gewohnten venezianischen Reisen ihres Gatten in Heidelberg besucht, da wird sie wie die Königin von Saba mit Festgepränge eingeholt, und sämtliche Fakultäten der Universität geben in feierlichen Ansprachen der Freude Ausdruck, sie in der pfälzer Heimath wiederzusehen.

Den glänzenden Abschluß jener sorglosen Jahre bildet gleichsam die 1664 angetretene italienische Reise; denn nur einmal ist Sophie in Wirklichkeit dem Gemahl über die Alpen gefolgt. Für die hohe gesellschaftliche Kultur des damaligen Italiens sind ihre Briefe und Memoiren die beste Quelle. Sie hatte bis dahin die Pfalz für das schönste Land gehalten, aber schon in Verona muß sie gestehen, daß Gärten, Paläste und Städte und vor allem die vollendete Feinheit der Umgangsformen all ihre Erwartungen übertreffen. Doch in all den rauschenden Festlichkeiten, die ihr kaum Zeit zum ruhigen Genuß aller Kunstschätze lassen, sehnt sie sich bald nach Hause, zu ihren Kindern. Da man zu allem, was sie that, sagte, daß es „la moda franchese“ sei, hat sie wohl eines Abends mit Ernst August und ihren Hofdamen in Venedig auf offener Straße getanzt, aber eben dort lernt sie sich als gute Deutsche fühlen und schüttelt den Kopf über ein Land, wo die Koketterie so wenig als Sünde gelte, daß eine Frau sich entehrt glaube, wenn sie keine Galans habe. Nur um ihre Gärten beneidete sie die Italiener und sah es als einen Beweis der schlechten Vertheilung aller irdischen Glücksgüter an, daß diese häßlichen, bärtigen Kardinäle, Excellenzen und dummen Prinzen die schönsten Paläste und Gärten der Welt besäßen, ohne sie zu benutzen, und ohne daß eine Prinzessin darin promenire Man versteht, wie sie schließlich die krummgewachsenen Obst-

bäume der Pfalz den Orangen- und Lorbeerhainen Roms vorziehen konnte, wenn man ihre drastische Schilderung der Beschwerlichkeiten der Rückreise liest. Ist doch zwischen Siena und Florenz der Wagen ihrer Hofdamen infolge der elenden Wege an einem Tage nicht weniger als neunmal umgefallen.

Auch für Ernst August war es hohe Zeit, daß er nach einjähriger Abwesenheit sich wieder der Pflichten gegen sein Land erinnerte. Im März war sein ältester, über die Fürstenthümer Grubenhagen und Celle gebietender Bruder Christian Ludwig gestorben, und sofort hatte sich der dritte der Brüder, Johann Friedrich, mit Uebergehung des abwesenden Georg Wilhelm Celles bemächtigt. Nur mit Mühe gelang es, namentlich durch Ernst Augusts energisches Eingreifen, einen Bruderkrieg im Keime zu ersticken, und durch den Hildesheimer Vergleich erhielt Georg Wilhelm die größere Hälfte der lüneburgischen Lande mit der Residenz Celle, während Johann Friedrich Herzog von Hannover wurde.

Mit Recht schob Sophie die glücklich vorübergegangene Gefahr, das Erbtheil ihrer Kinder verkürzt zu sehen, auf den leichtsinnigen Schwager und fand es unbegreiflich, daß der Regent eines Landes nur an Jagd und Liebschaften denken könne. Was Georg Wilhelm auch dann noch in Holland festhielt, als er die lebensgefährliche Erkrankung Christian Ludwigs erfahren hatte, war in der That ein neuer Liebeshandel. Aber seine Leidenschaft erwies sich diesmal dauerhafter und drohte im Laufe der Jahre alle Berechnungen Ernst Augusts zu Schanden zu machen.

Vorerst freilich boten Bischof und Bischofin selbst die Hand, Georg Wilhelm mit der Geliebten, einem Edelfräulein aus Poitou, Eleonore d'Olbreuse, in einer sogenannten Gewissensehe zu vereinigen, weil sie sich sagten, daß dies der einzige Ausweg sei, den Wankelmüthigen auf die Dauer von

einer ebenbürtigen Heirath abzuhalten. Ein zweites Geschäft war die naturgemäße Folge des Tauschhandels mit dem von Georg Wilhelm leichtsinnig gegebenen Versprechen der Ehelosigkeit, und die Verhältnisse, die sich daraus ergaben und ergeben mußten, haben auch auf Sophiens späteres Leben einen dunklen Schatten geworfen.

Eifersucht auf Eleonore wird man Sophie nicht vorwerfen können. Sie war wirklich froh, in der schönen, geistreichen Französin einen Blitzableiter gegen den unbesonnenen Schwager gefunden zu haben, und zehn Jahre lang hat nichts den Frieden zwischen den Höfen zu Celle und Osnabrück getrübt. Als aber Georg Wilhelm seine einzige Tochter Sophie Dorothea legitimiren ließ und Eleonore zu seiner rechtmäßigen Gemahlin erhob, da schlugen die bisherigen freundschaftlichen Gefühle Sophiens gegen die „demoiselle de Poitou“ in den bittersten Haß um. Es war doch nicht allein der stuartische Stolz der Königstochter, der sich in ihr empörte, die Tochter eines einfachen Edelmannes sich im Range gleichgestellt zu sehen. Sie war jetzt Mutter von sechs Söhnen und einer Tochter und zitterte bei dem Gedanken, daß den Schwägern in Celle und Hannover noch ein Sohn geboren werden könne. Mochte Georg Wilhelm tausendmal versichern, daß sein Wort ihn auch in diesem Falle binde, sie wußte besser, wie leicht Verträge gebrochen werden, wenn entgegengesetzte stärkere Interessen mit ins Spiel kommen, und nach mehrjähriger Entfremdung zwischen Gemahl und Schwager ließ sie es schweren Herzens geschehen, daß ihr ältester Sohn Georg Ludwig der verachteten Tochter der d'Olbreuse die Hand reichte, um zu verhüten, daß irgend ein anderer Fürst als Gemahl Sophie Dorotheas außer dem reichen Heirathsgut eventuelle Ansprüche auf das Herzogthum Celle gewinne. „Eine bittere Pille ist es,“ gesteht Sophie dem Bruder, „aber wenn man sie mit 100000 Thlr. jährlich ver-

goldet hat, wird man die Augen schließen und sie hinunterschlucken."

Aber das dritte Geschäft des Hauses Braunschweig sollte das unglücklichste sein. Sophie Dorothea hat nach zwölfjährigen Leiden an der Seite eines ihr mit der äußersten Mißachtung begegnenden Gatten einen mißlungenen Fluchtversuch gemacht, den sie nach Scheidung der Ehe mit zweiunddreißig Jahren Verbannung in dem einsamen Amtshause Ahlden im Cellischen büßen mußte, und durch das räthselhafte Verschwinden des bei dem Fluchtversuche behülflich gewesenen Grafen Königsmark wurde der häßliche Handel ein europäischer Skandal.

Solange nur Romandichter und sensationslustige Litteraten den dankbaren Stoff bearbeitet haben, ist der Antheil Sophiens an dieser Katastrophe meist völlig übersehen worden. Erst neuere Forschungen haben das Dunkel einigermaßen gelichtet, und indem sie die Genesis der Katastrophe mit vollem Rechte in dem Brauttausch von 1658 suchten, trat Sophie mit einemmale in den Vordergrund dieser Familientragödie, meines Erachtens mehr als sie eigentlich verdient.

Man kann vielleicht sagen, sie war eine zu gute Mutter, um eine gute Schwiegermutter zu sein. Aber Georg Ludwig war nicht der Mann, sich beeinflussen zu lassen. Sein kalter, verschlossener Charakter ist stets auch der Mutter unzugänglich geblieben, die in ihm nichts von ihrem Wesen wiederfand. Vater, Mutter und Sohn betrachteten die Heirath als ein der Größe des Hauses gebrachtes Opfer, und Sophie Dorothea wurde das Opferlamm dieser Politik. Aber noch andere schwerere Opfer hat die welfische Familienpolitik dem Mutterherzen Sophiens zugemuthet.

Mit wahrhaft rührender Zärtlichkeit hing sie an ihren Kindern, wie verschieden sie auch geartet sein mochten, und

würde sie, wie sie einmal schreibt, bei einer zweiten Sündfluth ebenso sorgfältig wie der liebe Gott die Thiere in die Arche Noah gerettet haben, damit keine Art zu Grunde gehe. Der älteste Prinz hatte schon unter den Augen des Vaters in der heißen Schlacht an der Conzer Brücke gegen Frankreich kriegerische Lorbeeren erworben und den patriotischen Stolz der Mutter über die tapferen Söhne des Arminius erhöht, als sich der jüngste noch mit einer Groschenpuppe, Hans Lump genannt, vergnügte, und die kleine Sophie Charlotte nichts höheres in der Welt kannte als ihre Meerschweinchen, nach der Mutter Ausspruch das geeignetste Thier für eine westfälische Prinzessin, deren Revenuen großentheils aus Schweinen bestünden. Selbst das Kind eines Deutschen und einer Engländerin, in Holland erzogen, voll Bewunderung für die hohe Kulturblüthe des Frankreichs Ludwigs XIV. und im höchsten Grade empfänglich für alle Vorzüge und Schönheiten Italiens, wünschte Sophie doch, daß ihre Söhne nur deutsche Höfe kennen lernten, damit sie für die schwerfällige Nation, für die sie nun doch einmal bestimmt seien, paßten und sich nicht mit der Vorliebe für eine fremde Abneigung gegen die eigene Nation angewöhnten. Aber nur bei der mit dem ersten Preußenkönig vermählten Tochter, deren Name im Gedächtniß der Berliner Akademie der Wissenschaften und in dem von ihr erbauten Charlottenburg fortlebt, sollte die Mutter ernten, was sie gesät hatte. Ihre jüngeren Söhne wurden fast alle dem Elternhause frühzeitig entfremdet.

1680 starb Herzog Johann Friedrich, ohne Söhne zu hinterlassen, und Hannover fiel an den Bischof von Osnabrück, der sich dem Ziele seiner ehrgeizigen Wünsche damit um einen bedeutenden Schritt näherte. Tief erschüttert durch den Tod Karl Ludwigs und ihrer Schwester Elisabeth konnte Sophie der Erbschaft nicht recht froh werden, die sie aus der glücklichen Iburger und Osnabrücker Abgeschiedenheit an die Spitze eines

geräuschvollen, glänzenden Hofhaltes berief. Ernst August aber beeilte sich, der Zersplitterung der welfischen Lande ein für allemal vorzubeugen, indem er durch ein Hausgesetz den erstgeborenen Prinzen die alleinige Nachfolge sicherte.

Noch herrschte an den meisten deutschen Fürstenhöfen die privatrechtliche Ansicht des Staates, und selbst der große Kurfürst hat seine jüngeren Söhne erster und zweiter Ehe durch größere Landdotationen günstiger zu stellen gesucht. Es war daher begreiflich, daß auch die jüngeren Söhne Ernst Augusts sich dem Primogeniturgesetz nicht fügen wollten, und Sophie stand anfangs offen, mit ihrem Herzen ihr Leben lang auf ihrer Seite. Drei suchten kaiserliche Kriegsdienste, zwei davon fielen 1690, der eine in Albanien, der andere in Siebenbürgen, den dritten traf 1703 eine französische Kugel, als er an der Spitze seines Kürassierregimentes die Donau durchschwamm. Den meisten Kummer aber hat der Mutter ihr drittältester Sohn Maximilian Wilhelm bereitet.

Als Kind hatte er sie an die alten braunschweigischen Herzoge erinnert, welche ihre Diener duzten, Netze strickten und dazu aus einem die Runde machenden hölzernen Humpen den westfälischen „Broihan“ tranken. Sie fand, daß er viel Gedächtniß, aber wenig Geist zeige, und als sie bemerkte, daß der neunjährige Junge immer ein Gebetbuch bei sich im Bette habe und beim Erwachen lutherische Lieder singe, meinte sie ganz naiv, das habe er weder von Vater noch Mutter.

Auch dieser Sohn suchte zuerst in venezianischen, dann in kaiserlichen Kriegsdiensten sein Glück, aber er begnügte sich nicht wie seine Brüder mit einem feierlichen Protest gegen das neue Hausgesetz, sondern ließ sich in eine Verschwörung gegen den Vater ein, die von diesem mit blutiger Strenge unterdrückt wurde und Vater und Sohn trotz äußerlicher Aussöhnung dauernd entzweite. Immer verschuldet, gerieth er später in die

Hände eines Jesuiten, trat zum Katholicismus über, und die Mutter hat ihn vor ihrem Ende nicht mehr gesehen, so flehentlich sie auch immer wieder um einen Besuch bat und wohl auch gelegentlich mit Einstellung ihrer unaufhörlichen Geldspenden gedroht hat.

Während so ihr Haus mehr und mehr verödete, und Sophie erst die Untreue, dann langes Siechthum des Gatten ertragen mußte, hatte nach außen Ernst Augusts zielbewußte Politik nur Erfolge zu verzeichnen. 1692 wurde Hannover zum Kurfürstenthume erhoben, und als Sophiens Sohn Georg Ludwig 1705 nach Georg Wilhelms Tode alle der heutigen Provinz Hannover angehörigen Lande in seiner Hand vereinigte, schien das alte Welfenreich Heinrichs des Löwen neu erstehen zu wollen.

Noch größere Aussichten aber hatte die letzte der großen englischen Revolutionen eröffnet. 1689 war Sophiens Vetter König Jakob II. durch seinen eigenen Schwiegersohn Wilhelm von Oranien vom Throne gestoßen worden, und die englische Nation säumte nicht, durch ein Reichsgrundgesetz die katholischen Stuarts, damals mehr als fünfzig Personen, von der Thronfolge auszuschließen. Wenn Wilhelms III. Schwägerin und präsumptive Nachfolgerin Anna kinderlos starb, war somit Sophie als einzig Ueberlebende der protestantischen Stuarts Erbin der drei britischen Königreiche. Dringend aber wurde die Regelung der Successionsfrage erst 1700 durch den Tod des von sieben Kindern Annas allein am Leben gebliebenen jungen Herzogs von Glocester.

Die Kurfürstin — denn so müssen wir sie jetzt nennen — sah dieser Entwickelung doch nur mit sehr gemischten Gefühlen zu. Ganz und gar legitimistisch gesinnt, wurde sie zornig, wenn Engländer in ihrer Gegenwart Jakobs II. Sohn für ein untergeschobenes Kind zu erklären wagten, und ließ die zu

Ludwig XIV. geflüchtete Königsfamilie wiederholt durch die Herzogin von Orleans ihrer wärmsten Sympathien versichern. Daß auch der arme Prinz von Wales die Sünden der verrannten väterlichen Politik büßen sollte, wollte ihr nicht in den Sinn. Auf der anderen Seite dachte sie an ihr hohes Alter und fürchtete, daß ihr an ein absolutes Regiment gewöhnter Sohn sich nicht mit der parlamentarischen Verfassung Englands befreunden könne. Aber sie war, wie sie ehrlich gestand, weder so philosophisch noch so befangen, daß sie nicht gern von einer Krone reden gehört hätte, und ihr scharfer Verstand sagte ihr, daß es sich hier doch um höhere Dinge als eine bloß dynastische Frage handle.

Wenige Monate nach dem Tode des Herzogs von Glocester war das schwache Leben des letzten Habsburgers auf dem spanischen Königsthrone erloschen, und sein in letzter Stunde unterzeichnetes Testament ernannte den Enkel Ludwigs XIV. zum Erben der gesamten spanischen Monarchie. Das Gleichgewicht der europäischen Staatenwelt und das in den fürchterlichen Kriegen zweier Jahrhunderte mühsam errungene Gleichgewicht der Bekenntnisse schienen ernstlich gefährdet, und wenn es Ludwig XIV. gelang, die vertriebenen Stuarts mit der vereinigten Macht Frankreichs und Spaniens nach England zurückzuführen, war es um die Freiheit Westeuropas geschehen. Drohender als je tauchte das Gespenst der französischen Universalmonarchie auf, und der spanische Erbfolgekrieg begann.

Es war daher ein welthistorischer Entschluß, als die Kurfürstin an jenem 18. Januar des Jahres 1701, an dem Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg in Königsberg sich und ihrer Tochter die Königskrone aufs Haupt setzte, an König Wilhelm III. wegen der Successionsfrage einen Brief schrieb, in welchem sie, wohl wissend, wie die Antwort lauten würde, in kluger Zurückhaltung zunächst nur um den Rath des Königs

hat. In den vorausgehenden Verhandlungen ist von König Wilhelm vorübergehend auch an eine Kronkandidatur des brandenburgischen Kurprinzen Friedrich Wilhelm gedacht worden, der ja, wenn Sophie für sich und ihre Söhne verzichtete, der nächstberechtigte protestantische Erbe war, und es läßt sich schwer ausdenken, welchen Verlauf die Geschichte Europas und vor allem unseres Vaterlandes genommen hätte, wenn damals die Hohenzollern statt der Welfen ihrem deutschen Berufe entfremdet worden wären.

Die von der Kurfürstin absichtlich gewählte Form ihres leider nicht im Wortlaute erhaltenen Briefes zeigt, daß sie sich der Tragweite ihres Entschlusses vollkommen bewußt war. König Wilhelm aber glaubte sich jetzt hinlänglich ermächtigt, die Regelung der Thronfolge in die Hand zu nehmen, und auf seinen Antrag beschloß das Parlament, daß Sophie und ihre protestantische Nachkommenschaft nach Prinzessin Annas kinderlosem Ableben die englische Krone erben sollten. Da Wilhelm III. bereits im folgenden Jahre starb, und Königin Anna ebenso kränklich wie ihr Vorgänger war, so schien es durchaus nicht unmöglich, daß Sophie auch diese überleben werde, wenn sie auch noch so oft sich und Andern vorsagen mochte, daß nach einem holländischen Sprichwort krachende Wagen lange gehen.

Als 1696 ihre Medaille geprägt wurde, wählte sie selbst als Umschrift einer am heiteren Himmel untergehenden Sonne die Devise: Senza turbarmi al fin m'acosto (ohne Furcht gehe ich dem Tode entgegen), und kurz vor dem eben erwähnten Parlamentsbeschluß durfte sie einer ihrer Nichten schreiben: „Ich kann Gott alle Augenblicke nicht genug danken, daß ich gottlob nicht das geringste Ungemach von meinem Alter habe; ich gehe im Garten alle meine Leute müde, arbeite, wenn ich will, sogar bei Licht, habe noch Zähne, obschon von gar keiner schönen Farbe. Gott allein sei Lob und Dank dafür. Aber

in einem Augenblick kann ich doch vergehen, wie eine Blume auf dem Felde, und habe die Gnade von Gott, daß ich den Tod gar nicht fürchte, wie ich auf meine Medaille habe setzen lassen."

Für ihre Person zog sie das Konzert der Nachtigallen und Frösche in dem schönen Parke ihres Witwensitzes Herrenhausen allen Gesprächen über Tories und Whigs bei weitem vor, und in vollem Einverständniß mit ihrem Sohne Georg Ludwig hat sie es ängstlich vermieden, in den insularen Parteikämpfen Stellung zu nehmen. Noch einmal wie in ihren jungen Tagen sah sie sich von vornehmen Engländern umschwärmt, die ihre königliche Haltung, ihre Geistesfrische und ihre tadellose englische Aussprache nicht genugsam bewundern konnten. Doch würde sie sich wie damals, wenn es in ihrer Macht gestanden hätte, gern allen Huldigungen entzogen haben, die ihre Börse leerten, ohne ihrem Hause irgendwelche Garantie für die Zukunft zu bieten.

Die Successionsakte hatte ihr in feierlicher Audienz im Schlosse zu Hannover Lord Macclesfield kniend überreicht, aber hinter ihm kniete ein Gefolge von 40 Personen, die sich nicht nach heutigem Brauche durch relativ wohlfeile Ordensverleihungen befriedigen ließen, sondern alle nach der Sitte jener Zeit fürstlich beschenkt sein wollten. Jede Kronbotschaft verschlang bedeutende Summen, und die 1706 überreichte Naturalisirungsakte hat die Kurfürstin sogar einen großen Theil ihrer Jahreseinkünfte gekostet. Unter solchen Umständen war es für sie nur ein schlechter Trost, zu hören, daß man sie in England ins Kirchengebet einschloß, und Elisabeth Charlotte von Orléans sprach nur aus, was ihre Tante dachte, als sie ihr schrieb: „Zu den kurzen Gebeten gehörten lange Bratwürste; solange die nicht kommen, bin ich nicht zufrieden."

In der That mußte sich Sophie bald überzeugen, daß

Königin Anna nicht aufrichtig gegen das Haus Hannover gesinnt sei und die Wiederherstellung ihres Bruders Jakobs III. wünsche. Wiederholt war auf die Bahn gebracht worden, daß die Thronerbin ein Jahrgeld erhalten und zu einer Reise nach England eingeladen werden solle, aber die Königin litt nicht, daß im Parlament ein derartiger Antrag gestellt werde. Alle ihre Geschwister, fast die ganze zahlreiche Nachkommenschaft Karl Ludwigs, vier ihrer Kinder, darunter zuletzt die am tiefsten beklagte Tochter, hatte Sophie aus dem Leben scheiden sehen, und Leibniz glaubte schon in den Sternen zu lesen, daß ihre Gebeine in Westminster bestattet würden. Aber die kränkliche Königin Englands hat Sophie den Platz an ihrer Seite nicht gönnen wollen.

Als die Kurfürstin durch den hannöverschen Gesandten in London anfragen ließ, warum ihrem Enkel, dem Kurprinzen, das Einberufungsschreiben zum Parlament nicht zugestellt worden sei, und der Gesandte, seine Instruktion überschreitend, das Schreiben forderte, da schrieb Königin Anna an Sophie, Georg Ludwig und den Kurprinzen drei sich an Bitterkeit überbietende Briefe, in denen sie in der kränkendsten Weise unverhüllt zu verstehen gab, daß die Nachfolge des Hauses Hannover durch das Ansuchen Sophiens in Frage gestellt werden könne.

Die nahezu vierundachtzigjährige Kurfürstin fühlte sich aufs tiefste verletzt. „Das wird mein Tod sein," äußerte sie zu ihrer Umgebung. Dennoch schien ihre kräftige Natur noch einmal über ein leichtes Unwohlsein zu siegen, das sie sofort nach Empfang des Briefes überfallen hatte. Schon nach zwei Tagen — es war der 8. Juni 1714 — speiste sie wie gewöhnlich an der Hoftafel, und trotz des trüben, regnerischen Wetters ließ sie sich nicht abhalten, gegen Abend mit Verschmähung der ihr angebotenen Sänfte den gewohnten Spazier-

gang im Herrenhauser Park anzutreten. Lebhaft wie immer unterhielt sie sich mit der Kurprinzessin über die englischen Dinge, und als sie bemerkte, daß ihnen die Gräfin Bückeburg in ehrfurchtsvoller Entfernung folgte, reichte sie ihr auf die ihr eigne herzgewinnende Art die Hand, um ihre Promenade zwischen beiden Damen fortzusetzen. Das Gespräch war von der leidigen Politik auf erfreulichere Gegenstände übergesprungen, als die Kurfürstin zu wanken anfing, und ehe noch von dem nahen Schlosse Hülfe herbeigeholt wurde, hielten ihre Begleiterinnen in ihren Armen eine Leiche. Ein Schlagfluß hatte dem Leben der Kurfürstin rasch, schmerzlos und — ohne Arzt, wie sie es immer gewünscht hatte, ein Ende gemacht.

Königin Anna aber sollte ihren Triumph nicht lange genießen; denn schon am 10. August starb auch sie, und Sophiens Sohn Georg Ludwig bestieg als König Georg I. den englischen Thron.

Man hat in dem Charakter der ersten Preußenkönigin gewisse Grundzüge der Prinzessin in Goethes Tasso wiederfinden wollen. Das Urbild Sophiens möchte eher in jenen Portias, Beatrices, Rosalinden Shakespeares zu suchen sein, Frauengestalten, die sich nicht nur in der Dichtung des Vorzuges ewiger Jugend erfreuen. Mit dem Goetheschen Ideale edler Weiblichkeit verglichen, erscheinen sie aus derberem Stoffe erzeugt. In nie ermattendem Kampfe mit einer rauheren Welt wissen sie sich der Waffen ihres Geschlechts nicht ohne Anmuth trefflich zu bedienen. Tiefere Empfindung leuchtet fast nur aus ihren Thaten hervor, dem oberflächlichen Beobachter verbirgt sie sich hinter kapriciöser Laune. Höchste Bildung verträgt sich noch mit größter Naivetät, und von allen Erbübeln verbildeterer Zeiten ist Sentimentalität der rothwangigen Gesundheit ihres Wesens am fremdesten.

Das Zeitalter der Kurfürstin hat in Deutschland den Untergang einer alten, seit Jahrhunderten nach der religiösen Seite hin entwickelten und die Morgenröthe einer neuen, rein weltlichen Kultur gesehen. Sie selbst ist sich in allem Wandel der Zeiten gleich geblieben, und die runzlige Alte im schlichten Kleide hat unter ihrer Perrücke auf die sie umgebende völlig veränderte Welt mit demselben sonnenhellen Auge geblickt wie das lockenumrahmte heitere Antlitz der den Putz nicht verschmähenden Jungfrau. Dem Herrn mit Freuden zu dienen, schien ihr der sicherste Weg zum Paradiese, und es kümmerte sie wenig, daß wohl auch dieser wie jeder Weg von Menschenhand mit Irrthümern gepflastert sei. Hatte sie doch aus ihrem Lucian gelernt, daß der Mensch, ehe er das Wesen der Dinge zu ergründen suche, zuerst einmal prüfen solle, ob er denn auch für die Wahrheit geschaffen sei, und von allen Sentenzen der Bibel hat sich ihr das Wort des königlichen Psalmisten: „Der Mensch ist ein Lügner" am tiefsten eingeprägt. Und doch ist Wahrheit, Wahrheit gegen sich selbst, die Luft, in der sie athmet.

Man hat in den letzten Jahrzehnten an die tausend Briefe der Kurfürstin veröffentlicht, die uns ihr Leben von ihrer Vermählung bis zu ihrem Tode gleichsam auf Schritt und Tritt begleiten lassen, aber in keinem einzigen dürfte eine Stelle zu finden sein, die auch nur von weitem einer Pose gleichsähe. Nur selten geschieht es, daß sich ihr das Herz auf die Lippen drängt, aber im tiefsten Leid verstummt ihr Mund und das Auge bleibt thränenlos.

Wer nur am Aeußeren haftet, wird von solchen Charakteren leicht den Eindruck der Verstandeskälte und Herzenshärtigkeit empfangen. Wenn aber auch der verdiente Herausgeber der Briefe Sophiens an ihren Bruder und die Raugräfinnen über diesen Eindruck nicht hinausgekommen ist, so beweist er dadurch

nur, daß Länge des Verkehrs und Erkenntniß der Persönlichkeit nicht mit Nothwendigkeit zusammenfallen.

Nur einmal in ihrem langen Leben hat Sophie, wie wir sahen, ernstlich gehaßt, und nur die Jahre vermochten den Ingrimm gegen die von der Maitresse Georg Wilhelms zur Herzogin emporgestiegene Schwägerin zu lindern. In ihren Briefen sinkt dann wohl ihr Witz, der bei ihr sonst immer Selbstzweck ist, durch Leidenschaft getrübt zu gewöhnlichem Klatsche herab, aber in ihren Memoiren hat sie der Wahrheit fast widerwillig die Ehre gebend, ihren Haß allein durch die ehrgeizigen, ihren Kindern gefährlichen Absichten der d'Olbreuse erklärt, ohne das Vorleben und den Charakter der Rivalin zu beschmutzen. Daß sie aber als welfische Patriotin aus Eifersucht auf den mächtig aufstrebenden Staat des großen Kurfürsten manche gehässige Bemerkung über das brandenburgische „Finnengesicht" gemacht hat, wird ihr im Ernst doch nur ein den Unterschied der Zeiten völlig übersehender pedantischer Borussophile zum Vorwurfe machen können, da ja gerade ihre Scheelsucht deutlich zeigt, daß sie die Bedeutung Friedrich Wilhelms nicht unterschätzte.

In allen anderen Verhältnissen hat sie bewiesen, daß eine satirische Lebensauffassung und reine Herzensgüte gar wohl zusammen bestehen können, am schönsten vielleicht in dem Verhältniß zu ihrem Gatten.

Als Ernst August sein neues Herzogthum und seine Gemahlin bald nach dem Tode ihres Bruders und ihrer Schwester Elisabeth abermals verließ, um den Winter in Italien zu verbringen, da griff die Fünfzigjährige, um die traurigen Gedanken zu verscheuchen, zur Feder und ließ in ihren unvergleichlichen Memoiren noch einmal alle glücklichen Stunden ihres Lebens an sich vorüberziehen. Mit Vergnügen erinnert sie sich der Freude des jungen Paares, als die Empfangsfeierlichkeiten

in Hannover endlich überstanden waren, und es sich zum ersten Male allein angehören durfte. „Ernst August — schreibt sie — hatte vor der Hochzeit geglaubt, ich würde ihm gleichgültig sein, da er mich nur aus Interesse geheirathet hatte, aber er fand sich zu mir so hingezogen, daß ich mir einbildete, er werde mich sein Lebenlang lieben. Und ich liebte ihn so abgöttisch, daß ich mich verloren glaubte, wenn ich ihn nicht sah."

Die Memoirenschreiberin weiß nur zu gut, daß dies Alles nur ein schöner Traum gewesen war, aber kein herbes Wort entschlüpft ihrer Feder, und sie duldet schweigend, als der Gemahl sie wiederum zwei volle Jahre allein läßt und diesmal schamlos in seinem Gefolge die Gemahlin seines ersten Ministers Platen als seine erklärte Maitresse mit sich über die Alpen führt.

Wieder ein Jahrzehnt ist vergangen, und die Kurfürstin weicht nicht mehr von der Seite ihres Gatten, der anderthalb Jahre lang mit gelähmter Zunge, ohne sterben zu können, traurig dahinsiecht, und die Siebenzigjährige finden wir täglich am Krankenlager jener Gräfin Platen, die sie ihres höchsten Glückes beraubt hatte und die jetzt leichter stirbt, nachdem ihr die gütige Fürstin verzeihend die Hand gereicht hat.

Im Reiche wurde Ernst August der erste Edelmann Deutschlands genannt, und der Hof zu Hannover galt als die hohe Schule des guten Tones. Wer die Residenz an der Leine besuchte, wußte bald, daß die Seele dieses Hofes die Kurfürstin sei. Unter den hohen Frauen, die im Zeitalter Ludwigs XIV. und August des Starken in der schwierigsten Lage die Ehre des Hauses zu wahren verstanden, steht Sophie obenan. Weiter ging ihr Stolz nicht. Den raugräflichen Kindern Karl Ludwigs ist sie eine zweite Mutter geworden, ohne auch nur einen Augenblick daran zu denken, daß sie genau so wie ihre Schwiegertochter einer Mesalliance entsprungen waren; und obwohl ihre

jüngeren Söhne sie weidlich pflückten, hätte sie lieber drückenden Mangel ertragen, als daß sie ihre Neffen und Nichten hätte Noth leiden lassen.

Auch den ehemaligen Unterthanen ihres Bruders erschien sie wie ein Schutzengel, als die Pfalz auf das Machtwort des allerchristlichsten Königs in eine Wüstenei verwandelt wurde, und kein Heidelberger ist damals ungetröstet von ihr gegangen. Die schwärmerischste Verehrung aber hat ihr die Tochter Karl Ludwigs aus seiner ersten, unglücklichen Ehe gewidmet.

Das urwüchsige Pfälzerkind Liselotte würde unwirsch den Kopf geschüttelt haben, wenn ihr Jemand prophezeit hätte, daß sie einst ihre wie eine Heilige angebetete Tante in der Erinnerung der Nation an Popularität übertreffen werde. Als Ehestifterin hat Sophie nach Art kluger Frauen keine glückliche Hand gehabt, und auch die unter ihrer Mitwirkung zu stande gebrachte Ehe Elisabeth Charlottes mit dem verschwenderischen und lasterhaften Bruder Ludwigs XIV. darf keine glückliche genannt werden. Aber die Nichte konnte ihr darum nicht gram sein. Seitdem sie vier glückliche Kinderjahre unter der Obhut Sophiens in Hannover und Osnabrück verlebt hatte, stand es für sie fest, daß ihre Tante der Inbegriff aller Vollkommenheiten sei, und sie wurde nicht müde, in ihren originellen Briefen dieser Ueberzeugung, mitunter drollig genug, Ausdruck zu leihen. Nur noch einmal haben sich beide Frauen gesehen, als Sophie nach dem Frieden von Nymwegen ihrer Schwester Luise Hollandine in Maubuisson einen Besuch abstattete, und Liselotte hatte die Genugthuung, die hohen Geistesgaben ihrer Tante auch an dem Versailler Hofe gefeiert zu sehen. Noch in späteren Jahren kannte die inzwischen längst zu einer korpulenten Dame gewordene Herzogin von Orléans keinen sehnlicheren Wunsch, als ihrer herzliebsten Tante im Schweiße ihres Angesichts auf ihren Spaziergängen „nachtrotteln“ zu dürfen.

Aber der mündliche Verkehr wurde fast ersetzt durch eine der regelmäßigsten und umfangreichsten Korrespondenzen, die je geführt worden sind.

Die Kurfürstin hat manchmal geklagt, daß sie der Nichte ganze Bücher schreiben müsse, aber für Elisabeth Charlotte war es jedesmal ein Fest, wenn ein Schreiben aus Hannover einlief und sie im Geiste in die deutsche Heimath versetzte. Sie meinte wohl, wenn die Briefe der Kurfürstin in Druck kämen, würden sie geschwind aufgekauft werden; denn nichts sei besser, artiger, noch mit mehr Verstand geschrieben, und unbedenklich stellte sie das Deutsch Sophiens über das Deutsch der Fruchtbringenden Gesellschaft, da es besser sei, angenehm, als korrekt zu schreiben.

Seitdem sind die Briefe Liselottes wiederholt gedruckt worden, die Antworten der Kurfürstin harren noch, wenn sie in Paris überhaupt erhalten sind, * ihres Entdeckers, und wir kennen ihren deutschen Stil nur aus ihren Briefen an die Raugräfinnen, denen sie erst allmählich auch geistig näher getreten ist und selten ausführlicher geschrieben hat. Aber auch danach wird man sagen müssen, daß ihr das Französische doch geläufiger war. Nur in der Sprache ihrer Kinderjahre fühlt sie sich ganz in ihrem Element und weiß selbst dem Unbedeutendsten jene gefällige Wendung zu geben, die den französischen Esprit kennzeichnet. Uebermüthig poltern zuweilen holländische, italienische, englische und deutsche Brocken dazwischen, daß man sich in eine lustige internationale Gesellschaft versetzt glaubt, und als ob ihr plötzlich der Athem ausginge, unterbricht sie

---

* Aus den Briefen Elisabeth Charlottes an die Raugräfin Luise (Bibliothek des Stuttgarter Litter. Vereins 107, 440 u. 481) geht nur hervor, daß E. Ch. alle die Prinzessin von Ahlden betreffenden Briefe verbrennen wollte.

sich mitten im besten Redefluß mit den hastig hervorgestoßenen Worten: „genung hiervon."

Wer mit dem Maßstab unserer Zeit an jene Briefsammlungen herantritt, wird an den vielfach mit unterlaufenden Derbheiten Anstoß nehmen. Aber die sich darin wiederspiegelnde Konversation ist im Grunde die gleiche, wie wir sie dichterisch geläutert und doch noch derb genug in Shakespeares Lustspielen und bei Cervantes finden, und entspricht den Sitten eines Zeitalters, das noch nichts von jener künstlichen Trennung der Geschlechter wußte, die dem Manne unter Männern gestattet, was ihn in Damengesellschaft für immer unmöglich machen würde. Das lustigste, aber auch frechste Buch der französischen Renaissance, den Gargantua des Klerikers Franz Rabelais, hat sich Sophie auf der Rückreise aus Italien von einem Manne, dem als Staatsmann und Gelehrten gleich ausgezeichneten Ezechiel Spanheim, vorlesen lassen, und manches Citat beweist, daß der seiner Natur nach eher etwas nüchterne und trockene Diplomat seiner Gebieterin bei der Lektüre auch nicht das Mindeste unterschlagen hat.

Verpönt ist nur das Langweilige, und die Schmutzlitteratur unseres civilisirten Jahrhunderts würde daher schwerlich vor den Augen der Kurfürstin Gnade gefunden haben. Hübsche Satiren, merkwürdige und ergötzliche Erzählungen und geschmackvolle, vorurtheilslose Bücher religiösen Inhalts sind nach Leibniz ihr Fall. Der Modeschriftsteller von heute und gestern vermag dem tieferen Bildungsbedürfniß ihres noch in den besten Traditionen der Renaissance lebenden Kreises nichts zu sagen, und ich halte es für keinen Zufall, daß man in ihren Briefen den besten deutschen Prosaroman vor Goethes „Wilhelm Meister", den „Simplicissimus" des Renchener Amtmannes Grimmelshausen, aber kein einziges Werk des schwülstigen Daniel Kaspar von Lohenstein erwähnt findet. Wenn sie die derselben Moderichtung

wie Lohensteins Romane folgende „Mesopotamische Schäferin“ des Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel aus nachbarlicher Courtoisie in die Hand nimmt, so entschädigt sie sich für die ausgestandene Langeweile zu nicht geringem Aerger des in der Fruchtbringenden Gesellschaft der Siegprangende heißenden fürstlichen Autors durch die treffende Bemerkung, der Herzog habe die Bibel ins Burleske übersetzt. Dabei denkt sie nicht daran, mit ihrer Belesenheit zu prunken, und nur durch ein gelegentliches Citat aus Anlaß einer geistvollen Parallele zwischen Ludwig XIV. und dem oströmischen Kaiser Justinian erfahren wir, daß sie auch entlegenere antike Autoren wie den byzantinischen Historiker Prokop gelesen hat.

In ihrer Jugend dienen ihr noch als Handorakel der Weltweisheit die Schriften der stoischen Popularphilosophen der römischen Kaiserzeit, Seneca und Epictet, dann folgt sie mit steigendem Interesse der mächtigen philosophischen und naturwissenschaftlichen Bewegung ihrer Zeit, und in ihrer Begeisterung für Spinoza erscheint sie geradezu vorbildlich für die Heroen unserer klassischen Litteraturperiode. Denn der Philosoph trägt noch nicht die Fesseln der Zunft und fühlt sich an den einen freien Blick über das Weltgetriebe gestattenden Fürstenhöfen heimischer als in der Abgeschlossenheit der Universitäten, wo ihm die noch immer allmächtige Theologie Luft und Licht versperrt.

Aber die Kurfürstin sollte ihren philosophischen Neigungen noch weit mehr verdanken als die flüchtige Befriedigung ihres Wissens- und Erkenntnißdurstes, und man wird sie und ihre Tochter nicht nennen können, ohne ihrer Freundschaft mit dem größten wissenschaftlichen Genie ihrer Zeit, mit Leibniz, zu gedenken.

Während Sophie Charlotte den Philosophen durch immer neue Einwürfe und Zweifel oft hart in die Enge zu treiben

verstand, so daß er eines Tages in komischer Verzweiflung ausrief, sie frage nach dem Warum des Warum, erkannte die Mutter mit richtigem Takte die Grenze ihres Horizontes, und an der von Leibniz mit dichterischem Schwunge gepriesenen Harmonie der göttlichen Weltordnung bewunderte sie nichts so sehr wie die von dem Göttlichen im Menschen Zeugniß ablegende Mannigfaltigkeit unserer Vorstellungen über das Unerforschliche. Bei allem Philosophiren vergaß sie aber echt weiblich über dem Was nie das Wie und hat es angenehm empfunden, daß sich ihr Freund auf dem glatten Boden des Hofes ebenso gewandt zu bewegen wußte wie in den luftigen Regionen der Spekulation und, wie Liselotte sich ausdrückt, zu den Gelehrten gehörte, welche „sauber sein, nicht stinken und raillerie verstehen". Sie würde, wenn sie Voltaires „Candide" noch erlebt hätte, vielleicht auch dieser klassischen Satire auf die Leibnizische beste aller Welten Geschmack abgewonnen haben, aber glücklicher als ihr Urenkel, durfte sie dem Denker und dem Menschen die gleiche Achtung zollen, und in der heiteren Ruhe ihres Greisenalters erkennt man die religiöse Weltanschauung des größten aller Optimisten wieder.

Wir haben in unseren Tagen die glänzendsten Erfolge einer Geschichtsschreibung erlebt, die nur die Quellen reden läßt und sich dennoch, weil sie ihren Standpunkt der Ueberlieferung zu nahe gewählt hat, zu einer reineren historischen Auffassung der Dinge nicht aufzuschwingen vermag. Wenn wir ihre Methode hier anwenden wollten, so wäre es ein leichtes, durch eine Blüthenlese aus eigenen Aeußerungen der Kurfürstin ihr nicht allein völlige Gleichgültigkeit in religiösen Dingen, sondern auch ein hohes Maß von Frivolität nachzuweisen. Daß sie in der Kirche wiederholt an ihren Bruder Briefe geschrieben hat, vorausgesetzt, daß sie Ernst August darin nicht durch lautes Lesen einer Komödie störte, ließe sich zur Noth noch mit der schlechten

Akustik der Kirche entschuldigen, die sie auf ihrer Tribüne kein Wort der an sich nicht sehr erbaulichen Predigt eines lutherischen Zeloten verstehen ließ. Aber in Venedig ist sie, die Reformirte, aus unziemlicher Neugier einmal in einer katholischen Kirche inkognito zur Beichte gegangen, und mit Liselotte stimmt sie völlig darin übereiu, daß nichts der Gesundheit förderlicher sei, als der Kirchenschlaf. Ueber Pfaffen spricht sie sich öfters nicht liebevoller aus als über Aerzte und Advokaten, und einmal ist sie sogar verwegen genug, zu behaupten, daß Gläubige wenig Vernunft besitzen. Und wenn auch der Zusammenhang, in welchem dies gesagt wird, im Vergleich mit anderen Stellen ergeben sollte, daß Sophie dabei nur an Fürsten gedacht hat, die sich bei jedem Schritte von ihrem Beichtvater gängeln lassen, so wird man ihr Mangel an konfessioneller Ueberzeugungstreue um so unbedenklicher vorwerfen dürfen, da Uebertritte um äußerer Vortheile willen damals keine seltene Erscheinung waren, und selbst Ernst August in den langen Verhandlungen über die neunte Kur sich nachgewiesenermaßen* einmal bereit erklärt hat, für den Kurhut seinen Glauben abzuschwören.

Alles dies und noch mehr ist von protestantischen Forschern angeführt worden mit dem erklärenden Hinweis auf das lieblose Verhältniß der Witwe des Winterkönigs zu ihren Kindern. Aber das Wesen der Sache wird damit meines Erachtens nicht berührt.

Sophie war in der Pfalz Zeugin der toleranten Kirchenpolitik ihres Bruders gewesen, und als Karl Ludwig zur Krönung seines Werkes in Mannheim eine der heiligen Eintracht gewidmete Kirche für den Gottesdienst aller drei Bekenntnisse erbauen ließ, hoffte er in den Freskomalereien von Bernardis

* Vergl. darüber auch die eben erschienene erste Lieferung des zweiten Bandes von Erdmannsdörffers „Deutscher Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen' S. 54.

Hand seine Schwester als Schutzheilige der Indifferenz verewigt zu sehen. Aber wenn auch Sophie über den Konfessionen und vor allem über dem konfessionellen Hader stand, so hielt sie doch dafür, daß niemand ohne inneren Antrieb den Glauben, in welchem er geboren sei, wechseln dürfe, und den Uebertritt ihres eigenen Sohnes Maximilian Wilhelm wollte sie aus Schamgefühl nicht einmal der Herzogin von Orleans eingestehen.

Der Toleranz Karl Ludwigs liegt ein nur sehr schwach entwickeltes religiöses Bedürfniß zu Grunde. Das Verhältniß der Schwester zur Religion ist weit innerlicher. Daß in der sichtbaren Welt alles natürlich zugehe, wenn uns auch die Ursachen nicht immer bekannt seien, war für sie ein unumstößlicher Glaubenssatz, aber ebenso fest überzeugt war sie, daß das menschliche Herz auf die Dauer nun und nimmer in einer abstrakten Vernunftreligion seine Befriedigung finden könne, und als sie die Schriften des englischen Deisten Toland kennen lernte, bemerkte sie trocken: „Das hab ich mit die Schuh verschlissen."* Doch blieb ihr Gottesbewußtsein immer durchaus praktisch und resolut, und ohne jede Selbstgerechtigkeit forderte sie vom Glauben, daß er in guten Werken sichtbar werde. Alles andere pflegte sie kurzerhand als Pfaffengezänk abzufertigen und meinte, im Jenseits frage man Niemand nach seiner Religion, sondern was er Gutes und Böses gethan habe.

So wenig sie aber von allem Sektenwesen etwas wissen wollte und bei Quäkern und Pietisten zwischen der oft recht wunderlichen und lächerlichen Außenseite und dem tieferen Inhalte nicht zu unterscheiden vermochte, so war doch auch sie in ihrer Art genöthigt, ihre religiöse Erbauung abseits von der Heerstraße zu suchen, und wenn wir sie bei der Andacht be-

* Der angebliche Deismus der Kurfürstin ist der einzige Punkt in K. Fischers klassischer Charakteristik Sophiens (Gesch. der neueren Philosophie II. 3. Aufl.), dem ich nicht beistimmen kann.

lauschen wollen, so dürfen wir sicher sein, sie nicht in der Kirche, sondern an einem schattigen Plätzchen ihres Gartens im ernsten Gespräche mit ihrem philosophischen Freunde zu finden.

Auch Leibniz stand über den Konfessionen, aber er suchte die Eintracht in einem höheren, positiveren Sinne als Karl Ludwig und ließ nicht nach in seinen Bemühungen für eine kirchliche Wiedervereinigung der christlichen Bekenntnisse. Wie bei allen Reunionsversuchen seit der großen Kirchenspaltung politische und kirchliche Interessen sich gekreuzt hatten, so verschmähte auch er nicht, im katholischen und im protestantischen Lager die politischen Vortheile der Einigung geltend zu machen, und er fand gerade dafür bei der weltklugen Kurfürstin das regste Verständniß. Ueber den voraussichtlichen Erfolg dachte sie freilich so skeptisch wie ihr Türke, den ihr Georg Ludwig nach der Befreiung Wiens als Beutestück mitgebracht hatte, und der zu sagen pflegte, er wolle ein Christ werden, wenn erst die Christen untereinander einig geworden seien. Aber die Art des Philosophen, in allen Dingen nicht auf das Unterscheidende und Trennende, sondern auf das Gemeinsame und Verbindende zu sehen, blieb doch nicht ohne Einfluß auf das gesamte Denken und Empfinden der Kurfürstin.

Hannover wurde so für lange Jahre das Centrum, in welchem alle Fäden der Reunionspolitik aus Wien und Rom zusammenliefen, und die Kurfürstin benutzte bereitwillig ihre französischen Beziehungen, um Leibniz auch mit dem ehrwürdigen Haupte der gallikanischen Kirche, Bischof Bossuet, in Verbindung zu setzen. Allein in Frankreich war die kirchliche Einheit durch die Dragoner Ludwigs XIV. weit schneller hergestellt worden, als es langwierige Verhandlungen vermocht hätten, und es war nur folgerichtig, daß man dem Philosophen das Ansinnen stellte, durch bedingungslose Rückkehr zur alten Kirche die Welt von dem Ernste seiner religiösen Friedensliebe zu überzeugen.

Auch an Sophie erging aus dem Kreise ihrer Schwester von Maubuisson die gleiche Aufforderung, und die frühere Oberin von St. Cyr, Frau von Brinon, beschwor sie, durch ihren Uebertritt sich im Paradiese einen Platz an der Seite ihrer geliebten Schwester zu sichern. Die Kurfürstin aber antwortete gelassen, daß sie wie David im Hause des Herrn nicht mehr als das Pförtneramt begehre. „Wer erleuchteter ist als ich — fuhr sie fort —, wird vielleicht ein höheres Ziel erreichen; denn Christus sagt, im Hause seines Vaters gebe es viele Wohnungen. Wenn Ihr in der Eurigen sein werdet und ich in der meinigen, werde ich nicht verfehlen, Euch den ersten Besuch zu machen, und wir werden uns ganz gewiß gut vertragen, da es sich dort nicht mehr um Glaubensstreitigkeiten handeln wird. Auch glaube ich nicht, daß der liebe Gott dem Teufel den Ruhm des größten und schönsten Hofes lassen wird, was sicher der Fall wäre, wenn nur die der Herrschaft des Papstes und seines Konziles Unterworfenen gerettet würden."

Ich kenne kein Schreiben, das für die Sinnesart der Kurfürstin charakteristischer wäre als dieser Brief, der auch Frau von Brinon zu dem Geständniß zwang, daß ihr Bekehrungsversuch nicht schonender und anmuthiger zurückgewiesen werden konnte. Echte Duldsamkeit wird immer eine Sache des Herzens sein, und was die Kurfürstin als eine der größten Paradiesesfreuden empfunden hatte, machte Friedrich der Große ebenso hochherzig wie seine Ahnfrau zur That, als er in seinen Staaten Jeden nach seiner Façon selig werden ließ. Aber auch der Historiker sollte gegen Charaktere, wo er nur immer „heiterem Sinn und reinen Zwecken" begegnet, Duldsamkeit üben, und so wollen auch wir uns durch grämliches Mäkeln die Freude an einer der adeligsten Fürstinnen Deutschlands nicht verkümmern lassen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" ist erschienen:

Biographien und Verwandtes.

(79 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 39,50 Mark. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen, à 50 Pf.)

Achelis Adolf Bastian. (N. F. 128) . . . . ℳ —.80
Alberti, Heinrich Pestalozzi. 2. Aufl. (79) . . . . „ —.60
Arnold, Sappho. (118) . . . . „ —.60
Bauer, Peter Vischer und das alte Nürnberg (N. F. 3) . . . . „ —.75
von Belle, Wilhelm von Oranien, der Befreier der Niederlande. (26) „ —.75
Bender, Giordano Bruno, ein Märtyrer der Geistesfreiheit. (N. F. 102) . . . . „ —.80
Bernardi, Cavour. (N. F. 64) . . . . „ 1.—
Bernhardt, Lord Palmerston. (107) . . . . „ —.60
Bernstein, Alexander v. Humboldt und der Geist zweier Jahrhunderte. (89) . . . . „ —.75
Boesser, Heinrich der Löwe. (349) . . . . „ —.80
— Kaiser Friedrich der Zweite. (383) . . . . „ —.60
Bruchmann, Wilhelm v. Humboldt. (N. F. 17) . . . . „ —.80
Brunner, Dr. Johann Conrad Brunner. (N. F. 62) . . . . „ —.60
Dannehl, Victor Hugo. (N. F. 2) . . . . „ 1.—
Dondorff, Kaiser Otto III (478) . . . . „ —.80
Eyssenhardt, Hadrian und Florus. (397) . . . . „ —.60
Förster, Ernst, Peter von Cornelius. (217) . . . . „ —.75
Foerster, W., Johann Kepler. (146) . . . . „ —.60
Froboese, Gottfried von Bouillon. (326) . . . . „ —.75
Goergens, Mohammed. (290) . . . . „ 1.—
Grimm, Albrecht Dürer. 2. Auflage (16) . . . . „ 1.—
Hack, Justus van den Vondel. (N. F. 103) . . . . „ 1.—
Haug, Confucius, der Weise Chinas. (338) . . . . „ —.60
v. Hellwald, Sebastian Cabot. (124) . . . . „ —.75
Henke, Johann Huß und die Synode von Constanz. 2. Aufl. (81) „ —.75
Herbst, Kant als Naturforscher, Philosoph und Mensch. (362) . . . . „ —.80
Hesse, Minchens Herzlieb. (297) . . . . „ 1.—
Hirzel, Jeanne d'Arc. (227) . . . . „ 1.—
Hölder, Savigny und Feuerbach, die Koryphäen der deutschen Rechtswissenschaft. (378) . . . . „ 1.—
v. Holtzendorff, Richard Cobden. 3 Aufl. (17) . . . . „ —.75
— John Howard und die Pestsperre gegen Ende des 18. Jahrh. (317) „ —.80
Hönes, Ludwig Uhland, der Dichter und der Patriot. (N. F. 27) . „ 1.—
Hopf, Bonifaz von Montferrat, der Eroberer von Konstantinopel und der Troubadour Rambaut von Vaqueiras. (272) . . . . „ —.75
Kleinert, Robert Hamerling, ein Dichter der Schönheit. (N. F. 89) „ 1.—
v. Kluckhohn, Luise, Königin von Preußen. Mit dem Bildniß der Königin in Lichtdruck. (242/243) . . . . „ 1.80
— Dasselbe, Prachtausgabe auf Velin mit der Orig.-Photographie der Königin. Geh. . . . . „ 4.50
eleg. geb. in roth Leinen . . . . „ 6.50
— Der General von Scharnhorst. (451) . . . . „ —.80
— Blücher. (313/314) . . . . „ 1.20
— Zur Erinnerung an Georg Waitz. (N. F. 33) . . . . „ —.80
Kolster, Alexander der Große. (N. F. 99) . . . . „ —.85
Kugler, Wallenstein. (180) . . . . „ —.70
Lindner, Kaiser Heinrich IV. (374) . . . . „ —.85
Lissauer, Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Kultur (189) . . . . „ —.75

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in dieser Sammlung erschienenen Hefte.

Kurfürstin Sophie von Hannover.

Von

Dr. phil. Richard Fester
in München.

Hamburg
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung
1893

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Achte Serie
(Heft 169—192 umfassend).

Heft 180/181.

Potosi,

Bilder und Geschichten aus der Vergangenheit einer südamerikanischen Minenstadt.

Von
Leopold Contzen,
Gymnasialdirektor in Essen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**
(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung, der auch die vorliegende Arbeit angehört, besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung“ erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Deutsche Statthalter und Konquistadoren in Venezuela.

Von **Professor Dr. H. Topf**
in Jalapa.
Preis Mark 1.—.

Der alte und der neue Kongostaat.

Von **R. Raab.**
Preis Mark 1.60.

Vaterländisches Prachtwerk.

Zur See

Herausgegeben von
v. Henk, Vize-Admiral z. D.
Unter Mitwirkung von
Contre-Admiral a. D. Werner, Hauptmann v. Wedell und Anderen.
Illustrirt von
Professor A. v. Werner, Niethe, Lindner, Plaß und Anderen.
Mit 390 Original-Illustrationen in Holzschnitt, Heliogravüre und Lichtdruck nebst Karten und Plänen.

In Prachtband geb. Mark 40.

E. M. Vacano sagt über „Zur See“: „— In der That, das Werk ist einzig in seinem reichen Inhalt und in seiner Vielseitigkeit . . . Den einfachen Matrosen wird das grandiose Werk ebenso interessiren, wie den Admiral, den Romanleser ebenso wie den Denker, den Laien ebenso wie den Künstler. . . Für das Werk giebt es also nur eine bezeichnende Charakteristik, die zugleich prägnante Kritik: „**Das Ganze von der Marine**“.

Potosi.

Bilder und Geschichten aus der Vergangenheit einer südamerikanischen Minenstadt.

Von

Leopold Contzen,
Gymnasial-Direktor in Essen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1893.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

I.

Inmitten des Hochplateaus von Bolivien, von einsamen schneebedeckten Cordilleren umgeben und von tiefen wasserreichen Thälern und Quebradas durchsetzt, in deren Niederungen zahlreiche Rinder weiden, liegt die heutige Provinz des Freistaates Porco. Hier trieben die unternehmenden Herrscher von Peru, die Inkas, einen überaus ergiebigen Bergbau. Das dort gewonnene Edelmetall durfte nicht außer Landes geführt werden, es diente zur Ausschmückung der prachtvollen Sonnentempel und der königlichen Paläste; heimische Künstler schmiedeten es zu Platten und Gefäßen und statteten diese mit zierlichen Blumen- und Pflanzengebilden, mit Darstellungen von Thieren aus. Ein märchenhafter Reichthum von Gold, Silber und Edelgestein häufte sich im Laufe der Zeit in den Tempeln des Sonnengottes, sowie in den Schlössern und Gärten der Fürsten auf, der mit ehrfurchtsvoller Scheu von den Indiern betrachtet wurde; sie sahen in den kostbaren Schätzen das ausschließliche Eigenthum des Trägers der höchsten Gewalt, der dadurch in den Stand gesetzt wurde, mit würdiger Pracht die religiösen Feste zu feiern und durch prunkende Hofhaltung den Abglanz göttlicher Majestät hienieden zu erhöhen. Darum erlagen sie auch nicht der Versuchung, das gleißende Metall zu entwenden oder im Schoße der Erde danach zum eigenen Gebrauche zu

graben. Der vorletzte Fürst in der Reihe der Inkas, Huayna Capac, unternahm eine Heerfahrt nach der Provinz Los Charcas im Südosten seines Reiches, um seine Unterthanen gegen die Einfälle wilder Stämme zu schirmen, und lagerte sich, als der Feind gezüchtigt war, zur Erholung an dem See Tarapaya, unweit des heutigen Potosi, um sich an den warmen Quellen desselben zu erfrischen. Der Anblick des hohen Bergkegels, an dessen Saume sich die spätere Minenstadt hindehnt, erregte die Aufmerksamkeit des Inka; er erstieg denselben, und dieser Besuch hat nach der volksthümlichen Ueberlieferung zur Entdeckung jener unermeßlichen Silberschätze geführt, die hier im Inneren der Erde schlummerten. Gleich bei seiner Rückkehr nach dem etwa sechs Meilen entfernten Porco entsandte Huayna Capac bergbaukundige Indier, um den Inhalt des Kegels zu untersuchen. Als diese, heißt es, ihre Aufgabe begannen, erdröhnte plötzlich alles umher, und aus den Tiefen erscholl der Ruf: „Laßt das Silber in diesem Berge ruhen, es ist bestimmt für andere Herren!“ Erschreckt warfen die Indier ihre Schlägel nieder und eilten nach Porco, um dem Fürsten das Machtgebot des Erdgeistes zu verkünden, und dieser untersagte strenge seinen Unterthanen, dort nach Erzen zu graben.

Wie dem auch sein mag, der Bergkegel blieb in der Inkazeit unangetastet, und seine Umgebungen dienten nach wie vor den Herden zur Weide. Die nächsten Bewohner selbst hatten keine Ahnung weder von den Schätzen in ihrer Mitte, noch von den Gefahren, mit denen der aufragende Berg ihr Stillleben bedrohte. Kurz nach dem Tode des mächtigen Huayna Capac pochten spanische Abenteurer an die Pforten seines Reiches, um den Indiern mit dem Kreuze zugleich Unterdrückung und Knechtschaft zu bringen. Der Indier wurde ein Sklave und ein Fremdling im Lande seiner Väter; auf den Trümmern des glänzenden Inkareiches gründeten die harten Konquistadoren

die Staatseinrichtungen ihrer Heimath. Gleich nimmersatten Ungeheuern verschlangen die Minen die wehrlose Urbevölkerung, Zittern ergriff Jeden, der sich darin zum Tagewerke bestimmt sah.

Im Jahre 1543 fanden die Konquistadoren die Silbergruben von Porco, welche die Inkas bewirthschaftet, auf. Francisco Pizarro hatte seinem Bruder Gonzalo den Befehl über eine starke Streitmacht gegeben, um sie gegen die kühnen Eingeborenen von Charcas zu gebrauchen. Gonzalo stieß auf heftigen Widerstand, doch gelang es ihm, die Landschaft zum Gehorsam zu bringen. Er sowohl, wie sein Bruder Hernando, der ihm bei der Eroberung Hülfe geleistet, wurden dafür mit einer bedeutenden Schenkung der ergiebigen Bergwerke in der Nähe von Porco belohnt, einem Theile der Silberberge von Potosi. Auch die Feldhauptleute Diego Centeno und Juan de Villaroel besaßen hier Güter und Lehen (Encomiendas) und hielten ihre Indier zu schweren Frohnden im Schoße der Erde an. Unter ihren Dienern fand sich ein Eingeborener aus Chumbivilca, Namens Huallpa, ein aufgeweckter, rühriger Bursche, der sich durch Anstelligkeit und Arbeitslust das Vertrauen seiner Herren erworben hatte. Er führte namentlich die Aufsicht über die Herden der Lamas, auf deren Rücken die Ausbeute der bergmännischen Thätigkeit nach der Küste des Stillen Oceans gebracht wurde. Eines Tages, es war im Januar 1545, trieb er seine Thiere auf die Weidegründe in den Niederungen von Potosi; nach der gewöhnlichen Ueberlieferung suchte er ein Obdach in einer Höhle des Bergkegels und zündete dann, um die scharfe Kälte abzuwehren, ein Feuer an. Am folgenden Morgen sah er, daß die Flamme Silber aus den Wänden des Obdachs herausgeschmolzen hatte, und als erfahrener Bergmann erkannte er sofort den Werth des zufälligen Fundes. Nach einer anderen Sage hielt sich Huallpa bei der Ver-

folgung eines flüchtigen Lamas bei dem steilen Wege nach dem Gipfel des Berges an einem Strauche fest, um bequemer hinaufsteigen zu können, riß denselben bei dem Aufschwung aus dem Erdreiche und sah, daß an dessen Fasern zahlreiche Silberkügelchen hingen. Anfangs behielt er das kostbare Geheimniß für sich allein; verstohlen schlich er zu dem Bergkegel und holte sich mit leichter Mühe das silberreiche Erz aus den Adern der Oberfläche. Bald erkannte aber das scharfe Auge eines seiner Genossen, Namens Huanca, an der veränderten Lebensweise Huallpas, ihm müsse wohl ein reicher Schatz, vielleicht ein ansehnlicher Gräberfund, zu theil geworden sein, und bewog ihn durch Drohungen, die Ursachen seines plötzlichen Wohlstandes aufzudecken. Beide erfreuten sich eine Zeitlang des ihnen gewordenen Glücksfalles, dann aber brachen Zwistigkeiten unter ihnen aus, und Huanca verrieth das Geheimniß seinem Herrn Juan de Villaroel.

Nach dem werthvollen Berichte José Acostas machte sich dieser unverweilt auf den Weg und nahm denjenigen Theil des Bergkegels in Besitz, der nach dem amtlichen Register später Mine Descubridora hieß.

Der Entdecker der unermeßlichen Metallager, Huallpa, der in diesen öden Strichen den Uebergang in eine neue Zeit, in neue Lebensgestaltungen vollzog, kam um seinen Lohn; die Spanier grollten ihm, weil er die Kunde von dem Reichthum des Berges ihnen vorenthalten, die Indier, weil er das Verbot ihres Gottes übertreten. Sein Genosse Huanca verpraßte die ihm gewordene überreiche Entschädigung, dann aber verschwand er spurlos; nach der Ueberlieferung verirrte er sich nachts auf dem Bergkegel; in der Morgendämmeruug hatte man ihn dort noch auf einem Steine sitzen sehen, und dieser diente den Indiern zum Beweise, daß ihn dort ein göttliches Strafgericht ereilt habe.

Der Entdeckung der Silberlager folgte am 7. September 1545 die Gründung der Stadt Potosi durch Villaroel, die beiden Centenos und Santardia mit 170 Spaniern und 3000 Indiern.

Mit Blitzeseile hatte sich das Gerücht von den Schätzen des Bergkegels verbreitet, und mit märchenhafter Schnelligkeit füllte sich die neu errichtete Stadt. Bald standen die Gruben von Porco verlassen da, die spanischen Bewohner des unweit liegenden Chuquisaca verließen die aufblühende Stadt und siedelten in fieberhafter Hast nach Potosi über. So mächtig durchzitterte Habsucht die Herzen, daß man, der schneidenden Kälte trotzend, unter freiem Himmel lagerte; Niemand wollte seine Indier zum Häuserbau hergeben und glücklicher Zufälle des Gewinnes verlustig gehen.

Zwar brachten die Indier der nahen Ortschaft Cantumarca Mengen von Lebensmitteln auf den Markt und erzielten fabelhafte Preise, allein zur Nahrung für die Herren und ihre Arbeiter reichte das nicht im entferntesten aus, und so erlebte man das Schauspiel, daß die Spanier Schätze auf Schätze häuften, ohne mit ihnen Schutz gegen die Unbilden der Witterung, gegen Fieberfrost, gegen den Zahn des Hungers erkaufen zu können. Zwar entrissen die gewaltthätigen Konquistadoren den Einwohnern von Cantumarca ihre Hütten, aber da immer neue Abenteurer hinzuströmten, machte sich das Bedürfniß nach einem geregelten Häuserbau immer mehr fühlbar; daher zwangen sie die Vertriebenen mit roher Gewalt, Handlangerdienste zur Errichtung von Wohnungen zu leisten und mit der Bereitung von Ziegeln zu beginnen; vergebens wiesen die Unterdrückten auf die Nothwendigkeit, die Felder zu bestellen, hin, da sonst Herren und Knechte elend umkommen müßten, und erhoben sich gegen ihre Bedränger, aber der Aufstand ward niedergeworfen und kostete Vielen das Leben. So trieft auch der Boden von Po-

tosi, wie der fast jeder von den Spaniern gegründeten Stadt, nicht bloß vom sauren Schweiße, sondern auch von dem Blute der alten Bevölkerung.

II.

In einem breiten Thale, dessen Ebene, von Osten nach Westen gerichtet, sich unter einem Winkel von durchschnittlich 8° neigt, nach Pentland 12,526 Pariser Fuß über dem Meeresspiegel, erhebt sich der berühmte Bergkegel, der Cerro von Potosi, etwa 1000 m über der Hochebene und bildet den Knotenpunkt der Cordilleren von Andacachua und Porco. Er verdankt seinen Ursprung einer Eruption von Quarz und Felsitporphyr, welche durch die viele Meilen ausgedehnten mächtigen Schichten des Urthonschiefers sich Bahn gebrochen, diese letzteren mit emporgerissen und auf der Berührungslinie vielfach zertrümmert hat. Der Urthonschiefer bildet äußerlich die Grundfläche des Porphyrkegels, an einigen Punkten bis zu einer Höhe von fast 400 m über der Stadt, indem er denselben in einer mehr oder minder elliptischen Form einschließt, dessen Längenachse sich von Nordwest nach Südost erstreckt. Die Abhänge des Berges nach Süden vereinigen sich bereits in weniger als 400 m Tiefe unter dem Gipfel mit anderen angrenzenden Höhen, während nach Norden und Westen hin tiefe Schluchten sich furchen. Etwa eine Meile nordwestlich vom Cerro liegt die gefeierte Quebrada San Bartolomé, die bis zu einer Tiefe von mehr als 1100 m eingesenkt ist, die Abzugsrinne für die Wassergefälle aus den im Südosten der Stadt gelegenen Sammelteichen, von denen noch unten die Rede sein wird. Da sich nämlich in unmittelbarer Nähe der Stadt kein Fluß oder Bach vorfand, sich von Anfang an aber das Bedürfniß nach Wassergefällen zur Anlage von Pochwerken zum Zermahlen der

silberhaltigen Erze fühlbar machte, so legte man im Südosten der Stadt nach und nach ein trefflich ineinandergreifendes System von kleinen Seen an, um auf diese Weise alles der Cordillere entströmende Wasser einzufangen. Diese Sammelteiche, Lagunen heißt sie der Volksmund, erstrecken sich bis zu mehreren Meilen Entfernung von Potosi, der Wasserspiegel des höchstgelegenen ist in gleicher Horizontalebene mit dem Gipfel des Cerro; Millionen hat diese großartige Anlage verschlungen. Obgleich diese Wasserbecken im Laufe der Zeit vielfach versandet sind, so liefern sie doch noch immer die zum Gange der Pochmühlen nöthigen Wasserkräfte, die sich nur in Zeiten anhaltender Dürre und Trockenheit vermindern. Das Ufergelände der kostspieligen Wasserleitungen aus den Lagunen heißt die Ribera. Jenseits dieser hydraulischen Werke folgen leise Bodenanschwellungen, auf denen die Indier ihre bescheidenen Wohnungen errichtet, die Ortschaft Guiñayrrumi; von hier holten die Spanier das Material zum Häuserbau, Steine von dunkler grauer Farbe; daran schließen sich sumpfige Flächen, von den alten Einwohnern als Weidegrund und Tränke für die Herden benutzt. Von welcher Seite sich der Reisende Potosi nähern mag, er hat tiefe Schluchten zu durchwandern, und bemerkt die Stadt erst, wenn er vor ihr steht; der Cerro jedoch, dieser Gegenstand einer stets gereizten, nie befriedigten Habsucht, zeigt sich schon in weiter Ferne mit wechselndem Farbenspiel, schwarzgrau, orange, dunkelblau und roth.

Wegen der hohen Lage ist die Luft sehr dünn und trocken, so daß der an eine feuchte, schwere Atmosphäre gewöhnte Europäer keine dreißig Schritte gehen kann, ohne daß der Athem stockt. Die aus dieser freien kalten Luft hervorgehende Beklemmung der Athmungsorgane nennt man Soroche, ein Unwohlsein, das bei leichter Unvorsichtigkeit den augenblicklichen Tod bei Menschen und Thieren hervorrufen kann.

Man erlebt auch im Sommer fast an jedem Tage alle Temperaturen der vier Jahreszeiten, obgleich die Stadt noch in der heißen Zone liegt. Früh am Morgen schüttelt man sich vor der scharfen, durchdringenden Kälte, nachmittags fühlt man sich wohl, wie in der Wärme unserer schönen Junitage, von 12—2 Uhr stechen die Sonnenstrahlen, und abends ist es nicht nur frisch, sondern empfindlich kühl. Fast in allen Monaten gefrieren die Bäche in den oberen Theilen der Stadt; der Schnee hält sich niemals einen Tag hindurch; denn sobald die Sonne ihn ihre mächtige Wirkung spüren läßt, zergeht er schnell zu Wasser; auch wenn er einen Fuß hoch gefallen ist, ist nachmittags das ganze Straßenpflaster trocken. Die ersten dort angesiedelten Spanier ertrugen diesen Luftwechsel nur schwer, zahlreich erlagen ihre Kinder diesen Unbilden der Witterung.

Potosi liegt am nördlichen Fuße des silberreichen Cerro. Die nächsten Umgebungen sind kaum mehr als unfruchtbare, rauhe Wüsteneien, der Boden ist steinig, bedeckt mit Felsgeröll und durchschnitten von engen tiefen Thalschluchten, ungeeignet für die Arbeit des Pfluges. Zwar hat man an einigen Stellen oberhalb der Stadt bei Anwendung künstlicher Bewässerung den Versuch gemacht, Gerste zu ziehen, aber sie zeitigt nur dürftige Aehren, wird nie reif, daher grün geschnitten und mit dem Halm verfüttert. Nur in den tieferen Thälern zieht man mit einigem Erfolg Weizen, Gerste, Mais, Kartoffeln und einige Gemüse. Für den Reisenden, der von La Paz kommt, ist das Eingangsthor zu Potosi die Quebrada von Tarapaya, hochberühmt in den alten Volksüberlieferungen durch ihre Geister- und Gespenstergeschichten. Und in der That, wenige Gegenden in der Welt mögen einer regen, abergläubischen Phantasie so viel Nahrung bieten. In einer Reihe von donnernden Fällen stürzt ein wilder Gießbach in eine enge, tiefe Schlucht; unten

zwischen den nackten Felswänden zieht sich, dem Laufe des Wassers folgend, ein schmaler Saumpfad, dessen Bau in früheren Jahren unermeßliche Summen gekostet haben soll, besäet mit Maulthiergebeinen, voll von Kreuzen an den Seiten, Höhlen in den Wänden und seltsamen Felsformen, die mit tausend Zungen zu reden scheinen. Freudig athmet der Wanderer auf, wenn er den unheimlichen Paß hinter sich liegen hat. In solchen geschützten Flußthälern wächst der charakteristische Baum des bolivischen Hochlandes, der Molle, eigentlich ein sehr dornenreiches, hohes, breitschirmiges Busch- oder Strauchwerk, dessen Dornen bis 5 Zoll lang, so spitz wie Nadeln und so hart wie Horn sind. Das Laubwerk, bestehend in schmalen, spitz zulaufenden und gekräuselten Blättern, ist den Ziegen ein Leckerbissen; man findet die Thiere oft hoch in den Büschen sitzen, um sich zu sättigen. Die Frucht ist eine lange, rothbraune Schote, welche die Indier zur Schärfung ihrer Speisen verwenden.

Als Merkwürdigkeiten zeichnen sich in der rauhen Umgebung von Potosi die vielen heißen und warmen Quellen aus, wie El Baño, die Bäder südlich von der Heerstraße zwischen Potosi und Chuquisaca, und besonders die warmen Quellen in Totora, zwischen Potosi und Yocalla am Pilcomayo, den die Spanier hier mit einer schönen Rundbogenbrücke überspannt haben. Im Cercado entspringt eine Quelle dieses Pilcomayo, die den kleinen Fluß Potosi bildet. Das ebenerwähnte Yocalla, zwischen den Gebirgsgruppen Huayna-Potosi und Najacara, spielte in der Geschichte Potosis eine wichtige Rolle; denn hier gewinnt man aus den mächtigen und ausgedehnten Steinsalzlagern, die im Schiefer aufsetzen, die nöthigen Salzmassen, welche der Amalgamationsprozeß erfordert.

III.

Vier Kriegsleute also, aus der Zahl der Konquistadoren, waren es, die den Entschluß faßten, am Nordfuße des Cerro eine neue Stadt zu gründen, die Feldhauptleute Villaroel, Santardía und die beiden Centenos, und gaben ihr auf Grund einheimischer Benennungen den Namen Potosi. Sie holten sich, da die meisten Umwohner scheu geflohen waren, zwangsweise Eingeborene aus Porco herbei und hielten sie gewaltsam zum Häuserbau an. Den 4. Dezember 1545 bestimmten sie als Gründungstag.

In dem ersten Eifer des Bauens vergaß man, zumal da der steigende Ruf des Silberberges immer mehr Abenteurer herbeilockte, den Bürgern einen genauen Grundriß aufzuerlegen, und so gewährte die Stadt, die nach 18 Monaten mehr als 2500 Feuerstellen bei einer Zahl von 15000 Einwohnern besaß, einen höchst ungeordneten Anblick durch ihre engen, krummwinkligen Gassen. Bald trug das tausendstimmige Gerücht ihren Namen in die alte Welt und gewann ihr eine hohe Auszeichnung; Villaroel wünschte vom Kaiser Karl V. den Ehrentitel: Descubridor y fundador, Entdecker und Gründer, und unterstützte die ruhmredige Schilderung seiner Verdienste durch ein Geschenk von 12000 Mark feines Silber. Der Kaiser gewährte nicht nur seine Bitte, sondern nahm ihn auch unter die Ritter des Santiagoordens auf; die Stadt Potosi ehrte er durch Verleihung eines Wappens und des Titels: Villa imperial, d. h. Kaiserstadt.

Die Anlage der auf dem nackten Tafellande tumultuarisch erbauten Stadt zeigte überall eilfertige Ueberstürzung und das Gepräge des aus dem Stegreife Entstandenen, bis der Vizekönig Francisco de Toledo (1569—1581) ihr sein großes Verwaltungstalent zuwandte. Fünf Jahre lang hat er scharf

beobachtend das alte Inkareich durchzogen und, umgeben von den einsichtigsten Kennern des Landes, wie dem Geschichtsschreiber Polo de Ondegardo, dem Oberrichter Matienza, dem Jesuiten Acosta, eine Reihe von praktisch durchgreifenden und wohlthätigen Einrichtungen getroffen. Besonders ist ihm Potosi zu hohem Danke verpflichtet; er beseitigte den schiefen, ungesunden Straßenplan, gründete die Münze, legte den Grundstein zur Kathedrale, verbesserte die Art der Silberaufbereitung und erließ jene berühmten „Ordenanzen", die bis zum Unabhängigkeitskriege rechtskräftig geblieben sind. Ruhmvoll würde sein Name durch die Jahrhunderte peruanischer Geschichte strahlen, wenn den blanken Schild seines Namens nicht der häßliche Flecken eines Justizmordes, die Hinrichtung des unglücklichen Inkas Tupac Amaru, schändete, eine Maßregel, die vielleicht die kalte Politik forderte, die aber sogar der finstere Philipp II. und mit ihm die Nation verurtheilte.

Unter dem Hochdrucke des vizeköniglichen Willens gewann Potosi bald das Aussehen einer modernen Stadt; sie besaß 24 von Süden nach Norden laufende breite Hauptstraßen, die rechtwinklig von vielen schmaleren durchschnitten wurden, 3 große öffentliche Plätze, 11 Brücken über die Ribera; allmählich gaben die gewerblichen Bauten längs derselben ihr manche Züge eines heutigen Industrieortes. Ein Reisender, der hundert Jahre nach der Gründung die Minenstadt besuchte, zählte 4000 wohlgebaute Häuser aus Stein, berichtet staunend von den mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Kirchen und Klöstern und schätzt die Zahl der waffenfähigen Spanier auf 4000, der Indier auf 10000, Neger und Mulatten nicht mitgerechnet.

Entsprechend dem spanischen Volkscharakter entstanden viele dem Gottesdienste, dem beschaulichen Leben und der Krankenpflege geweihte Anstalten; 15 Pfarreien sorgten allein für die geistlichen Bedürfnisse der Indier; das vornehmste Kloster war

dem heiligen Franciscus gewidmet; beim Bau desselben fand man, erzählt die Legende, in den Erdmassen ein Christusbild — Santo Cristo de la Vera Cruz — das weit und breit im Lande eine hohe Verehrung genoß. Auch die Jesuiten hatten in Potosi eine Niederlassung und beschäftigten sich eifrig, durch Handelsspekulationen und Wißbegierde angetrieben, mit den geologischen Verhältnissen des Hochlandes; so haben sie zu Chilco, in der an Argentinien grenzenden Provinz Chichas des heutigen Boliviens, bedeutende Goldminen auf einem 8 m mächtigen und fast eine Meile langem Quarzgange bearbeitet, der heute nur wenige Indier anzieht. Der Vizekönig Francisco de Toledo veranstaltete im Jahre 1578 eine Volkszählung; sie ergab 120000 Einwohner; die höchste Ziffer, 160000 Einwohner, brachte die Volkszählung von 1650. Lebensmittel erreichten unter solchen Verhältnissen früh ungeheure Preise infolge des raschen Zuflusses von Reichthum; schon Garcilaso berichtet, daß 10 Jahre nach der Gründung Potosis dort ein eisernes Hufeisen an Werth dem Silbergewichte beinahe gleichkam. Schon früh war die Stadt mit gutem Trinkwasser versehen; die großartigen Wasserleitungen längs der Ribera gestatteten es, die Wasservorräthe durch 290 Röhren den Häusern zuzuführen. Dagegen sah es mit der öffentlichen Macht jämmerlich aus; als Helms im vorigen Jahrhundert nach Potosí kam, lag dort eine Besatzung von 500 Mann, schlecht gekleidet, ohne Geschütze, mit zerrissenen Uniformen und hölzernen Flinten.

Um sich ein richtiges Bild vom Arbeitsfelde der früheren und jetzigen bergmännischen Thätigkeit im Cerro zu verschaffen, muß man sich den Kegel von zwei Horizontalebenen durchschnitten denken, wodurch drei Zonen entstehen; eine vom Gipfel bis zu einer Tiefe von 405 m, oder bis zur Sohle des Mundloches der am nördlichen Abhange gelegenen Mine Cotamitos gefällte Senkrechte bestimmt die oberste Zone, deren

Grundfläche ungefähr 1500 m im Durchmesser hat. Sie besteht ausschließlich aus Porphyr, der in der Nähe des Gipfels eine auffallende Härte infolge des überwiegenden Quarzgehaltes zeigt, während in der Teufe mehr der Feldspat vorherrscht; sie ist die sagenumwobene Silberkammer des Berges, der Schauplatz der alten Geschichte des Bergbaues. Ihre Erträge berechnet Alexander von Humboldt auf mehr denn eine Milliarde Pesos; hier lagen die vier Hauptgruben, die Rica, die Centeno, die Estaño und die Mendieta. Diese höchstgelegene Zone wird als gänzlich abgebaut betrachtet. Als Schlägel und Hammer bis in eine Tiefe von 405 m eingedrungen, erkannte man die Schwierigkeit der Gewinnung der Erze aus dem Kerne des Cerro infolge des abscheulichen Raubsystems der Spanier als nnüberwindlich. Da die Eigenthümer danach strebten, möglichst schnell sich zu bereichern, beobachtete man von Anfang an keine technischen Vorschriften und legte nicht für das vom Tage hereindringende Wasser Entwässerungsstrecken an, so daß, da auch in den meisten Minen die Wetter fehlten, der Weiterbetrieb nach der Teufe hin eingestellt werden mußte. Die Hoffnungen der Gegenwart bewegen sich um die zweite Zone, welche bis zur Horizontalfläche des tiefsten Stollens, des Real Socabon, herabreicht, etwa 180 m über dem Hauptplatze der Stadt, mit einer Scheitelhöhe von 235 m und einem Grundflächendurchmesser von 2750 m. Die Bearbeitung der dritten Zone, welche den eigentlichen Fuß des Berges bildet, wird den künftigen Geschlechtern anheimfallen; man schätzt die Teufe auf 360 m, soweit dürfte es nach Angabe von Kennern des Platzes möglich sein, die Baue bei reicher Erzführung niederzutreiben, ohne auf ganz außerordentliche Schwierigkeiten zu stoßen.

Zu der mühseligen Arbeit im Schoße der Erde bedurften die neuen Herren billiger und geschulter Hände; sie glaubten ihrer Herrscherstellung durch ehrliche Thätigkeit zu vergeben;

andererseits mochten sie auch den Anforderungen, welche der Bergbau an die Manneskraft des Einzelnen stellte, sich nicht gewachsen fühlen, noch durften sie erfahrene Bergleute aus der alten Welt kommen lassen, weil die spanische Regierung die reichen Länder in strenger Abgeschlossenheit hielt und nur den eigenen Unterthanen den Zutritt gestattete. So wurde die schwere Noth des Bergbaues auf die Schultern der geduldigen, widerstandslosen Eingeborenen gewälzt; die harten Eroberer unterwarfen die Unglücklichen einem furchtbaren, raffinirt ausgeklügelten Lose, der sogenannten Mita.

Die Konquistadoren betrachteten nämlich Land und Leute als rechtmäßiges Eigenthum ihres Königs, in dessen Dienst sie standen; daher war die Vertheilung beider an die Eroberer der erste Schritt nach der Besitzergreifung zur Belohnung ihrer Verdienste, sobald sie den Widerstand niedergeworfen und nur einigermaßen das Gefühl der Sicherheit erlangt hatten. So entstand eine Art von Lehen, die Encomiendas oder Kommenden, nach den Gütern der spanischen Militärorden benannt. Ihr Inhaber, der Encomendero, erhielt wie ein Feudalherr des Mittelalters, nebst erheblichen Vorrechten große Gebiete Land nebst den darauf wohnenden Indiern, die als glebae adscripti zu schwerer Frohnarbeit verpflichtet waren. Eines der drückendsten solcher Vorrechte bildeten die Repartimientos, d. h. die ausschließliche Befugniß, den Indiern europäische Waren zu verkaufen. Ein billiges Verfahren hierbei hätte die Indier vor der Habsucht rücksichtsloser Handelsleute befreit, so wurde die Sache in Madrid auch vorgestellt und genehmigt; schändlicher Mißbrauch aber zwang den Indiern unnütze Dinge für ihren Bedarf, wie seidene Stoffe, Spiegel, ja sogar Brillen, zu theuren Preisen auf. Wehe dem Armen, der nicht zahlen konnte; er wurde zu Zwangsarbeiten verdammt oder nach den Goldwäschen in hohen, kalten und sumpfigen Gegenden geschickt, wo Krank-

heiten die Arbeiter haufenweise wegrafften. Weit größeres, geradezu unabsehbares Elend ist schließlich durch die Mita über die Indier hereingebrochen, d. h. durch die gesetzlich geregelte, allgemeine Verpflichtung eines bestimmten Theiles der einheimischen Bevölkerung von 18—50 Jahren, in den Bergwerken zu arbeiten. Das Los entschied, wer aus der Gemeinde als „Mitayo“ ausgehoben werden sollte, und dieser Spruch galt dem davon Betroffenen soviel wie die Verurtheilung zum Tode; er nahm schweren Abschied von den Seinigen, er wußte ja, daß er die Heimath wohl nicht wieder sah, denn in den Minen starb jeder fünfte Mann, und wer am Leben blieb, gerieth in lebenslängliche Schuldknechtschaft. Die Arbeitgeber benutzten besonders seine Neigung zum Trunk, sie machten ihm Vorschüsse, betrogen ihn bei der Abrechnung und zogen ihn durch schnöde Arglist in eine Abhängigkeit hinein, die von wirklicher Sklaverei nur dem Namen nach sich unterschied. Die Anzahl der Arbeiter wurde im Jahre 1575 auf 12900 festgesetzt, die durch Aushebung von 17 Prozent aus der Bevölkerung der benachbarten und von 16 Prozent der entfernteren Provinzen aufgebracht werden sollte. Aber aus den zur Mita ausersehenen Dörfern ließ man eine weit größere Anzahl herbeiführen, als das Gesetz gestattete. Der Beamte, der mit der Vertheilung der Mitayos betraut war, wurde bald ein reicher Mann; denn die Grubenbesitzer wetteiferten, ihn zu bestechen, um möglichst viel Arbeitskräfte zu erhalten, und fanden meist willige Bundesgenossen an den Kaziken oder Curacas. Diese waren nämlich in ihrer Stellung, im Besitze ihrer Erbfolgerechte unverändert geblieben; sie hatten über ihre Stammesgenossen eine völlig unbeschränkte Gewalt und verfuhren gegen sie meist rauh und grausam, häufig nach dem Beispiel der Spanier, und nicht selten den Anforderungen gemäß, welche von diesen an sie gestellt wurden. Erst als Peru die Ketten der spanischen Herr-

schaft gebrochen hatte, im Jahre 1823, wurde die Mita aufgehoben; als Nachwirkung derselben aber ist bis in die Gegenwart hinein der entschiedene Widerwille der Indier gegen die Minenarbeit geblieben, die über sie so unsägliche Leiden verhängt hat. Ein Meer voll Jammer thut sich dem Beschauer auf beim Einblick in das Leben des Mitayo. Man führte die Ausgehobenen an den Fuß des Cerro, stellte sie in Reihen auf und wies sie den einzelnen Grubenbesitzern, den Mineros, zu. Für einen Tagelohn von 2 bis 4 Realen mußten sie, wie der Jesuit Acosta erzählt, in fast grabähnlicher Finsterniß bei erstarrender Kälte drinnen sich abplagen; kein freundlicher Sonnenstrahl fiel in die Schächte; eine dicke, verdorbene Luft, fortwährend verschlechtert durch den Qualm der Talglichter, durch die aus den Erzen und Kohlen und dem Pulver sich entwickelnden Arsenik- und Schwefeldämpfe und andere Gasarten, zerstörte allmählich die stärkste Lunge. Das einzige Mittel des Indiers, sich bei der schlechten Nahrung aufrecht zu erhalten, bestand in dem fortwährenden Kauen von Kokablättern. Die Arbeit unter der Aufsicht rauher Werkmeister verlangte eine anstrengende Anspannung der Kräfte. Der Arbeiter hantirte entweder mit dem Brecheisen, oder einem meißelförmigen, ehernen Keil von 18 Zoll Länge oder einem Schlägel von 20 Pfund Schwere; andere mußten das Erz herausschaffen, und zwar in Säcken, die wenigstens 50 Pfund faßten und auf der Brust herunterhängend getragen wurden. Diese Schlepper stiegen auf und nieder an Leitern, die aus geflochtenen Stricken von Rindsleder bestanden. Der Indier, der zuerst ging, trug eine brennende Kerze, die an seinem Daumen festgebunden war, um den Genossen hinter ihm zu leuchten; alle 10 Klafter seitwärts war eine Holzbank zum Ausruhen angebracht. Oft mußten auf diese Weise 150 Klafter zurückgelegt werden. An dem Mundloche standen andere Arbeiter bereit, die das Erz nach den Canchas zu bringen hatten, nach

den Orten, wo man einstweilen unfern dem Grubenausgange das Ausgeförderte aufbewahrte; endlich wurde es, um die Ausscheidung vorzunehmen, auf dem Rücken der Lamas oder Maulthiere in die Pochmühlen an der Ribera geschickt. Daß die Behandlung und Aussaugung der Indier in den Minen eine überaus grausame gewesen sein muß, beweist der übermäßig starke Menschenverbrauch; die von glaubwürdigen Schriftstellern angegebene Zahl von 9 Millionen Menschen, die im Verlaufe von drei Jahrhunderten in den Bergwerken der Spanier hinstarben, ist nicht zu hoch gegriffen. Wohl kannten die Vizekönige in Lima das jammervolle Los der Unglücklichen und schritten durch Gesetze zu ihren Gunsten ein, aber Arglist und die Macht des Goldes durchkreuzten die Gebote der Menschlichkeit, der Indier mußte seine Kette weiterschleppen, bis er erlag. Wenn er mit blutüberströmtem Rücken vor die Obrigkeit trat und um Hülfe flehte, lachte man der Striemen, welche ihm die Peitsche des Aufsehers versetzt, und erklärte sie für böswillige Selbstverwundung. Klagen über schreiende Mißhandlungen an den König gelangten selten an den Ort ihrer Bestimmung oder hatten so viele Zwischenstationen zu durchlaufen, daß erst nach langer Zeit eine wirkungslose Antwort eintraf. So blieb alles beim alten, der Indier blieb der Ausbeutung seiner Kräfte durch das industrielle Kapital in den härtesten Formen meist bis zum Lebensende unterthan. Auch die Worte, die ein vornehmer Indier, Tomas Catari aus der Ortschaft San Pedro de Macha, an den König richtete: „Nur mit vielen Gefahren können wir unseren Nothschrei an die Stufen des Thrones bringen" verhallten wie seine Drohung, daß, wenn keine Wendung zum Heile einträte, sie alle zu den Wilden fliehen würden. So gewinnt das Wort eines Quellenschriftstellers, des Dominikaners Calancha, eine furchtbare Bedeutung, wenn er sagt, daß auf jeden Peso, der in der Münze von Potosi geprägt wurde, das

Leben von 10 in den Minen arbeitenden Indier komme, während ein höherer Beamter in Potosi, Cañete, im Jahre 1787, von Schauder ergriffen, erklärte: „Diese Minen gleichen einer entsetzenerregenden Charybdis, die nach und nach alle verschlingt, die darin arbeiten müssen, und sind wahre Höllenschlünde für die Menschheit.“

IV.

Die Aeste gediegenen Silbers, wie sie der Indier Huallpa an der obersten Zone des Bergkegels fand, bildeten gleichsam den Ausputz; beim Vordringen erkannte er, daß die Hauptmasse des angebohrten Berges mit Blei, Schwefel und anderen Mineralien vererzt war. Zur Abscheidung des Silbers von diesen Beigaben gehören zunächst Kenntnisse und Erfahrungen, welche die rohen Konquistadoren nicht besaßen. Man ließ daher die Indier gewähren, welche die reicheren Silbererze mit Bleiglanz und Kohle in thönernen, mit vielen Windlöchern versehenen Oefen, sogenannten Guayras, schichteten und den Satz im Feuer ausschmolzen. Diese Gewinnungsart stieß auf zwei Schwierigkeiten: einmal verlangten die Oefen eine ungemein starke Erhitzung, die bei der Spärlichkeit des Brennmaterials in der öden Gegend sich nicht immer durchführen ließ; dann konnte man wegen seiner Sprödigkeit und Härte das Metall nicht immer in Fluß bringen; nur die reicheren Silbererze schmolzen, die minderwerthigen blieben daher liegen. Das waren noch die schönen Zeiten Potosis, in denen ein Cajon (2500 Kilogramm) Erz 100 Mark feines Silber gab. Diese Zeiten hielten indessen nicht lange an; später hat man Silbererze aufbereitet, von denen ein Cajon nur 4 Mark lieferte.

Wegen dieser dürftigen Ergebnisse verließ man das theure Verfahren mit Guayras und begann seit 1571 die Ausziehung des Silbers durch Quecksilber, die Amalgamation, die Bartolomé de Medina bereits 1557 in Mexiko eingeführt hatte. Wunderbar

war nunmehr der Aufschwung, den der Bergbau von Potosi nahm, anfangs allerdings noch gedrückt durch die Seltenheit des Quecksilbers und seinen hohen Preis, eine Folge des Monopols, wodurch der Fiskus eine so steuerbare Ware ausbeutete. Der Verbrauch war ein ungeheurer, nicht so sehr wegen des Bedürfnisses, als wegen der nutzlosen Vergeudung, welche die Unwissenheit der mit den großen Quecksilberflaschen hantirenden Beneficiadores oder Werkmeister verschuldete. Glücklicherweise fand man die Quecksilberminen von Huancavelica, deren Kenntniß mit den Inkas verschwunden war, wieder auf, und nun konnte man den Arbeiten im Cerro einen nie gesehenen Impuls verleihen, da Huancavelica fast ununterbrochen zwei Jahrhunderte lang bis zum Jahre 1752 seine Schätze spendete. An seine Stelle traten dann die alten reichen Lager von Almaden in der spanischen Provinz La Mancha, die schon die Römer kannten und Vitruv und Plinius rühmen. Aber auch Almaden, das damals jährlich über 8000 Centner hervorbrachte, konnte auf die Dauer der Nachfrage aus Peru und Mexiko nicht mehr genügen, und so mußte Spanien mit Oesterreich Verträge über Quecksilberlieferungen nach diesen Ländern abschließen. Auf diese Weise hat das Quecksilber von Idria in gußeisernen Büchsen mit dem Doppeladler seinen Weg nach den Gruben von Potosi uud Zacatecas gefunden. Wohl hätten sich leichtere Mittel geboten, den Bedürfnissen des Bergbaues aufzuhelfen, aber die spanische Regierung gestattete nicht, die neu entdeckten Quecksilberminen von Quito und Cuenca zu bewirthschaften, sie ließ lieber die von Huarina und Moromoro, ja sogar die von Chalatiri, 4 Meilen von Potosi, verfallen, aus Furcht, in den Erträgen dieses Monopols betrogen zu werden. Auf diese Weise füllten sich allerdings die königlichen Kassen, und kolossale Vermögen von Privaten häuften sich auf, an deren Erwerb weder das Talent noch die Industrie theil hatten; so

nur war es möglich, daß ungetreue Beamten ohne Namen und Verdienst ihre Töchter mit Millionen ausstatteten oder einfache Alkalden am Tage ihrer Amtseinführung 25000 Pesos in prahlerischer Verschwendung daraufgehen ließen.

In den Tagen von Potosis Größe, wo eine leichtbewegliche Bevölkerung in fieberhafter Leidenschaft von allen Seiten herbeiströmte, um an der Ausbeutung des Bergkegels als Bergmann, Händler oder Arbeiter theilzunehmen, bot der Cerro ein packendes Bild. Oben von den Schachten sah man lange Züge von Lamas niedersteigen in langen Windungen, die Madrina, das Leitthier, mit Schellenhalsband und in den durchbohrten Ohren mit Bandschleifen und Sträußen geschmückt, an der Spitze; auf dem kleinen Saumsattel lag zu beiden Seiten ein Ledersack, mit den Erzen gefüllt, welche die Mitayos aus dem dunkeln Schoß der Erde heraufbefördert hatten. Sie zogen zu den Ingenios, den großen Pochmühlen an der Ribera, um ihre Ladung abzuliefern. Das Ingenio besorgt zunächst den Zerkleinerungsprozeß der Erze; es ist ein großes Mahlwerk durch Wasserkraft, aus den Sammelteichen getrieben, von plumper Einfachheit und besteht aus zwei riesigen Mühlsteinen; der oberste bewegt sich an einer senkrechten Achse, welche ohne weitere Verbindung in das kleine und horizontale Wasserrad übergeht. Das zu Pulver zerkleinerte Erz findet mit dem stets durch die Steine laufenden Wasser seine Richtung in ein Reservoir und sinkt da zu Boden. Nun läßt man das Wasser langsam ablaufen und bringt die schlammähnliche Masse auf den Patio, einen runden Platz von 30 bis 40 Fuß im Durchmesser, der mit Steinen gepflastert und mit einer niedrigen Wand umgeben ist. Jetzt tritt das Salz seine wichtige Rolle an und wird im Verhältnisse zugesetzt, indem die Menge des gemahlenen Erzes auf einem solchen Patio von 750 bis 1500 Pfund wechselte. Die Vermengung geschah durch Umschaufeln und Eintreiben von

Maulthieren. Hierauf schüttete man, bei reicheren Erzen erst nach drei Tagen, bei ärmeren sogleich, das Quecksilber zu, worauf die ganze Masse ein Körper genannt wurde. Die braunen halbnackten Mitayos, bemüht, die grauen Massen des Amalgams unter dem Takte eines einförmigen Liedes mit den Füßen zu treten, die übrigen mit dem Auswaschen und Schlämmen des zerkleinerten Erzes beschäftigten Indier, der gebieterisch unter ihnen waltende, mit großen Quecksilberflaschen umgebene Beneficiador, der nur spät eindringende Sonnenschein vereinigten sich zu einem seltsamen Ganzen. Wiederum nach einigen Tagen fügte man, bei abermaliger gründlicher Durcharbeitung, das Majistral hinzu, eine Masse, die aus gut geröstetem Kupferkies oder statt dessen Kupfervitriol und geröstetem Eisenkies besteht. Abermals wurde das Gemenge von Pferden oder Maulthieren während einer Periode von 10 bis 12 Stunden zertreten und geschlämmt; zum Schlämmen bediente man sich verschiedener kleiner, mit Kuhhäuten ausgelegter Becken. In der ganzen Zeit wird die Amalgamation durch fleißiges Umarbeiten unterstützt, der Fortschritt derselben häufig durch Probiren erprüft, Fehler durch Zusatz von mehr Majistral oder, bei einem Zuviel von diesem, durch Zusatz von Kalk korrigirt. Aus dem Aussehen der Masse schloß man, ob die Verbindung zwischen dem Silber und dem Quecksilber gehörig im Gange war; zu diesem Zwecke bediente man sich einer kleinen Schüssel, auf welcher ein Theil des Amalgams gewaschen wurde; durch eine geschickte Drehung des Gefäßes ließ man das Wasser und die erdigen Theile abfließen und das Metall zu Boden fallen. Der metallische, flüssige Zustand des Quecksilbers deutete die Nichtvermischung an, und ein Geübterer wußte sogleich durch einen Druck mit dem Finger auf die Masse den Gang der Entwickelung zu beurtheilen. Die Abtreibung der Quecksilbers geschah in einem irdenen Topfe von 12 bis 14 Zoll Durch-

messer mit etwa 2 Zoll breiter Mündung, an welche eine eiserne oder kupferne Röhre mit Thon befestigt wurde. Sechs bis acht Stunden eines lebhaften Feuers wurden erfordert, um alles Quecksilber durch die Röhre zu verflüchtigen, deren unteres Ende in ein mit Wasser gefülltes Gefäß ausmündete. Man zerschlug endlich den Topf und fand nun das reine Silber in eine Masse zusammengeschmolzen. Den letzten Rest des Quecksilbers stieß man ab, indem man sich des Refogos, d. h. des offenen Feuers bediente. Man glaubte, daß bei der Amalgamation und dem Refogo für jede Mark Silber ein Pfund Quecksilber verloren ging. Jedes Ingenio zermahlte, da die Arbeit Tag und Nacht ununterbrochen fortging, durchschnittlich innerhalb 24 Stunden 150 Centner Silbererze. Ueber die genauen Einzelheiten dieser metallurgischen Vorgänge besitzen wir auch Berichte von deutschen Bergleuten. Um dem nichtsnutzigen Raubbausysteme der Spanier ein Ende zu machen und den Betrieb der Gruben in methodische Bahnen zu leiten, hatte schon der Vizekönig Francisco de Toledo gerathen, deutsche Bergleute kommen zu lassen, die zugleich Unterricht in der Mineralogie und Chemie ertheilen könnten. Allein der spanische Hochmuth wollte den Fremden keine Ueberlegenheit zugestehen und widersetzte sich; auch mochten unredliche Beamten fürchten, daß Unregelmäßigkeiten in der Verwaltung zur Kenntniß der Regierung in Madrid gelangten. Schließlich zwang die Noth die stolzen Hidalgos, den Nacken zu beugen und einzulenken. Nämlich in den Minen, die eine beträchtliche Tiefe erreicht haben, sind die Gangspalten der Silbererzgänge in den oberen Stufen meist mit schwefelfreien, eisen- oder zinnoxydhaltigen Erzen ausgefüllt, die den Namen Pacoserze führen. Ihre Aufbereitung bedarf keiner Röstung, ist einfach und verursacht verhältnißmäßig wenig Kosten. In einer Tiefe von etwa 400 m aber hörten sie auf und gingen in die Mulatos- und Negrilloserze über, die von Schwefel,

Arsenik, Antimon, Eisen, Blei, Kupfer und Kiesel begleitet sind; diese erheischen eine sehr sachverständige Behandlung, der die nach hergebrachter, empirischer Schablone arbeitenden Bergleute nicht gewachsen waren. Die Zugutemachung auf dem Wege der Amalgamation gelang nur bei sehr hohen Silbererzen, wie bei den Hornerzen und konnte selbst dann nur mit Aufopferung eines nicht unbedeutenden Teiles des Silbergehaltes bewerkstelligt werden. Wie leichtsinnig man dabei verfuhr, erhellt zur Genüge daraus, daß man nicht einmal an die Aufbewahrung der reichen Rückstände dachte. Daher berief die spanische Regierung gegen Ende des 18. Jahrhunderts Männer von gediegenem, fachmännischem Wissen und reicher Erfahrung nach Madrid und sandte sie nach Südamerika, namentlich nach Potosi und Cerro de Pasco; unter ihnen haben drei Männer sich einen Namen gemacht: Nordenflycht, Helms und Weber, der eine durch Einführung verbesserter Maschinen, der zweite durch seine metallurgischen Experimente, der dritte durch seine Entwässerungsanlagen.

Hatte das Quecksilber seine Dienste an den Erzen vollendet, so brachte man das gediegene Silber in die königliche Münze, wo es auf seine Reinheit geprüft, in Barren verschmolzen und gewogen ward. Der „Fünfte", also 20 Prozent des Reinertrages, wurde dann sofort als Abgabe für den König zurückbehalten. Endlich drückten die Beamten den Barren das Staatssiegel auf und übergaben sie den Grubenbesitzern als rechtmäßiges Eigenthum. Die Abgaben, die für den König hier erzwungen wurden, entsprechen ihrem Wesen nach dem Raubbau des Minenbetriebes, rohe Erpressung auf der einen, habgierige, nur auf den Augenblick berechnete Ausbeutung auf der anderen Seite. Der Fünfte für den König, welcher von den Erträgen des Bergbaues erhoben wurde, durfte bei den glänzenden Gewinnen eines Pizarro und eines Cortez, d. h. bei

Massen von Edelmetall, die man aufgesammelt vorfand, als eine keineswegs unbescheidene Ehrengabe an den königlichen Herrn gelten, wohl aber artete er in schweren, kaum verwindbaren Druck bei dem Silber aus, das durch den mühseligen, kostspieligen Betrieb in Potosi verarbeitet wurde. Hierzu kamen 1552 anderthalb Prozent für Probirung und Stempelung der Barren und die sich steigernden Kosten der Münze. Unter der Mannigfaltigkeit solcher Abgaben hätte nur der Betrieb der reichsten Minen im Cerro weitergeführt werden können, wenn nicht ein riesenhafter Unterschleif bei der Erlegung der königlichen Gefälle die Grubenbesitzer entlastet hätte; nichtsdestoweniger mußte eine erhebliche Anzahl von Minen den Betrieb einstellen. Erst als die Bourbonen den Königsthron bestiegen, ward hier Wandel geschafft; 1723 ermäßigten sie die Steuer auf den Zehnten vom Silber und den Zwanzigsten vom Golde und sahen mit Freude, wie unter ihrer Verwaltung die großen Minenplätze sich hoben. Als Alexander von Humboldt Südamerika bereiste, beliefen sich die Abgaben doch wieder auf 16²/₅ Prozent vom Silber, eine Belastung, die wiederum durch ausgedehnten Schmuggel ausgeglichen wurde: über Buenos Aires gelangten viele Silberbarren in den Weltverkehr. Aus dem Jahre 1784 besitzen wir eine amtliche Aufstellung der Erträge des potosinischen Bergbaues von 1545 bis 1783 von dem königlichen Schatzmeister Cierra in Potosi, und diese ergiebt die kolossale Summe von 820, 513, 893 Duros; und doch muß dieser Betrag viel höher angesetzt werden, weil sehr erhebliche Werthe von vielleicht gleichem Inhalte durch Unterschleif, Schmuggel und sonstige Veruntreuungen sich dem Auge der Behörde entzogen. Und trotzdem war die spanische Regierung mit diesen Einnahmen nicht zufrieden, sondern, je mehr die pyrenäische Halbinsel verarmte, desto mehr suchte man die mit Naturgaben reich ausgestatteten Kolonien auszusaugen; vor-

nehme Familien konnten ihre Stellung in der Gesellschaft nur durch die Verwaltung von Aemtern in Amerika behaupten, welche die herkömmliche Bestechung und Erpressung zu einer Goldgrube machten; die Kolonien besaßen kaum den Schatten einer Selbstverwaltung; oft auch die kleinsten Stellen wurden, bei der Eifersucht der Krone und des Rathes von Indien auf ihre Gewalt, meist von Madrid oder Sevilla aus besetzt und Dem verliehen, der sich auf gute Verbindungen stützen konnte. Eine ganze Reihe von Aemtern, namentlich in der Verwaltung großer wohlhabender Städte, war ferner käuflich und brachte der spanischen Regierung durch die hohen Preise sehr erhebliche Geldsummen ein. Wer durch schwere Geldopfer Inhaber eines solchen Amtes geworden war, trachtete nicht nur danach, seine Auslagen wieder herauszuschlagen, sondern wußte sich, mit schamloser Verachtung der öffentlichen Meinung, durch Raub und Betrug in den Tagen seiner Macht so viel zu ersparen, daß er später bequem leben konnte. Potosi hatte sich durch den Zauber großartiger Spenden vom Hofe manche städtische Freiheiten erwirkt und besaß ein Cabildo, d. h. eine eigene städtische Verwaltung von ziemlicher Selbständigkeit; an der Spitze standen der Corregidor und mehrere Alkalden, zu ihrer Berathung die Regidoren oder Stadträthe, der Alferez Real oder der königliche Bannerträger, d. h. der Platzkommandant, der in früheren Zeiten das ganze militärische Aufgebot einer Stadt oder einer Provinz führte, der Alguazil Mayor oder der Leiter der Polizeigewalt, endlich der Fiel Ejecutor oder der Aufseher über Maße und Gewichte. Alle diese Würdenträger hatten in den Sitzungen je eine Stimme. Anfangs wurden diese Stellen durch Wahl der Bürger besetzt oder erbten in den alten Familien fort, dann aber an den Meistbietenden vergeben, endlich ihr Preis für das reiche Potosi von der Krone festgesetzt, in deren Kasse dadurch neue große Mittel flossen. Doch

mußte die Stadt zuvor noch durch ein Opfer von 100000 Pesos ihre munizipalen Freiheiten von der Provinzialhauptstadt Chuquisaca erwerben, deren Cabildo das Recht besaß, die lokale Verwaltung der kleineren Ortschaften seines Bezirkes zu leiten. 71000 Pesos nahm sich der Vizekönig Graf Nieva von jener Summe, in den Rest theilten sich die Stadträthe von Chuquisaca, die damals an der Krippe standen. Die Wirksamkeit der oben genannten Beamten hatte auch unter der unumschränkten Regierung der Vicekönige — Potosi stand anfangs unter Lima, seit 1778 unter Buenos Aires — ihre Bedeutung; sie leiteten den städtischen Sicherheitsdienst und die Abgabenvertheilung und übten durch ihre Alkalden die niedere Gerichtsbarkeit aus. Sie standen bei der Bevölkerung in hohem Ansehen; ihre Amtskleidung war ein bauschiger Rock aus schwarzem Taffet, und wenn sie mit dem Stabe, der Vara, in der Hand erschienen, zollte ihnen der stolze Minero, wie der unterwürfige Indier äußerlich tiefe Achtung. Recht gesucht waren die Stellen in der Finanzkanzlei, die aus einem Präsidenten, mehreren Räthen höheren und niederen Ranges, einigen Rechnungsrevisoren und einem Schatzmeister bestand; sie war die Hauptkasse, wohin alle Einkünfte aus Potosi eingeliefert und bis zur weiteren Verwendung oder Abführuug nach Spanien verwahrt wurden. Allen diesen Behörden wird einmüthig eine habgierige Bestechlichkeit nachgesagt, die, wenn schon an und für sich eine nothwendige Zugabe aller absoluten Verfassungen, in Potosi durch den Reichthum der Mineros um so weniger ausbleiben konnte.

Nach diesen allgemeinen grundlegenden Ausführungen über den silberreichen Cerro und seine Anziehungskraft, sowie über das an seinem Nordfuße gelegene Potosi geben wir in folgendem einzelne Bilder von dem merkwürdigen Treiben der Bergstadt in den drei ersten Jahrhunderten nach ihrer Gründung, auf Grund von Nachrichten der Chronisten, die mit behaglicher

Breite von dem tollen Leben berichten, das unter dem befruchtenden Strome gewaltiger Reichthümer sich dort entfaltete.

V.

Schon in alten Zeiten galten die Mineros unter ihren eigenen Landsleuten nicht immer für die ehrenwertheste Klasse der Bevölkerung, sondern für wankelmüthig und wortbrüchig. Mühelos gewonnene Schätze nähren in ihm erfahrungsgemäß den Geist unsinniger Verschwendung, führen ihn auf der schlüpfrigen Bahn der Liederlichkeit zur Verarmung, machen ihn zu einem für alles andere abgestumpften Spieler und stumpfen ihn ab gegen die Versuchung, auf unehrlichem Wege seine Lage zu verbessern. So bot auch Potosi, wohin spanische Abenteurer und Glücksritter aus allen Ständen strömten, das Bild des emanzipirten, nicht durch höhere Interessen gezügelten Erwerbstriebes dar. Vertraut mit allen Schlupfwinkeln der schwankenden Gesetze, allen Verdrehungen und Verzögerungen im Geschäftsgange lagen die Besitzer der einzelnen Gruben miteinander in ewigem Hader, daß es schließlich für eine Auszeichnung erachtet wurde, mehrere Processe zugleich vor den Gerichten zu betreiben. Denn sie bauten mehr auf Raub, als gemäß eines schonenden Systems; zahllose Werke, die nicht ergiebig genug schienen, wurden verlassen, andere stürzten infolge leichtfertiger Anlage zusammen, überhaupt sorgte bei dem Mangel einer kundigen Oberaufsicht jeder nur für sich. Dazu kam die allmähliche Zersplitterung der reicheren Theile des Berges in kleine Theile durch Erbschaft oder Verkauf; so unordentlich war der Bau, daß auf dem nicht allzu großen Raume über 5000 Schächte in Betrieb gesetzt worden sind. Daher waren stets Notare und Rechtsanwälte in unglaublich starker Menge hier vertreten, und alle sammelten erstaunlich große Vermögen an. Das herrschende Laster, dem man mit Aufbietung der raffinirtesten

Reizmittel fröhnte, war das Spiel. Schon 1552 gab es hier in Potosi nicht weniger als 36 mit allem erdenklichen Luxus ausgestattete Spielhöllen, in denen mancher leichtsinnige Mann sein Herzblut verspielt hat, gewöhnlich von zweideutigen Damen geleitet.

Bei dem Zusammenleben so vieler verwegener Gesellen in der aller Naturschönheiten baren Stadt, die einer Nation von kriegerischen Anlagen und kühnem Sinne angehörten, hielt es schwer, das Ansehen der Gesetze gegen frevelhafte Selbsthülfe zu schirmen; Streitigkeiten wurden täglich durch Schwert und Pistole entschieden, und zwar nicht nur von Männern, deren Beruf das Waffenhandwerk war, sondern auch von Mitgliedern sonst friedlicher Gesellschaftskreise; alle diese heißblütigen Leute waren entschlossen, ihre besondere Standesehre und die daraus gefolgerten Rechte und Pflichten gegen jeden Gedanken der Nichtanerkennung mit eigener Kraft zu behaupten. In dem Ueberschäumen der Leidenschaft verhallte machtlos das Gebot der Obrigkeit und der Kirche, und bald bildete der Zweikampf einen beliebten Sport. Sogar beleidigte, in ihren Hoffnungen betrogene Frauen übten sich in der Handhabung des Stoßdegens, traten verlarvt in Männerkleidung wortbrüchigen Liebhabern auf der Mensur entgegen, wie die gefeierte Claudia Orriamun, und senkten kaltblütig den Stahl in ihr Herz. Man gab sich nicht die Mühe, verschwiegene Plätze auszusuchen, um solche Händel mit den Waffen zu schlichten; öffentlich, mit ruhmredigem Prunke focht man seine Ehrensachen aus, an welchen die in viele Genossenschaften gespaltene Stadt den lebhaftesten Antheil nahm. Auf feurigen chilenischen Rossen zogen die Gegner herrlich geschmückt mit zahlreichem Gefolge durch die Straßen zum Kampfsplatz, übersäet von blitzendem Edelgestein an Hut und Gürtel; die Zäume, die Brustriemen, sogar der Hufbeschlag ihrer edlen Thiere war von Silber, der Steigbügel

und der maurische Sporn von eitlem Gold. In gleicher Weise fuhr die potosinische Damenwelt in prachtvollen Gespannen hinaus zu dem blutigen Schauspiel. Der Zweikampf hatte seinen genau bestimmten Codex, in dem Alles, Kartellträger, Sekundanten, Herolde, Dienerschaft, Trompetenfanfaren, genau vorgesehen war, und unter solchen äußeren Impulsen bemächtigte sich bald eine förmliche Duellwuth der Hidalgos, die in ihrem durch Reichthum, Herkunft und Waffengewandtheit gesteigerten Selbstgefühl vor Begierde brannten, ihrem Thatendrange Luft zu machen. Schließlich genügten den prahlerischen entzündlichen Herzen die einfacheren Formen des Zweikampfes nicht mehr: man erfand allerlei neue Zuthaten. Die Gegner maßen sich, indem sie sich nackt bis auf die Hüfte entkleideten und den bisher gestatteten kleinen Schild verschmähten; andere trugen gleich den Spartanern rothe Hemden und Beinkleider, damit das spritzende Blut nicht den Mannesmuth schwäche; andere ließen nur die Feuerwaffe zu, die sie mit tödtlicher Sicherheit handhabten. Endlich ging man dazu über, hoch zu Roß, bewehrt mit Lanze und Panzer, auf freiem Felde den Streit auszutragen. Bei diesem tollen Waffenleben hielten die Fechtlehrer gute Ernten; nicht weniger als acht große Fechtschulen öffneten ihre Hallen und lehrten, in kunstgerechtem Stoße den Gegner abzuthun.

So trug auch einst nach Cuzco das Gerücht die Kunde von diesen prunkhaften Waffengängen, und ein ehrgeiziger Jüngling, wohl geschult auf Hieb und Stich, beschloß, in dem unruhigen Potosi Gastrollen zu geben und den Tapfersten durch öffentliche Anschläge zum Kampfe herauszufordern. Montejo war sein Name. Godines, ein gefürchteter Raufbold, erklärte sich sofort bereit, die Ehre der Stadt zu vertreten, und Beide kamen überein, am Ostersonntage des Jahres 1552 um die Palme des Sieges zu streiten. Montejos Sekundant war Egas

de Guzman aus Sevilla; ein Deutscher, Friedrich Alfinger, leistete Godines denselben Dienst. Dieser Strauß hat in der Erinnerung der Bürger einen langen Nachhall gefunden und ist weitläufig von den Chronisten beschrieben worden. Schon um 5 Uhr morgens ward es an jenem Tage in der Stadt und der Umgegend lebendig, Alles strömte aus den Thoren zu Fuß, zu Roß, zu Wagen, in der Sänfte, um dem vielbesprochenen Kampfe zuzuschauen, meilenweit waren die Gemüther in Spannung versetzt. Um 8 Uhr ritten die beiden Gegner und ihre Sekundanten, mit prächtigen Rüstungen angethan, in die Schranken, während ihr gleichfalls strahlendes Gefolge außerhalb derselben Stellung nahm. Als dann die Trompeten schmetterten, sprengten sie mit gefällter Lanze gegeneinander, und nach manchen Wendungen, in denen Jeder seine Geschicklichkeit bewährte, sank Godines verwundet vom Rosse; sogleich schwang sich der ebenfalls übel zugerichtete Montejo aus dem Sattel, um ihn zu tödten; von Blutverlust erschöpft, brach er jedoch zusammen, während Godines mit aller Kraft sich aufraffte und jenem sein Schwert in die Brust stieß; darauf wurde der Todte unter dem Jubel der Menge vom Platze getragen. Zu gleicher Zeit fochten auch die Sekundanten die Sache ihrer Freunde durch, anfangs zu Roß mit der Lanze, dann zu ebener Erde mit dem Schwerte, bis der Deutsche nach mannhaftem Kampfe niedergestreckt wurde. Die beiden Sieger Godines und Egas de Guzman ereilte später ein schrecklicher Tod. Von Ehrgeiz und Habsucht getrieben schlossen sie sich einer Verschwörung gegen die Obrigkeit von Chuquisaca und Potosi an, ließen diese ermorden und sich mit der höchsten Gewalt bekleiden. Als darauf Guzman Grund zu haben glaubte, an der Ehrlichkeit seiner Genossen zu zweifeln und ihnen nachstellte, fand er den Tod unter ihren Dolchen. Godines aber wurde von dem neuen, kräftig einschreitenden Corregidor

von Plata gefangen genommen und zur Strafe für seine Frevel geviertheilt.

Die prachtliebenden Mineros ergriffen begierig jede Gelegenheit, ihren Reichthum zur Schau zu stellen; daher waren ihnen öffentliche Festlichkeiten und besonders kirchliche Feiertage sehr willkommen. Herrlich wurde die Thronbesteigung von König Philipp II. begangen, wenn auch der Freudentag mit Hader und Blutvergießen endete, mit noch größerem Glanze die Leichenfeier von Kaiser Karl V., die Millionen gekostet haben soll. Karl V. hatte der Stadt Wappen und ehrenden Beinamen verliehen, darum wollte jetzt die Kaiserstadt Zeugniß ihrer treuen Dankbarkeit an den hingeschiedenen Fürsten ablegen. In den letzten Monaten des Jahres 1559 kam die Nachricht von dem Ableben des Einsiedlers von San Yuste nach Potosi und wurde nach einbrechender Dunkelheit den Einwohnern bei gedämpftem Trommelschlag und bei Fackelschein verkündet, mit der Aufforderung, Trauer für den Kaiser anzulegen. Die Bürger waren sofort einig, keine Kosten für eine des Todten würdige Leichenfeier zu scheuen. In der mit schwarzem Taffet ausgeschlagenen Kirche San Francisco errichtete man einen kostbaren Katafalk; er stellte einen offenen Rundbau dar von 18 ein Schloß tragenden Säulen, mit zahlreichen Nischen, in denen schön geschmückte Wappenkönige standen, während unter der hohen Kuppel der silberne Bergkegel hervorglänzte. Bei der kirchlichen Feier, die von nachmittags 2 Uhr bis abends 7 Uhr dauerte, brannten rings um den Katafalk und an den Altären 1000 schwere Wachskerzen, während vor dem Hochaltar noch 500 Wachsfackeln ein blendendes Licht ausstrahlten. Die bei diesem Anlaß aufgebotene Entfaltung höchster Pracht, das prunkvolle Ceremoniell, der Reichthum der Trachten, durch welche die Mineros, die Hidalgos, die Ritter hoher Orden und auf der anderen Seite die Damenwelt sich überboten, endlich

die Indier, die gleich ihren Vätern mit Federschmuck auftraten, gaben dem seltenen Fest ein absonderliches Gepräge, das lange Zeit hindurch Gegenstand poetischer Darstellung blieb.

Theilweise aus demselben Hange, der Lust an theatralischem Schaugepränge, ging zwei Jahre später eine ernstere kirchliche Feier hervor; am Ende des Jahres 1560 brach eine schwere Seuche in der Stadt aus, die monatelang ihre Geißel schwang und namentlich die Reihen der Spanier lichtete. In hellen Scharen strömte die Bevölkerung in die Kirchen, sie sah in der verheerenden Krankheit eine Zuchtruthe des Himmels für das üppige, leichtfertige Leben, dem sie fröhnte, und wählte zugleich in dem heiligen Augustinus einen neuen Schutzpatron, da der bisherige, Santiago, das Unheil nicht von der Stadt abgewehrt habe. Endlich sollte ein großartiges Bußfest abgehalten werden.

In der That wurde am ersten Sonntage des Februars 1561 ein allgemeiner Umgang durch die Straßen veranstaltet; an der Spitze zogen, in zwei Reihen geordnet, 5000 Indier; die einen von ihnen trugen auf den Schultern gewichtige Kreuze, andere schleppten an den Füßen mächtige Holzblöcke nach, wieder andere gingen nackt bis auf die Hüfte einher und zergeißelten sich Brust und Rücken oder hatten ihre Hände kreuzweise über ein dickes Brett fesseln lassen, das mit Stricken an ihrem Nacken befestigt war. Alsdann kamen 2000 Spanier, barfuß, das Haupt mit Asche bestreut, ebenfalls in zwei Reihen, in ihrer Mitte 500 andere Spanier, die sich gleich den Indiern mit Geißelhieben peinigten. Dann folgten Mönche und Geistliche mit brennenden Fackeln, das Bild des neuen Schutzpatrons auf hohem Gerüste tragend, endlich der Corregidor mit den städtischen Beamten. Dieser Akt der Zerknirschung und Heilsbedürftigkeit, erzählt der Chronist, wirkte; denn nicht lange

darauf fielen anhaltende heftige Regengüsse, in deren Fluthen die Seuche erstickte.

VI.

Das Jahr 1562 zeichnete sich vor vielen durch die ergiebigen Erträge aus, die der Cerro den Mineros spendete. Unter den neu angelegten Schächten warf besonders die Grube Zapata reichen Gewinn ab; ihr Besitzer war ein vielgereister Kapitän, Namens Zapata, ein angesehener Herr voll frischer Thatkraft und praktischem Unternehmungsgeist. Unter dem damaligen Minenvolke kümmerte man sich wenig um Herkunft und Vergangenheit der zahllosen Abenteurer, die ab- und zuströmten, jeder ging geschäftig seinem Erwerbe, seinen übrigen Interessen nach. Um sein Arbeitsfeld gründlicher auszubeuten, wählte sich Zapata einen guten Freund, Rodrigo Pelaez, mit dem er seit längerer Zeit näheren Verkehr pflog, zum Theilhaber seines Betriebes; zehn Jahre lang bewirthschafteten Beide in harter Anstrengung ihre Zeche, bis Zapata eines Tages seinem Gefährten erklärte, er habe zwei Millionen Pesos gesammelt und nunmehr genug; er nahm Abschied von der Stätte fruchtbaren Wirkens und kehrte mit seinen Schätzen nach Spanien zurück.

Vier Jahre später folgte Rodrigo Pelaez seinem Beispiele; auch er gedachte, sich in der Heimath niederzulassen, um dort in Ruhe von den Früchten harter Arbeit zu leben. Aber das Schiff, das ihn nach Sevilla tragen sollte, wurde von Seeräubern gekapert; sie beraubten ihn seiner Habe und schleppten ihn auf den Sklavenmarkt zu Algier; dort kam er in den Besitz von Mustafa, einem Bruder des türkischen Emirs Sigala und mußte in dessen Prachtgärten niedrige Dienste verrichten. Hier erblickte ihn eines Morgens der Emir und gab sich ihm als seinen alten Freund Zapata zu erkennen. In jungen Jahren

hatte dieser sich auf ein nach Südamerika bestimmtes Schiff geschlichen, war dann auf der Fahrt entdeckt worden und sollte schon zur Strafe für seine Keckheit ins Meer geschleudert werden, als es ihm noch rechtzeitig gelang, durch rührende Bitten das Herz des Führers der Barke umzustimmen. In der neuen Welt ließ er sich als Soldat anwerben und brachte es durch Tapferkeit und Geistesgegenwart zum Kapitän. Dann stieß er das Schwert in die Scheide und entsagte dem Waffenhandwerk; angelockt durch den Ruf des reichen Silberkegels ging er nach Potosi und wurde Bergmann. Sorgfältig verbarg der junge Muselmann Herkunft und Glauben, da für einen Bekenner des Propheten unter den strenggläubigen Spaniern keine Stätte war, lenkte geschickt jeglichen Verdacht über die Echtheit seiner religiösen Ueberzeugungen durch sorgfältige Befolgung kirchlicher Vorschriften von sich ab und zeichnete sich aus durch äußerliche Frömmigkeit und freigebige Beisteuern zu den Kosten der heiligen Feste. So wurde er ein reicher Mann und verließ dann Potosi mit einem schönen Vermögen. Nach seiner glücklichen Heimkehr nach Europa stellte er sich dem Sultan in Stambul vor und wußte den Großherrn durch Erzählungen aus seinem bunten Leben so für sich einzunehmen, daß er als Pascha an die Spitze des Barbaresken-staates gestellt wurde. Hier führte er einen glänzenden Hof, umgeben von allen Reizen der Macht und des Reichthums. Jetzt gewährte es ihm hohe Freude, seinen ehemaligen Gefährten aus Niedrigkeit und Gefangenschaft zu erlösen; er beschenkte ihn mit freigebiger Hand und entließ ihn in die Heimath, mit der Bitte, alles, was er gesehen und gehört, nach Potosi zu berichten und daran die Versicherung zu knüpfen, daß Pelaez' mohammedanischer Freund, wenn auch anderen Gesetzen zugethan, Gott preise und mit innigem Danke sich der Stadt und ihrer Bewohner erinnere. Pelaez bat den Pascha, ihm dies urkund-

lich zu beglaubigen; Sigala that es; die Urkunde gelangte wirklich nach Potosi, und der Chronist der Stadt, Martinez y Vela, brachte sie in seinen Besitz.

Wenige Jahre darauf machte ein anderes Ereigniß viel von sich reden.

In einem Thalgrunde, mehrere Meilen von Potosi entfernt, lag ein armseliges Dörfchen, das einige Spanier 1564 gegründet hatten, wie verborgen unter dem Schatten zahlreicher Mollebäume, die einen scharfen Harzgeruch weithin verbreiteten. Unter einem derselben lag ein unbekannter Wanderer, tief erschöpft, barfuß, die Kleider von den dornigen Stauden zerrissen, durch die er seinen Weg gesucht hatte. Da erschienen zwei Reiter, welche ihre Thiere anhielten, als sie in dem müden Jünglinge am Wege nach Tracht und Hautfarbe einen Spanier erkannten. Auf ihre Frage vernahmen sie, er sei ein fahnenflüchtiger Kriegsmann aus Chile, Namens Erauso, der mühsam die Andenkette überstiegen und nun nach Tucuman im heutigen Argentinien zu ziehen gedächte. Sie erbarmten sich ihres hülflosen Landsmannes, stärkten ihn mit Speise und Trank und trugen ihn auf einer flugs angefertigten Bahre nach einer nahe gelegenen Hacienda, die einem der beiden Reiter angehörte. Dieser hatte sich eine Frau indischen Geblütes erwählt, die ihm eine Tochter gebar, dunkelfarbig und jeden Liebreizes bar. Da in jenen ausgedehnten Gebieten nur hie und da Spanier wohnten, die Landwirthschaft betrieben, beschloß die Familie, die Hand des Mädchens dem jungen Fremdlinge anzutragen. Als dieser nach einigem Zögern eingewilligt, zogen alle gemeinsam nach Tucuman, um von dem dortigen Pfarrer den Segen der Kirche über das junge Paar aussprechen zu lassen. Allein dieser besaß eine hübsche reiche Nichte und wußte durch kostbare Geschenke den Bräutigam zu bewegen, sein Verlöbniß zu brechen und letzterer seine Hand zu reichen. Aber am Tage der

Trauung war der Jüngling verschwunden; nächtlicher Weile war er auf flinkem Rosse, wohlversorgt mit Geld und Kleidung, nach Potosi davongeritten, dessen Ruf längst nach Tucuman gedrungen war.

Im März 1568 war als königlicher Schatzmeister und Richter der Lizentiat Ordaz nach der Bergstadt gekommen, mit dem Auftrage, in der Verwaltung und Vertheilung der Gefälle Reformen einzuführen, ein Mann, gründlich vertraut mit den Verhältnissen Südamerikas, von großer Geschäftserfahrung, habsüchtigen, hochmüthigen, zornigen Sinnes, von schroffen Verkehrsformen. Der Zufall wollte, daß der junge Erauso als Kämmerer in seine Dienste trat. Als Ordaz den Zeitpunkt gekommen erachtete, die Steuerschraube anzuziehen und die sogenannte Alcabala, eine Abgabe, die beim Verkauf oder bei der Besitzveränderung jeder Art von Gütern erhoben wurde, um mehr als das Dreifache erhöhte, legte die Handelswelt ernste Einsprache ein, unter Hinweis auf die großen, zu patriotischen und städtischen Zwecken gebrachten Opfer, ohne sich durch Drohungen einschüchtern zu lassen. Daher beschloß Ordaz, zur Gewalt zu schreiten, und griff mit bewaffneter Macht die Häuser zweier Kaufleute, Morla und Rangel, an, wo sich viele Mitglieder des Handelsstandes zu offenem Widerstande versammelt hatten. Allein der Sturm ward abgeschlagen, und Ordaz mußte suchen, durch die Flucht sich zu retten; aber die Sieger holten ihn ein und schleppten ihn zum Marktplatze; dort zogen sie ihn unter Schimpfworten bis aufs Hemde aus und hieben mit Knütteln auf ihn ein; sie würden ihn getödtet haben, wenn herbeieilende Mönche ihn nicht vor schweren Mißhandlungen bewahrt hätten. Tief in seiner Ehre gekränkt, heilte er seine Wunden aus, begab sich rachedürstend nach Chuquisaca und berichtete an den Vizekönig in Lima, eine wie unglimpfliche Behandlung er erfahren habe.

Dieser suchte das Ansehen der Gesetze wieder zu heben und beauftragte die Audiencia, den Gerichtshof von Chuquisaca, die Kaufleute von Potosi zur Zahlung der erhöhten Steuern zu zwingen. Mittlerweile hatten Morla und Rangel nebst anderen reichen Handelsherren die Sommerfrische von Mataca, einige Meilen von Potosi, aufgesucht und sich geeinigt, ihren zähen Widerstand gegen die Erpressungen aufrecht zu erhalten; mit Waffengewalt wollten sie dem neu ernannten Corregidor von Potosi, dem General Avendaño, einem Manne von stattlicher Gestalt, aber geringer Umsicht, entgegentreten. Um Furcht zu verbreiten, hatte dieser mehrere Mineros, unter der Anklage heimlicher Theilnahme an dem Aufstande der Kaufleute, in den Kerker werfen und ihr Vermögen einziehen lassen. Daher strömten Viele, um einem gleichen Lose zu entgehen, in das Lager der Empörer, die nunmehr dazu übergingen, der Stadt die Lebensmittel abzuschneiden. Vergebens kämpften die Truppen der Regierung gegen die feindlichen Haufen und vermochten sie nicht zu sprengen. Müde endlich des beschwerlichen Lagerlebens beschlossen die Aufständischen, Avendaño in seinem eigenen Hause zu tödten. Zwölf Reiter drangen heimlich unter dem Schutze der Nacht, unterstützt von Freunden, in die Stadt und erbrachen mit Axthieben die Pforten seines Hauses; kaum konnte der Gefährdete sich durch einen Sprung aus dem Fenster auf die Straße retten und, wenn auch verwundet durch nachgesandte Schüsse, entkommen. Jedoch blieb der hochgewachsene Mann infolge des gewagten Sprunges zeitlebens lahm und wurde mürrisch und verbittert. Die öffentliche Ruhe wurde nicht lange darauf durch einen Vergleich wiederhergestellt.

Mitten in diesen Wirren hatte Erauso aus Potosi flüchten müssen; er hatte in einer Spielhölle einen der Spieler des Gebrauches falscher Würfel überführt und bei dem darob sich entspinnenden Streite niedergestoßen. Unter manchen Aben-

teuern durchwanderte er die weiten Landschaften Hoch-Perus, fuhr über den Titicacasee und kam nach Huamanga. Auch hier riß ihn sein rauflustiger Sinn in zahlreiche Händel mit blutigem Ausgange, bis endlich die Obrigkeit ihn ergriff und zum Tode verurtheilte. Vor der Hinrichtung begehrte er die Heilsmittel der Kirche; man führte ihn in die Kapelle, in der Verbrecher nach spanischem Brauche ihre letzte Nacht auf Erden unter Gebet und Vorbereitungen zum Tode zu verleben haben. Als am folgenden Morgen nach der Beichte ein Priester ihm das Abendmahl reichte, entraffte er ihm die Hostie und rannte mit derselben und dem Rufe: „Iglesia me llamo!“ Mein Name ist Kirche!“ aus der Kapelle. Es war Sitte in den Ländern der spanischen Krone, daß bei einer Hinrichtung alle Kirchenthüren offen standen und die Glocken läuteten. Erauso stürmte mit der Hostie in die Kirche Santa Clara, warf sich zu inbrünstigem Gebete auf die Stufen zum Hochaltar und legte dann ehrfurchtsvoll die Hostie auf das Altartuch. Dadurch war er den Händen menschlicher Gerechtigkeit entkommen; die Kirche galt als entweiht, aus der man gewaltsam den Flüchtling herausgeholt hätte. Nun bestand aber ein Gesetz, wonach Gottesschändern eine Hand abgehauen und verbrannt werden sollte. Daher erschien der Bischof von Huamanga, um diese Strafe vollstrecken lassen; aber Erauso bat zuvor den Bischof um Gehör und legte eine lange Beichte ab; zu grenzenlosem Erstaunen der versammelten Menge nahm ihn dann der Bischof bei der Hand und führte ihn in das Frauenkloster der Stadt; hier blieb er unter lautem Murren des Volkes zwei Monate, bis Depeschen von Lima kamen und Erauso unter militärischem Schutz nach Lima zog. Auch hier wurde ihm ein Frauenkloster zur Wohnung angewiesen. Nach ferneren drei Wochen bestieg er ein Schiff und fuhr nach Spanien zurück.

Jetzt erst ward bekannt gegeben, daß der junge Kriegsmann

ein Mädchen war, das mit eigentlichen Namen Catalina de Erauso hieß; in den potosinischen Legenden ist sie bekannter als Monja Alferez, d. h. die Nonne als Fähnrich. Die Eltern hatten sie für das Kloster bestimmt, sie entfloh aus den Mauern des Ordenshauses und kam in männlicher Tracht nach Amerika; hier trat sie in das königliche Heer und machte als Offizier die Feldzüge in Chile mit. Müde der Kämpfe mit den Wilden, verließ sie die spanischen Reihen und entfloh nach Hoch-Peru, überall durch ihre gute Klinge einen gefürchteten Namen hinterlassend und ungekränkt in ihrer weiblichen Ehre.

VII.

Das Jahr 1550 ging zu Ende. Alcalde in Potosi war der Lizentiat Diego de Esquivel, ein habsüchtiger, launenhafter Herr, dem man nachsagte, daß er für reichen Lohn es mit dem Rechte nicht genau nehme. Er hatte sein Herz an eine junge Dame verloren, die aber nicht für ihn fühlte; Cristobal de Aguero, ein stattlicher Soldat aus dem Regimente Tucuman, war ihm zuvorgekommen und dadurch Gegenstand seines bitteren Hasses geworden. Eines Abends entspann sich ein arger Streit in einer der zahlreichen Spielhöllen, die sich in der Straße Quintu Mayu aufgethan. Einem Spieler entglitten drei falsche Würfel, und als er sie eilends wieder aufraffen wollte, spießte ihm sein ergrimmter Nachbar mit seinem Dolche die Hand auf den grünen Tisch. Infolge des dadurch entstandenen Lärmens und Schreiens erschien die Wache und mit ihr der Alkalde in feierlicher Amtstracht. Rasch stob die Gesellschaft auseinander, nur zwei Spieler blieben in der Gewalt der Häscher, die im stillen die Flucht der Uebrigen begünstigt hatten. Mit boshafter Schadenfreude erkannte der Alkalde am folgenden Tage beim Verhör, daß ihm sein Nebenbuhler, der Soldat vom Regimente Tucuman, ins Garn gelaufen war. Den Gefangenen sprach er

lakonisch das Urtheil: „Hundert Pesos Strafe oder 50 Hiebe!“ Der Gefährte des Soldaten wußte die Summe aufzutreiben, bei seiner Rückkehr fand der Alkalde das Geld bereit. Der Andere erklärte sich außer stande, soviel aufzubringen, und als der Richter höhnisch auf seinem Spruche bestand, wies der Gefangene auf seine adlige Geburt und den hohen Rang seines Vaters hin, die durch eine so gemeine Strafe geschändet würden, und schloß in zorniger Wallung: „Wenn Ihr diese feige Strafe vollziehen laßt, so schwöre ich, mich an Euren Ohren zu rächen.“ Der Alkalde lachte der Drohung und ließ dem Soldaten 50 vollwichtige Hiebe aufzählen. Ohne einen Klagelaut auszustoßen, ließ dieser die Schläge über sich ergehen und wurde darauf in Freiheit gesetzt; beim Abschiede aber rief er dem Schergen, der ihn gezüchtigt hatte, zu: „Sage dem Alkalden, von heute ab gehören seine Ohren mir, ich leihe sie ihm noch ein Jahr, er möge sie als meinen theuersten Schatz hüten.“

Am folgenden Tage erschien er vor seinem Regimentscommandeur und nahm seine Entlassung. „Der König,“ erklärte er, „braucht Männer von Ehre, und die habe ich verloren.“ Vergebens suchte dieser seine Bedenken zu zerstreuen, er mußte den schwergekränkten jungen Mann verabschieden. Der Vorgang war indes geheim geblieben, strenge hatte der Alkalde verboten, etwas darüber verlauten zu lassen. Und so vergingen drei Monate, als Don Diego de Esquivel nach Lima berufen wurde, um eine Erbschaft anzutreten. Am Vorabende seiner Reise machte er einen Spaziergang vor den Thoren; da trat ein Verlarvter zu ihm mit den Worten: „Morgen verreist Ihr, Herr Lizentiat?“ „Was geht es Dich an, Unverschämter!“ erwiderte der Alkalde. „Sehr viel,“ entgegnete die Maske, „ich habe auf Eure Ohren acht zu geben“ und verlor sich in eine Gasse, den Alkalden in unbequemen Ahnungen zurücklassend. In aller Frühe machte sich Don Diego nach Lima über Cuzco

auf den Weg. Nach seiner Ankunft in der alten Residenz der Inkas suchte er einen Freund auf, aber wie er um eine Ecke bog, legte sich ihm eine schwere Hand auf die Schulter. Ueberrascht kehrte er sich um und erkannte seinen verhaßten Nebenbuhler. „Erschreckt nicht, Herr Lizentiat," rief dieser, „zu meiner Beruhigung sehe ich, daß Eure Ohren noch auf dem richtigen Fleck sitzen" und ließ den Alkalden in tiefer Bestürzung stehen. Dieselbe Szene wiederholte sich in Ayacucho. Endlich erreichte der Alcalde in unbehaglicher Stimmung die Hauptstadt von Peru und stieß bei seinem ersten Ausgange auf seinen Verfolger, der einen stummen, aber beredten Blick nach seinen Ohren sandte. Auf allen Wegen und Stegen wußte dieser ihn zu treffen, es gab kein Mittel, ihm auszuweichen. Der Alkalde war allmählich nervös geworden und zitterte bei dem kleinsten Geräusche wie Espenlaub. Weder sein Reichthum noch die Ehren, welche ihm die höchsten Gesellschaftskreise erwiesen, vermochten seine Furcht einzuschläfern: das Bild seines beharrlichen Feindes schwand nicht bei Tage, nicht bei Nacht aus seinen Gedanken. So kam der Jahrestag der Kerkerszene heran. Don Diego ließ die Thüren seiner Wohnung fest verschließen und bewachen. Im Gefühle seiner Sicherheit begann er Urkunden durchzusehen und Briefe zu schreiben; da flog plötzlich sein Fenster auf, und eine Gestalt schwang sich in sein Gemach. Sprachlos vor Entsetzen, wurde der Arme auf seinem Stuhle festgebunden und durch einen Knebel am Schreien verhindert. Dann zog der Eindringling ein scharfes Messer hervor und schnitt mit raschem Griffe die Ohren des Alkalden ab, indem er sagte: „Herr Alkalde, heute ist das Jahr um; ich bin gekommen, um meine Ohren zu holen."

Der Vizekönig setzte eine Belohnung auf die Ergreifung des kecken Jünglings, allein dieser entkam glücklich nach Spanien. Dort suchte er eine Audienz bei Kaiser Karl V. nach und machte

ihn zum Richter seiner Sache. Er erlangte nicht nur Verzeihung, sondern auch noch als Genugthuung eine Hauptmannsstelle in einem Regimente, das nach Mexiko ging. Don Diego aber überlebte die ihm angethane Schmach nur einen Monat, er starb weniger an den Folgen seiner Wunden, als an dem Fluche der Lächerlichkeit, der Alkalde ohne Ohren zu heißen.

Die Spielhöllen Potosis blieben nach wie vor die Brutstätten wüsten Haders. Täglich, erzählt Miraval, der Chronist, verurtheilte der Richter vier bis fünf Spieler im Gefängnisse zum Tode und ging dann mit seinem Schreiber lachend und pfeifend nach Hause, als ob er Gänse und Kapaune für ein Festmahl abgestochen hätte. Mordthaten, die mit spurloser Beseitigung des Opfers endeten, wurden auf das Treiben in den Spielhöllen zurückgeführt und hielten die Bevölkerung in Athem, während der große Haufe glaubte, die Gemordeten irrten ruhelos bei Nacht und Nebel umher und allerlei Schauermären von Gespensterscheinungen in Umlauf setzte.

Mittlerweile wuchs in der reichen Stadt Prachtliebe und Ueppigkeit mit jedem Jahre. Mit dem Glanz kostbarer Toiletten, der Fülle köstlichen Geschmeides stand im Einklang die übrige verschwenderische Lebensführung. Der Frauenwelt war ein einförmiges Dasein beschieden, das meist in kleinlichem Getändel sich verzehrte. Zwar bewohnte die vornehme potosinische Dame ein mit allen Kostbarkeiten ausgestattetes Haus, das mit kunstvollen Silbergefäßen, mit theuren mit Gold ausgelegten Möbeln, mit persischen Teppichen und schweren Brokatvorhängen, mit werthvollen Gemälden herrlich geschmückt war, aber es war nur ein goldener Käfig, in den sie zeitlebens gebannt war, den sie nur verließ, um ihren kirchlichen oder gesellschaftlichen Pflichten zu genügen. Wohin hätte sie sich in der unwirthlichen Umgegend der Erholung wegen auch wenden können? Wenn die Kirchen das Fest ihres Schutzheiligen begingen, so entfalteten

sie ein wahrhaft blendendes Schaugepräge. Die Bildsäulen der Madonna und der Heiligen, die man bei den Umzügen feierlich umhertrug, die Kreuze, die Weihrauchfässer bestanden aus getriebenem Silber und strahlten von kostbaren Edelsteinen, die Monstranz war ein Schatz von unermeßlichem Werthe. Fahnen und Banner, herrlich bestickt, wogten im Winde, seltene Wohlgerüche stiegen in die Luft, unzählige Kerzen brannten an den Altären. Nirgends, nicht in Rom selber, sagte man, erreichten die kirchlichen Feste den Glanz von Potosi. Die Sorge, bei diesen Gelegenheiten nicht übersehen zu werden, beschäftigte die Damenwelt das ganze Jahr hindurch. Galt es doch die Toilette der kleinen Mädchen, die Ausstellung der Heiligenbilder in den Fenstern, den äußeren Aufputz des Hauses der gesellschaftlichen Stellung der Familie gemäß einzurichten, galt es doch, durch neue Gewänder miteinander zu wetteifern und den Ruhm davonzutragen, die meisten bewundernden Blicke auf sich gezogen zu haben. Sonst füllten Liebeshändel in jungen Jahren die vielen müßigen Augenblicke aus, nicht immer ohne bedenkliche Gefahren für treulose Männer. Im Jahre 1642 tödtete Claudia Orriamun in einem Säbelduell Manrique de Lara, einen vornehmen Hidalgo, der ihre Gunst genossen und sie dann verlassen hatte. Claudia wurde ins Gefängniß geworfen und zum Tode verurtheilt; als man sie aber zum Richtplatz führte, stürmten die jungen, von Mitleid ergriffenen Leute der Stadt auf ihre Wachen ein, entrissen sie dem Henker und brachten sie in das Asyl der Kathedrale. Von hier gelang es ihr, sich nach Lima zu retten, wo sie im Kloster Santa Clara den Schleier nahm. In gleicher Weise rächten zwei Schwestern, Juana und Lucia Morales, den Wortbruch ihrer Freier, der beiden Brüder Pedro und Graciano Gonzalez und forderten sie zum Zweikampfe auf Leben und Tod heraus. Der Handel wurde auf feurigen Rossen mit der Lanze ausgefochten;

auf der Wahlstatt errangen die waffenkundigen verlassenen Schönen den Sieg und durchbohrten ohne Erbarmen die Männer, welche sie bethört hatten — ein Ereigniß, das vielfach von einheimischen Dichtern besungen worden ist.

Auch die reichen Potosiner wetteiferten untereinander um den Preis üppiger Verschwendung bei Hochzeiten, Taufen und sonstigen Gedenktagen der Familie. Lange lebte im Munde des Volkes ein Maskenfest fort, das der Alcalde Diego Caballero zu Ehren einer neuen Monstranz gab, deren Werth an Gold und Edelsteinen auf 4 Millionen Pesos geschätzt wurde. Bald kannte die Eitelkeit der Reichen keine Schranken, Ereignisse kamen vor, die an das prahlerische Leben der Großen in der römischen Kaiserzeit erinnern. Eines Tages ging der Koch eines Minero auf den Markt, um einen schönen Fisch zu kaufen, und entschied sich für ein theures Gratthier. Darüber kam der Koch eines anderen Reichen und suchte den Fisch durch höheres Angebot für sich zu erwerben, und beide trieben, sich gegenseitig überbietend, den Preis bis zu 5000 Pesos hinauf. Als der Herr des unterlegenen Koches dies vernahm, entließ er ihn zornig aus seinen Diensten, nicht, weil er so leichtsinnig mit dem Gelde umgegangen sei, sondern weil er die Ehre des Hauses nicht wahrgenommen und nicht das Doppelte geboten, um den Fisch als Siegesbeute davonzutragen.

Förmliche Wunder wirkte das Geld, wenn eitle, reiche Mineros lüstern nach einem Adelsbriefe oder einem Ordenszeichen wurden. Unermeßliche Summen sind infolge dieser menschlichen Schwäche in die königlichen Kassen gewandert, meist in Form eines unterthänigen Geschenks an die Krone; auch der Beichtvater des Königs wurde gut bedacht und nicht minder der Großinquisitor. Mit dem Steigen des Reichthums begann das schnöde Geld ästereiche Stammbäume mit vielen ehrwürdigen Ahnen hervorzuzaubern und auch das plebejischste

Blut zu läutern. Die neu kreirten Hidalgos, Grafen und gar Herzöge, deren es eine lange Reihe giebt, sorgten für die Kenntnißnahme der frisch erworbenen Würde durch Zierrathen an ihren Häusern, die nunmehr an den Giebeln Wappenthiere, Löwen, Bären, Füchse, Greife und Adler führten und mit lateinischen Inschriften prangten. Heute noch liest man an dem alten Hause von Montes den Hexameter:

Quae Deus immittit, non vincunt frigora vestem.

Gern verschwägerte man sich auch mit den Sprossen alter Adelsgeschlechter; viele Söhne verarmter Edelleute sind nach Potosi gekommen, um reiche Frauen heimzuführen; die meisten aber wandten dann wieder der Stadt den Rücken; ein vornehmer Fremder gewann selten das Gefühl, unter einer gesitteten, gut gearteten Bevölkerung zu sein; denn der Spanier in der Heimath ist ernster, sinniger, stolzer, in seinem allgemeinen Verhalten gesetzlicher, der Disziplin mehr zugänglich.

An jeder Ecke der Straßen und Gassen befanden sich Nischen mit den Bildnissen der Jungfrau Maria oder eines Heiligen, den die Nachbarn verehrten. Diese steckten zu beiden Seiten der Blende Lämpchen auf und trugen Sorge, daß sie bis tief in die Nacht hinein brannten — die einzige Straßenbeleuchtung in jenen Zeiten. Wenn dann beim Einbruch der Dunkelheit die Abendglocken von den Thürmen der 22 Kirchen den englischen Gruß einläuteten, ward es still in der unruhigen Stadt; mit mächtigen Schlössern und Riegeln verwahrte man die von dicken Nägeln starrende Pforte des Hauses. Die Eisennägel selbst waren meist so eingetrieben, daß sie auf der Außenfläche die Namen Jesus — Maria — José darstellten. Auch heute noch sind die thorförmigen Hausthüren meistens auf beiden Seiten mit starkem Eisenblech beschlagen und führen nach innen schwere Riegel, damit bei plötzlich losbrechenden Unruhen Aufständische nicht eindringen können. An beiden Seiten des

Einganges findet man fast allgemein hinter den Thorflügeln große Lehmsteine aufgeschichtet, damit man nöthigen Falls die Thüren schnell vermauern kann, wohl eine Erinnerung an die turbulenten Scenen früherer Zeiten.

VIII.

Auch die Schrecken der Inquisition sind der Stadt Potosi nicht erspart worden; durch königlichen Erlaß vom 7. Februar 1569 wurde das gefürchtete Tribunal im Vizekönigreiche Peru, mit dem Sitze in Lima, errichtet. Das Santo Oficio sollte in den spanischen Kolonien jedoch nicht nur die alleinige Herrschaft der katholischen Kirche und ihren Einfluß auf die Bevölkerung befestigen, sondern auch die unumschränkte Königsmacht begründen helfen, da in den ausgedehnten Gebieten der neuen Welt die Krone nur allmählich die Grenzen ihrer Gewalt zu erweitern vermochte; die Indier waren seiner Wirksamkeit entzogen. Da die weltlichen Gerichtshöfe sich nicht zu tyrannischem Vorgehen gegen verdächtige und unzufriedene Kreolen hergeben wollten, so bot das Glaubensgericht der Regierung ein treffliches Mittel, unruhige Köpfe im Zaume zu halten. Ueberhaupt hat die Krone den Einfluß der Kirche in Südamerika zu deren großem Schaden vielfach zur Erreichung rein weltlicher Zwecke mißbraucht und ihre Selbständigkeit ungemein eingeschränkt; der Papst hatte einfach die Bullen für die ihm vorgeschlagenen Bischöfe auszufertigen, die Besetzung aller anderen geistlichen Stellen vollzogen die höheren Lokalbehörden im Namen des Königs. Die Kirche empfing dafür als Lohn die Sicherung ihrer Reichthümer, den Schutz des weltlichen Arms und ihre alleinige Geltung in allen Gemeinwesen. Großes sowohl im wahren Sinne des Evangeliums, als auch auf dem Gebiete der Wissenschaft hat die katholische Kirche namentlich durch ihre Orden in ihrer Wirksamkeit für die Indier geleistet.

Der erste Inquisitor in Potosi war Martin Salazar, der Sohn des zeitigen Korregidors der Stadt, und sein erstes Opfer ein Krämer, Namens Rodriguez Correa aus Portugal, der infolge fleißiger Arbeit in drei Jahren sich ein Vermögen gemacht hatte. Geschäftliche Verbindungen führten ihn häufig nach Lima; auf einer dieser Reisen ließ ihn die Inquisition ergreifen und verschwinden. Nachhaltigeren Schrecken erregte die Verhaftung einer reichen vornehmen Witwe, die, milder Wohlthätigkeit lebend, besonders die Leiden der kranken Indier zu lindern strebte und durch gelungene Heilungen und freigebige Spenden in den Ruf einer Hexe gekommen war. Sie wurde nach Lima geschleppt, in den Folterkammern des Glaubensgerichtes peinlich verhört und auf öffentlichem Markte verbrannt. Aber ein Rächer erwuchs ihr in ihrem Sohne Juan de Toledo; er schwur, Martin Salazar zu tödten. Bisher hatte er ein leichtfertiges Dasein gleich vielen seiner reichen Altersgenossen geführt und seine Zeit meist in Spielhöllen und auf dem Fechtboden zugebracht. Das Urtheil der Inquisition hatte auch ihn in Mitleidenschaft gezogen; man hatte ihm seine Güter genommen und ihn für ehrlos erklärt, und so lebte er in seiner Vaterstadt als Bettler von den Almosen seiner ehemaligen Genossen, äußerlich bemüht, durch frommen Wandel und auffällige Verrichtung religiöser Handlungen die Meinung zu erwecken, er büße die Sünden seiner Mutter ab, während er einen glühenden Haß gegen die Urheber ihres Verderbens im Herzen trug. Eines Tages fand man den Inquisitor Salazar von vielen Dolchstößen durchbohrt todt in seinem Gemache, von dem Mörder aber keine Spur. Alle Nachforschungen scheiterten, und schließlich sah man in ihm nur ein Opfer der heißen Parteikämpfe, die im Jahre 1604 in Potosi tobten. In neue Erinnerung wurde das Verbrechen gebracht, als nächtlicher Weile das Grab Salazars gewaltsam geöffnet und die Leiche des Kopfes beraubt

worden war. Abermals ergriff Aufregung die gesamte Bürgerschaft; wiederum blieb der Frevler unfaßbar, an den armen Büßer, der in härenem Gewande unter demüthigen Bitten, Almosen heischend, umherzog, dachte Niemand. Zuletzt sah man ihn nur mit einem Schädel in der Hand, auf den er starr die Augen heftete, wenn er ohne Gruß, schweigsam, jeder Frage ausweichend durch die Straßen ging. So lebte er lange Jahre verlassen weiter, im Geruche der Heiligkeit, ein Gegenstand stiller Scheu, dem Anscheine nach nur mit einem ernsten Memento mori beschäftigt. Endlich legte er sich auf sein einsames Sterbelager und verschied im Jahre 1625, versöhnt mit Gott und der Welt nach inbrünstigem Empfang der Sterbesakramente. Aber er hinterließ eine Urkunde, worin er den Schleier seiner Vergangenheit lüftete, nicht nur den Mord Salazars, sondern auch die Schändung seiner Leiche eingestand. „Grimmiger als ein Raubthier" hieß es in diesem Bekenntnisse, „schaute ich auf den Schädel meines Feindes und fühlte unendlichen Schmerz, ihn todt zu wissen, weil ich ihn nicht mehr von neuem quälen konnte."

Das Jahr 1576 ist in der Geschichte der Stadt ein sehr denkwürdiges, weil in demselben die großartigen Wasserleitungen fertig gestellt worden sind. Eine Meile östlich von Potosi, auf einem hohen Tafellande, dessen Wasserspiegel in derselben Horizontalebene mit der Spitze des Cerro liegt, erstreckt sich ein See, den die Eingeborenen Caricari nennen, 3500 Schritt im Umfange, 18 Ellen tief. Schon früh traten Entwürfe auf, seine reichen Wassermassen nutzbar zu machen, sowohl zu industriellen, als auch häuslichen Zwecken, um so mehr, als die Indier aus den Zeiten der Inkas mit Bewässerungsarbeiten sehr vertraut waren. Nach reiflichen Berechnungen beschlossen endlich die Mineros, das Wasser dieses Sees und kleinerer Zwischenbecken zur Stadt zu leiten, und so ward ein Werk begonnen, das den

Bewohnern Ehre machte. Massiv gemauerte, auf starken Unterlagen ruhende Kanäle, mit mächtigen Strebepfeilern versehen, die den Druck der Seitenkräfte aushalten halfen, leiteten das Element von den Berghöhen; in der Mitte des Werkes baute man nach allen Vorschriften der Wissenschaft ein Schleusenthor, um die Wassermassen zu messen. Eine Menge kleinerer Seebecken wurden in das System hineingezogen, alle wiederum mit kleineren Schleusen ausgestattet, um jederzeit den Wasserlauf zu regeln. Diese Sammelteiche, oder Lagunen, wie das Volk sie nannte, öffneten ihre Abflußkanäle, wenn Regengüsse ihre Vorräthe allzusehr geschwellt hatten und sandten dieselben entfernten Quebradas zu, ebendahin strömte auch das in Pochmühlen verbrauchte Wasser; 290 Röhren gingen von der Hauptleitung zur Stadt und versahen die Häuser. Längs dieser Hauptleitung im Südosten von Potosi lief nun die berühmte Straße, die Ribera, wo sich ein Pochwerk an das andere reihte; hier drehte sich Tag und Nacht, von dem herunterschießenden Wasser bewegt, das Hauptrad, welches die das Erz zermalmenden Mühlsteine umwälzte. Das Geräusch dieser kolossalen Anlagen, das Getose des Wassers, der einförmige, taktmäßige Gesang der Indier verliehen dem Platze, der Ribera de los Ingenios, ein großartiges Aussehen. Die Ribera wurde im März 1577 vollendet und unter glänzenden kirchlichen Festen eingeweiht; damals standen 100 Pochmühlen fertig da, 20 waren im Bau begriffen. Die Ribera schied auch die Stadt in zwei Theile, in den einen, der sich südlich vom Saume des Berges bis zur Ribera erstreckte, hausten die Indier, jenseits der Ribera folgte das spanische Quartier; 11 Brücken spannten sich über die Wasserleitung der Ribera und verbanden ebenso viele Straßen miteinander. Das Werk soll über 3 Millionen Pesos gekostet haben.

Bis zum Jahre 1626 bewährte die Umfassungsmauer der Leitung ihre Festigkeit; da sprengten die Wassermassen eines

Sammelteiches ihre Schranken und ergossen sich donnernd über die unglückliche Stadt. An einem Sonntagnachmittage, am 15. März 1626, wurden in einem Nu 120 Pochmühlen weggespült, 58 Häuserviertel der Spanier, 52 der Indier von dem rasenden Elemente fortgeschwemmt; 4000 Menschen fanden in dem Spiel der entfesselten Wogen ihren Untergang; mehr als 8 Millionen Pesos Eigentum ist an diesem Unglückstage vernichtet worden. Dieser entsetzliche Schlag hinterließ bei Spaniern und Indiern den tiefsten Eindruck, beide erblickten in dem Unheil ein Strafgericht des Himmels. Nächtlicher Weile glaubte man über den See gespenstische, lichtumflossene Gestalten hinschweben zu sehen, die lange Schweißtücher hinter sich herschleppten; man hielt sie für die Geister der an jenem Schreckenstage Verunglückten, die aus dem Jenseits erschienen, um die Ueberlebenden um ihre Fürbitte anzuflehen. Die Indier aber erklärten die Spukgestalten für Rächer ihrer langen Leiden; sie eilten in der Stille der Nacht zu ihren Wahrsagern, um durch Teufelsbeschwörungen den Zorn der bösen Geister auf ihre Quäler zu lenken. Auch die Stelle, wo die Wasser durchgebrochen waren, wurde Gegenstand unheimlichen Grauens; Alle, die einen lieben Verwandten verloren hatten, errichteten an der Unglücksstelle Kreuze mit Lämpchen, die an gewissen, der Erinnerung geweihten Tagen brannten; tausende von Seelenmessen wurden dann in den Kirchen gelesen.

IX.

Im Jahre 1640 wanderte Antonio Lopez Quiros in Potosi ein, ein kluger, unternehmender Geschäftsmann, von kühler, vorschauender Berechnung, den zeitlebens ein wunderbares Glück begünstigte. Minen, die von ihren Eigenthümern als werthlos aufgegeben und zu Schleuderpreisen losgeschlagen waren, erwiesen sich unter seiner Hände nachhaltiger Arbeit als ergiebig und

gewinnbringend, und so erwarb er auch in Oruro, Aullagas und Puno eine Reihe von reichlich lohnenden Gruben. Beständig trugen 3000 Lamas die Ausbeute seiner Silberminen nach den Häfen am Stillen Ozean und brachten auf ihrem Rücken die Quecksilberfrachten von Almaden und Huancavalica nach Potosi zurück, so daß er diesen wichtigen Artikel fast monopolisiert hatte und den Quecksilbermarkt beherrschte; 70 Verwalter, jeder mit einem beträchtlichen Gehalte, dienten in seinen Pochmühlen und überwachten 4000 indische Arbeiter, die gleichfalls einen guten Lohn empfingen; dabei übte er, nirgends knausernd, nach dem Grundsatze: Noblesse oblige seine geselligen Pflichten in vornehmer und doch niemals durch Ruhmredigkeit verletzender Weise.

Im Jahre 1668, erzählt der Chronist, wollte er dem Vizekönige, Grafen Lemus, in Lima seine Aufwartung machen und nahm für ihn ein kostbares Geschenk mit, weil der hohe Herr im Rufe stand, ein großer Verehrer des gleißenden Mammons zu sein. Eines Tages unterhielt sich Quiros mit dem gräflichen Haushofmeister; als dieser ihm durch prahlerische Aufschneidereien über den Reichthum seines Herrn mit der Aeußerung zu imponiren suchte, dieser gebe wöchentlich 500 Pesos zur Bestreitung der Kosten seines Haushaltes aus, erwiderte Quiros mit schlichtem Lächeln: „Kleinigkeit! Soviel gebrauche ich wöchentlich an Talglichten in meinen Pochmühlen." Urkundlich steht fest, daß Quiros an Fünften der Krone 15 Millionen Pesos entrichtet hat, und danach läßt sich annähernd die Größe seines Vermögens berechnen. Mancherlei Erzählungen über eine so hervorragende Persönlichkeit waren im Schwange; Alle bezeugen, daß er über dem Erwerb so riesiger Schätze nicht die Forderungen der Nächstenliebe vergessen. So wohnte in Potosi ein ehrlicher Mestize, seines Zeichens Arriero; sein Hab und Gut bestand in 20 Maulthieren, die ihm infolge des

großen Frachtverkehrs ein bescheidenes Einkommen sicherten. Hatten die Thiere ihre Arbeit gethan, so schickte er sie auf die Weide nach dem nahen Cantumarcu, wo auf dem dünnen Erdreiche dürftige Grashalme emporsproßten. Eines Morgens sah er zu seinem großen Schrecken, daß ihm sämtliche Thiere von diebischer Hand entführt waren. Betrübten Herzens, in dem Bewußtsein, nunmehr ein ruinirter Mann zu sein, kehrte er von Cantumarcu nach Potosi zurück, trat in die Lorenzokirche und suchte Trost in brünstigem Gebet. Dann erhob er sich und stand beim Hinausgehen bereits im Begriff, seinen letzten Peso in einen Opferstock für die armen Seelen im Fegefeuer zu werfen, als er es vorzog, lieber das Geldstück dem ersten besten Armen zu schenken, den er auf den breiten steinernen Stufen von San Lorenzo, dem besonders von Bettlern bevorzugten Tagesaufenthalte, träfe. Wegen der frühen Stunde war die Stätte noch einsam; nur ein schwächlicher Greis, in einen dürftigen Mantel gehüllt, mit einer Vicuñamütze auf dem Kopfe, wandelte sinnend auf und nieder. Der Mestize näherte sich dem Unbekannten und reichte ihm den Peso mit den Worten: „Nimm, Bruder, thu Dir etwas Gutes an und bitte in Deinen Gebeten den Schutzpatron unserer Stadt, er möge mir ein Wunder wirken." „Gott vergelte es," erwiderte dieser, „und verlaßt Euch darauf, daß der Heilige zur Belohnung Eurer Mildthätigkeit thun wird, was in seinen Kräften steht." Mehrere Tage vergingen, man sprach davon, daß Räuber einem armen Arriero seine Maulthiere entführt und sich bisher geschickt allen Nachforschungen entzogen hätten. Dieser verlor mittlerweile das Vertrauen auf die Hülfe des Schutzpatrons der Stadt. Aber am vierten Tage beschied ihn ein Diener zum Hause von Quiros, dessen Namen er nur gesprächsweise kannte. Als er vor ihn trat, erkannte er in dem reichen Minero den von ihm kürzlich beschenkten Greis von San

Lorenzo. Quiros umarmte ihn freundlich und sagte: „Bruder, ich habe so heiß zum heiligen Augustin gefleht, daß er ein schönes Wunder gewirkt hat. Geht heim, dort werdet Ihr nicht 20, sondern 40 Maulthiere finden."

Die Befriedigung eines Wunsches blieb ihm versagt; König Karl II. lehnte es ab, ihn zum Grafen von Incahuasi zu ernennen, obwohl gerade er über Peru einen wahren Regen von Adelsbriefen und Ordenszeichen niedergehen ließ.

Bis an sein Lebensende spendete Quiros den Armen mit vollen Händen. In der Charwoche saß er täglich zwei Stunden in dem Hauptgemache seines Hauses, in der Mitte schwerer Geldsäcke, in der Hand einen Becher. So oft ein Dürftiger kam, fuhr er mit dem Becher in einen Sack und gab dem Bittenden alles, was das Gefäß faßte. Erschienen verschämte Arme mit dem Gesuche um Unterstützung, so führte er sie in ein Zimmer, das mit lauter numerirten Kistchen ausgestattet war; in jedem lag ein Beutel mit Geld von einem bis tausend Pesos. Dann rief er: „Wählt Euch ein Kistchen, und Gott lenke Eure Hand!" Auch seine Indier behandelte er gütig und duldete keine Erpressungen. So lebte er bei seinen Millionen schlicht und einfach dahin und erreichte das seltene Alter von 109 Jahren. Im April 1699 ist er gestorben, aufrichtig betrauert von den Armen, deren geflügeltes Wort:

Despues de Dios
Quiros!
(Nach Gott kommt Quiros)

auf die Nachwelt gekommen ist.

Im Jahre 1657 herrschte unter den 90000 Einwohnern Potosis Unruhe und Schrecken, eine Bande von 12 Räubern, an deren Spitze ein keckes Weib stand, machte weit und breit alles unsicher und wußte ungemein gewandt allen Schlingen zu entkommen, die der Corregidor Francisco Sarmiento ihnen legte.

Der Volksmund nannte sie die 12 Apostel und Magdalena. Noch größeres Entsetzen flößten sie ein, als man vernahm, das Raubgesindel begnüge sich nicht mit Plünderung, sondern mißhandle auch die Frauen und stelle Jedem seinen Dolch zur Verfügung, der sich eines Feindes entledigen wolle. Allerlei Geschichten liefen umher, manche auch mit frommen naiven Zuthaten ausgeschmückt. So brachen die Unholde einst in ein Haus ein, das von einer Dame mit ihren zwei Töchtern bewohnt war; in ihrer Angst riefen die in ihrer Ehre Bedrohten die Seelen im Fegefeuer zum Schutze herbei. In der That erschienen einige und jagten den Bösewichtern einen solchen Schrecken ein, daß sie eilends flohen und sogar ihren Raub zurückließen. — Ein junger Kaplan entging ebenfalls durch Geistesgegenwart ihren Fängen. Einst in später Stunde heimkehrend, wurde er auf einsamer Straße von einer Rotte Vermummter umzingelt. „Wer seid Ihr?“ fragte er ruhig, „und was ist Euer Begehr?“ „Wir sind die 12 Apostel,“ lautete die Antwort, „und bitten um Euer Geld, Euren Mantel und Eure Sutane.“ — „Um eine solche Kleinigkeit wollen wir nicht streiten,“ entgegnete der Geistliche; er begann die geforderten Gewänder abzulegen und sie in ein kleines Bündel zusammenzufalten und fuhr fort: „Ich preise mein Glück, daß ich auf meiner irdischen Wandernng zwölf so würdige, vollkommene Männer, wie Ihr seid, gefunden habe.“ Dann ergriff er plötzlich sein Bündel und rief, indem er blitzschnell entfloh: „Jetzt, Ihr Apostel, folget Christo!“ Vergebens suchten ihn die Räuber einzuholen, der junge Kaplan, den die lange Sutane nicht mehr behinderte, entkam in flinkem Laufe seinen Verfolgern. — Nicht lange darauf verschwand eine der angesehensten Damen der Stadt. Nach langem Suchen fand man ihre verstümmelte, des Kopfes beraubte Leiche in der Umgegend. Dieses Verbrechen erzeugte eine solche Entrüstung unter den

Bürgern, daß sie in einer einzigen Stunde 50000 Pesos zusammenschossen und in öffentlichen Anschlägen die Summe Dem versprachen, der die zwölf Apostel dem Arme der Gerechtigkeit überliefere. Einer der Zwölf wurde an seinen Spießgesellen zum Verräther, und diese erlitten nach öffentlicher Stäupung den Tod am Galgen. Nur die Magdalena rettete sich durch die Flucht und war seitdem verschollen.

Der Juni des Jahres 1695 hatte der Kaiserstadt eine schneidende Kälte gebracht. Die Sammelteiche lagen unter einer dicken Eisdecke, und sogar die Wasserleitungen versagten theilweise ihren Dienst. Lungenentzündungen brachen aus, und der Tod hielt eine reiche Ernte. Zu den Opfern, die er fortraffte, zählte auch der 85jährige Pedro de la Rueda, königlicher Bannerträger — Alferez real — von Potosi. Dieser Todesfall brachte die ganze Stadt in Bewegung; Jeder fragte, wer wird in der bevorstehenden Prozession, die am St. Jakobstage unter allgemeinster Theilnahme mit Entfaltung des höchsten kirchlichen Pompes durch die Straßen zog, die königliche Standarte tragen? und man erwog die Angelegenheit in stürmischen Versammlungen, ohne sich über Ruedas Nachfolger zu einigen.

Die Würde eines königlichen Bannerträgers war keine erbliche, Niemand konnte gesetzliche Rechte auf ihren Besitz anführen, sie war käuflich und brachte der Krone einen erklecklichen Kaufpreis ein. Jeder, der durch Rang und Reichthum hervorragte, suchte den glänzenden Titel zu erwerben, um in fürstlicher Tracht, angestaunt von der Menge, bei den großen Umzügen durch die Stadt zu ziehen und nach dem Schlusse der Feier das Banner auf dem Balkon seines Hauses zwischen zwei Sammetkissen aufzupflanzen und von zwei phantastisch gekleideten Keulenträgern bewachen zu lassen. So setzte jeder Bewerber seine ganze Sippe, seine Freunde, seinen Anhang für sich in

Thätigkeit, spendete Geld mit vollen Händen, pochte auf seine Verdienste und ließ seine Wahl betreiben, als gälte es Sein oder Nichtsein. Auch wollte man nicht die königliche Entscheidung anrufen; eine Anspielung auf diese Lösung der Frage durch den Corregidor hatte einen Sturm des Unwillens im Stadtrath, in den Klöstern, in der Bürgerschaft entfesselt, an alle Straßenecken hatte man Anschläge voll Hohnes geklebt und die Weisheit des Stadtoberhauptes verspottet. Zur Beruhigung der aufgeregten Gemüther ließ der Corregidor verkünden, das Fest solle am St. Jakobstage im gewohnten Glanze begangen werden.

Zwei reiche Herren theilten sich in die Sympathien der Bevölkerung: Baltasar de Ordoñez und Santiago de Villaroel. Beide besaßen großen Einfluß unter den Bürgern, und Jeder suchte ihn in seiner Weise zu steigern; der Eine spendete große Summen für gemeinnützige Zwecke, der Andere beschenkte reichlich die Mönche und besonders die Jesuiten; der Eine versprach außerdem, eine Kapelle zu Ehren der hl. Jungfrau vom Rosenkranze zu erbauen, der Andere verpflichtete sich, ein Retablo, d. h. den oberen Theil des Hochaltars, von gediegenem Silber zu stiften; jeder der Nebenbuhler suchte den anderen in Werken großartiger Freigebigkeit zu überbieten. Schon geriethen die Parteigänger beider Männer mit den Waffen aneinander. Endlich wurde fünf Tage vor dem St. Jakobstage eine entscheidende Versammlung berufen; die stimmberechtigten Mitglieder des Stadtraths wohnten einem feierlichen Hochamt bei, sangen das Veni, creator spiritus, und schritten zur Wahl, und der Lizentiat Jimeno Fernandez war es, der einen glücklichen, beide Theile befriedigenden Ausweg fand. König Philipp II. hatte der städtischen Verwaltung von Potosi eine der Standarten geschenkt, die in der ruhmreichen Schlacht bei Lepanto vom Maste der spanischen Galeeren geweht hatten. Diese hochverehrte

Reliquie befand sich auf dem Hochaltar der Jesuitenkirche, in einem Ueberzug verwahrt, den man nur bei festlichen Gelegenheiten abnahm, und hieß allgemein die Fahne von Don Juan de Austria nach dem Sieger. Der Lizentiat schlug vor, statt einer sollten zwei Prozessionen in verschiedener Richtung am St. Jakobstage durch die Stadt ziehen und in der einen die königliche Standarte, in der anderen die Fahne von Don Juan de Austria getragen werden, das Los solle die Personenfrage entscheiden. Allgemeiner Beifall lohnte den Redner, der dazu noch für seine Findigkeit reichlich belohnt wurde.

So kam der Tag heran, eingeläutet durch die Glocken der 22 Kirchen. Die starre Masse des Cerro begann sich vom Strahle der Sonne zu beleben, die geschmückten Häuser fingen ihn auf und spiegelten ihn wider, und röthlicher Schein breitete sich, von oben herabschwebend, über das Gestein. Zugleich bedeckten sich von nah und fern die Straßen und Wege mit schaulustigen Menschen; die Landleute führten auf ihren Lastthieren Ladungen von Blumen und grünem, frischem Geäst herbei, während die einzelnen Zünfte der Stadt im Aufbau von haushohen Triumphbögen wetteiferten und Fahnen und Wappen zum Aufputz herbeitrugen. Aus den Fenstern hingen herrliche Decken von Brokat und Sammet, kostbare Silberplatten überzogen die äußeren Wände der Wohnungen und zwar in solcher Fülle, daß Miraval, der Chronist, sie mit Fischschuppen vergleicht. Bei den Ingenios der Ribera sammelten sich die Indier um absonderliche Fahnen mit räthselhaften Inschriften zum Klange von Trommeln und Schalmeien.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde verließen die beiden Bannerträger ihr Haus. Ordoñez mit der königlichen Standarte, Villaroel mit der Fahne Don Juans de Austria, und die großen Züge setzten sich in der vorherbestimmten Richtung in Bewegung. Sie wurden eingeleitet durch die Küster der

Kathedrale, die, in langen Talaren, silberbeschlagene Stäbe in den Händen, mit selbstbewußter Würde einherschritten. Dann kamen Wappenkönige, Keulenträger, die Spitzen der Behörden, die Mönche, die Rathsherren, Alle in charakteristischen Trachten; nach ihnen endlich, Gegenstand von tausend und abertausend Blicken, der Bannerträger, vorschriftsmäßig auf weißem Rosse. Die beiden vornehmsten Bürger hielten die Steigbügel, vier hochangesehene Bürger die langen, vom Fahnenkreuze herabhängenden Bänder; zwei andere Magnaten aus dem Stadtrathe führten die Zügel. Hinter ihnen spielte die Musik lustige Weisen, in deren Takte sich bunte Masken wiegten; Türken mit Turbanen in glitzernden Gewändern, Inkas in schillerndem Federschmuck, Boabdil, der letzte Herrscher von Granada, Pizarro, Cortez und Don Juan de Austria. Den Schluß bildeten die Arbeiter der Ingenios mit ihren Abzeichen. Der Boden war buchstäblich mit Blumen und grünen Reisern bedeckt. Auf den Balkonen standen grüßend die Damen und warfen Sträuße hinunter; die Fenstersimse trugen Räucherbecken, aus denen der Dampf von Wohlgerüchen emporwirbelte. Ordoñez zog mit seinem Geleite die Straße Olleria herunter und wollte auf den Aranzazuplatz einbiegen, während zu gleicher Zeit Villaroel durch die Straße San Augustin nahte, um über denselben Platz seinen Weg zu nehmen. So schien ein Zusammenstoß unvermeidlich: die beiden Züge machten Halt und sandten Boten an zwei hervorragende Bürger mit dem Ersuchen, die Vermittelung zu übernehmen. Aber schon ergriff Ungeduld die Massen; Schimpfworte flogen hinüber, Blumensträuße fuhren als Geschosse durch die Luft, und einer blieb an der königlichen Standarte hängen, ein tausendstimmiges Geschrei erscholl, und es war, als ob ein Funke in eine Pulvertonne gefahren wäre. — „Hie Ordoñez!“ riefen die Einen, „Hie Villaroel!“ die Anderen. Die Schwerter fuhren aus den Scheiden, und bald hatte sich

der Festplatz in eine Wahlstatt verwandelt, auf der Mann gegen Mann stritt, ohne auf das Wort der Obrigkeit zu hören. Das Blut floß in Strömen, erst die einbrechende Nacht machte dem grausamen Streite ein Ende. Beide Nebenbuhler lagen mit ihren Wappenkönigen todt auf der Erde.

„Am folgenden Tage," sagt Miraval, der Chronist, „röthete noch, trotz des Schnees, der während der Nacht in dichten Flocken gefallen war, das geronnene Blut die Plaza Aranzazu; barmherzige Brüder trugen die Verwundeten in ihr Kloster und vertheilten milde Gaben unter die armen Witwen und Waisen der gefallenen Indier." 57 Männer waren todt auf dem Platze geblieben, viele Verwundete stöhnten auf dem Schmerzenslager. Vergebens setzte der Corregidor Diego de Ruiz einen hohen Preis auf die Ergreifung Derjenigen, die zuerst den Schlachtruf: „Hie Ordoñez!" „Hie Villaroel!" ausgestoßen.

Ein Jahr mochte nach diesen blutigen Vorgängen verflossen sein, als unter zahlreichem Ehrengeleite ein neuer Corregidor von Potosi, Iñigo Rodriguez de Tapia, seinen Einzug in die festlich geschmückte Stadt hielt. Diego de Ruiz hatte mit Schimpf und Schande aus seinem Amte weichen müssen und den Befehl erhalten, sich persönlich wegen der von ihm bewiesenen schwächlichen Haltung an dem Unglückstage vor dem indischen Tribunal in Madrid zu verantworten.

Ein königlicher Erlaß, den der neue Corregidor mitbrachte, schloß mit folgenden Worten: „Ebenso befehlen wir, daß die Söhne und die nächsten Verwandten der Ordoñez und Villaroels ihres Adels und für zwei Jahre auch des Rechtes, Waffen zu tragen, verlustig gehen und außerdem eine Buße von 20000 Dukaten zahlen sollen, eine Summe, die zu frommen Zwecken verwandt werden darf."

X.

Am Schlusse dieser Bilder eigenartigen individuellen Lebens gedenken wir noch des grimmigen, verderblichen Parteihaders der Basken und der Vicuñas, der fast über ein Jahrhundert sich in Mord und Todtschlag geäußert hat, ohne daß die Regierung im stande war, in der Stadt Leben und Eigenthum gegen die zerstörenden Eingriffe der Selbsthülfe zu schützen. Im Laufe der Zeit hatten sich in Potosi manche Basken angesiedelt, Männer zu aller Arbeit geschickt, stolz auf ihr ungemischtes Blut, mit dem Bergbau von der Heimath her vertraut, tapfer, gewandt in der Führung der Waffen, von starkem Körperbau, aber hochmüthig, leidenschaftlich und rachsüchtig. Wie sie Spanien durch ihre zähen Bürgerkriege schweren Schaden zugefügt, so haben sie auch Potosi durch ihre trotzige, unversöhnliche Sinnesart in harte langwährende Kämpfe gestürzt. Schon gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts geboten sie durch ihren Reichthum und die von ihnen bekleideten hohen Stellungen in der städtischen Verwaltung und im Bergbau über einen weitreichenden Einfluß; damals hatten 80 baskische Häuser in Potosi den einträglichen Vertrieb des Quecksilbers, 160 den schwunghaften Großhandel.

Ihnen gegenüber standen die geschmeidigen Söhne Andalusiens, streitsüchtige, in raschem Zorne auflodernde Kreolen, gewandte Reiter und Stierkämpfer, unter denen die Frauen für weit zuverlässiger galten, als die Männer; sie trugen als nationales Abzeichen Hüte von Vicuñafellen, und nach dieser Kopftracht erhielten sie den geschichtlichen Namen Vicuñas.

Nachdem der Stammeshaß beider Theile sich bereits in manchen blutigen Händeln entladen hatte, sollte eine zufällige Fehde zur Quelle langjähriger Bürgerkriege werden, welche die Stadt in zwei feindliche Lager spalteten, die Familien in das

schwerste Herzeleid versenkten, und da durch den unversieglichen Strom der Geldmittel handfeste Männer in Hülle und Fülle sich bereit finden ließen, ihr Leben für eine fremde Sache einzusetzen, die Regierung zwangen, ohnmächtig den überschäumenden Wallungen unbändigen Parteigeistes zuzuschauen.

Glänzende Feste, Ritterspiele und Ringelrennen wurden zu Ehren der Thronbesteigung Philipps II. abgehalten; fast die ganze Stadt strömte aus den Thoren, um den Turnieren zuzuschauen. Zufällig standen an einer Straßenecke zwei Niederländer, Curli und Cresi, in freundlichem Gespräche bei einander, als zwei angesehene Spanier, der Feldhauptmann Diego Lopez und der alte Oberst Padilla, herangeritten kamen, die in den Schranken draußen eine Lanze brechen wollten. Muthwillig schleuderte Curli einen Fangriemen zwischen die Läufe von Padillas Pferd und brachte unter lautem Gelächter Roß und Reiter zum Falle. Zornig erhob sich der Greis und zog das Schwert; Freunde von dem Einen und dem Anderen kamen herzu, und in dem nun ausbrechenden Kampfe wurden die beiden Niederländer mit tödtlichen Wunden zu Boden gestreckt. Die Landsleute und Genossen der Erschlagenen betrachteten die Blutrache als eine Ehrensache; sie gewannen zu Bundesgenossen die Basken, und das genügte, um die Andalusen und Kreolen unter das andere Feldzeichen zu treiben. So hallte die Stadt von wildem Waffenleben wider. Haßerfüllt schwuren die Vicuñas, niemals die Vermählung ihrer Schwestern und Töchter mit Basken zu gestatten; die Prediger auf den Kanzeln wagten nicht, zur Versöhnlichkeit zu mahnen, um nicht das Los eines muthigen Mönches zu erfahren, den man aus Zorn über seine zur Milde auffordernden beredten Worte mit einem Sandbeutel todtgeprügelt; die Aechtung traf sogar die Jungfrauen, die ihr Herz den Basken geschenkt; manche Mädchen, die ihrer Neigung treu blieben, sind hingemordet worden. Mit solchen ungelösten

Mißklängen rauhester Art schloß das sechzehnte Jahrhundert für Potosi; ein Heer unedler Leidenschaften hatte vernichtende Kämpfe geführt, nirgends in all' der Trübe war eine Gestalt erschienen, die sich in makelloser Hoheit erhoben hätte, um über den Parteien zu schweben und sie zu bändigen. Da erließ der Vizekönig, Fürst von Esquilache, einen strengen Befehl an den Corregidor Ortiz de Sotomayor im Jahre 1617, kräftiger für die öffentliche Ruhe zu sorgen und rücksichtslos jeden Friedensbruch zu verfolgen. Letzterer war jedoch nicht der Mann, bei den hochgehenden Wogen der bürgerlichen Zerwürfnisse das Ansehen des Gesetzes zur Geltung zu bringen; im Gegentheil hielt er sich als eifriger Gönner der Basken durch das Schreiben aus Lima für ermächtigt, gegen die Vicuñas einen zerschmetternden Streich zu führen. Nächtlicher Weile ließ er ihr Parteihaupt Alonso Yañez nebst zehn hervorragenden Männern ergreifen und hinrichten und darauf ihre Köpfe auf den Zinnen der Thore aufpflanzen. Als die Vicuñas am folgenden Morgen die Blutthat vernahmen, stürmten sie das Haus des Corregidors und zwangen ihn, Zuflucht am Altare einer Kirche zu suchen. Heimlich entfloh er aus der Stadt, sein Vorgehen mit amtlichen Befehlen entschuldigend, und begab sich nach Lima. Aber mehrere Vicuñas folgten rachedürstend seinen Spuren, und mit ihnen verband sich die Witwe von Alonso Yañez, die schöne, junge Leonore de Vasconcelos, welche namentlich dem Fürsten von Esquilache Rache geschworen. Dieser, der von 1614—1621 als Vizekönig die weiten ausgedehnten Landschaften von Peru beherrschte, stammte aus dem alten vornehmen Hause der Borgia, hochgebildet, ein Meister in allen ritterlichen Uebungen, ein geschmackvoller Dichter, mit Erfolg bemüht um die Gunst edler Damen. Bald gelang es der schönen Leonore, auf ihren Kirchgängen und während des Gottesdienstes sich dem Fürsten bemerkbar zu

machen und eine Leidenschaft in seinem Herzen zu entfachen, sogar ihn zu vermögen, eine Einladung zum Mittagsmahle in ihrer geräumigen, am Rimacflusse gelegenen Wohnung anzunehmen. Trotz seiner 35 Lebensjahre war der Fürst ein welterfahrener, umsichtiger Herr von großer Geistesgegenwart. Schon bei seinem Eintritte in das Haus der Dame hatten feste Männertritte, die in dem weiten Gebäude widerhallten, eine leichte Unruhe in ihm geweckt, die sich steigerte, als Leonore nach dem Austausch der ersten Artigkeiten das Gespräch auf die blutigen Ereignisse von Potosi brachte. So gewandt auch der begehrliche Liebhaber allen Anzapfungen zu entgehen wußte, so konnte er sich doch nicht verhehlen, daß er in einen Hinterhalt gelockt war, in das Hauptquartier der Vicuñas, deren feindselige Stimmung gegen ihn er wohl kannte. Indes verlor er keinen Augenblick seine Besonnenheit; bei Tische ergriff er eine herrliche, mit Malaga gefüllte Karaffe und sagte: „Ich bedaure, diesem vorzüglichen Getränke keine Ehre anthun zu können; ich gelobte, nur Pajarete zu trinken, der auf meinen Weinbergen gewachsen ist.“ Zuvorkommend erklärte sich Leonore bereit, durch einen Diener ihm den gewohnten Wein aus dem Palaste holen zu lassen. Der Fürst dankte freundlich und entgegnete: „Laßt nach meinem Pagen Geronimo fragen und ihm diesen Schlüssel übergeben, mit der Weisung, daß er mir die beiden Flaschen Pajarete bringe, die er im Wandschranke meines Schlafgemaches vorfindet.“ Er rechnete auf die Klugheit seines Edelknaben und erschöpfte sich in Liebenswürdigkeiten der arglistigen Wirthin gegenüber. Als der Page die Botschaft empfing, ahnte er bald, daß sein Herr in Lebensgefahr schwebe, denn der Wandschrank enthielt ein Paar prächtige Pistolen, ein Geschenk seines gütigen Monarchen am Tage der Abfahrt. Geronimo ließ den Diener Leonorens gefangen nehmen nnd sandte eine starke Schar Bewaffneter nach ihrem Hause. Diese über-

raschten sechs Vicuñas, die die Ermordung des Vizekönigs übernommen hatten, falls er sich nicht herbeiließe, ihnen Zugeständnisse zu ungunsten der Basken zu machen.

Lächelnd wandte sich dieser darauf an die erbleichende Dame: „Die Maschen Eures Netzes waren von Seide und wundert Euch nicht, daß ein Löwe sie zerrissen. Wie schade, daß wir nicht unsere Rolleu ausgespielt, Ihr die der Judith, ich die des Holofernes!“ Dann setzte er großmüthig alle Gefangene in Freiheit und versicherte Leonoren, wohl habe er Befehle zur Achtung des Gesetzes, nicht aber zur Hinrichtung der Vicuñas gegeben.

Einen Monat später traten Leonore de Vasconcelos und die Vicuñas den Heimweg nach Potosi an; aber in derselben Nacht, in der sie Lima verließen, fand die Nachtwache den entseelten Körper von Ortiz de Sotomayor, einen Dolch in der Brust, auf dem Marktplatze liegen.

Am grauenvollsten haben die Parteien ihr heißes Blut in den Zusammenstößen des Jahres 1622 abgekühlt. Die Vicuñas hatten beträchtliche Geldsummen zur Anwerbung von Kriegsvolk und zum Ankauf von Waffen zusammengeschossen und den Beschluß gefaßt, die Basken zu vertilgen. Das schreckliche Drama begann mit der Ermordung des baskischen Generals Urbieta am Fuße des Bergkegels; überall flogen nunmehr die Schwerter aus den Scheiden, man hörte nur von Ueberfällen und Handgemenge, man focht auf den Gassen und den freien Plätzen. Nach schweren Verlusten rafften sich die Basken auf und warben einen Schlachthaufen von 500 Mann an, deren Führung auf den Antrag ihres Parteihauptes Oyanume der Corregidor der Stadt Sarmiento übernehmen sollte. Aber trotz dieser beträchtlichen Macht wagte das Stadtoberhaupt nicht, die bedenkliche Ehre anzunehmen; so furchtbar hatte sich der Name der Vicuñas gemacht. Erbittert über die feige, schlaffe

Haltung des Corregidors beschuldigte Oyanume die Obrigkeit der geheimen Unterstützung seiner Feinde und richtete sein geräumiges Wohnhaus zu einem starken Waffenplatze ein. Siebenmal suchten die Vicuñas sich des Bollwerkes mit stürmender Hand zu bemächtigen, erst der achte Angriff, der beim hellen Scheine des Mondes unternommen wurde, gelang. Nach mörderischem Kampfe, Brust gegen Brust drangen die Vicuñas in den großen Hofraum, um den letzten Widerstand zu brechen; nichts konnte ihrem Ungestüm widerstehen; endlich räumten die Basken das Feld und ließen 40 Todte und über 200 Verwundete auf der Wahlstatt zurück. Daran schloß sich eine gründliche Plünderung des reichen Hauses; 8000 Mark feines Silber, kostbare Silbergefäße und Edelsteine fielen den Siegern in die Hände, die beim Abzuge noch alles Hausgeräth in wüstem Uebermuthe zerschlugen. Diese schwere Niederlage zertrümmerte die Macht der Basken. Der Chronist sagt: „Zählt man die Männer, die von Januar bis Dezember in den Gefechten ihren Tod fanden, so ergiebt sich die Gesamtziffer 3830; den größten Theil davon trugen die Basken, die im allgemeinen vornehmere und hervorragendere Leute waren.“ Diese skandalösen Vorgänge veranlaßten endlich die Regierung zum Einschreiten. Der Vizekönig Diego de Córdoba entsandte den General Manriquez nach Potosi mit dem Auftrage, als Corregidor die Ordnung wiederherzustellen und die Vicuñas zur Strafe zu ziehen. Im Mai 1623 rückte dieser an der Spitze einer Streitmacht, die aus 300 Soldaten und 130 baskischen Flüchtlingen bestand, in die Stadt ein. Er bemächtigte sich der Häupter der Vicuñas und ließ sie nach summarischem Verfahren öffentlich das Blutgerüst besteigen; zugleich mußten Viele die Stadt verlassen, während die Zurückbleibenden ihrer bürgerlichen Ehre beraubt wurden. So wurden jetzt die Vicuñas gleich wilden Thieren gejagt; kein Gnadenerlaß, kein

Schutz milderte ihre Lage; voll glühenden Racheburstes schwuren die Verzweifelten, den Corregidor zu tödten. Zwölf der Ihren wurden in geheimer Versammlung durch das Los bestimmt, den Beschluß zu vollstrecken. Am 5. September 1623 drangen sie unter dem Schutze der Dunkelheit in die Stadt und überraschten den Corregidor beim Kartenspiel; verwundet entkam er ihren Schwertern in sein Schlafgemach, wo er sich unter Betttüchern versteckte; aber die Vicuñas legten Feuer in seiner Wohnung an, und so konnte er sich nur durch einen kühnen Satz aus dem Fenster, wenn auch mit schwerer Verletzung, retten.

Wie in allen Bürgerkriegen, so regten sich auch hier die niederen Volksklassen, nicht aus Parteinahme, sondern in der Absicht, die gelockerte Ordnung zu Plünderung und Todschlag auszubeuten. Daher brachten die wohlhabenden Einwohner zum Theil ihr Barvermögen in die Klöster, deren Schwelle kein Räuber zu übertreten wagte; in diesen unruhigen Zeiten ruhte meist ein Kapital von 42 Millionen Pesos in ihren Mauern. Erst im folgenden Jahre legte sich die Brandung des Bürgerzwistes, nicht jedoch, ohne nochmals die Stadt mit allen Schrecknissen erfüllt zu haben. Die zersprengten Vicuñas sammelten sich nach vorhergehender Verabredung in voller Waffenrüstung an einem bestimmten Tage in einem stillen benachbarten Thale, 120 Mann zu Fuß und 80 Reiter, und beschlossen, Potosi zu überfallen und zu zerstören. Vergebens riethen mäßigende Stimmen zur Milde; in dem Meere der Leidenschaft verhallte jedes versöhnliche Wort. Dumpfe Gerüchte eilten ihnen voraus und erfüllten die Gemüther der Bürger mit ängstlicher Sorge, und als wirklich am 1. März der Anmarsch der Verbannten gemeldet wurde, deren Haltung und Antlitz die Aufwallung der Rachsucht verriethen, war der Schrecken allgemein; die Verwirrung stieg bei dem unaufhörlichen Geläute

der Glocken und dem Jammergeschrei der Frauen und Kinder; die verzweifelten Bewohner, nicht einmal des Entschlusses fähig, sich zu bewaffnen, sagten sich mit Entsetzen, daß sie kein Erbarmen hoffen durften. Als aber die Vicuñas in die zitternde Stadt rückten, öffnete ein Kloster seine Pforten, und herausschritten, angethan mit kirchlichen Gewändern, der Abt, die Monstranz in den erhobenen Händen, und die Mönche mit brennenden Kerzen. Mit beweglichen Worten wandte sich der Priester an die zurückbebenden Männer, die Reiter sprangen von den Rossen, und Alle warfen sich in die Knie und beteten das Sakrament an. Dann verließen sie die Stadt, ohne Jemandem ein Leid zugefügt zu haben. Friedensverhandlungen wurden angeknüpft und durch feierliche Verträge besiegelt. Bald darauf sandte die Regierung in Lima den maßvollen, umsichtigen Astete de Ulloa als Corregidor nach Potosi, der durch treffliche Schritte die Ruhe und die versöhnliche Stimmung der Parteien zu befestigen wußte. Auch König Philipp IV., der kurz vorher einen scharfen Erlaß gegen die Vicuñas geschleudert hatte, nahm hierauf seine strengen Befehle zurück und empfahl den Bürgern, nach so schlimmen Erfahrungen gute Nachbarschaft zu halten. Zum Zeichen, daß nunmehr die bitteren Erinnerungen der Vergangenheit vergessen seien, umarmten sich öffentlich vor allem Volke die Führer der beiden Heerlager, während Solórzano, der reichste Minero von Potosi, den Parteihäuptern ein überaus glänzendes, über die Maßen kostbares Festmahl gab. Und wie die beiden Rosen in England durch die Vermählung Heinrich Tudors mit Elisabeth York ihren langen Hader begruben, so wurde auch hier das Pfand des Friedens die anmuthige Eugenia, die einzige Tochter des Führers der Vicuñas Castillo; sie reichte ihre vielbegehrte Hand dem jungen Pedro, dem Sohne des Baskenhauptes Francisco de Oyanume.

* * *

Heute befinden sich die berühmten Minenplätze Boliviens, wo in früheren Jahrhunderten ein reiches Leben voll unternehmenden Schaffens pulsirte, in tiefem Verfalle. Auch Potosis Größe liegt gleich der des heutigen Athens oder Roms in seiner Vergangenheit. Die Ursachen dieses Rückganges sind mancherlei Art; einen großen Theil der Schuld tragen die Männer, welche die Bewirthschaftung der Minen geleitet haben; sie bearbeiteten die Gruben, wie ihre dürftigen technischen Kennntnisse und Erfahrungen es sie lehrten, und trieben Raubbau; stießen sie auf Schwierigkeiten, deren Bewältigung geduldige Ausdauer verlangte, oder auf Wasser, so gaben sie entweder die Mine preis oder legten bei ergiebigeren Erzadern in blinder Vielgeschäftigkeit theure Brunnen an und trieben Stollen in den Berg, die gleichfalls der hohen Kosten wegen nicht planmäßig durchgeführt werden konnten. Zu diesen Hemmnissen gesellten sich die Leiden von Bürgerkriegen, wie die Kämpfe gegen die aufständischen Indier, und besonders der langwierige Befreiungskampf gegen Spanien, welcher viele fleißige Hände lahm legte. Seit 1802 konnte der Bedarf an Quecksilber nicht mehr ausreichend befriedigt werden; 1804 überfiel eine furchtbare Dürre Hoch-Peru, und in ihrem Gefolge erschienen Hunger und Pest, die Landschaften verödend; 90 Ingenios hatte Potosi mit in das neunzehnte Jahrhundert hinübergenommen, und diese gingen bei den politischen Wirren bald auf 13 herunter; die massiven Gebäude bildeten gleichsam Bollwerke zur Beherrschung der Stadt und darum den Preis heftigen Ringens zwischen den Patrioten und den Spaniern und sanken meist in Trümmer. Dazu wurden den Einwohnern empfindliche Leistungen für Kriegsbedürfnisse seitens der siegenden Parteien abgenöthigt, Zwangsanleihe umgelegt und Papiergeld ausgegeben, das durch seine folgende Entwerthung Handel und Wandel ruinirte. Als dann Südamerika sich mit Erfolg von dem spanischen Joche

losgerissen hatte, kamen für den Bergbau noch schlimmere Zeiten; es fehlte an geschulten Arbeitskräften, da die Indier durch die Gleichstellung aller Bürger ohne Unterschied der Rasse und Farbe von der schrecklichen Mita befreit worden waren. Heute lassen sie sich nur auf kurze Zeit zur Arbeit in den Minen anwerben, der alte Widerwille gegen dieselbe erbt von Geschlecht zu Geschlecht, und so ist es kaum zu verwundern, daß meist nur die verworfenste Schicht unter ihnen, Menschen, die leidenschaftlich dem Trunk und dem Spiele fröhnen, sich dazu hergeben. Dem Drucke solcher Verhältnisse sind Kapital und Kapitalisten größtentheils erlegen. Um wieder Schwung in die Ausbeutung des Cerro zu bringen, müßten große Geldmittel den Unternehmungssinn befruchten, und dafür ist bei den heutigen niedrigen Silberpreisen wenig Aussicht vorhanden.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Vom wandernden Zigeunervolke.

Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner.

Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache und Poesie.

Von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Preis geheftet Mk. 10.—.

O. v. L. sagt in der **„Deutschen Roman-Zeitung"** u. a. folgendes über das Werk: „Unter allen neueren Schriftstellern, die den eigenartigen, so lange räthselumwobenen Volksstamm zum Gegenstande der Betrachtung gewählt haben, dürfte wohl kaum einer soviel Beachtung verdienen, wie der Verfasser des vorliegenden Buches. Denn er hat sich nicht begnügt, den schon vorhandenen Quellenstoff zu sammeln, sondern er ist „ins Volk gegangen", hat sich von einem der Wanderstämme als Mitglied aufnehmen lassen und ist mit ihm herumgezogen, viele Monate lang, Freud und Leid der Genossen theilend. Unter mancher Entbehrung hat er so den Stoff gesammelt, der aus dem Werke **ein in seiner Art einzig dastehendes Buch** macht, das in den Grundzügen als **eine der besten Leistungen** des völkerschildernden Schriftthums gelten kann.

Wir wünschen dem Verfasser herzlich besten Erfolg aus zwei Gründen: erstlich ist das Werk thatsächlich werthvoll und fesselt durch seine Darstellung Jeden, der es in die Hand nimmt. Dann aber hat der Verfasser diesem Buche und der Sammlung des Stoffes Kraft und Gesundheit geopfert. Wenn eine zweite Auflage zu stande käme, dann erst wäre er einigermassen für alles entschädigt. Ich mache Vorstände von grösseren Büchereien und Einzelne deshalb um so angelegentlicher auf das Werk aufmerksam."

Prof. **Dr. Schwicker** widmet dem Werke in der **„Allgemeinen Zeitung"** (München) eine grössere Abhandlung und sagt am Schlusse derselben: Damit schliessen wir unsere Besprechung des Wlislockischen Buches, dem wir vielen Genuss und reiche Belehrung verdanken, das wir allen Freunden der Völkerkunde aufs wärmste empfehlen.

Der Verfasser gewann das Material durch unmittelbare Beobachtung des Volkslebens der Zigeuner, mit denen er oft monatelang umherwanderte. Die Mühsal und Entbehrung, welche er sich dergestalt auferlegte, hat sich reich gelohnt. Seine Mittheilungen sind darum sehr werthvoll und vertrauenswürdig.

(Korrespondenzblatt des Gesammtvereins der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. 1891. No. 7.)

Das Buch giebt werthvollen Belehrungsstoff. (Post 11. 6. 90.)

W. besitzt übrigens eine so glückliche Gabe derDarstellung, dass er auch ein grösseres Publikum als das fachgelehrte zu interessiren wissen wird.

(Illustr. Zeitung 15. 11. 90.)

W. hat uns in der That eines der vorzüglichsten ethnologischen Bücher gegeben, welche in der letzten Zeit geschrieben sind.

(Deutsche Litteraturzeitung 27. 9. 90.)

W.'s Werk übertrifft sicher an Gehalt alles, was sonst über Zigeuner geschrieben ist. (Aus allen Welttheilen. No. 7. 1890.)

Das vorzüglich orientirende Buch Dr. v. W.'s wird in weitesten Kreisen eine angenehme und belehrende Lektüre zu bieten vermögen.

(Breslauer Ztg. 4. 6. 91.)

Es ist ein höchst interessantes und belehrendes Buch.

(Litteraturbl. d. deutschen Lehrerztg.)

Dieses Buch ist eine echte Studie nach der Natur.

(Litterar. Centralblatt No. 52. 1890.)

V. w. Z. verdient die grösste Beachtung seitens der Fachleute und nicht minder die Aufmerksamkeit weiterer Kreise. (Gaea.)

W. ist ein gewandter Schilderer selbstgesehener und selbstergründeter Erscheinungen und Vorgänge, so dass sein Buch bei aller Wissenschaftlichkeit wie ein Cyklus anmuthiger Feuilletons sich liest. (Litterar. Merkur 9. 8. 90.)

Potosi,

Bilder u. Geschichten aus der Vergangenheit einer südamerikanischen Minenstadt.

Von

Leopold Contzen,
Gymnasialdirektor in Essen.

Hamburg
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung
1893

5924

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Achte Serie
(Heft 169—192 umfassend).

Heft 182.

Die vergleichende Religionswissenschaft.

Von
Dr. Th. Achelis
in Bremen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von *M.* 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung, der auch die vorliegende Arbeit angehört, besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung“ erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

DAS WEIB
ALS VERBRECHERIN UND PROSTITUIRTE.

ANTHROPOLOGISCHE STUDIEN,

GEGRÜNDET AUF EINE DARSTELLUNG
DER BIOLOGIE UND PSYCHOLOGIE DES NORMALEN WEIBES

VON

C. LOMBROSO UND G. FERRERO.

AUTORISIRTE UEBERSETZUNG

VON

DR. MED. H. KURELLA.

MIT 7 TAFELN, 18 TEXTILLUSTRATIONEN UND DEM BILDNISSE C. LOMBROSOS.

Preis geh. *M.* 16.—, geb. *M.* 18.—

Max Müller

und

die vergleichende Religionswissenschaft.

Von

Dr. Th. Achelis
in Bremen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1893.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Es ist der ewig unvergängliche Ruhm der vergleichenden Sprachwissenschaft unseres Jahrhunderts, daß es ihr gelungen ist, in die nebelumsponnenen Anfänge menschlicher Gesittung und Existenz, von denen keine schriftliche oder monumentale Ueberlieferung auf unsere Tage hinabreicht, ein klärendes Licht zu werfen und uns in der Geschichte der Sprache zugleich eine Geschichte der Entwickelung unseres Geschlechtes zu zeichnen, wenn auch nur in allgemeinen, sehr umfassenden Zügen. Mag auch manches aus dieser Vorzeit, z. B. unseres indogermanischen Stammes, zur Zeit noch nicht völlig allem Zweifel entrückt sein, einiges sogar mehr der Phantasie, als der strengen Wissenschaft angehören, soviel ist unbestreitbar, die wesentlichsten Züge jenes uralten arischen Volkes — einerlei, wo es anfänglich gehaust haben mag — seine religiösen Ideen, seine sozialen Verhältnisse, den Stand der technischen Kenntnisse und Fertigkeiten, kurz, den Inbegriff menschlicher Gesittung hat uns die moderne Linguistik kennen gelehrt. Auf ihren Schultern steht die vergleichende Mythologie, sofern sie wenigstens nicht (wie bei einzelnen neueren Vertretern) eine speziell naturwissenschaftliche Färbung und Richtung angenommen hat, und es ist wahrlich nicht zufällig, daß der Nestor der vergleichenden indogermanischen Sprachforschung zugleich der Begründer dieser jüngsten Disziplin ge-

worden ist. Im besonderen war es der internationale Orientalistenkongreß in London im Jahre 1874, wo unser berühmte Landsmann den ersten Anstoß in dieser Richtung gab, indem er damals an die verschiedensten abendländischen und orientalischen Gelehrten die Aufforderung ergehen ließ zu einer Sammlung der heiligen Bücher des Ostens, wie der offizielle Titel lautete. Der Erfolg war ein überraschender; indische, chinesische und persische Weise wetteiferten mit den berühmtesten europäischen Forschern, um die Urtexte der alten heiligen Schriften, von allen späteren Zusätzen und Entstellungen befreit, wiederherzustellen; das riesige Unternehmen, das bislang etwa dreißig Bände umfaßt, ist auf achtundvierzig überhaupt berechnet. Im Gegensatz zu aller früheren, einseitig spekulativen Auffassung, die aus einigen wenigen mythologischen Bestandtheilen die Entwickelung des religiösen Bewußtseins abstrakt konstruirte und somit selbstverständlich den Thatsachen in keiner Weise gerecht werden konnte, wurde nunmehr eine unverrückbare, konkrete Materialsammlung zu Grunde gelegt, so daß es sich höchstens um die Deutung und Erklärung einzelner Begriffe innerhalb der gegebenen Sphäre handeln konnte. Indem sodann auch unter dieser Perspektive die Mythologie, welche vielfach vordem als eine Krankheit des menschlichen Geistes betrachtet wurde, zu einem organischen Entwickelungsgliede unseres naiven Bewußtseins erhoben wurde, ergänzten sich mythologische und religionswissenschaftliche Untersuchungen gegenseitig auf das glücklichste, während früher beide Bestrebungen ohne jeden Zusammenhang nebeneinander herliefen. Es möchte sich deshalb wohl der Mühe verlohnen, die hauptsächlichsten Ergebnisse dieser streng erfahrungsgemäßen Forschung in der Darstellung von Max Müller zu betrachten; die mannigfachsten, interessantesten Probleme über den Ursprung, die Fortbildung und die Zersetzung religiöser Ideen werden dabei berührt werden, aber (soviel als möglich)

in streng objektiv referirender Weise. Eine Kritik dieser Ansichten zu geben, fühlen wir uns an dieser Stelle um so weniger berufen, als wir so wie so genöthigt sind, uns auf das knappste Maß zu beschränken.*

Der aus dem Alterthume übernommene und im vorigen Jahrhundert wieder begierig aufgenommene naturwissenschaftliche Radikalismus, die Religion als eine bloße priesterliche Erfindung und Betrügerei anzusehen, scheint Gott sei Dank gegenwärtig einer unbefangeneren und nüchterneren Auffassung Platz zu machen; auch die Völkerkunde kommt von dieser einseitig darwinistischen Uebertreibung zurück, daß es angeblich Völker auf Erden ohne jede religiöse Vorstellung gebe, ohne Opfer, ohne den Glauben an eine Seele und ein zukünftiges Leben. Um so stärker sind aber die Abweichungen bezüglich der Definition der Religion selbst, so daß es rathsam erscheinen möchte, ehe wir in eine genauere Darlegung eintreten, die Erklärung derselben, wie sie Müller giebt, an die Spitze unserer Erörterung zu stellen. Indem er sich einerseits gegen die übermäßige Betonung des Erkenntnißmoments in der Religion wendet, wie sie bei Kant z. B. hervortritt, andererseits gegen die ebenso einseitige Rücksichtnahme auf den bloßen Ritus und Kultus, so sucht er durch folgende Bestimmung etwaigen Fehlschlüssen und verhängnißvollen Irrthümern vorzubeugen: „Religion besteht in dem Gewahrwerden des Unendlichen unter solchen Manifestationen, die auf den sittlichen Charakter des Menschen bestimmend einzuwirken im stande sind. Diese Definition umfaßt die Religion in ihrem Entstehen. Allein, nehmen wir einmal

* In der Hauptsache folgen wir dem letzten umfassenderen Werke Müllers: Die natürliche Religion, Leipzig 1890, das alle früheren speziellen Untersuchungen miteinschließt. Am Schluß unserer Darstellung dagegen fügen wir ein Verzeichniß sämtlicher Schriften unseres Gewährsmannes bei, soweit sie auf unseren Gegenstand mehr oder minder Bezug haben.

kontinuirliche Entwickelung in der Geschichte der Religion an, so muß sich diese Definition auch auf alle späteren Entwickelungsphasen, welche die Religion durchlaufen hat, anwenden lassen. Damit dies der Fall sei, mußten wir in unserer Definition nothwendig unberücksichtigt lassen, was nur einer oder der anderen dieser späteren Entwickelungsformen eigenthümlich ist. Man wird sich daher nicht wundern dürfen, wenn darin fehlt, was einigen von uns als die wichtigsten und charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Religion erscheinen kann." (S. 181.) Ja, selbst den auf bloße sittliche Erneuerung bedachten, Gott und Himmel ausschließenden Buddhismus glaubt Müller deshalb mit in diesen Rahmen hineinziehen zu können, weil z. B. der Glaube an die Seelenwanderung die Vorstellung eines über die natürliche Welt hinausgreifenden Unendlichen voraussetze. Inwiefern aber rechtfertigt sich der Zusatz natürliche Religion? In gewissem Sinne begegnet sich unser Gewährsmann hier mit Kant, nämlich in der negativen Beziehung, daß damit die Offenbarung ausgeschlossen ist, wenigstens als einmaliger, übernatürlicher Akt. Wenn wir sehen, bemerkt Müller, von welch natürlichen Gefühlen und einfachen Empfindungen die Religion ausgeht, wenn wir dann ihre weitere Entwickelung verfolgen, bis sie ihre spätere vollkommene oder jedenfalls vollständige Form erhielt, so werden wir es schwerlich für eine Entwürdigung der Religion halten, wenn wir sie für das kostbarste Produkt des Menschengeistes erklären, noch werden wir uns einreden, der Mensch habe von seiner Menschenwürde eingebüßt, weil die Götter am Tage seiner Geburt nicht vom Himmel herabstiegen und ihn mit einer fertigen Religion, mit bestimmtem Glaubensbekenntniß und fertigen Glaubensartikeln beschenkten, sondern ihn sich entwickeln ließen und auf eigene Füße stellten, damit er seine eigenen Schlachten schlage im Kampfe für die Wahrheit. (S. 229.) Für eine geschichtlich-psychologische Betrachtung kann

von einer derartigen plötzlichen, übernatürlichen, den organischen Zusammenhang des Geschehens durchbrechenden Erleuchtung nicht die Rede sein; nur als immanenter, in der Brust einzelner, besonders hervorragender Geister sich vollziehender Prozeß kann derselbe für uns noch glaubhaft erscheinen. Andererseits ist es auch der Unterschied zu den in bestimmter schriftlicher Ueberlieferung vorliegenden Religionen, der dadurch angedeutet werden soll; es ist die religiöse Anlage, die treibende innere Kraft des Empfindens und Fühlens, die sich ihren entsprechenden Ausdruck suchen in den Bildern und Formen ihrer gestaltenden Phantasie. Dieser Gesichtspunkt wird unter Anlehnung an ein Gespräch, das ein Schwarzfuß-Indianer mit einem christlichen Missionar hatte, noch weiter entwickelt: „Diese Religion nun, die sich in Kopf und Herz, in dem Himmelsgewölbe, in den Felsen, Flüssen und Bergen findet, ist das, was wir natürliche Religion nennen. Sie wurzelt in der Natur, in der menschlichen Natur, die uns zugleich der Schleier und die Entschleierung oder Offenbarung des Göttlichen ist. Sie kennt keinen Zwang, entwickelt sich mit der Entwickelung des Menschengeistes und richtet sich nach den Bedürfnissen jedes Zeitalters. Sie sagt nicht: du sollst, sondern vielmehr: ich will. Diese natürlichen oder buchlosen Religionen sind nicht ganz ohne bestimmte Glaubenslehren und feststehende Autoritäten. Sie haben in der Regel eine Art Priesterthum zur Ausübung der Autorität in Sachen des Glaubens und feststehende Gebräuche. Nichts ist in ihnen starr und hart und unveränderlich, nichts, um auf die Dauer die Entwickelung des menschlichen Geistes in Fessel zu legen. Irrthümer, wenn sie entdeckt werden, können aufgegeben werden, eine neue Wahrheit, die klar erkannt und energisch vertheidigt wird, kann Aufnahme finden. Ist jedoch einmal ein Buch vorhanden, etwas schwarz auf weiß, so ist die Versuchung groß, ja fast unwiderstehlich, dieses Buch mit übermenschlicher Autorität

zu umkleiden, um sich darauf als unfehlbare, außer dem Bereiche der menschlichen Vernunft liegende Beweisquelle berufen zu können." (S. 545.) Diese angeborene religiöse Vorstellung gliedert sich in drei Formen, je nach dem Gegenstande, auf den sie sich erstreckt, nämlich als physische, sofern sie die Natur, als anthropologische, insofern sie den Menschen, und als psychologische, sofern sie das Selbst, das innere Wesen des Menschen betrifft.

Ehe wir nun unsere Aufmerksamkeit auf die Methode richten, welche die vergleichende Religionswissenschaft ihren Untersuchungen zu Grunde legt, bedarf es der Erörterung einiger nicht unwichtiger Vorfragen; es gilt vor allem, den richtigen Standpunkt zu erfassen, von dem aus die sämtlichen Probleme ihrer Lösung näher gebracht werden können. Es wurde oben schon erwähnt, daß infolge genauerer Forschungen und andererseits auch infolge einer vorurtheilsfreieren Auffassung überhaupt das früher so hartnäckig verfochtetene Dogma über die angebliche Religionslosigkeit mancher Völkerschaften mit minder starker Zuversicht vorgetragen wird; es beginnt sich vielmehr immer mehr die Ueberzeugung Bahn zu brechen, daß wir es hier ebensogut wie beim Recht, der Sitte, der Kunst u. s. w. mit einer organischen Schöpfung des menschlichen Geistes zu thun haben, die also, keimartig, unter Verhüllungen und manchmal auch entstellt und verkümmert, überall vorhanden ist, wo wir eine soziale Gliederung unseres Geschlechtes antreffen. Es versteht sich von selbst, daß auch unser Gewährsmann diesen Standpunkt theilt, ja, er bezeichnet geradezu nicht mit Unrecht die Religion als eine psychologische Nothwendigkeit. Die erfahrungsgemäße Bestätigung ist vielfach deshalb lange Zeit ausgeblieben, weil leider auch für Anthropologen und Reisende, denen es doch in erster Linie auf die nüchterne Konstatirung von Thatsachen ankommen sollte, gewisse vorgefaßte Meinungen und Ansichten bestimmend gewesen

sind. Ganz anschaulich weiß Müller diese Versuchung zu schildern, die in der That öfter sehr verhängnißvoll geworden ist: „Wünscht der Missionar nachzuweisen, daß kein menschliches Wesen ohne irgend einen Funken von Religion existiren könne, so sieht er überall Religion, selbst im sogen. Totemismus oder Fetischismus. Will er aber die Nothwendigkeit der Belehrung und Bekehrung dieser ungläubigen Menschenstämme nachweisen, so kann er bei der Schilderung ihres verworfenen Zustandes die Farbe nicht stark genug auftragen. Er ist dann im stande, selbst ihren Glauben an einen unsichtbaren, mit keinem Namen benannten Gott rein für Halluzination zu erklären. Auch der Anthropologe ist von solchen Versuchungen nicht frei. Wünscht er nachzuweisen, daß jedes Volk zu einer gewissen Zeit wie die Menschen im Kindesalter atheistisch war, dann sind in seinen Augen weder Toteme noch Fetische, noch selbst Gebete oder Opfer irgendwie für den unzerstörbaren Charakter des religiösen Instinkts beweisend." (S. 84.) Es ist bekannt, welch merkwürdiges Mißgeschick selbst einem vorsichtigen Beobachter, wie Darwin, widerfuhr, der die Feuerländer kaum zu den Menschen zählen wollte und ihre Sprache nach dem Vorgange Cooks mit einem heiseren Räuspern verglich, während sich später herausstellte, daß umgekehrt ihr Idiom ein sehr mannigfaltig gegliedertes sei und sich ihr Wortschatz z. B. auf etwa 33000 Worte belaufe. Betrachten wir somit nach dem Vorgange aller unbefangenen anthropologischen und mythologischen Forscher die Religion als ein Gemeingut der menschlichen Rasse überhaupt, so würde es sich im besonderen um die induktive Methode für die Untersuchung handeln.

Daß diese in erster Linie, wie jede wissenschaftliche Thätigkeit, mit der kritischen Sichtung des Materials zu beginnen hat, darüber kann wohl kein Zweifel mehr aufkommen, Müller trägt sogar in dieser Beziehung keine Bedenken, die Religionswissen-

schaft zu den Naturwissenschaften zu rechnen, aber andererseits gehört sie auch dem Zweige der historischen Disziplinen an, und das vorzugsweise deshalb, weil sie nicht mit allgemeinen Erklärungen und einen apriorischen Schema operirt, sondern sich thunlichst auf bestimmte geschichtliche Dokumente stützt, die sie ihrer Erklärung zu Grunde legt. Nur muß zugleich die ganze Untersuchung, indem sie die Eigenthümlichkeiten bestimmter religiöser Ideenkreise erörtert, auf die Begründung der gleichartigen Züge, der maßgebenden Analogien, bedacht sein; nur in dieser Ergänzung und Vertiefung des geschichtlichen Standpunktes durch die Vergleichung beruht der wahre Fortschritt wissenschaftlicher Erkenntniß, den unser Gewährsmann mit folgenden Worten schildert: „Wenn ich die Nothwendigkeit eines historischen und vergleichenden Studiums der Religion betone oder es als die beste Einleitung und Vorbereitung für das Studium der sogen. Religionsphilosophie hinzustellen wage, so gehe ich dabei von der Ansicht aus, daß es uns mit dem Gegenstande vertraut macht, unsere Kräfte erhöht und jene ruhig erwägende Stimmung des Richters in uns hervorruft, die für die Behandlung religiöser Probleme so wesentlich ist. Welche Aufschlüsse die Philosophie uns in der Folge noch geben mag, es wird sich von weitgehendem Nutzen erweisen, inzwischen aus der Geschichte wenigstens eine so elementare Lehre zu ziehen, wie die, daß eine Meinung noch nicht einfach deshalb wahr ist, weil sie entweder von den bedeutendsten Geistern oder von der Majorität menschlicher Wesen in den verschiedenen Perioden der Weltgeschichte vertreten wurde. Niemand kann sich jahrelang dem Studium der Religionen der Welt, von den niedersten angefangen bis zu den höchsten, widmen, Niemand kann die Reinheit religiösen Strebens, die Wärme religiöser Empfindung, den Adel religiöser Lebensführung bei den verschiedenen Völkern, die wir Heiden oder Wilde zu nennen schnell bei der Hand

sind, beobachten, ohne auf alle Fälle in der Demuth eine Lehre zu erhalten. Jeder, mag er Jude oder Christ, Mohammedaner oder Brahmane sein, muß, wenn er nur einen Funken von Bescheidenheit in sich hat, fühlen, daß es geradezu wunderbar wäre, wenn seine eigene Religion in allen Stücken vollkommen, jede andere dagegen von Anfang bis zu Ende irrig und falsch sein sollte. Die Geschichte lehrt uns, daß die Religionen sich wandeln und sich wandeln müssen mit den beständigen Wandelungen des Denkens und der Sprache in dem voranschreitenden Entwickelungsprozesse der Menschheit. Die vedische Religion führte zur Religion der Upanischaden, die Religion der Upanischaden zu den Lehren, die Buddha zu einer neuen Religion zusammenfaßte. Nicht nur die jüdische Religion, sondern auch die Religion Griechenlands und Roms mußten dem Christenthume weichen, das mehr auf der Höhe des Denkens stand, die nach langem Ringen und Kämpfen die führenden Nationen erklommen hatten.

Es ist jedenfalls wunderbar, Religionen, die einer fast vorgeschichtlichen Gedankenschicht angehören, wie den alten Brahmanismus, noch heutzutage in modifizirter, wenn auch nicht immer höher entwickelter Form weiter leben zu sehen. Aber selbst dies wird uns verständlich, wenn wir erwägen, daß die menschliche Gesellschaft aus verschiedenen Geistesschichten besteht. Einige Reformatoren des 16. Jahrhunderts standen auf einer geistigen Höhe, die noch jetzt von der Mehrzahl der Menschen unerreicht ist. In der Theologie, wie in der Geologie findet sich oft die ganze Reihe übereinandergelagerter Schichten auf der heutigen Oberfläche nebeneinander, und auch unter uns mögen noch im hellen Sonnenlichte Silurier umherwandeln. Es scheint, daß nur ein historisches Studium der Religion uns in den Stand setzen kann, diese Silurier zu verstehen, ja mit ihnen zu sympathisiren und den ausgezeichneten Gebrauch anzuerkennen, den

sie oft von dem kleinen Talent gemacht, das ihnen anvertraut war.“ (S. 264.)

Haben wir nach dieser Umschau den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung aller der schwierigen Streitfragen eingenommen, die uns in der Folge beschäftigen werden, so bedarf es zweitens der kritischen Auswahl des zuständigen Materials für unsere Untersuchungen. Die erste und für unseren Gelehrten aus begreiflichen Gründen überreiche Fundgrube eröffnet uns die Sprache, die uns einen unmittelbaren Einblick in die Entwickelung des menschlichen Geistes gestattet. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, die Anschauung Müllers von dem Ursprung der Sprache im Detail auseinanderzusetzen, es mag genügen, wenn wir bemerken, daß er mit seinem Anhänger L. Noiré als die ursprünglichste geistige Bethätigung im menschlichen Sprechen eine gewisse unbewußte Uebertragung der persönlichen Gefühle und Strebungen auf die Dinge der Außenwelt annimmt, einen Vorgang, den er als dynamische Stufe bezeichnet und die er gelegentlich so schildert: „Von der größten Wichtigkeit ist es daß wir, wie bei der Bildung der ersten Begriffe, so auch hier bei der ersten Bildung der Mythologie, die eigentlich nur eine völlig natürliche Entwickelungsstufe des Denkens und fast ein Zwang seitens der Sprache ist, den unvermeidlichen und nothwendigen Charakter dieser Erscheinung deutlich erkennen. Bis dahin kannte der Mensch nur eine Art des Seins, nämlich seine eigene, nur eine Art der Sprache, nämlich die, welche seine eigenen subjektiven Thätigkeiten und seine eigenen subjektiven Zustände und diejenigen seiner mitarbeitenden Genossen ausdrückte. Was konnte er also von den äußeren Objekten anderes prädiziren, als eine Art der Thätigkeit, gleich der seinen, und was für eine andere Sprache hätte er auf sie anwenden sollen, als die, welche er sich zum Ausdruck seiner eigenen Thätigkeiten und Zustände gebildet hatte? Wenn er sah, wie der Blitz eine

Höhlung in seinem Felde riß, was konnte er anders sagen, als der Gräber hat eine Grube gegraben? Sah er den Wind die dürren Baumzweige aneinanderreiben, bis sie Feuer fingen, was konnte er anders sagen, als der Reiber, den er möglicherweise Prometheus, im Sanskrit pramantha, nannte, hat Feuer herausgerieben, bis die Funken stoben? Was wir jetzt Blitz nennen, war auf dieser Stufe des Denkens das hie und da Zerreißende, Grabende, Sprengende, Funkelnde. Was wir jetzt Sturm oder Wind nennen, war für die ältesten Sprach- und Gedankenbildner das hie und da Zerschmetternde, Reibende, Heulende, Blasende." (S. 373.)

Bei weitem aber fruchtbarer, als die bloß formale sprachliche Untersuchung ist für die Erklärung des Wachsthums religiöser Ideen das Studium der vergleichenden Mythologie, wie sie ganz besonders unter den Ausspizien der modernen Sprachwissenschaft entstanden ist. Nachdem der beschränkte Boden der griechisch-römischen Kultur verlassen wurde, und man zu dem umfassenden Bilde einer indogermanischen Gesittung sich aufschwang — so zweifelhaft auch einzelne Züge in dieser Schilderung immerhin sein mochten —, mußten sich dem erstaunten Blicke mit logischer Konsequenz bestimmte, große Gesetze für diesen großartigen Prozeß erschließen, die als das Grundschema mythologischer Vorstellungen überhaupt gelten konnten. Ja, durch die epochemachenden Entdeckungen der modernen Völkerkunde ergaben sich Parallelen und Beziehungen zwischen Völkerschaften, wo jeder Zusammenhang der Rasse und auch der geschichtlichen Ueberlieferung offenbar fehlte, und wo in der That der allgemein menschliche Trieb der mythologischen Phantasie der gemeinsame Faktor für dieses ganze so verwickelte Getriebe war. Daß gerade unser Gewährsmann, wie wenige andere, dazu berufen war, diese Erhebung der ursprünglich nur auf einen engen Kreis beschränkten Forschung zu einer großartigen,

philosophischen Perspektive zu vollziehen, bedarf wohl keiner genaueren Begründung. Seine Beschreibung der Umwandlung dieses Standpunktes ist vollständig einleuchtend: „Die Mythologie, welche zuerst gleichsam Wahnsinn zu sein schien, der über das Menschengeschlecht in einer bestimmten Periode seiner Entwickelung gekommen war, ist jetzt als unvermeidliche Entwickelungsstufe in dem Wachsthum der Sprache und des Denkens — denn die beiden sind immer untrennbar — erkannt worden. Sie repräsentirt, was wir in der Geologie eine metamorphische Schichte nennen würden, eine durch vulkanische Ausbrüche der darunterliegenden Felsmassen herbeigeführte Erschütterung der vernünftigen, verständlichen und gehörig geschichteten Sprache. Es ist metamorphische Sprache und Denken, und es ist die Pflicht des Geologen der Sprache, in den weithin zerstreuten Fragmenten dieser mythologischen Schichte die Reste von organischem Leben, vernünftigem Denken und dem ältesten religiösen Sehnen des menschlichen Herzens zu entdecken.“ (S. 499.) Um die vielfach recht heftigen Fehden zwischen den mythologischen Forschern unserer Zeit zu unterdrücken, schlägt Müller eine Arbeitstheilung nach folgenden Gesichtspunkten vor: die etymologische Schule beschäftigt sich mit der Zergliederung der Namen und Sagen gewisser Götter und Helden und sucht dieselben auf bestimmte Grundformen oder Wurzeln zurückzuführen. Die analogische Schule geht sodann zu einer Vergleichung ähnlicher Mythen und Dichtungen verschiedener, aber durch sprachliche Verwandtschaft zusammenhängender Völkerschaften über, um so die morphologische Struktur dieser Schöpfungen thunlichst klar zu legen. Es ist offenbar ein organischer Fortschritt des menschlichen Denkens, der uns hierin entgegentritt, denn, wenn die rein sprachliche Untersuchung den Beweis erbracht hatte, daß der griechische Zeus und der römische Jupiter sich in vedischen Dyaus wiederfinden ließen, so war es ein ganz natürlicher Gedanke,

denselben Gesichtspuukt auch den anderen Gestalten der klassischen Mythologie gegenüber zur Anwendung zu bringen. Dabei sanken denn vielfach die eigentlichen sprachlichen Bezeichnungen zu untergeordneter Bedeutung herab, und es trat dafür der maßgebende mythische Gehalt, der von allen äußeren Zuthaten abgelöste Kern irgend einer Sage in den Vordergrund. So, um nur einen häufig wiederkehrenden Zug zu erwähnen, das Schicksal der Heroen, die, in ihrer Jugend ausgesetzt, von Thieren oder Hirten aufgezogen wurden, sich dann durch ungewöhnliche Thaten auszeichneten, bis sie nach längerer Knechtschaft oder abenteuerlichen Fahrten ins Ausland wieder in die Heimath zurückkehrten, ihre Mutter befreiten, die Usurpatoren vertrieben und als ihre Nachfolger den Thron bestiegen, um meist dann eines ungewöhnlichen Todes zu sterben. Dies ist der gemeinsame Rahmen, in den sich das wechselvolle Leben der Sonnenhelden, eines Perseus, Herakles und Theseus oder eines Siegfried und Wolfditrich oder eines Kyrus oder eines Krishna (um nur die Haupttypen zu nennen) leicht einfügen läßt. Dasselbe gilt dann von den eigentlichen Göttern, obschon hier das Material manchmal nicht so reichhaltig ist. Ueberall aber ist hier für die ganze Forschung die durch Sprache, Rasse und geschichtliche Ueberlieferung verbürgte Verwandtschaft der betreffenden Völkerschaften entscheidend, während gerade umgekehrt der dritte Zweig der Mythologie, die psychologische Schule völlig über diesen Zusammenhang hinaus die gleichartigen Sagen der verschiedenen Völker auf ihre gegenseitigen Beziehungen prüft. Es ist bekannt, wie Hervorragendes gerade in dieser Hinsicht die englische Regierung, die freilich ja auch in erster Linie dazu berufen ist, in den verschiedenen kolonialen Gebieten ihres weitausgedehnten Reiches, ich erinnere hier nur an Indien und Polynesien, geleistet hat. Auch Amerika, speziell die Vereinigten Staaten, ist nicht zurückgeblieben, das Smithsonsche Institut in Washing-

ton unter der einsichtsvollen Leitung von Powell ist mit Erfolg bestrebt, alle werthvollen Schätze der indianischen, unter dem zerstörenden Einfluß europäischer Kultur unrettbar dahinschwindenden Vorwelt kommenden Generationen zu sichern. Nebenbei wollen wir bemerken, daß diese anthropologischen Forschungen, welche freilich, wie das in der Natur der Sache liegt, mit sprachlichen Untersuchungen Hand in Hand gingen, auch nach anderen Richtungen die weitgehendsten Erfolge zeitigten, indem sie z. B. auf die Entstehung und Entwickelung der Ehe, die Bedeutung bestimmter religiöser Vorstellungen, wie das Tabu u. s. w., ein ganz überraschendes Licht warfen. Daß aber auch für mythologische Zwecke im besonderen diese Arbeit nicht umsonst ist, hat Müller mit Recht betont, um so mehr, als er speziell sich verschiedentlich um genaue ethnologische Aufnahmen an die betreffenden Kolonialämter gewandt hatte: „Allerdings hat der Versuch, zur Erforschung der Sprachen, Sitten und Religionen uncivilisirter Volksstämme aufzumuntern, uns bisweilen in den Verdacht gebracht, als überschätzten wir die Wichtigkeit der sich aus solchen Untersuchungen vermuthlich ergebenden Resultate. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß derartige Untersuchungen oft nur zu einer Zusammenstellung merkwürdiger Thatsachen führen, die, wenn sie sich nicht aus sich selbst erklären oder zur Erklärung anderer Thatsachen verwenden lassen, von dem großen Publikum für Schutt und Schlackenwerk gehalten werden. Werden sie jedoch in gehöriger Weise gesichtet und klassifizirt, so sind aus solchem Schutt und Schlackenwerk schon die werthvollsten Goldkörner gewonnen worden. Wer daran zweifelt, braucht nur das eine wahrhaft klassische Werk von Waitz: Anthropologie der Naturvölker, zu lesen, um zu sehen, wie vieles sich hier zwar nicht von „Wilden“, wohl aber von den Naturvölkern, wie jener große Gelehrte sie richtig benennt, lernen läßt.“ (S. 490.)

Die dritte Quelle, um für die Entwickelung des religiösen Bewußtseins vom vergleichenden Standpunkte aus wichtige Aufschlüsse zu erhalten, ist das Studium der Sitten und Gebräuche. Gerade in dieser Beziehung sind die Ermittelungen der modernen Völkerkunde, wie sie, abgesehen von den schon erwähnten offiziellen Regierungsbureaus, unsere Reisenden in allen Winkeln des Globus vornehmen, von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Wir können es uns nicht versagen, bei dieser Gelegenheit auf die epochemachenden Entdeckungen der vergleichenden Rechtswissenschaft hinzuweisen, die so recht eigentlich auf dem Boden der neueren Ethnologie erwachsen ist. Wie es ihr allmählich gelungen ist, auf Grund eines freilich im Detail schier unübersehbaren Materials die Entfaltung des Rechts von den unscheinbarsten, dürftigsten Anfängen an bis zu den komplizirtesten sozialen Erscheinungen hin, von der für uns so schwer zugänglichen und in allem und jedem diametral entgegengesetzten Geschlechtsgenossenschaft, jener auf die Blutseinheit gegründeten primitiven Struktur, bis zu der verwickelten Form unseres modernen Staates in einem ununterbrochenen, organischen Zusammenhang, zu verfolgen, so ist damit die unmittelbare Verknüpfung des Rechtes und der Religion induktiv, auf erfahrungsmäßigem Wege dargethan. Um nur ein Beispiel aus der unendlichen Fülle des Stoffes herauszugreifen, so ist die Bildung des Häuptlingthums, der Standesunterschiede, der besonderen Orden und Geheimbünde, wie sie sich überall auf Erden finden, ohne religiöse Motive sehr tiefgreifender Art schlechterdings unverständlich. (Vgl. Post, Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft II, 75 ff.). Es ist sogar im einzelnen Falle häufig schwierig, zu entscheiden, ob mehr religiöse oder rein rechtliche, d. h. irgend welche äußere soziale Rücksichten und Vorstellungen maßgebend gewesen sind; andererseits kann natürlich auch manchmal erst nachträglich sozialen Normen und Institutionen die religiöse Sanktion ertheilt sein,

um ihnen in den Augen des Volkes damit eine höhere Weihe und eine größere Haltbarkeit zu verleihen. So ist das, wie Müller meint, von dem bekannten indianischen System des Totemismus der Fall: „Der Totem sollte ein Erkennungszeichen sein, nichts weiter. Während der Urperiode der Gesellschaft waren solche Erkennungszeichen unbedingt nothwendig, und in der Form von Bannern oder Schildemblemen, besonderen Arten der Kleidung und Bewaffnung oder anderen symbolischen Zeichen finden wir Spuren davon fast überall. Schlossen sich dann an einen solchen von einer Familie oder einem Stamme als Erinnerungszeichen gewählten Totem, wie an die Fahnen eines Regiments noch heutzutage, zahlreiche Erinnerungen an, was war natürlicher, als, daß, wenn der Totem zufällig ein Thier war, dieses Thier als der Schützer und Beschirmer der Familie oder des Stammes, ja, mit der Zeit als der Ahnherr derselben angesehen wurde? Nannten sich Leute Bären und hatten sie sich den Bären zum Totem oder Wappen erwählt, warum sollten sie nicht in dem Bären ihren Ahnherrn sehen? Und war dies einmal geschehen, ist es da so merkwürdig, daß sie einen gewissen Widerwillen empfanden, den Bären, ihren Ahn- und Schirmherrn und möglicherweise ihren Gott, zu tödten und zu verzehren? Auf diese Weise konnte eine nützliche weltliche Einrichtung zur religiösen Sitte werden und zu religiösen Anschauungen führen, die ohne sie niemals hätten entstehen können.“ (S. 503). Das Schicksal und die individuelle Entwickelung des Menschen, Geburt, Erziehung, die Pubertätsweihen, Verheirathung und Tod, alle wichtigen Wendepunkte des menschlichen Daseins waren der Natur der Sache nach geeignet, mit dem Zauber religiöser Sanktionirung verherrlicht zu werden; ja, bis auf den heutigen Tag ist es nicht gelungen, diesen organischen Zusammenhang zu durchbrechen, um wieviel mächtiger und imponirender muß der Einfluß und die Stellung eines

Priesterkönigs in prähistorischen Verhältnissen gewesen sein! Oder, um eine ganz andere Gruppe von Rechtserscheinungen zu berühren, so ist die bekannte Blutrache eine soziale Verpflichtung unter Zuhülfenahme religiöser Motive. Sie wird infolgedessen von allen Naturvölkern als heiligste Gewissenspflicht empfunden, für die es keine irgendwelche Ablösung (durch Geld) giebt, der vielmehr unter allen Umständen Genüge geschehen muß, will man sich nicht die tiefste sittliche Mißachtung, ja offenen Hohn und Spott von den Frauen und Mädchen zuziehen. (Vgl. Post, Studien zur Entwickelungsgeschichte des Familienrechtes. (S. 114 ff.). Daher auch der für uns auf den ersten Blick so befremdliche Umstand, daß manche dieser Bräuche und Einrichtungen mit unserem gegenwärtigen Ideal durchaus nicht mehr übereinstimmen, ja in höchstem Maße unvernünftig und lächerlich, andererseits abscheulich und bejammerswerth erscheinen. Es ist aber ein Kennzeichen vorschnellen und einseitigen Aburtheilens, wenn derartige subjektive Empfindungen und Werthschätzungen ohne weiteres auf solche Thatsachen des Völkerlebens angewendet werden, ohne daß man sich die Mühe einer gründlichen Untersuchung macht. Die apriorische Behauptung unseres Gewährsmannes, daß alle Sitten und Gebräuche, so seltsam und widervernünftig sie auch erscheinen mögen, ursprünglich eine Bedeutung und einen vernünftigen Zweck gehabt haben müssen, hat die exaktere Untersuchung der betreffenden Fälle nachträglich vollauf bestätigt. Wie oft ist die bekannte Sitte der Couvade mit hochmüthigem Achselzucken belächelt worden, als alberner. barbarischer Rest einer entarteten, vorgeschichtlichen Entwickelung, und wie diese schönen Verlegenheitsausdrücke mehr lauten mögen! Und was war die eigentlich treibende Idee in dieser freilich zunächst recht sonderbaren Institution? Nichts weiter, als der Wunsch, die neu begründete (nämlich durch das Aufkommen des Patriarchates) Abhängigkeit

des jungen Sprößlings von dem Vater möglichst ad oculos thunlichst drastisch zu konstatiren. Gab es ein einfacheres, für die Auffassung niederer Stämme durchschlagenderes Mittel, als daß sich der Erzeuger zu Bett legte, bestimmten Fasten sich unterzog und überhaupt die ganze Fiktion des Wochenbettes möglichst genau nachahmte? Unseres Bedünkens nicht, und die ganze Sachlage wurde deshalb mit einem Schlage unwiderruflich geklärt, als man die richtige Vorstellung von der organischen Aufeinanderfolge der ursprünglichen Mutterschaft oder, besser gesagt, um Irrthümer auszuschließen, des Mutterrechtes und des späteren, nicht auf die Blutzugehörigkeit, sondern auf die Autorität und Herrschaft des Mannes gegründeten Patriarchates hatte, wie wir es aus den landläufigen idyllischen Schilderungen der Bibel und Homers kennen.

Einen weiteren wichtigen Ansatzpunkt für das Eingreifen religiöser Ideen boten die Jahresfeste, wie wir sie schließlich bei allen Völkern wiederfinden. Selbst da, wo die Natur ihre Reize nur mit karger Hand ausgestreut hat, wo sie nicht als gütige Mutter erscheint, sondern als rauhe Herrin, als grausame Feindin des Menschengeschlechtes, giebt es doch gewisse, wenn auch meist nur kurz bemessene Zeiträume, wo jener Druck sich lindert und das Menschenherz in Freude und Lust den flüchtigen Augenblick genießt. Wie nun gar in den tropischen und subtropischen Gegenden, wo der Mensch mühelos aus dem unerschöpflichen Borne der Natur die Gaben in Empfang nimmt, als müßte das von rechtswegen so sein, bis er dann wieder durch furchtbare elementare Katastrophen daran erinnert wird, wie trügerisch diese unbedachte Zuversicht zu seiner Umgebung und zur Natur überhaupt ist. Andererseits ist nicht zu vergessen, daß gerade in solchen Landstrichen, wo der Erwerb der Lebensmittel ein steter Kampf, ein Ringen ist, wo die Gegensätze in dem Charakter der einzelnen Jahreszeiten je nach ihrer

Bedeutung für das Menschengeschlecht viel tiefer empfunden werden können, als in den südlichen Breiten, wo diese scharfen, unvermittelten Kontraste fehlen, auch jenen Feiern eine bei weitem größere Innigkeit und Leidenschaftlichkeit innewohnt. Das gilt ganz besonders von unseren Vorfahren, bei denen deshalb der Kampf der Sonne mit dem Winter und den Frostriesen in den verschiedenartigsten Modulationen eine große Rolle spielt. * Auch Müller hat dies Moment gebührend gewürdigt: „In vielen religiösen und sakrifikalen Gebräuchen der Welt nimmt die Sonne eine ganz hervorragende Stelle ein. Man hat oft darüber sein Erstaunen geäußert. Warum, so hat man gefragt, sollte die Sonne, die wir uns heutzutage nur in weiter Entfernung vom Himmel denken, für die Bewohner der alten Welt von solcher Bedeutung gewesen sein? Man vergißt dabei, daß die Sonne, insofern sie die Ursache der regelmäßigen Aufeinanderfolge der Jahreszeiten ist, für den Landmann der Vorzeit von wahrhaft vitaler Bedeutung war, und daß nichts natürlicher war, als die jährliche Wiederkehr der Sonne und der Jahreszeiten durch gesellige Versammlungen, Feste, feierliche Umzüge, Dank- und Sühnopfer zu feiern. . . . . Solche ceremonielle Handlungen mochten sich bald, wenn sie Jahr für Jahr zu derselben Jahreszeit wiederkehrten, auch für rein chronometrische Zwecke von besonderem Nutzen erweisen: sie mochten die ersten Grundlinien eines Kalenders abgeben, und dieser Kalender konnte mit der Zeit, statt eines religiösen, einen rein bürgerlichen Charakter annehmen. Aber trotz alledem wäre es falsch, wollte man sagen, die Priester hätten sich diese jährlichen Feste zu dem bestimmten Zwecke der Einrichtung eines bürgerlichen

* Vgl. dazu die interessanten Untersuchungen von Carus Sterne in seinem Werke: Tuisko-Land, der arischen Stämme und Götter Urheimath. Erläuterungen zum Sagenschatz der Veden, Edda, Ilias und Odyssee, Glogau 1891, besonders S. 218 ff.

Kalenders ausgedacht. Auch hier gilt, daß das Taugliche oder vielmehr das, was Sinn und Vernunft hat, bestehen bleibt, aber es folgt nicht daraus, daß diese Tauglichkeit vorhergesehen und beabsichtigt, und die Vernünftigkeit, selbst wenn sie vorhanden war, auch stets eingesehen und bemerkt wurde." (S. 505.) Als ein passendes Beispiel für die innige Verknüpfung religiöser und physikalischer Vorstellungen wird dann der bekannte Mythus von Istar und Thammuz angeführt, der von Babylon bis nach Aegypten, Cypern und Griechenland sich verbreitete und seine letzte Zuflucht in der Sage von Adonis und Aphrodite fand. Auch hier ist das eigentliche Grundthema das Verhältniß der befruchtenden Sonne zur sprossenden Erde nach den verschiedensten Seiten variirt, vor allem in dem tragischen Ausklang von der allmählichen Ohnmacht und schließlichen Vernichtung der anfänglich so machtvollen Sonnenstrahlen, ein Vorgang, der bekanntlich in der ausschweifendsten, orgiastischen Trauer beklagt und bejammert wurde. Deutlich lassen sich die verschiedenen Phasen des Sonnenlaufes nach der griechischen Version der Sage in der Geburt, der glücklichen Jugend, dem frühzeitigen Tode und der Wiedererweckung des Adonis wiedererkennen, sowie in der bedeutungsvollen Thatsache, daß er die eine Hälfte des Jahres mit der Göttin des Todes und die andere ausschließlich mit der Göttin der Liebe zubrachte. Freilich gehen darüber die Ansichten auseinander, ob darin mehr die vernichtende Gluth der Sonnenhitze zu sehen ist, unter der jede grüne Vegetation dahinstirbt (was eben für manche Gegenden des Orients, besonders für kahle, wasserlose Hochplateaus zutreffen dürfte), oder in der That das Eintreten der Winterstürme und damit das Dahinschwinden des Pflanzenwuchses und der lebendigen Natur überhaupt. Für Max Müller ist aus begreiflichen Gründen Indien dasjenige Land, in welchem sich ganz besonders anschaulich die Entwickelung von Sitten und Gebräuchen aus

ursprünglich religiösen Motiven studiren läßt, jedenfalls ist insofern das Studium dieses Materials ungemein erleichtert, als die Forscher, nicht wie anderwärts, mühsam den Stoff zusammenzutragen und dann erst kritisch zu richten haben, sondern diese Vorarbeit schon von den verschiedensten brahmanischen Priesterfamilien übernommen ist. Daß gerade um deswillen eine sorgfältige Scheidung des nur durch einzelne Theologen festgesetzten Ritus und Ceremoniells und des ursprünglichen, allgemeinen, volksthümlichen Herkommens und Gebrauches von nöthen ist, versteht sich von selbst.

Die vierte Quelle endlich für die vergleichende religionswissenschaftliche Betrachtung ist das Studium der heiligen Bücher. Als unser berühmte Sanskritforscher in den siebziger Jahren die erfolgreiche Anregung zur Uebersetzung von sämtlichen heiligen Büchern des Ostens gab, entstand sofort die Streitfrage, was man unter jenem Ausdrucke zu verstehen habe. Legte man den gewöhnlichen Maßstab der Offenbarung an, so mußten manche der wichtigsten Dokumente, welche auf diese übernatürliche Sanktionirung von vornherein verzichten, z. B. die heiligen Bücher der Buddhisten oder des Konfucius, von der beabsichtigten Sammlung ausgeschlossen werden, was im Interesse des ganzen Unternehmens natürlich sehr zu beklagen gewesen wäre. Man verständigte sich also in der Kommission dahin, als heilige Bücher alle diejenigen anzusehen, welche formell von Religionsgemeinden als höchste Autorität in Religionssachen anerkannt und eine Art kanonische Gültigkeit erhalten hatten, auf die man sich zur Entscheidung irgend welcher streitiger Punkte in Sachen des Glaubens, der Moral und des Ceremoniells berufen konnte. Deshalb wurden z. B. die homerischen Gedichte ebensowenig aufgenommen, wie die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis oder Dantes göttliche Komödie. Asien ist die Geburtsstätte dieser kostbaren Schriften gewesen, und

speziell die fünf Länder Indien, Persien, China, Palästina und Arabien. Indien, die Heimath allein von vier Religionen, nimmt in diesem Kreise unzweifelhaft die erste Stelle ein, zunächst durch die in verschiedene Rezensionen zerfallenden Veden, dieser ältesten Urkunde von dem Glauben unserer indogermanischen Vorfahren. Die wichtigste Gruppe ist der die ältesten religiösen Gesänge enthaltende Rigveda-samhitâ, während andere Abtheilungen z. B. nur liturgische Vorschriften geben. Dieser vedischen Religion, die jedenfalls von 1500 (wenn nicht schon früher) bis 500 v. Chr. geherrscht zu haben scheint, trat als kräftige Reaktion, besonders gegen die herrschsüchtige Priesterkaste, der Buddhismus gegenüber, der sich in drei Sekten spaltet, den südlichen, den nördlichen Buddhismus und drittens in den Gainismus. Als Stifter dieses bekanntlich die größte Anhängerzahl umfassenden Bekenntnisses, das von den tiefsinnigsten philosophischen Gedanken bis zu dem blödesten Schamanismus und Götzendienst die ganze Stufenleiter religiöser Gefühle und Empfindungen in sich vereinigt und an festgefügter sozialer Organisation unbedenklich mit unserer abendländischen katholischen Kirche wetteifern darf, gilt meist der Fürstensohn Gautama, der um das Jahr 500 vor Chr. lebte und in plötzlicher Verwandlung und innerer Umkehr die Pracht des irdischen Lebens von sich warf, um als Bettler die Welt oder wenigstens ungezählte Millionen zu erobern. In der That aber verhält sich die Sache nach der Darstellung unseres Forschers so: „Es ist eine bedeutsame Beobachtung, daß der Stifter des südlichen Buddhismus und der Begründer des Gainismus beide der zweiten Kaste, der Aristokratie oder dem Adel angehörten, nicht der Priesterkaste der Brahmanen, die bis dahin sich des ausschließlichen Privilegs erfreut hatten, die Religion zu lehren und die Opferhandlungen zu verrichten. Stifter des Buddhismus war ein Prinz oder jedenfalls ein Adliger, der um 500

vor Chr. lebte; und ebenso verhielt es sich mit seinem Zeitgenossen Mahâvîra, dem Sohne des Siddhartha von Kundagrâma, dem Stifter des Gainismus. In dem Kanon der Buddhisten wird er unter dem Namen Nigantha Nâta-putta, d. h. der Nirgrantha von dem Gnâtrika-Stamme erwähnt. Buddha bedeutet der Erweckte oder Erleuchtete, Gina der Eroberer, ein Name, der auch von Buddha gebraucht wird. Ihre Systeme haben vieles miteinander gemein, werden aber sowohl in der Glaubens-, wie in der Sittenlehre auseinandergehalten. Die Anhänger Ginas zählen gegenwärtig nur eine halbe Million, diejenigen Buddhas, welche die südlichen Buddhisten genannt werden können, werden auf ungefähr 29 Millionen geschätzt. Den Namen des Stifters des nördlichen Buddhismus kennen wir nicht; wir werden wahrscheinlich nicht fehlgehen, wenn wir in diesem Zweige des Buddhismus eine Verbindung buddhistischer Lehren, wie sie damals im nördlichen Indien vorherrschten, mit religiösen und philosophischen Ideen sehen, wie sie zu Anfang der christlichen Zeitrechnung durch die turanischen Eroberer, die indoskythischen Stämme ins Land gebracht wurden. Die Anzahl dieser nördlichen Buddhisten wird auf 470 Millionen geschätzt." (S. 523.) Namentlich seitdem Schopenhauer die Aufmerksamkeit der gebildeten Kreise auf die Ethik und Erkenntnißlehre Buddhas gelenkt hat, ist das Interesse an dieser höchst eigenartigen Weltanschauung im Abendlande nicht wieder erloschen; Sprachforscher, Ethnologen und nicht zum wenigsten Philosophen wetteifern miteinander in der Enträthselung der verschlungenen Probleme, welche jene reiche Fundgrube der subtilsten metaphysischen Dialektik und zugleich der schwärmerischesten Mystik und konsequentesten Asketik unserem Scharfsinne und unserer Wißbegierde stellt; ist doch der ganze moderne Pessimismus ein modischer Aufputz der alten buddhistischen Lehre vom Nirvana. Daß der Buddhismus für die centralasiatischen

Steppenvölker eine nicht zu unterschätzende kulturelle Bedeutung gewonnen hat, mag uns auch der ganze Gottesdienst sehr roh und äußerlich vorkommen, ist zu bekannt, um hier weiter besprochen zu werden. Persien hat uns sodann mit dem Zendavesta beschenkt, der Lehre des Zoroaster, die abgesehen von dem versprengten Häuflein der Bekenner bei Baku und der kleinen Gemeinde in Bombay schon zu den litterarischen Schätzen einer vergangenen Zeit gehört. Im Uebrigen hängen die ältesten Gesänge, die Gâthas, auf das engste mit unserer arischen Vorzeit zusammen, so daß diese und z. B. die Hymnen des Rigveda Produkte desselben intellektuellen Bodens sind, wie Max Müller sich ausdrückt. Aus China besitzen wir die nüchternen Morallehren des weisen Gesetzgebers Konfucius und die tiefsinnigen, spekulativ und mystisch durchtränkten Anschauungen des Lao-tse im Tao-teh-king (Tâo bedeutet Urvernunft), zweier Zeitgenossen, die zwischen 600 und 500 vor Chr. lebten. Es erübrigt dann noch Palästina als Geburtsland des Judenthums, Christenthums und eigentlich auch des Islams, obschon rein geographisch natürlich seine Entstehung in Arabien zu suchen ist, so daß sich im ganzen acht Religionen ergeben: 1. die vedische, sowohl die altvedische, wie die jüngere, 2. der Buddhismus (der nördliche, der südliche und der Gainismus), 3. die Zoroasterlehre des Avesta, 4. die Lehre des Konfucius, 5. der Taoismus, 6. das Judenthum, 7. das Christenthum, 8. der Islam.

Wenn wir somit den Bestand der großen Weltreligionen überblicken, die mehr oder minder epochemachend in die Geschicke der Völker eingegriffen haben, so ist andererseits nicht die heikle Frage nach dem Stifter dieser Religionsideen zu umgehen; schwerlich wird ein nüchterner Kopf noch heutigestags das Dogma einer übernatürlichen Inspiration oder Offenbarung vertreten wollen, allein es handelt sich im weiteren Sinne darum, überhaupt das Verhältniß jener angeblichen Schöpfer zu ihren

Werken kritisch zu erfassen. Auch auf die Forderung, alle die vielfachen Erzählungen über die wundersame Geburt und Jugend dieser Verkünder einer neuen Lehre noch heutzutage als authentisch anzusehen, wird schwerlich sich Jemand unter uns einlassen, der Bericht über Lao-tse übertrifft übrigens alles, was in dieser Beziehung bislang geleistet ist. Von ihm wird nämlich erzählt, er sei bei seiner Geburt schon 70 Jahre alt gewesen. Aber vor allem ist die Thatsache beachtenswerth, auf die Müller die Aufmerksamkeit lenkt, daß die Abfassung der großen heiligen Bücher des Ostens in keinem Falle den Religionsstiftern selbst zugeschrieben wird, daß diese vielmehr nur für das Werk ihrer Anhänger und Schüler gelten. Dieser Beweis läßt sich an jedem einzelnen der angeführten Dokumente erbringen, am augenscheinlichsten an dem kolossalen Umfange des buddhistischen Kanons, der aus 275 000 Zeilen besteht, jede Zeile zu 32 Silben berechnet, und der Kommentar dazu aus 361 550 solcher Zeilen. Eine Kopie davon wurde auf 4500 Blätter geschrieben. Eine siamesische Uebersetzung beläuft sich auf 3683 Bände. Die tibetanische Uebersetzung, Kanjur und Tanjur genannt, besteht aus 325 Bänden, von denen jeder in der Pekinger Ausgabe 4—5 Pfund wiegt. (S. 53 ff.). Es leuchtet von selbst ein, daß eine so ungeheure Sammlung unmöglich von ein und derselben Person abgefaßt, ja nicht einmal angeregt und überwacht sein kann. Dasselbe gilt mutatis mutandis von allen Religionsstiftern, die überhaupt nicht, wie man sich noch immer gern vorstellt, absolut Neues geschaffen, sondern nur dem weit verbreiteten Bedürfniß, dem innersten Sehnen und Fühlen ihrer Zeitgenossen den entsprechenden konkreten Ausdruck verliehen haben. Nur durch diesen häufig übersehenen, aber in der That ungemein wichtigen organischen Zusammenhang ihrer eigenen individuellen Persönlichkeit mit den allgemeinen Strömungen und Idealen des geistigen Lebens in ihrer Zeit läßt sich die

verhältnißmäßig schnelle anfängliche Verbreitung ihrer Lehren und Anschauungen psychologisch begreifen, gegen welche die späteren Stockungen und plötzlichen Umschläge um so greller abstechen.

Nachdem Müller so sein wissenschaftliches Programm in großen Umrissen entworfen, hat er sich in staunenswerther Rüstigkeit daran gemacht, das formale Schema mit konkretem Inhalt zu erfüllen und uns eine Entwickelungsgeschichte der natürlichen Religion zu geben nach jenen drei Perspektiven, die wir in einem anderen Zusammenhange schon erwähnten, die Offenbarung des Unendlichen in der Natur, im Menschen und schließlich im Selbst. Der erste Theil liegt unter dem Titel „Physicalische Religion" * schon fertig vor uns, und es mag deshalb gestattet sein, auch aus diesem Werke einige Auszüge zu entnehmen. Er bestimmt seine Aufgabe mit folgendem Ausblick: „Wir werden in jenem Kursus die zahlreichen von den Naturerscheinungen abgeleiteten Namen zu betrachten haben, mittelst welchen die alten Erdenbewohner, was jenseits des Schleiers der Natur liegt, festzuhalten und zu begreifen suchten. Wir werden es mit den sogen. Göttern des Himmels, der Erde, der Luft, des Sturmes und des Blitzes, der Flüsse und der Berge zu thun haben. Meine Hauptaufgabe wird dabei sein, zu zeigen, wie der Gott des Himmels oder in einigen Ländern der Gott des Sturmwindes nach und nach zum höchsten Gott wurde, wie es dann allmählich in den Geistern seiner erleuchteteren Verehrer seiner physikalischen oder mythologischen Attribute, wie wir er nennen können, entkleidet wird. War die Anschauung einmal aufgekommen, daß von den Göttern oder wenigstens von dem Vater der Götter und Menschen nichts Unwürdiges je geglaubt werden sollte, so wurde dieser Prozeß der Attribut-

* The Gifford Lectures delivered before the University of Glasgow in 1890, London 1891.

entkleidung noch mehr beschleunigt, und es blieb schließlich nur der Begriff eines höchsten Wesens übrig, das zwar vielleicht immer noch mit seinen alten und oft nicht weiter mehr verständlichen Namen benannt wurde, aber in Wirklichkeit das höchste Ideal des Unendlichen als Vater, Schöpfer und liebevoller Erhalter und Regierer der ganzen Welt darstellte. Was wir selbst unseren Glauben an Gott den Vater nennen, ist das letzte Resultat dieser unaufhaltsamen Entwickelung des menschlichen Denkens.“ (Natürliche Religion, S. 553). In diesem Sinne hat unser Gewährsmann in seinem letzten Werke eine Entwickelungsgeschichte des Feuers bei den Indern, wie er es selbst nennt, eine Biographie geliefert, von den ersten, rein äußeren Beziehungen an (als Sonne und Feuer auf Erden) bis zu den höchsten und feinsten philosophischen Abstraktionen hin, wo Agni als Schöpfer, Lenker und Richter der Welt gefaßt wird. Derselbe mythologische Prozeß wird nun auch in anderen Religionssystemen untersucht, so vor allem im Parsismus, dieser so besonders dualistischen Weltanschauung, oder bei den Aegyptern; andererseits unterstehen auch die übrigen mythologischen Schöpfungen derselben genetisch-psychologischen Perspektive, die sich auf allen Stufen des religiösen Empfindens trotz aller rassenhafter Unterschiede als die gleichartige erweist. Damit eröffnet sich für uns auch der Einblick in die gesetzmäßige Entwickelung der für diesen ganzen Horizont so maßgebenden Gegensätze des Natürlichen und Unnatürlichen oder, besser gesagt, Uebernatürlichen; für die primitive, naive Auffassung verläuft nämlich nichts nach der mechanischen Ordnung, unter der wir die Dinge zu betrachten pflegen, vielmehr ist die Umgebung des Menschen der weite Tummelplatz aller möglichen Geister und Dämonen. Die Natur ist in dieser Beziehung, wie Max Müller sehr richtig bemerkt, die größte Ueberraschung, ein Schreckbild, ein stehendes Wunder, und nur vermöge einer sehr langwierigen und schwierigen logischen

Arbeit haben wir es dahin gebracht, das Uebernatürliche als das organische Entwickelungsprodukt der animistischen Betrachtung zu erklären, in der sich dem Naturmenschen die äußere Welt abspiegelt. Für unseren Gelehrten aber ist die Anknüpfung dieses ganzen Vorganges an die ursprüngliche Thätigkeit unseres sprachschöpferischen Instinktes von besonderem Interesse; sein zusammenfassendes Resumé lautet daher so: „Das einzig neue Licht, welches auf diese theogonischen Prozesse gefallen ist, ist, daß wir nun einsehen, daß das, was wir bisher als bloße Thatsachen betrachtet haben, in der That die nothwendigen Ergebnisse unserer geistigen Anlage sind. Wir wissen nun, daß, wie das Feuer und der Sturmwind, auch der Himmel und die Sonne nur durch Ausdrücke benannt werden konnten, die eine Bewegung bezeichneten. Ob wir dies eine Nothwendigkeit der Sprache oder des Denkens nennen, jedenfalls ist es eine Nothwendigkeit, der wir nicht entrinnen können. Sobald diese himmlischen Erscheinungen zu Gegenständen der frühesten Beobachtung wurden, wurden sie nach ihren mannigfaltigen Aeußerungen beschrieben, besonders nach denjenigen, welche das Leben und die Thaten der Menschen beeinflußten. Später indessen wurden diese verschiedenen Aeußerungen als ewige aufgefaßt, und der Träger derselben, indem er mehr und mehr seiner äußerlichen Züge entkleidet wurde, galt als etwas Selbständiges, jenseits der beschränkten menschlichen Erkenntniß, und schließlich als etwas Uebernatürliches und Unendliches. Dies führte ganz naturgemäß zu den zwei Phasen des Henotheismus und Polytheismus und durch eine noch stärkere Abstraktion zum Monotheismus, d. h. zur Erkenntniß eines Urhebers, eines Vaters und Gottes." (Physikalische Religion, S. 327.)

Es würde überflüssig sein, an dieser Stelle auf den weitreichenden Werth solcher vergleichenden religionswissenschaftlichen Untersuchungen weitläufig einzugehen; nur zwei kurze Bemerkungen

mögen verstattet sein. Der eine, zunächst in die Augen springende Vortheil ist der intellektuelle, daß wir erst unter dieser Perspektive die Geschichte des religiösen Bewußtseins verstehen und würdigen lernen können und damit den richtigen Standpunkt der Beurtheilung uns erobern, der sich gleich weit entfernt hält von dem intoleranten, offenbarungsgläubigen, erfahrungsfeindlichen Dogmatismus, der in aller Religion nur eine unglaubliche Verirrung und Schwäche der menschlichen Geister sehen will. Der zweite Gewinn liegt aber auf der ethischen Seite und ist nicht minder werthvoll; nur durch diese psychologische Zergliederung der einzelnen Elemente der religiösen Vorstellungen und durch ihre Rückführung auf die sinnlichen Wahrnehmungen und physikalischen Beobachtungen können wir, wie schon eben angedeutet, die einzig zutreffende praktische Stellung gewinnen, die echte Toleranz und Nachsicht, die gerade auf diesem Gebiete so unentbehrlich ist. Ja diese Rücksicht vermag uns, wie Müller mit Recht hinzufügt, zu dem Gedanken bringen, auch unser religiöses Bekenntniß, so vollendet es immerhin anderen gegenüber sein mag, nur als eins der vielen zu betrachten, die in größerer oder geringerer Entfernung sich um die centrale Wahrheit bewegen. Den Zusammenhang unseres Glaubens mit der Sittlichkeit endlich, die schwierige Frage nach dem allgemein gültigen Gehalt der Religion, abgesehen von allen zeitlichen Schlacken und Zusätzen, und ihre Beziehung zu den letzten Räthseln alles Wissens und Denkens, alles dies kann erst einigermaßen der kritischen, wissenschaftlichen Entscheidung nahegebracht werden, wenn die exakte religionswissenschaftliche Arbeit einer möglichst umfassenden Vergleichung vorhergegangen ist. Anderenfalls verfallen wir wieder dem alten Verhängniß, das sich schon einmal so bitter an den kühnen Phantasiebildern einer vorschnellen, erfahrungsfeindlichen religionsphilosophischen Spekulation gerächt hat.

Bislang haben wir, schon allein um dem Leser einen möglichst ungeschwächten Eindruck zu verschaffen, absichtlich mit jedem persönlichen Urtheil zurückgehalten; doch würden wir nicht gern die Meinung aufkommen lassen, daß wir nun alle Ausführungen des berühmten Sanskritforschers, ja seinen prinzipiellen Standpunkt nach allen Seiten hin zu vertreten geneigt wären. So wenig es sich an dieser Stelle um eine eingehende Kritik handeln kann, so sehr halten wir uns doch für verpflichtet, diese Bedenken und Abweichungen in aller Kürze zu konstatiren. Zunächst richtet sich das gegen die Ueberschätzung der ausschlaggebenden Bedeutung der Sprache, ein Moment freilich, das bei Max Müller sehr begreiflich und verzeihlich erscheint. Allein wie wenig die Sprache allein einen unmittelbaren Schluß auf die Höhe geistiger Entwickelung überhaupt gestattet, das erhellt schon aus der bloßen Erwägung, daß ein so intelligentes Volk wie die Chinesen sich bekanntlich mit einem sehr ungelenken Idiom behelfen, während die fast auf der untersten Stufe des Naturzustandes sich befindlichen Buschmänner Südafrikas eine sehr fein gegliederte Sprache besitzen. Sodann ist Müller nur allzusehr geneigt, die ja freilich schwer zugänglichen prähistorischen Zustände in einem rosigen, idealen Lichte zu sehen, mit den sich die thatsächlichen Beobachtungen und Analogien der Völkerkunde nicht recht in Einklang bringen lassen. Dazu kommt, daß er ohne weiteres die Gesittung und das soziale Leben, wie es uns in den Veden entgegentritt, für den ältesten Ansatzpunkt der menschlichen Entwickelung überhaupt nimmt, ein doch offenbar sehr strittiges Problem, das erst des sorgfältigsten Beweises bedürfte. Endlich hängt damit die Unterschätzung zusammen, die er den Resultaten der modernen Ethnologie zu theil werden läßt. Mag man über einzelne Fragen in dieser Wissenschaft zur Zeit noch zu keinem festen Abschluß gekommen sein und vielleicht aus Mangel an kritischem Material überhaupt nicht

kommen können, soviel ist allem Zweifel entrückt, daß die Anfänge des menschlichen Geschlechtes nicht mehr in der freundlichen Idylle der patriarchalischen Organisation gesucht werden können, mit der wir bisher, wie mit einer lichten Morgenröthe den Horizont verklärt haben. Aus der Nacht und Finsterniß einer unsäglichen Barbarei vielmehr führt erst die Bahn des durch mancherlei empfindliche Rückfälle unterbrochenen Fortschrittes zur späteren Kultur empor. Deshalb ist es auch unrichtig, den Fetischismus, wie Müller immer will, nur als lokale Entartung und Zersetzung zu betrachten, während er gerade umgekehrt im gewissen Sinne der universale Ausgangspunkt der religiösen Entwickelung überhaupt gewesen ist. Ja, er bezeichnet so sehr einen hervorragenden Faktor des religiösen Bewußtseins, daß er noch heutzutage, selbst in dem hochgepriesenen Christenthum für ein kundiges Auge überall als rudimentäre Schicht anzutreffen ist; in diesem Sinne hat der uralte Animismus durchaus noch nicht, wie eine gewisse vertrauensselige Richtung der modernen Naturwissenschaft sich und anderen gern einreden möchte, ausgelebt. Für das Studium aber der indogermanischen Mythologie und Religion möchte schwerlich ein kundigerer und gewissenhafterer Führer zu finden sein, als unser gefeierter Landsmann, und schon deshalb allein können wir seine Schriften nur auf das Dringendste der Beachtung empfehlen.

Religionswissenschaftliche Werke von Max Müller
(abgesehen von den eigentlich sprachwissenschaftlichen Untersuchungen).

1. Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, Straßburg 1874.
2. Vorlesungen über den Ursprung und die Entwickelung der Religion, mit besonderer Rücksicht auf die Religionen des alten Indiens, Straßburg 1880.
3. Natürliche Religion, Leipzig 1890.
4. Physikalische Religion, London 1891.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

DER POLITISCHE VERBRECHER UND DIE REVOLUTIONEN

in anthropologischer, juristischer und staatswissenschaftlicher Beziehung

von

C. Lombroso und **R. Laschi.**

Unter Mitwirkung der Verfasser deutsch herausgegeben von

Dr. med. H. Kurella.

Mit 9 Tafeln und 20 Figuren.

2 Bände. Preis geheftet *M.* 16.—.

In Halbfranz geb. *M.* 18.—.

Gegenüber dem überaus reichen und vielgestaltigen Material, welches in der vorliegenden Untersuchung nach den im Titel bezeichneten Richtungen verarbeitet ist, wird es ungemein schwer, in wenigen Zeilen die Entwickelung der komplicirten Materie und die Ergebnisse der Untersuchung zu formuliren. Die Verf. zerlegen den Stoff in zwei Theile: Anthropologie und Sociologie des politischen Verbrechens und der Revolutionen — Jurisprudenz; ökonomische, sociale und politische Prophylaxe des politischen Verbrechens. Ausgangspunkt der Untersuchung des politischen Verbrechens im Sinne der Anthropologie ist die vis inertiae in der physischen und moralischen Welt, der Misonëismus, die Scheu vor dem Neuen, die sich ganz besonders in den ethischen Verhältnissen bekundet und geradezu als ein physiologisches Grundphänomen zu bezeichnen sei. — — — Viele der bekannten Tagesfragen erscheinen in eigenartiger Beleuchtung und fesseln das Interesse des Lesers, wenn er sich auch vielfach ablehnend verhalten wird. — Das Verständniss des Werkes ist durch zahlreiche Diagramme und Tabellen wesentlich erleichtert.

(E. Ullmann im Centralblatt für Rechtswissenschaft 11. 6. 1892.)

Die Lektüre, ja das Studium des Buches ist nicht allein Ärzten und Juristen, sondern allen Gebildeten zu empfehlen; es bietet eine ganze Fülle der schönsten Anregungen; es ist eines von den Büchern, mit denen man nicht fertig ist, wenn man es zu Ende gelesen hat.

(Intern. klin. Rundschau 12. 6. 1892.)

Das Buch verdient weiterhin bekannt zu werden. — — Die Abschnitte des Buches geben für jeden Leser eine lebhafte Anregung zu mannigfaltigen Gedanken ab; kaum einer wird es daher ohne Interesse lesen, noch ohne Nutzen aus der Hand legen.

(Wiener klinische Wochenschrift No. 1. 1893.)

DER VERBRECHER

in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung.

Von

Professor **Cesare Lombroso**

in Turin.

In deutscher Bearbeitung von Dr. med. **O. Fränkel,** Sanitätsrath.

Mit Vorwort von Professor Dr. jur. von Kirchenheim

Erster Band:

Preis geh. *M.* 15.—; geb. *M.* 17.50.

Zweiter Band:

Preis geh. *M.* 12.—; geb. *M.* 14.50.

Lombrosos Lehren sollten von Aerzten, Juristen und Menschenfreunden, welcher Schule und Partei sie immer angehören mögen, aufs Ernsteste studirt werden.

(Wiener Medicin. Wochenschrift Nr. 10. 1892.)

Auch wer nicht auf dem Standpunkte des Verfassers steht, wird dessen Werk mit grossem Interesse und Nutzen lesen und die ausserordentliche Belesenheit, Gelehrsamkeit, sowie den weiten Blick des Verfassers bewundern.

(Centralblatt für die juristische Praxis.)

Alle Aerzte, besonders aber Gerichts- und Irrenärzte werden in dem Buche Anregung und Belehrung finden. (Möbius in Schmidts Jahrbüchern der Medicin.)

Das Werk scheint einer weiteren Verbreitung in Deutschland sicher zu sein.

(Gerichtssaal.)

Die Anschaffung des hochinteressanten Buches darf allen Kriminalisten empfohlen sein.

(Neue Preuss. (+) Zeitung.)

Die
Vergleichende Religionswissenschaft.

Von

Dr. Th. Achelis
in Bremen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

5924

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Achte Serie
(Heft 169—192 umfassend).

Heft 183.

Herder und das Weimarische Gymnasium.

Von
Dr. Otto Francke
in Weimar.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung, der auch die vorliegende Arbeit angehört, besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung" erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Anna Amalia,
Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach,
die Begründerin des Weimarischen Musenhofes.

— Von **Dr. Paul Weizsäcker.** — ✲ Preis Mk. 1.—.

Das Rolandslied.

Ein altfranzösisches Epos.
Uebersetzt von
E. Müller.

1891. 162 S. 8°. Geheftet 3 Mk.

Urtheile der Presse:

E. Müllers Uebersetzung zeichnet sich durch fließende Sprache und poetischen Schwung aus. Vor der allgemein bekannten und beliebten Verdeutschung von W. Hertz hat sie größere Vollständigkeit und Verständlichkeit voraus. (Breslauer Zeitung 27. 5. 91.)

E. Müller hat durch eine üppig blühende Sprache eine Uebertragung zu stande gebracht, welche die Lektüre dieses alten Epos zu einer fesselnden macht. (Deutsche Zeitung, Wien 7. 7. 91.)

Der Ton des alten Volksepos ist so gut getroffen, daß die Müllersche Arbeit die allgemeinste Beachtung verdient und namentlich auch für Schülerbibliotheken erworben werden sollte. (Schlesische Zeitung 16. 7. 91.)

An schönen, zwanglosen, angenehm zu lesenden Endreimen in edler Sprache ist hier der Stoff geboten, und wir bezweifeln keinen Augenblick, daß die Uebersetzung dem vortrefflichen Gedicht wieder neue Freunde zuführen wird, und wünschen dem hübsch ausgestatteten Buche die weiteste Verbreitung. (Magazin für Pädagogik.)

Es ist ein Verdienst unseres Verfassers, daß er mit seiner trefflichen Uebersetzung, welche den schlichten Ton festhält, ohne Beigabe geziert archäistischer Wendungen, den Schatz unserer deutschen Uebersetzungslitteratur um ein in der That werthvolles Kleinod vermehrt hat. (Westermanns Monatshefte, Okt. 1891.)

Die Uebersetzung liest sich glatt und klar. (Vossische Zeitung 25. 9. 91.)

Wir empfehlen das Rolandslied allen Freunden epischer Poesie aufs wärmste. Auch für die Privatlektüre der oberen Klassen in höheren Knabenschulen scheint uns dasselbe vortrefflich geeignet. (Pädagog. Zeitung 26. 11. 91.)

Herder
und das Weimarische Gymnasium.

Vortrag
im Volksbildungsverein zu Weimar am 12. Februar 1892.

Von

Dr. Otto Francke
in Weimar.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1893.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Das vor wenig Jahren öfters gehörte Wort, der Schulmeister habe die Schlachten bei Königgrätz und Sedan geschlagen, scheint heute fast ganz außer Kurs gekommen zu sein; die Würdigung der Lehrergebnisse unserer Schulen in Stadt und Land wenigstens ist vielfach einem anderen Maßstabe anheimgefallen. Das Interesse zwar für den Bestand und die von anderer Seite erhofften Wandlungen unserer höheren Schulen ist ein augenblicklich, wie vielleicht nie zuvor, in allen Schichten unseres Volkes äußerst lebendiges; ja zwei bewußte Heerlager mit sich zum Theil schroff gegenüberstehenden Massen haben sich gebildet; zur Auflösung der Disharmonien wurde im vergangenen Jahre die vielversprechende und noch mehr besprochene Berliner Konferenz berufen, deren Ergebnisse in einem dickleibigen, von deutscher Gründlichkeit und Geduld, nicht immer Duldsamkeit zeugenden Bande niedergelegt sind. Allen natürlich konnte es nicht recht gemacht werden, und da sind denn in deutschen Landen in nicht geringer Anzahl allerlei wohlmeinende Rathgeber aufgestanden, die, was sie, in bester Absicht vielleicht, aber auch im guten Glauben an eigene Unfehlbarkeit sich in den Kopf gesetzt, zur Klärung der Frage aller Welt verkündigten. Sie reden da mehrfach von verändertem Zeitgeist und freuen sich, wie sie's am Ende gar herrlich weit gebracht, ohne sich auf die

Möglichkeit zu besinnen, daß am Ende auch hier Ben Akibas wohlbekannter und noch zu Recht bestehender Spruch vor einer gewissen Schnellfertigkeit mit dem Worte warnen sollte.

Bei den lautesten Vorkämpfern im Streite wird der ruhig denkende Beurtheiler den bei der Behandlung der so lebhaft ventilirten Fragen unbedingt nothwendigen historischen Sinn vermissen. Sollte es denn nicht der Mühe werth sein, sich zu vergegenwärtigen, was vor uns dieser oder jene weise Mann gedacht? Unter den für alle Zeiten grundlegenden, aber merkwürdigerweise von maßgebender Seite nicht im entferntesten berücksichtigten großen Geistern einer früheren Zeit steht Gottfried Herder obenan.

Wenn es wahr ist, daß den Dichtern bis zu einem gewissen Grade die Gabe der Vorahnung und Weissagung verliehen ward, so gilt das in besonderem Maße von Herder insofern, als er in seinen der Bildung unseres Volkes dienenden Schriften zwar nicht die heutzutage bestehende Gärung in Sachen der höheren Schulen vorausverkündet hat, dagegen — was viel mehr ist — die brennenden Fragen unserer Zeit in einem der seinigen entsprechenden Umfange mit einer unendlichen Fülle von Gedanken geradezu vorweggenommen hat.

Auf die Bedeutung dieses Mannes für die Pädagogik und nsbesondere seines Einflusses auf die Entwickelung der Weimarschen Gymnasiums die Aufmerksamkeit zu lenken, möge mir heute vergönnt sein.

Schon frühzeitig, in der Schullehrerei aufgewachsen, hatte er bereits 1762 als Student in Königsberg am Friedericianum Unterricht ertheilt; später hatte er als Lehrer an der Domschule zu Riga mit Auszeichnung seines Amtes gewaltet; einen Ruf als Schulinspektor nach Petersburg lehnte er ab; nach mehrjähriger erfolgreicher Thätigkeit verließ er jedoch, geliebt von der Stadtgemeinde, angebetet von seinen Freunden, der Günstling

des Gouverneurs und der Ritterschaft, die zweite Heimath auf baltischem Boden, um die Mahnung seines Genius zu erfüllen, der ihm unwiderstehlich zurief: „Nutze deine Jahre und blicke in die Welt!" Es drängte ihn, andere Länder kennen zu lernen, und nun entwarf der fünfundzwanzigjährige Jüngling auf seiner Fahrt über Kopenhagen nach Nantes den Plan zu einer später in Riga zu gründenden Erziehungsanstalt.

Mit der ganzen Gluth seiner edlen Feuerseele ging er an die Arbeit des Reisetagebuches, worin er seine phantastischen, kühnen Umgestaltungsgedanken niederlegte. Im Spätsommer kommt er nach Nantes, das er nach kurzem Aufenthalte mit Paris vertauschte, um sich da in französischer Sprache und Litteratur einzuleben. Hier traf ihn nach anderthalb Monaten die Aufforderung, den Sohn des Fürstbischofs von Eutin als Instruktor und Reiseprediger ins Ausland zu begleiten. Dieser sehr gelegenen Einladung folgte Herder im Jahre 1770; allein mancherlei Mißverhältnisse machten der gemeinsamen Fahrt bald ein Ende. In Straßburg, wo er mit Goethe zusammentraf, erhielt er einen Ruf als Oberprediger und Konsistorialrath nach Bückeburg. Hier richtete Herder bei freilich unzureichenden Mitteln sein Augenmerk auch auf die im tiefen Verfall begriffenen Schulen. Im Mai 1773 führte er seine Braut, Caroline Flachsland, heim, und am 23. Mai 1776 wurde er auf Wielands Anregung und durch Goethes Bemühungen als Oberhofprediger und Generalsuperintendent nach Weimar gerufen.

Ehe wir in diesen Bannkreis treten, müssen wir, um den späteren still schaffenden und umbildenden Reformator recht würdigen zu können, uns einen Einblick verschaffen in die dem Beobachter von damals fast revolutionär erscheinenden Gedanken des stürmenden Drängers. Die wichtigste Urkunde der Bildungsgeschichte Herders ist das genannte Reisetagebuch aus dem Jahre 1769, wo Goethe 20 und Schiller 10 Jahre alt waren,

jenes denkwürdige Vermächtniß, das er am Bord des ihn nach Frankreich führenden Schiffes geschrieben hat. Wer diese Aufzeichnungen das erste Mal liest, dem wird es, wie Haym in seiner feinen Weise bemerkt, zu Muthe sein, wie wenn er eine in den Sturm gehängte Aeolsharfe in ahnungsvollen, ungeordneten, ineinander verschwimmenden Accorden erklingen hörte. Diese Accorde zu sammeln und zu einer harmonisch verständlichen Symphonie zu verweben, würde an dieser Stelle zu weit führen.

Nur einige wenige in losem Zusammenhange herauszugreifen, sei mir gestattet. Mit schwärmerischer Sehnsucht und einer Art von uns ganz unbegreiflicher Selbstanklage seufzt er nach der entschwundenen Jugendzeit zurück. Aufs tiefste beklagt er es, nur ein Tintenfaß von gelehrter Schriftstellerei, nur ein Wörterbuch von Künsten und Wissenschaften, ein Repositorium voll Papier und Bücher zu sein. Was er als Lehrer der Domschule nicht geleistet, das will er ganz gewiß als Leiter der Ritterschule nachholen. Er gedenkt dabei, „den menschlich wilden Emile Rousseaus zum Nationalkinde Livlands zu machen, und das, was der große Montesquieu für den Geist der Gesetze ausdachte, auf den Geist der Nationalerziehung einer friedlichen Provinz zu verwenden".

Der Grundzug der geplanten Anstalt nun, die aus drei auf längeres Verweilen berechneten Klassen bestehen sollte, ist ein durchaus realistischer: das non multa, sed multum wird dabei geradezu auf den Kopf gestellt. Die ersten Kenntnisse aus der Naturgeschichte, aus der Geschichte der Künste, Handwerke, Erfindungen, mathematische Begriffe von Tönen, Farben, Luft, Figuren, Maschinen sollen zuerst beigebracht, Geschichte und Geographie geplündert, von der heiligen Geschichte nur das, was wirklich menschlich ist, gelehrt werden. In der dritten abschließenden Klasse wünscht Herder Statistik, Oekonomie des

Landes, Gesetzgebung u. s. w. vorgetragen; hier soll auch abstrakte Philosophie gelehrt und die Theologie in ein System voll Philosophie eines Reimarus gebracht werden. Diese Schule ist demnach in jedem Sinne Realschule; die Polemik Bacons gegen die hohlen Abstraktionen, die Wort- und Streitweisheit der scholastischen Philosophie scheint aufs Pädagogische übertragen zu sein.

Denn „Sachen statt Worte, lebendige Anschauung statt todter Begriffe": das ist das immer wiederkehrende Stichwort dieses Lehrplans. Was nun den sprachlichen Unterricht angeht, so läßt sich leicht errathen, wie sich der gestalten sollte. Herders erste Forderung ist, daß „die Sprache nicht aus der Grammatik, sondern die Grammatik aus der Sprache gelernt werde"; und die nächste Folge ist, daß die Grundlage dieses Unterrichts die Muttersprache bilde. Erst später aber sollte der deutsche Unterrichte in besonderen Stunden gegeben werden, doch immer in beständiger Beziehung zum Realunterricht. Nach dem Unterricht in der Muttersprache setzt das Französische ein; denn das sei die leichteste und geordnetste, die in Europa gemeinste und unentbehrlichste, endlich die gebildetste Sprache; deshalb müsse sie „nach unserer Welt" selbst der lateinischen vorangehen. „Ich will," setzt Herder hinzu, „daß selbst der Gelehrte besser Französisch als Lateinisch könne!" In einer der untersten Klassen beginnt der Unterricht mit einer „Plapperstunde". Die zweite französische Klasse spricht und schreibt, und es gilt, Geschmack für die Schönheiten und Wendungen der Sprache den Schülern aus den besten Schriftstellern einzuüben. In einer dritten Klasse werden diese Lese- und Stilübungen bis ins Gebiet der Kritik und Philosophie fortgesetzt und nun zugleich die philosophische Grammatik dieser an sich schon philosophischen Sprache studirt.

„Erst hinter der französischen, noch besser auch erst nach der italienischen tritt nun die lateinische Sprache auf; zwar

nicht mit Sprechen, aber doch mit lebendigem Lesen.“ Eine zweite Klasse bildet den Stil an der Lektüre der römischen Historiker und Redner; eine dritte soll noch tiefer in den Genius der Sprache einführen, indem nun auch die Dichter hinzutreten.

Man erkennt in diesen Forderungen unschwer den Schüler Rousseaus, den Fragmentisten Herder, kann es aber mit Rücksicht auf frühere Aeußerungen nicht verstehen, daß er den Anfang des Griechischen erst in die Sekunda verlegen will. Er sei mit sich, so sagt er, über die Behandlung dieser Sprache noch nicht im reinen; doch möchte er hier drei Stufen unterscheiden und neben der Grammatik von Anfang an gleich die Lektüre der Schriftsteller hergehen lassen; diese sind: Herodot, Xenophon, Lucian und Homer.

Ueberblickt man nun aber das Ganze — so wird man den Kopf schütteln und sich fragen: wie war es möglich, daß der hochfliegende, an der Hand der Griechen und Römer und durchs Studium der Geschichte genährte Idealismus dieses Mannes einem Realismus Platz machte, zu dessen Verwirklichung ihm bei seiner eigenen Bildung die Vorbedingungen sämtlich fehlten, ja daß er gelegentlich von seinen hohen Zielen zu äußerlichstem Utilitarismus herabsank, zu Klugheitsrücksichten, zu Anbequemungen an das, was solch eine Schule dem livländischen Adel empfehlen könnte. Den Schlüssel zur Lösung dieses Räthsels finden wir, wenn wir uns in des herrlichen Mannes Seele versetzen.

Es lagen darin der ideale Drang nach Verbesserung der Welt, gerade wie in der des jugendlichen Schiller, und andererseits die Erkenntniß aller Mängel, die seiner eigenen Jugendbildung anhafteten. Ohne Unterlaß hören wir Herder die Klage wiederholen, wie er in Naturwissenschaften verabsäumt, wie er Latein und Französisch gelernt habe, und wie ihm selbst noch so viel zu einer anschaulichen Erkenntniß der Alten fehle.

So krystallisirt sich eben in diesem Schulplan weiter nichts, als sein eigenes Bildungsideal, wie es sich ihm in dieser Zeit jugendlich schwärmerischer Gärung und des Mißbehagens an den letzten Beschäftigungen vor Augen stellt.

Das phantastische Lehrgebäude Herders war — das darf man ja nicht übersehen — zugleich eine urgesunde Reaktion, wie sie nach physikalischen Gesetzen in gewissen Zwischenräumen auch im Haushalte der Natur aufzutreten pflegt, die Reaktion gegen eine einseitige Bildungsrichtung, jene Richtung, die so köstlich von Rabener in einer seiner Satiren gegeißelt wird, in dem „Schreiben von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wissenschaften auf niederen Schulen". Ein paar bezeichnende Stellen aus diesem Briefe seien hier angeführt:

„Ich habe mich sechs Jahre lang in einer Schule aufgehalten, welche vor anderen Schulen einen Vorzug und zugleich den billigen Ruhm hat, daß viele große und gelehrte Männer den Grund ihres Glückes darin gelegt haben. .... Es wird uns Gelegenheit gegeben, die ältere und neuere Geschichte zu erlernen. Man lehrte uns die Geographie und andere davon abhängige Wissenschaften. Man bemühte sich, uns einen kleinen Vorgeschmack von den Rechten eines jeden Reiches, und hauptsächlich unseres Vaterlandes beizubringen. Es wurden Leute gehalten, welche die Jugend in der französischen und italienischen Sprache unterrichten sollten; ja, was beinahe unglaublich ist, sogar in der deutschen Sprache gab man uns Anleitung. Die mathematischen Wissenschaften wurden betrieben, soweit das auf Schulen möglich ist. .... Was meinen Sie, mein Herr? Ich weiß, Sie lassen mir die Gerechtigkeit widerfahren, und trauen mir zu, daß ich die kostbare Zeit mit dergleichen Sachen nicht verderbt habe. .... Meine Bemerkungen waren weit rühmlicher; Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, die Redekunst und die Logik: dies sind die Wissenschaften, worauf ich mich mit einem

unersättlichen Fleiße und mit Ausschließung aller anderen gelegt habe. Ist es nicht kläglich, daß man die Jugend zur Erlernung der Geschichte und besonders unserer gegenwärtigen Zeiten anhält? Dieses vermehrt ihre leichtsinnige Neugierigkeit, zu der sie ohnedem mehr als zugeneigt ist. Aus dieser Ursache habe ich mich jederzeit davor gehütet, und ich kann mir ohne eitlen Ruhm nachsagen, daß mir das, was nach dem Raube der Helena in Griechenland vorgegangen, weit bekannter ist, als die Unruhe, worin Deutschland durch den Tod des Kaisers gestürzt sein soll. Wozu die Geographie und die zugehörigen Wissenschaften nützen, das kann ich nicht einsehen. Ich habe den Weg von der Schule nach meiner Heimath gewußt, und ich will ihn auch wohl ohne Geographie nach Leipzig finden. Ich weiß die Namens- und Geburtstage meiner gnädigen Herrschaft. . . . . Daß ich die Rechte der Reiche und meines Vaterlandes lernen soll, solches scheint mir ein verwegenes Unternehmen zu sein. Es sind Geheimnisse, die man nicht erforschen, sondern den Regenten überlassen muß, zu geschweigen, daß man vielmals an den Höfen selbst nicht weiß, was rechtens ist. . . . Deutsch zu lernen, klingt gar lächerlich. Unser Thorwärter in der Schule konnte gutes Deutsch reden, ungeachtet er niemals in dir Lehrstunden kam, und meine Mutter verstand mich allemal, wenn ich um Geld schrieb. . . . Daß die mathematischen Wissenschaften getrieben werden, lasse ich eher gelten. Es kommen doch immer griechische Wörter darinnen vor. Die lateinische Sprache erschien mir so einnehmend und reizend, daß ich mich schäme, ein geborener Deutscher zu sein. In der griechischen Sprache fand ich etwas, von dem ich viel zu wenig sage, wenn ich spreche, daß es reizend und entzückend war. Ich habe mich vielmals gewundert, warum man sie nicht bei Hofe einführt, und ich bin gewiß versichert, ein Frauenzimmer würde bei einer griechischen Liebeserklärung nimmermehr unempfindlich bleiben

können. . . . . Meiner Abschiedsrede kann ich mich ohne einige Selbstliebe nicht erinnern. Ich handelte von den Rauchfängen der alten Griechen und insonderheit der Lacedämonier. In diesem Tone geht es fort; das beste ist dabei, daß es wirklich nicht schwer war, eine solche Satire zu schreiben. Wie Rabener, erhoben auch andere Schriftsteller ihre Stimme gegen verjährte Vorurtheile; auf allen Seiten schossen Verbesserungsvorschläge aus dem Boden hervor. Das 18. Jahrhundert war überhaupt vornehmlich ein didaktisches; die Aufgaben der Erziehung wurden damals in fast allen bedeutenderen Romanen zur Sprache gebracht. Von großem Einflusse waren neben Gellerts und Rousseaus Schriften, Männer wie Basedow und die Philanthropisten, gegen deren zuweitgehende Bestrebungen Herder sich später ganz energisch in Weimar wendete, wo er bei dem damaligen Zustande des Gymnasiums allerdings alle Hände voll zu thun hatte.

Im Jahre 1716 ward die Stadt- und Landschule zu Weimar durch Wilhelm Ernst, dessen weiter Blick und Herzensgüte einer guten Vorbedeutung gleichkamen, in ein Gymnasium verwandelt, und der große Philologe Jo. M. Gesner wurde Konrektor der Anstalt. Leider verließ dieser die Schule, als der Herzog Ernst August eine neue Lehrordnung einführte, die von dem Streben ausging, schon auf der Schule für den zukünftigen Beruf diejenigen vorzubereiten, „die Gott und dem Vaterlande in anderen politischen Aemtern, sonderlich im Militärstand, in ökonomischen, Polizei-, Kommerzien- und anderen Dingen, fürnehmlich aber als Kantons dienen wollen". Daher wurden eine Menge fremdartiger Dinge eingeführt, die jede Gründlichkeit des Sprachunterrichts ausschlossen. Die Sprachen sollten auf eine leichte und angenehme Art traktirt, alle „carnificien der memorie" vermieden und mehr auf den „judicieusen und ingenieusen Begriff" gesehen werden. Neue Lehrbücher der

Theologie und Moralphilosophie, auch andere Kompendien mußten hergestellt werden, durch die die Schulen einen praegustum in militärischen und ökonomischen Dingen bekommen sollten. Unter letzteren befand sich Seckendorfs „Teutscher Fürstenstaat" und eine Einleitung in das ökonomische Polizei- und Kameralwesen. Besondere maîtres lehrten Französisch und Italienisch; Gesang und Musik wurden sorgsam gepflegt, so daß die Schüler Unterricht auf verschiedenen Instrumenten erhielten und ein Konzertmeister ihnen auch die Grundzüge der Kompositionslehre mittheilte. Die neuesten italienischen, französischen und deutschen Arien sollten angeschafft werden. „Ueberdies sollten sie (die Schüler) in denen exercitiis corporis, als Fechten, Reiten, Tanzen u. s. w., mechanischen und geometrischen Operationibus, wie auch in der Civil- und Militärbaukunst gleichfalls zu profitiren Gelegenheit umsonst haben."

Solche Bestimmungen verursachten natürlich den krassesten Mangel aller klassischen Bildung und ärgste Zucht- und Sittenlosigkeit: Bei Hochzeiten und Kindtaufen auf den Dörfern besorgten Gymnasiasten die Tanzmusik; auch für sie selbst fehlte es nicht an Schmausereien und Trinkgelagen. An der Spitze der Anstalt stand damals der unglückselige Carpor, der vor lauter Kompendien-Theologie gerade seine ganze Amtszeit von 31 Jahren dazu gebraucht hatte, um das neue Testament nur ein einziges Mal durchzulesen. Nach dessen Tode berief Anna Amalia eine Art Schulrath, heute würde man sagen, sie stellte eine Schulenquete an, deren endliches Ergebniß eine Reihe vortrefflicher Verbesserungsvorschläge des Jenenser Professors Danovius waren. Vor allen Dingen wurde jetzt endlich am rechten Orte Klage erhoben, daß die jungen Leute ganz ungenügend vorbereitet zur Universität kämen.

Der neue umfangreiche Lehrplan von Danovius, der noch in der Handschrift vorhanden ist, bezeichnet eine entschiedene Rückkehr

von der ganz sinnlosen hyperrealistischen Grundrichtung, war aber im einzelnen um so weniger ausreichend, als, abgesehen von dem ausgezeichneten Direktor Heinze, alle anderen Lehrer zum Theil ganz ungeeignete Leute waren. Unter diesen ist am bekanntesten geblieben der Professor K. A. Musäus, der seit 1764 Pagenhofmeister gewesen und sich mehr durch seine unendliche Gutmüthigkeit und vielfache, aber etwas zerstreute Kenntniß, als durch besondere Lehrgabe auszeichnete. Die Seele und einzige Stütze des Gymnasiums war Heinze, ein Mann von gediegener Gelehrsamkeit und vortrefflichem Charakter. Lessing redete von ihm als von dem feinsten und richtigsten Grammatiker unserer Sprache, und Herder bezeugt, daß er Latein verstanden und gelehrt habe, wie ein wahrer Römer.

Mit dem 1770 beginnenden Rektorate dieses Mannes trifft Herders Wirksamkeit am Gymnasium zusammen.

Am 1. Oktober 1776 erfolgte Herders Ankunft in Weimar. In seiner Bestallung vom 11. Oktober interessirt folgende Fassung: „Der Superintendent solle den großen und den kleinen Katechismus Luthers in einfältigem rechten Verstande ohne Einmischung unnöthigen Wortgezänkes, Weitläuftigkeit und gefährliche Mißdeutung in gebührender Bescheidenheit lehren.“ Zugleich wurden ihm sämtliche Schulangelegenheiten des Landes, Ephorat, Vertheilung der Stipendien und die Abhaltung der Kandidaten-Examina anvertraut; ferner wurde er verpflichtet, bei den alljährigen Gymnasialexamen, sowie bei Einführung neuer Lehrer und bei Todesfällen an der Anstalt Reden zu halten. Endlich sollte er die Lehrstunden unvermuthet besuchen, zu prüfen, ob docentes und discentes ihrem Amte ein Genügen leisten, und allenthalben, wo er Mängel finden sollte, nöthige Erinnerung thun.

So im Auszug lautete die etwas seltsame Unterweisung des großen Mannes. Die folgende Betrachtung mag lehren,

in welchem Sinne Herder seine Pflichten als Ephorus der Schulen aufgefaßt und sein Amt verwaltet hat.

Daß er in der ersten Zeit seines Weimarischen Aufenthaltes keinesfalls auf Rosen gebettet war, lehren u. a. seine gleichzeitigen Briefe; schlimmer noch war es, daß sein Eifer überall auf Hindernisse gerade in denjenigen Kreisen stieß, auf deren Entgegenkommen er angewiesen war.

Das erste, was Herder naturgemäß ins Auge faßte, war die Aufbesserung des niederen Schulwesens. Was noth that, war die Gründung eines Lehrerseminars; als erstes Erforderniß bezeichnet er darin die Auswahl guter Subjekte zum Lehrstande. Ohne Rücksicht auf den verderblichen Grundsatz, „daß, was nicht zum Pfluge tauge, zum Lehrstand gut sei,“ ohne Rücksicht auf den „Bauernstolz eines Vaters“ habe nur gewissenhafte Prüfung über die Aufnahme zu entscheiden. Der eingehende Entwurf stieß aber an maßgebender Stelle auf allerlei Bedenken, so daß erst nach siebenjährigen Verhandlungen die entscheidende Verfügung des Landesherrn erfolgte, der seinerseits nicht die geringste Schuld an der unliebsamen Verzögerung hatte. Vielmehr besaß der Fürst, wie für alle großen Fragen der Neuzeit, das vollste Verständniß für die geistige Ausbildung seiner Landeskinder.

Am wenigsten konnte ihm der Zustand der vornehmsten Landesschule in Weimar gleichgültig sein, und Herder nahm sich dieser Anstalt von den ersten Monaten seiner Niederlassung mit geradezu väterlicher Fürsorge an. Seine Verdienste im einzelnen kennen zu lernen, müssen wir bei der Lückenhaftigkeit des noch vorhandenen Aktenmaterials uns vor allem den wunderherrlichen Schulreden zuwenden, die er seit 1777 mit nur seltenen Unterbrechungen bei feierlichem Anlasse im Gymnasium hielt, und die jetzt in Suphans ausgezeichneter Ausgabe der sämtlichen Werke Herders vollständig vorliegen. In diesen Reden wurde alles, was ihm die Seele erfüllte, seine wissen-

schaftliche, seine sittliche Gesinnung, seine Ansichten über Menschenthum und Gottheit zum lebendigen, zündenden Wort. Hier, wenn irgendwo, hat er, den die Natur zum Schriftsteller wie zum Redner geschaffen, laut gedacht.

Er eifert darin gegen die Schäden, die ihm zuerst und wie sie ihm der Reihe nach aufstießen: so 1778 gegen den zu frühen Abgang zur Akademie, in einer anderen Rede mahnt er geradezu vom Studium ab. „Zu Viele wollen studiren", ruft er, „zu Viele wollen Buchstabenmänner werden. O werdet Geschäftsmänner, liebe Jünglinge, Männer in vielerlei Geschäften. Die Buchstabenmänner sind die unglücklichsten von allen; ihre Achtung nimmt ab, die der anderen zu. Jene werden bald verhungern müssen. Nehmet den Meßkatalog. Die Mehrzahl der Bücher hat der Hunger diktirt, Zaubereien, Streitschriften, Revolutionsschriften lehrte der Hunger bellen. Wecket andere Gaben; werdet gute Werkleute, Handelsleute, Künstler!" Eine ähnliche Mahnung möchte man heute wieder erheben. Die Rede von 1780 über Vortheile und Nachtheile der heutigen Studirmethode läuft in Spott aus über diejenigen, die sich statt auf ernste Studien auf galantiora legen; wie vortreffliche Winke weiß er das Jahr darauf in einer Rede über Schulübungen den Schülern über Anlegen von Kollektaneen, über richtiges Lesen u. s. w. zu geben. Er erbietet sich selbst, Privatarbeiten entgegenzunehmen, um daran Rathschläge zu knüpfen. Ein andermal wieder eifert er gegen die „Selbstgelehrten und Genieschwärmer" und zeigt den Nutzen ernsten schulmäßigen Lernens. Ueberall spricht er aus eigener Lehr- und Lernerfahrung; wie mancher möchte da gewünscht haben, daß der Aufseher zum Lehrer würde. Nach solcherlei Untersuchungen konnte er 1785 zu einer vollständigen Reform schreiten und einen bis ins einzelne gehenden Schulplan mit genau bestimmten Klassenzielen ausarbeiten. Dieser Plan liegt nicht mehr vor; allein die leitende Idee ist eben aus

den Schulreden und den noch vorhandenen Ministerialeingaben, Briefen u. s. w. zu erkennen. Wir haben gesehen, daß Herder kein Freund der einseitigen Lateinschulen war; es erschien ihm unzweckmäßig, daß um einiger Studirender willen „der Schlendrian der sog. lateinischen Schulen durch die Klassen sich fortziehe". Nicht jedoch der neue Plan galt als Hauptsache. „Ein blendender Typus" — mit diesen Worten lehnt er den Druck desselben ab — „ist in einer halben Stunde zu entwerfen; er wird aber nachher eine Fessel, in der 1¼ Jahrhundert lahm schleichet. Ueberdem hilft ein gedruckter Typus ja einer Reform, die von innen angefangen werden muß, nichts; hierzu ist allein geltende Aufsicht und praktische Ausübung nötig." Durch persönliches Eingreifen also suchte er die neue Verfassung in schonender Weise, von unten nach oben fortschreitend, in Gang zu bringen. „Es ist dies jetzt seine liebste Arbeit" — schreibt Karoline Herder an Georg Müller — „er geht täglich hin; zwar ist dies nur ein Versuch. Etwas Neues oder Ganzes kann vor der Hand nicht werden. Indessen hat er einen eigenen Genuß an diesem lebendigen Geschäft, und wenn er an Prima kommt, wird er vielleicht selbst eine Stunde dociren." Das Neue mußte vor der Hand mit unzureichenden Kräften durchgesetzt werden; als den Hauptgesichtspunkt der neuen Einrichtung bezeichnet er in der Rede vom Jahre 1787 die Erleichterung des Unterrichts durch Beseitigung des Unnützen und Langweiligen, die Ersetzung des einheitlich Berufsmäßigen durch das allgemein Menschliche. „Wir räumen" — sagt er — „einen Haufen alter Saalbadereien weg, die, ob wir gleich nahe an der Saale wohnen, doch glücklicherweise nicht mehr unsere Saalbadereien sein dürfen, weil wir was Besseres zu treiben wissen, und zu treiben lange gewünscht haben. Man sagt, was für diesen taugt, taugt nicht für jenen; und es ist wahr, sobald man sich auf die künftige Bestimmung jedes einzelnen Jünglings einläßt.

Allein wenn man darauf sehen wollte, sollten statt einer sieben Schulen und statt sechs oder sieben armer Lehrer dreißig dasein, wenn man so vornehm und ekel Schulen für Juristen und Kuchenbäcker, für Kameralisten und Leineweber haben wollte. Die öffentliche Schule ist ein Institut des Staates, also eine Pflanzschule für junge Leute, nicht nur als künftige Bürger des Staates, sondern auch und vorzüglich als Menschen. Menschen sind wir eher, als wir Professionisten werden, und wehe uns, wenn wir nicht noch in unserem künftigen Beruf Menschen bleiben. . . . . Ist das Messer einmal gewetzt, so kann man allerlei damit schneiden, und nicht jede Haushaltung hält sich eben ein ander Gedeck, das Brot, ein anderes, das Fleisch auseinanderzulegen. So ist's auch mit der Schärfe und Politur des Verstandes. . . . . Ob du an Griechen oder an Römern, ob an der Theologie oder an der Mathematik denken gelernt, alles gleichviel, wenn du nur mit so hellen, scharfen, polirten Waffen ins Feld der öffentlichen und der besonderen Geschäfte eintrittst. . . . . Das Uebrige und Nähere der Kunst wird dir künftig der Meister und die liebe Meisterin Erfahrung schon selbst sagen. Ich halte es also für thöricht, wenn man bei jedem Schulbuche, beim Aesop oder Phädrus, beim Kornel oder Anakreon, oder gar bei einzelnen Theilen einer Arbeit die Frage anstellte: cui bono? In keinem anderen bono, als daß der Knabe reden und schreiben, sowie Verstand, seine Zunge, seine Feder brauchen lerne, oder daß sein Geschmack gereinigt, sein Urtheil geschärft und er gewahr werde, daß in seiner Brust ein Herz schlage. Nachher mag er Lehrsatz und Fabel, Geschichte und Gedicht vergessen, wann und wo er will: genug, er hat an und mit ihnen, was er sollte, gelernt. Und der Jüngling lernt nie zu viel; wenn er's nicht für andere lernt, lernt er's für sich, zu seinem Nutzen, zu seiner Lehre und Erholung; wenn nicht für sein Vaterland, so für andere Länder (denn rings um

Weimar ist die Welt nicht aus); und je tüchtiger ein Mensch ist, desto mehr ist er für mehrere Länder brauchbar. Fürs liebe Studiren soll der Mensch am wenigsten lernen, sondern fürs Leben. So ist's auch gut, wenn die Jugend viel und zwar mit Eifer lernt; studiren soll sie deswegen nicht; denn eigentlich sollte kein Mensch studiren, damit er studire oder studirt habe. . . Die Zeit ist vorbei, da man einen Theologen seiner schönen Gestikulation oder einen Juristen seiner feinen Kniffe wegen zu seiner künftigen Lebensart bestimmte; der Jurist und der Theolog, der Posamentirer und der Tischler sollen, obwohl in ihren verschiedenen Graden, gescheite Menschen sein; sie werden, was sie werden, gut sein, und damit genug!"

Der Mensch, das ist die Grundlage aller Einsicht in die Kunst der Erziehung, muß innerhalb seines Gesellschaftskreises erzogen werden. Damit stellt sich Herder in bewußten Gegensatz zu Rousseau, der seinen Zögling von aller Kultur isoliren will. „Von Kindheit empfangen wir", ruft Herder aus, „den besten Theil unseres Wesens von anderen durch Unterricht gleichsam durch mitgetheilte Erfahrung; das Haus der Eltern, der Schoß und die Brust der Mutter ist unsere erste Schule; das ganze menschliche Geschlecht ist gewissermaßen eine durch alle Jahrhunderte fortgesetzte Schule, und ein neugeborenes Kind, das, plötzlich dieser Kette entrissen, auf eine wüste Insel gesetzt würde, wäre mit allen seinem angeborenen Genie ein armes Thier, ja in zehnfachem Betracht elender als die Thiere." Darum, so lautet die weitere Forderung, sollen Eltern und Lehrer zusammen arbeiten.

Welches aber ist die Aufgabe? Nicht genug ist die Anhäufung von Kenntnissen, die Erweiterung der Verstandeskräfte. „Denn auch den Dämonen schreiben wir Verstand zu, und in den Händen des Bösewichtes sind vermehrte Mittel vermehrte Uebel." Die Hauptsache ist daher Heranbildung des Charakters:

„Ein guter Wille bei einem schlechten Herzen ist wie ein Tempel bei einer Mördergrube, und gute Wissenschaften ohne Sitten ist wie eine Perle im Kothe.“ Wie die Wissenschaft, so erzieht auch die Kunst zur Humanität; unglücklich, wer die griechische Kunst anders betrachtet. Besonders aber ist die christliche Religion ein Mittel zur reinsten Herzensbildung, zur verzeihenden Duldung, zur thätigen Liebe: Menschenbildung geht über alle Berufsbildung.

Die Frage nach den Erziehungsmitteln im engeren Sinne beantwortet Herder mit der Mahnung zur Erforschung der Geschichte der biblischen, wie der profanen; dazu aber diene vornehmlich das eingehende Studium der alten Klassiker, weil sie die reinste Humanität in der edelsten Weise zum Ausdruck bringen. „Die Alten“ — so heißt es im 94. Humanitätsbrief — „schildern Charaktere, Grundsätze, Sitten, Meinungen; ihre besten Schriftsteller zeigen auf die Tugend als das Zünglein der Wage menschlicher Handlungen und den edelsten Kampfpreis des menschlichen Lebens. Licht und Schatten stellen sie dar, sie contrastiren und gruppiren Gestalten und Sinnesarten, sie flößen uns so das moralische Gefühl des Schicklichen, Großen, Schönen, Anmutigen und Edeln ein. Dieses Gefühl, durch Lesen der Alten in uns zu wecken und zu erhalten, ist um so nöthiger, da in der gegenwärtigen Welt eine Konvenienz in niederträchtigen, frechen Meinungen, die für Grundsätze gelten, dasselbe ganz zu ersticken droht.“ — Neben diesem einen vornehmlichen Mittel für die Erziehung zur Sittlichkeit nimmt Herder aber auch alle anderen nur immer möglichen Unterrichtszweige in richtigem Verhältniß zur Ausbildung sämtlicher geistigen Kräfte des Jünglings in Anspruch.

Eine kurze Wanderung durch die einzelnen Felder des Unterrichtsplanes wird die mitgetheilten allgemein gefaßten Grundzüge erläutern.

Wie billig, sah Herder in der Bibel eine tiefe Quelle der Weisheit; bei Behandlung des alten Testamentes solle aber alles nur Jüdische und Aergerliche vermieden werden; die innige Bibelsprache Luthers indes sei aufrecht zu erhalten, die lebendige Frische des Originals dürfe nicht durch gekünstelte, modische Paraphrase geschwächt werden.

Gleizeitig mit der biblischen sei die Profangeschichte zu betreiben. „Der Geist der Geschichte behandelt die Menschen als unter einem Sittengesetze stehend, das in ihnen allein spricht, zuerst linde warnt, dann härter straft und jede gute Gesinnung durch sich und ihre Folgen belohnt.“ In dieser Beziehung ist ihm Herodot ein lehrreiches Muster, da er jedem Uebermuth seine Nemesis zutheile. „Dieses Maß der Nemesis ist der einzige und ewige Maßstab aller Menschengeschichte“, es ist dasselbe, was Schiller so ausdrückt: die Weltgeschichte ist das Weltgericht. In Rücksicht auf die Methode, meint Herder, habe sich der Unterricht nach dem Kulturfortschritt zu richten; der Zögling müsse also durch die einzelnen Stufen der Kulturentwickelung hindurchgeführt werden. So „kommt jede große Erfindung, Untersuchung und That, jeder Schritt zur Abschaffung von Mißbräuchen auf seine rechte Stelle, und so wird der Verfolg der Geschichte für den jungen Lehrling ein Anblick der Karte der Menschheit und des durch alle Laster, Fehler und Tugenden zum Besten ringenden menschlichen Geistes. Wozu lernt man denn Geschichte? Um einen falschen Glanz anzustaunen? Um Missethaten, die, wer es auch sei, Griechen, Römer, Deutsche, Franken, Kalmuken, Hunnen und Tataren als Menschenwürger und Weltverwüster begangen, gedankenlos oder mit knechtischer Ehrfurcht chronologisch herzuzählen? Die Zeiten sind vorüber. Menschliches Urtheil soll durch die Geschichte gebildet werden; sonst bleibt sie ein verworrenes oder schädliches Buch. Auch Griechen und Römer sollen wir mit diesem Urtheil lesen.

Alexander, der Welteroberer, der Trunkenbold, der Grausame, der Eitle, und Alexander, der Beschützer der Künste, der Förderer der Wissenschaften, der Erbauer der Städte, der Ländervereiniger sind in derselben Person nicht eine Person, nicht zwei Personen von einem Werth. So mehrere vielköpfige und vielgesichtige Ungeheuer in der Geschichte. Die Geschichte ist ein Spiegel der Menschen und Menschenalter, ein Licht der Zeiten, eine Fackel der Wahrheit. Eben in ihr und durch sie müssen wir bewundern lernen, was zu bewundern, lieben lernen, was zu lieben, aber auch hassen, verachten, verabscheuen lernen, was abscheulich, häßlich, verächtlich ist; sonst werden wir veruntreuende Mörder der Menschengeschichte. Gute und böse Thaten sprechen zu uns, falsche Grundsätze und gerechte: unsere Zeit ruft sie in neueren Beispielen auf, stellt schreckliche und tröstende Aehnlichkeiten auf; die Engel oder Dämonen der Menschen sollen wir in der Geschichte kennen lernen: Geschichte in dieser räsonnirenden, d. h. vernünftigen Darstellung, das Lesen der alten nach den Grundsätzen der Alten, verglichen mit den Grundsätzen unserer Zeit."

Der Geschichte nun dient die Geographie; seine Gedanken über diese hat Herder in der berühmten Rede „von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit des Studiums der Geographie" niedergelegt. Ohne Geographie ist Geschichte ein Luftgebäude; man muß wissen, wo etwas geschehen. So wird die Geographie zu einer illuminirten Karte für die Einbildungskraft, ja fürs Urtheil; denn nur durch ihre Mitwirkung wird es deutlich, warum diese und keine anderen Völker solche und keine andere Rolle auf dem Schauplatz unserer Erde spielten; warum dies Reich lang, jenes kurz dauern mußte; warum die Monarchien und Reiche so und nicht anders aufeinanderfolgten, so und nicht anders zusammengrenzen, sich befehden, sich vereinigen konnten; woher die Wissenschaften und die Kultur,

die Erfindungen und Künste diese und keine andere Laufbahn nahmen, und wie von der Höhe Asiens durch Assyrer, Perser, Aegypter, Griechen, Römer, Araber und andere Völker endlich der Ball der Weltbegebenheiten jetzt hierher, dann dorthin ge schoben worden. Kurz, die Geographie ist die Basis der Geschichte, und die Geschichte ist nichts als eine in Bewegung gesetzte Geographie der Zeiten und Völker. Wer eine ohne die andere treibt, versteht keine, und wer beide verachtet, sollte wie der Maulwurf nicht auf, sondern unter der Erde wohnen. Darum aber darf die Geographie nicht ein trockenes Namensverzeichniß von Ländern, Städten, Grenzen und Flüssen sein; das wäre nicht bloß eine trockene, nein auch unwürdig behandelte Wortkenntniß, die nicht nur nicht bildend, sondern abschreckend, saft- und kraftlos wäre.

Die Erde muß der Schüler kennen lernen nach der Bodenbeschaffenheit, Produkten, Gattungen von Geschöpfen, verschiedenen Gebräuchen, Sitten, Religionen, Regierungsarten. Das alles, lebendig vorgetragen, erweckt in der Seele des Schülers lebhafte Bilder von dem Schauplatz, auf dem die Helden der Geschichte gewandelt. Daß die Geographie von der Heimath ausgehen muß, ist Herdern unumstößliche Ueberzeugung; er hält die Anfangsgründe für das Schwerste und fragt sich, wie gehe ich von meiner sichtlichen Situation aus? Wie finde ich eine Insel, eine Halbinsel in der Natur? Wie kann das auf eine Karte kommen? Wie verhalten sich Meer und Festland zu einander? Wie werden Flüsse und Gebirge? Warum ist die Erde rund? Wie schwebt sie in der Luft? Wie werden Tag und Nacht? alles Aufgaben, die der Lehrer mit den Schülern in den ersten Schuljahren zu lösen habe. In der untersten Klasse solle Geographie bloß naturhistorisch gelehrt werden; da lernt der Schüler, wo Rennthiere und Elefanten, wo Affen und Kamele sind, wo Kaffee und Thee wächst, welche Nationen sie holen,

wie die Leute aussehen, die dort und hier wohnen, u. dergl. Der Elefant und der Tiger, das Krokodil und der Walfisch interessiren einen Knaben weit mehr, als die acht Kurfürsten des heiligen römischen Reiches in ihren Hermelinmänteln und Pelzen. Durch die Naturgeschichte zeichnet sich jedes Land, jedes Meer, jede Insel, jedes Klima, jedes Menschengeschlecht, jeder Erdtheil mit unverlöschbarem Charakter aus, um so mehr, da diese Charaktere beständig sind und nicht mit dem Namen eines sterblichen Regenten wechseln. Das ägyptische Roß, das arabische Kamel, der indische Elephant, der afrikanische Löwe, der amerikanische Kaiman sind denkwürdigere Symbole und Wappenzüge einzelner Länder, als die wandelbaren Grenzen, die irgend ein trüglicher Friede zog und vielleicht der erste neue Krieg verändert. Und da alle Reiche der Natur einander so nahe grenzen, da die Kette aller Erdenwesen so verschlungen ineinanderhängt, so wird eines die Erinnerung des anderen. Der Berg erinnert an Metalle und Mineralien, an Quellen und Ströme, an die Wirkung der Atmosphäre, sowie an Thiere und Menschen, die ihn oder seinen Abhang bewohnen. Alles fügt sich aneinander und entwirft ein unvergeßliches Gemälde voll lehrreicher Züge, die in alle Wissenschaften übergehen. Hätten manche kurzsichtige, stolze, intolerante Barbaren, die sich einbilden, daß außer ihrem Erdwinkel kein Heil sei, und daß die Sonne der Vernunft nur in ihrer Höhle scheine, in ihrer Jugend nur Geographie und Geschichte besser gelernt: unmöglich würden sie die enge Binde ihres Hauptes zum Gehirnmesser der ganzen Welt und die Sitten ihres eingeschränkten Winkels zur Regel und Richtschnur aller Zeiten, aller Klimata und Völker gemacht haben."

Es ergiebt sich also aus dem Vorstehenden, daß Geographie, im Sinne Herders mannigfach und anschaulich gemacht, von der Naturgeschichte unabtrennlich ist. Die Naturgeschichte des zunächst Liegenden gehe aber auch hier voran; für die erste

Zeit empfiehlt Herder daher zunächst „alle merkwürdigen Sachen, die man täglich braucht und sieht und doch nicht kennt, Kaffee, Thee, Zucker, Gewürze, Bier, Wein, Brot u. s. w.", überhaupt die gemeinsamen Bedürfnisse des Lebens und die Thiere, die das Kind so lieb hat. In diesen Unterricht sollen sich auch Künste, Handwerke und Erfindungen einschlingen, da sie aus der Natur erwachsen sind. Herder dringt, wie übrigens auch in der Geographie, dabei mit allem Nachdruck auf Anschauung. Ein Schüler, sagt Herder, der von Künsten und Handwerken ohne lebendige Anschauung schwatzt, ist noch ärger, als der von alledem nichts weiß. Gleich Rousseau verlangt auch Herder, daß die Zöglinge die Werkstätten der Künstler und Handwerker besuchen. Rousseau und Herder sind also Vorläufer Derer, die heutzutage den Handfertigkeitsunterricht empfehlen. Der Schüler soll nachahmen, was er gesehen. „Denn durchs Zeichnen bekommt er Verhältnisse ins Auge, Fertigkeit in die Hand, Proportion in die Seele, wenn er auch die Schärfe der Demonstration noch nicht oder nicht immer begriffen. Geometrie muß ein Knabe lernen, daß er ein Augenmaß, Richtschnur, Intuition des Beweises und endlich die Neigung bekomme, in welcher praktischen Wissenschaft es auch sei, nicht oberflächlich, sondern gründlich zu verfahren."

Ueber den weiteren Betrieb der Mathematik, die damals noch sehr vernachlässigt war, finden sich bei Herder nur wenige fragmentarische Bemerkungen, so u. a. die folgende in seiner Rede „Vom falschen Begriff der schönen Wissenschaften" aus dem Jahre 1782. „Was für ein Studium scheint dem Unwissenden trockener als die Mathematik, und welcher große Mathematiker fand nicht an ihr die süßesten Reize? Galilei tröstete sich mit fernen Entdeckungen als mit der erhabensten Schönheitslehre in seinen Banden, und Kepler wollte mit einer seiner Erfindungen das Geschenk eines Herzogthums, wenn's

ihm der Kaiser schenkte, nicht vertauschen." Freilich dürfe Mathematik nicht zum bloßen Gedächtnißwerke herabsinken; die Schüler sollten vielmehr angehalten werden, in den inneren Zusammenhang der Sache einzudringen und die Aufmerksamkeit auf abstrakte Wahrheiten zu richten, wozu die Mathematik überhaupt mehr als ein anderes Studium geeignet ist.

Diesen Realien aber das Gegengewicht so straff wie möglich zu halten, dazu müssen die Sprachen dienen. Wir erinnern uns früherer Aeußerungen über dies Kapitel und begreifen es, wenn Herder die Pflege der Muttersprache allen anderen vorausschickt. Denn sie zuerst drückt sich ins Gemüth ein, sie allein ermöglicht für den Knaben einen treuen Ausdruck der Seele, ein darstellendes Bild unserer Gedanken und Empfindungen; sie muß also Charakter haben und nicht Tönen gleich sein, die man hinter dem Stege hervorgeigt. Der deutsche Unterricht darf aber nicht isolirt sein, sondern ist in Verbindung mit anderen Fächern zu setzen; eigene Erlebnisse sind sprachlich schon frühzeitig zu bearbeiten. Vor dem Schreiben aber kommt immer das Lesen, und zwar ist es lautes Lesen der besten Schriften jeder Art, das Herder nicht eindringlich genug empfehlen kann. „Von der Fabel, vom Märchen an durch alle Gattungen des Vortrages sollte das Beste, das wir in unserer Sprache sowohl in eigenen Produkten als Uebersetzungen haben, in jeder wohleingerichteten Schule durch alle Klassen laut gelesen und gelehrt werden. Kein klassischer Dichter und Prosaist sollte sein, an dessen besten Stellen sich nicht das Ohr, die Zunge, das Gedächtniß, die Einbildungskraft, der Verstand und Witz lehrbegieriger Schüler geübt hätte. Alcibiades gab jenem Schulmeister zu Athen eine Maulschelle, der den ersten klassischen Dichter seiner Sprache, den Homer, nicht in der Schule hatte; und wie fleißig die Griechen ihre besten Schriftsteller lasen, auswendig lernten, nachahmten und sich zu eigen machten,

klingt für unsere neue barbarische Zeit beinahe wie ein altes Märchen." ... „Wie weit zurück wir in der Fertigkeit sind, die Muttersprache richtig zu gebrauchen, davon liegen die Erweise mit ihren traurigen Folgen am Tage. Nicht der Bauer, nicht der Handwerker allein reden größtentheils, zumal wenn sie sich gut ausdrücken wollen, ein verworrenes, abscheuliches, verruchtes Deutsch, sondern je höher hinauf, da geht's oft desto schlechter, bis man auf der Spitze des Berges sich des Deutschen, das man nur mit Dienstboten und Kammerjungfern spricht, gar schämt. ..." „Wer von euch, ihr Jünglinge, kennt Uz und Haller, Kleist und Klopstock, Lessing und Winckelmann, wie die Italiener ihren Ariost und Tasso, die Briten ihren Milton und Shakespeare? Lautes Lesen, auswendiges Vortragen bildet nicht nur die Schreibart, sondern weckt eigene Gedanken, giebt dem Gemüthe Freude, dem Herzen einen Vorgeschmack großer Gefühle und erweckt, wenn dies bei uns möglich ist, einen Nationalcharakter."

Wie Herder so seine Schüler an den ewig frischquellenden Jungbrunnen deutscher Volksdichtung führte, so suchte er auch Grieche zu sein mit Griechen und Römer mit Römern. Hatte er in früheren Jahren den Werth des Lateinischen infolge der unzulänglichen elenden Methode unterschätzt, so verkündet er 1790, als er die Einführung besonderer Plätze der Schüler für jedes Fach anzeigt: „Die lateinische Lektion bleibt die vornehmste und gleichsam die stehende Arbeit, die dem Schüler seinen perpetuirlichen Rang giebt; denn ein Gymnasium ist eine lateinische Schule, und die lateinische Sprache ist das Werkzeug der Wissenschaften." Im ganzen erfahren wir wenig Einzelheiten über den lateinischen Unterricht; wir wissen aber bestimmt, daß Herder großen Werth auf die Pflege eines guten Stils gelegt hat. Um das zu erreichen, empfahl er jetzt peinlich genaues Erlernen der Grammatik; nichts, so erklärt er 1783, rächt sich so

sehr, als vernachlässigte Grammatik; denn sie ist ein Modell für Ordnung, Genauigkeit und Klarheit der Begriffe im Kopfe und das Urtheil im großen Labyrinthe der Worte und Sprachen. Die Grammatik sei zumeist aus den Autoren zu abstrahiren, so vergeude man doch nicht die schönsten Jugendjahre mit abgerissenen Sätzen. Ferne liegt es Herder dagegen, die Schriftsteller zum Schachte der Grammatik herabzuwürdigen, wo man doch ihnen Gold und Silber abgewinnen muß. Natürlich kam es ihm vor allem auf den Inhalt an, auf das Verständniß aller wesentlichen Realien und formellen Schönheiten, wobei ein rechtes Maß innezuhalten dem Takte und Geschmacke des Lehrers überlassen blieb. „Wenn," so erhebt er warnend vor einem Zuviel seine Stimme — „wenn unter dem Text eines alten Autors sich in den Anmerkungen oft über nichts ein schreckliches Gezänk erhebt, so lasset uns vom blutigen Spiel dieser Gladiatoren, die sich zu Ehren des Verstorbenen neben seinem Grabe würgen, hinwegsehen und sie für das halten, was sie sind, Sklaven. Die Worte des Autors werden uns werther, wenn wir uns über die Wasser der Sündfluth, die unten den Text überschwemmt hat, zum Gipfel emporheben und da den friedlichen Oelzweig finden." Die Lektüre der lateinischen Schriftsteller nahm mit dem Kornel ihren Anfang, setzte sich im Cäsar und Kurtius fort, während den obersten Klassen Cicero, Vergil, Tacitus und Horaz zugewiesen waren. Ueber das Lateinische aber setzte Herder das Griechische. „Die griechische Sprache" — so lautet eine Stelle im 94. Humanitätsbrief — „ist von der Bildung der Worte an bis zum Bau der Silbenmaße und Perioden ein Muster des Wohlklanges, der Bedeutsamkeit und Grazie des Ausdruckes." Und es soll ihm unvergessen bleiben, daß er gerade dem Griechischen, dessen Einführung schon Geßner eifrig, aber nicht mit erhofftem Erfolg angestrebt hatte, eine ehrenvolle Stellung in den Lehrplänen von Deutschlands

Gymnasien errang, nachdem er in Weimar mit seinem großen Beispiel vorangegangen war. Nicht warm genug kann Herder bei jeder Gelegenheit der Jugend das Lesen der alten Klassiker empfehlen. „Wer, unter welchen Vorwänden es sei" — ruft er einmal aus — „der Jugend die Werke der Alten aus den Händen bringt, er kann den Schaden mit nichts ersetzen. Das war Julians Kunststück, wodurch er seinen Feinden die tiefste Wunde schlagen wollte."

Noch bleibt ein Wort darüber zu sagen, welchen Werth Herder dem Studium des Französischen beimaß. Wohl hatte er den Franzosen manches zu danken, woraus sich sein begeistertes Lob dieser Sprache im Reisejournal erklärt. Von der Ueberschätzung dieser Sprache war er in Weimar, ja zum Theil schon während seines Pariser Aufenthaltes gänzlich zurückgekommen. Zwar macht er noch gewisse Zugeständnisse, doch nicht ohne allerlei Einschränkungen. „Ein gewisser Adel in Gedanken, eine gewisse Freiheit im Ausdruck, eine Politesse in der Manier der Worte und in der Wendung: das ist das Gepräge der französischen Sprache, wie der französischen Sitten. Die Galanterie ist so fein ausgebildet unter ihrem Volke, wie nirgends sonst. Immer bemüht, nicht Wahrheit der Empfindung zu schildern, ist die Galanterie der französischen Romane und die Koketterie des französischen Stiles entstanden, die immer zeigen muß, daß man zu leben und zu erobern weiß. . . . . Man will gefallen; dazu ist der große Ueberfluß der Sprache an Anstands-, Höflichkeits-, Umgangsausdrücken, an Bezeichnungen fürs Gefällige." Dabei liebt der Franzose die Veränderung; „man ist der Wahrheit müde, man will was Neues; das Gefällige, das Amüsante ist alles. Wer von dieser Seite die französische Sprache innehat, kennt sie aus dem Grunde, kennt sie als eine Kunst, zu brilliren, kennt sie als eine Logik der Lebensart. Insbesondere wollen die Wendungen berechnet sein; sie sind immer gedreht; sie sagen

nie, was sie wollen; sie machen immer eine Beziehung von dem, der da spricht, auf den, mit dem man spricht: sie verschieben also immer die Hauptsache zur Nebensache. Die Alten kannten dies Ding galanter Verschiebungen nicht. Viel leichter können wir uns unter Griechen und Römer, unter Spanier, Italiener und Engländer versetzen, als in ihren Kreis anmuthiger Frivolitäten und Wortspiele.“ Und wenn Herder an anderer Stelle noch hinzufügt, daß „gallische Eitelkeit manchen hohen Begriff, manches edle Wort auch der alten Römersprache entnervt und verderbt hat“, so werden wir uns nicht wundern, wenn er in Weimar das Französische in den Hintergrund treten ließ. Herder theilte also in der Schätzung der fremden Sprachen rücksichtlich ihres Bildungswerthes die Ansicht Schillers, die das bekannte Distichon „Deutscher Genius“ also ausspricht:

Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit!
Beides gelang dir, doch nie glückte der gallische Sprung.

Hier schließen wir unsere Wanderung durch das Stoffgebiet ab, das Herder dem Gymnasium zuwies; wir können uns ungefähr einen Begriff bilden von den Anforderungen, die Herder an die Schüler gestellt hat.

Mit Hülfe anderer Quellen will ich das Bild vervollständigen durch die Beantwortung der Fragen: Welche Wünsche hatte er für die gedeihliche Entwickelung des äußeren und inneren Lebens des von ihm geschaffenen Organismus? und: Was that er zur Hebung und Aufbesserung der materiellen Lage der Lehrer und Schüler?

Um mit rein Aeußerlichem zu beginnen, so verlangte er: „Die Schule muß kein staubiger Kerker sein, in dem wie in eine dunkle Höhle junges Vieh zusammengetrieben werde, damit es frohlockend hinten ausschlage, wenn es dem Kerker entkommt.“ Sehr eindringlich eifert er ferner gegen überfüllte Klassen, gegen den Lehrermangel, infolgedessen es wohl vorkomme, daß der

eine Theil des gelehrten Bataillons träume, während der andere arbeite. Eine Schuld daran trage die Schwäche der Ankömmlinge, die aus niederen Klassen in höhere hinaufgehen und als unbefiederte Vögel im Nest sitzen müssen, indes, die vor ihnen sind, umherfliegen. Sie können kaum zirpen, indes sie mit den Oberen der Klasse singen sollen, und sind also erbärmliche Gäste, eine Last ihrer Mitschüler und eine noch größere Last des Lehrers. Gegen dies Verderb also, den Riegel alles guten Fortganges in der gesamten Klasse, soll jeder Lehrer mit allen Kräften kämpfen. Das Uebel fängt von unten an und muß von unten hinauf geheilt werden." Andererseits wäre, um die Schüler vor Ermüdung zu bewahren, für angemessene Abwechselung im Lehrplane Sorge zu tragen; auch ist dem einzelnen, erprobten Lehrer möglichst freie Hand zu lassen. Durch feste Regelmäßigkeit in Arbeiten, Gewohnheiten und Sitten müsse das Kind einen Geschäftskalender in die Beine kriegen. Unbedingte Autorität des Rektors und des Lehrers sei Haupterforderniß, nur die strengste Disziplin könne den Erfolg aller Mühe garantiren.

Und strenge Ueberwachung that wirklich noth; die Führung der Schüler mochte in jenen Zeiten nicht immer tadellos sein und erregte gelegentlich den Unwillen des Landesherrn, wie aus folgendem Billet desselben an Herder vom 5. Mai 1797 hervorgeht: „Erzeigen Sie mir den Gefallen, gelegentlich den Schullehrern in der Stadt Weimar aufzugeben, die jungen Leute in den Klassen zu ermahnen und dieses oft zu wiederholen, sich im Parke und an anderen öffentlichen Orten bescheiden und sittsam aufzuführen; namentlich ist die Vermahnung von Sekunda abwärts an nöthig. Das Zeug ist gewaltig übelgesittet, lärmt, beschmiert, beschädigt und läuft bei jeder Kleinigkeit zusammen. Die Lehrer können diesem Unwesen wirklich am besten steuern, da die Polizei solchen Kindern nicht viel thun kann." Natürlich

hat es Herder schon vorher nicht an eindringlichen Mahnungen fehlen lassen, wenn er 1790 ausruft: „Alle Tabaks-, Bier- und Spielgesellschaften sind für ein Gymnasium die größte Schande, nnd doch muß ich's bedauernd sagen, daß sie nicht ausgetilgt sind. Einer hindert den anderen durch seine Besuche, damit er ja nicht allein ein fauler Bauch bleibe; alles dies steckt wie eine Pest an und macht eine Schule zu einem Stalle der Thiere und zu einer Hölle des Satans. Unser Gymnasium ist in einer kleinen Residenz, wo sich jede Verführung sehr leicht auf dasselbe ausbreitet. Jeden Winter kommen Komödianten her, und zwar größtentheils elende Komödianten, die schwerlich verdienen, von einem Menschen, der Geschmack hat, jahraus jahrein gesehen zu werden. Für euch ist diese höchst mittelmäßige Bande gar nicht, glaubt mir dies auf mein ehrliches Wort! Ich hasse das Theater nicht; aber ein schlechtes Theater ist das jämmerlichste Ding, nicht nur unter der Sonne, sondern auch bei Abendlichtern. Und sich mit dieser Bande einzulassen, mit Komödianten Umgang zu haben, Komödiantenweiber zu besuchen, Komödianten ihre Rolle abzuschreiben und dergleichen, ist einem Gymnasiasten durchaus unanständig. . . . Ein gutes Theaterstück zu sehen, ist keine Sünde; nach schlechten aber zu laufen, ist nicht nur Sünde, sondern ungereimt, abgeschmackt und kindisch. Auch für euch wird die Zeit kommen, daß ihr Theaterstücke sehen könnt und bessere, als hier größtentheils gespielt werden. Ihr habt andere Geschäfte, und euer Geschmack ist noch nicht gebildet, um ein gutes und schlechtes Stück unterscheiden oder das erstere gehörig nutzen zu können. Die kleinen Verdienste überdem, sich durch Abschreiben der Rollen einen Freiplatz zu erwerben, sind für einen Gymnasiasten niederträchtg und abscheulich. Komödianten will unser Gymnasium nicht ziehen, und wer das zu werden Lust hat, reise lieber heute statt morgen!"

Diese außerordentliche Schärfe und Gereiztheit in dieser Philippika erklärt sich zur Genüge, wenn man bedenkt, daß von seiten des Theaters häufig Schüler des Gymnasiums zur Vervollständigung des Chores der Oper und als Statisten in Anspruch genommen wurden. Die vielen Proben entvölkerten theilweise die Klassen; allerdings fand es mancher Schüler angenehmer, auf dem Theater zu agiren und Geld zu verdienen, als auf der Schulbank zu schwitzen. Natürlich erhob Herder zu wiederholten Malen seine Ermahnung gegen diesen Mißbrauch, doch erreichte er nur die Verlegung der Proben außerhalb der Schulzeit. Goethe erklärte dem Herzog, daß ohne Mitwirkung der Schüler die Aufführung einer Oper unmöglich sei, da das Einkommen des Theaters den Luxus eines eigenen Chores nicht gestatte.

Unter dem Drucke solcher Verhältnisse und im fortwährenden Kampfe mit ewig neuen Hindernissen, die ihm Unverstand und Mißgunst in den Weg legten, war es fast ein Wunder, daß Herders Sorge für die Anstalt nicht erlahmte, besonders, da sich zwischen ihm und dem seit 1790 als Direktor wirkenden selbstgefälligen Allerweltsmann Böttiger ein überaus unerquickliches Verhältniß gebildet hatte.

Nur mit einer Art von Selbstverleugnung konnte er so mancherlei Verbesserungen durchsetzen, wie z. B. Vermehrung des Lehrapparates, Anlegung einer Schulbibliothek, einer Schulkasse u. a. m. Man möchte es nicht glauben, wenn man in den Akten liest, welch unselig lange Verhandlungen nothwendig waren, um den von Wilhelm Ernst 1696 gestifteten Freitisch, der in die Hände von Oekonomen und Metzgern gekommen war, die durch Verabreichung von verdorbenem Fleisch und Abfällen ihrer Küche die Stipendiaten von der Annahme der Wohlthat abschreckten, in eine Ehrenbelohnung in Geld zu verwandeln.

Wie für die Schüler, so hatte er auch für die Lehrer ein warmes Herz. Er spricht es wiederholt aus, daß von seiten

des Staates mehr als bisher für die Lehrer gethan werden müsse. „Der Staat" — so heißt es in der 12. Rede — „muß der Landesschule die Aufmerksamkeit schenken, die ihr als der wichtigsten Angelegenheit des Staates, durch die seine künftigen Bürger und Diener in allen Ständen gebildet werden sollen, gebührt. Die Lehrer derselben müssen zu leben haben und nicht wie der lasttragende Esel nach einer Reihe ermattender Stunden von Dornen und Disteln sich nähren dürfen. Sie müssen auch in ihrem Stande geehrt werden und nicht in Ansehung ihrer Person hinter einem Schreiber zurückstehen, der nichts mehr als Buchstaben zu malen weiß." In einer Eingabe ans Ministerium aus dem Jahre 1787 führt er aus, „daß die Besoldungen der Lehrer vor zwei Jahrhunderten gestiftet seien; es ist aber," fährt er fort, „Jedermann bekannt, wie ungeheuer sich der Werth in dieser Zeit verändert hat. Der Kaufmann und Handwerker geht in seinem Gewerbe mit dem Preise der Zeit fort, der fürstliche Diener sucht Vermehrung seines Gehaltes; dem Schullehrer aber wird zugemuthet, daß er noch im 16., 17. Jahrhundert lebe! Das ist eine offenbare Ungerechtigkeit. . . . Was darf man von also bezahlten Männern fordern? Und was fordert man doch von ihnen? Und hat der Staat wohl ein dringenderes Bedürfniß, als die Erziehung der Jugend? Ich sollte vom geistlichen Stande sehr viel halten, da ich selbst ein Geistlicher bin, und doch muß ich's bekennen, daß ich einen guten Schullehrer an unentbehrlicher Nutzbarkeit für den Staat einer Reihe mittelmäßiger Geistlicher vorziehe, die auf die gewöhnliche Weise ihr Gesetz und Evangelium predigen."

So kann man es wohl verstehen, wenn ein Privatbrief an den Minister Voigt vom 4. November 1787 also lautet:

„Wer hat ein mühsameres Amt, als ein Schullehrer? Wessen Amt ist nothwendiger und verdienstvoller für den Staat, als das seinige? Welches Amt im Staate ist, wie das seinige,

so gar ohne Lohn und Ehre? Jede aufgeklärte und humane Gesetzgebung fängt sich dieses Unrechtes an zu schämen; in katholischen und protestantischen Ländern verbessert man die Gehalte der Lehrer, die vor Jahrhunderten angesetzt und für unsere Zeit gar nicht passend sind; und Weimar, das den unverdienten Ruhm der Aufklärung hat, sollte hinter dem ärmsten Staate vom armen Deutschland zurückbleiben? — Die Schulstellen sind die geistlichsten des Landes; denn sie sind's allein und vorzüglich, die den Geist bilden und schärfen, die brauchbare Mitbürger des Staates bereiten und ohne welche, d. i. mit dem darbenden Verfall einer Schule, nichts anders als geistlose Barbarei entstünde."

In solchen und ähnlichen Vorhalten, die sich unschwer vermehren lassen, sorgte Herder, selbst mit Hintansetzung eigener Interessen unabläßig für Hebung des Lehrerstandes mit wahrhaft rührender Hoffnungsfreudigkeit bis an sein Ende. Gern hätte er, um bei der Ueberfüllung der Anstalt Erleichterung zu schaffen, noch eine neue so nöthige Professur eingeführt. „Es war dies sein heißester Wunsch" — schreibt ein Vierteljahr nach seinem Ende Karoline an J. G. Müller — ach, hierzu war nur weniges Geld nöthig, und Niemand reichte es her. Denken Sie sich seine Geduld vom ersten bis zum letzten Jahre, wo der Herzog und seine Rathgeber die Schulen als die untauglichsten Einrichtungen ansahen! In dieser langen Zeit von 27 Jahren hat er bloß durch Einziehung einiger Pfarrstellen und durch einen geringen Beitrag des Landes und des Herzogs einen Fonds gewonnen, durch den die Lehrer am Gymnasium in ihrer drückenden Armuth verbessert worden sind." Uebrigens thut die erregte Frau in diesem Briefe dem großen Fürsten entschiedenes Unrecht, da dieser einige Zeit nach Herders Tode dem Präsidenten des Oberkonsistoriums folgenden Auftrag gab: „Den Direktoren des Gymnasiums, des Landschullehrerseminars und der Bürgerschulen,

ingleichen sämtlichen Lehrern ist unsere landesfürstliche besondere Theilnahme an ihrem Wirken und unsere Aufmerksamkeit auf solches, mit der Versicherung zu erkennen zu geben, daß wir keinen Zweig des Staatsdienstes höher achten."

Uebrigens fehlt es auch sonst nicht an Zeugnissen für das unbegrenzte Vertrauen, das gerade Karl August Herdern entgegengebracht hat; die fürstliche Anerkennung mochte den unermüdlichen Mann für manche fehlgeschlagene Hoffnung trösten und entschädigen.

Menschlich schöner freilich berühren uns heute die Urtheile zweier hervorragender Schüler Herders, des berühmten Naturforschers und Theologen Gotthilf H. Schubert und des späteren Oberkonsistorialraths Peucer.

Schubert hielt es für werth, das Urtheil, das er als Primaner 1797/98 über Herder in Weimar fällte, seiner Selbstbiographie einzuverleiben. Dasselbe lautet:

„Ich würde Schulpforta jeder anderen Schule vorziehen; nur Weimar ist mir lieber. Denn dort lebt ein Mann, den ich, wenn es sein müßte, zu Fuß und barfuß, in Hitze und Frost, Hunger und Durst mitten hinein nach Asien nachziehen möchte, um mich an seinem Anblicke und seinem Worte zu erfreuen und zu beleben; dieser Mann heißt Herder." Noch im Jahre 1836 gedenkt er der schönen Zeit in Weimar in einem Briefe an einen Schulfreund mit den Worten: „Was uns damals so befreundete, das war die gemeinsame Liebe zu einem hohen, edlen Preis, zu einem großen Verstorbenen, der Ihnen in seinen Schriften, mir aber überdies noch durch Wort und That ein Führer auf der Bahn des Erkennens und Wirkens gewesen ist, die gemeinsame Liebe zu Herder. Das Andenken an diesen theuren Mann ist mir auf meiner Reise, auf der Fahrt durch die Propontis und vorüber an den Küsten von Troja, mit einer solchen Lebhaftigkeit nachgegangen, daß mir ganze Stellen aus seinen Werken vor die Seele traten, daß mir

es war, als sei ich gestern in Weimar gewesen und habe die Stimme vernommen, welche längst für das Ohr aus Staub, nicht aber für ein Herz voll dankbarer Liebe und Ehrfurcht verstummt ist.“ Und der Weimarische Oberkonsistorialrath Peucer, der drei Jahre lang Herders Unterricht genossen, entwirft folgendes schöne Bild: „Herders Nähe, auch als Vorgesetzter und Ephorus, war wohlthuend wie die Fühlingssonne. Mit unbeschreiblicher Liebe und Ehrfurcht hingen sämtliche Schüler an ihm, und jedes Wort, das er sprach, war ein Orakelspruch. Wenn er das Katheder betrat, um öffentlich zu uns zu reden, so war es, als umflösse ihn ein Heiligenschein; sein Blick, sein Ton waren die eines Sehers. Er sprach einfach, aber jedes seiner Worte drang tief in die Herzen. Im Tadel war er ernst und gemessen; wenn er lobte, war er zum Entzücken liebenswürdig.“

Diese Auslassungen sind wohlthuende Bekenntnisse schöner Seelen und sicherlich nicht überschäumende Wallungen augenblicklichen Eindruckes. Herder, der, um mit Jean Paul zu reden, die Ströme aller Wissenschaften in sein himmelspiegelndes Meer aufnahm, der die gesamte Geschichte als eine ununterbrochene, durch Irrthum und Wahrheit untrennbar vorschreitende Entwickelung zur Vollendung betrachtete, er würde in der Erkenntniß, daß die Schule durch Allgemeinbildung einen jeden für die verschiedensten Aufgaben des späteren Lebens vorzubereiten berufen ist, auch heute, wenn er bei der gegenwärtigen Bewegung den Mund nochmals eröffnen könnte, für eine versöhnende Vereinigung von praktischem Realismus und herzbildendem Idealismus seine Stimme abgeben. Durch scharfes Erkennen einander scheinbar entgegenwirkender Mächte und durch ihre glückliche Vereinigung zu einer einzigen, nach einem Ziele strebenden Kraft würde Herder ein neues Leben wachrufen helfen, getreu seinem Grundsatz, den wir ja alle kennen: Licht, Liebe, Leben!

Zuletzt. Eine christliche Erzählung von Mrs. **Marshall.** Aus dem Englischen von Marie Morgenstern. Eleg. geheftet 3.60 Mk., hochfein gebunden Mk. 4.80.

Urtheil der Presse: In dieser Erzählung wird der erwärmende und sonnige Einfluß des Christenthums nicht bloß innerhalb einer Familie, sondern auch in Betreff einer ganzen Gemeinde in feiner und anziehender Weise geschildert. Die verschiedenen handelnden Personen sind meisterhaft gezeichnet, und die Entwickelung des Ganzen ist eine stetige und klar begründete. Gebildete Leser werden das Buch am besten würdigen können.

Laien-Evangelium. Jamben von **Friedrich von Sallet.** 8°. Neunte Auflage, elegant geheftet 4 Mk., fein gebunden 5 Mk..

Urtheil der Presse: Leider sind Fr. von Sallets Schriften in dem hochangeschwellten Strome der Litteratur theilweise untergegangen und nur Einzelne erbauen sich noch an dieser geistes- und gedankenkräftigen Poesie. Nie aber ist die Lehre des reinen Humanismus in schöneren Worten und eindringlicher gepredigt worden als in dem „Laien-Evangelium", diesem echt poetischen Werke, das durch seine Formvollendung wie durch seinen Ideenreichthum alle derartigen Schriften in unserer Litteratur weit überragt. Das Buch ist heute noch jedem christlichen Hausstande angelegentlichst zu empfehlen.

Angewandte Aesthetik

in kunstgeschichtlichen und ästhetischen Essays

von **Gustav Portig.**

Gr. 8°, 50 Bogen, 2 Bände, elg. geh. 9 Mk.

Der Verfasser zeigt in seinen 22 Abhandlungen nicht nur große Belesenheit und viel Verständniß auf dem Gebiete der bildenden Kunst und Musik, sondern auch ein besonderes und gediegenes Urtheil, sowie einen trefflichen Geschmack in der Darstellung. Sechs Aufsätze sind der Plastik, fünf der Malerei, vier der Musik, zwei dem Naturschönen, und je einer der Architektur, der Gartenkunst, sowie der dekorativen Kunst gewidmet, während zwei sich mit allgemeineren ästhetischen und kulturgeschichtlichen Fragen beschäftigen.

Zur Geschichte des Gottesideals in der bildenden Kunst von **Gustav Portig.** Gr. 8°, 9 Bogen, elegant geheftet 3 Mk.

Inhalt: Das vorchristliche Gottesideal. — Das Gottesideal der christlichen Kunst. — Die Darstellung göttlicher Personen durch Typen und Symbole. — Die Darstellung von Gottvater — Gottvater in der Plastik. — Gottvater in der Malerei. — Die Darstellung der Dreieinigkeit. — Die Trinität in der Plastik. — Die Trinität in der Malerei. — Die Krönung der Maria. — Die Himmelfahrt der Maria.

Ohne Familie. Roman von **Hektor Malot.** Aus dem Französichen von Mary Muchall. 2 Bände. 8°. **55** Bogen. Geheftet **nur** 3 Mk., gebunden 5.40 Mk.

Eine Familiengeschichte von wunderbarem Reiz, welche das höchste Interesse erregt für den Helden, einen elternlosen Knaben, der durch unsägliche Leiden auf seinem Lebenswege doch sein frisches Gemüth, sein ehrliches Herz bewahrt und dann zum Entzücken des Lesers in dem Wiederfinden der Mutter und durch Aufnahme in die bevorzugte Klasse der Menschen seinen wohlverdienten Lohn empfängt.

Fünfzig Jahre eines deutschen Theater-Direktors.

Erinnerungen, Skizzen und Biographien aus der Geschichte des Hamburger Thalia-Theaters von **Reinhold Ortmann.**

Elegant geheftet 3 Mk., elegant gebunden 4.50 Mk.

Herder und das Weimarische Gymnasium.

Von

Dr. Otto Francke
in Weimar.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

5924.60

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

begründet von
Rud. Virchow und **Fr. von Holtzendorff**,
herausgegeben von
Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach**.

Neue Folge. Achte Serie
(Heft 169—192 umfassend).

Heft 184.

Die Speiseverbote.

Ein Problem der Völkerkunde.

Von

Dr. H. Schurtz
in Leipzig.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung
1893.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung, der auch die vorliegende Arbeit angehört, besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung“ erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Vom wandernden Zigeunervolke.

Bilder aus dem Leben der Siebenbürger Zigeuner.

Geschichtliches, Ethnologisches, Sprache und Poesie.

Von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Preis geheftet Mk. 10.—.

O. v. L. sagt in der **„Deutschen Roman-Zeitung“** u. a. folgendes über das Werk:

„Unter allen neueren Schriftstellern, die den eigenartigen, so lange räthselumwobenen Volksstamm zum Gegenstande der Betrachtung gewählt haben, dürfte wohl kaum einer soviel Beachtung verdienen, wie der Verfasser des vorliegenden Buches. Denn er hat sich nicht begnügt, den schon vorhandenen Quellenstoff zu sammeln, sondern er ist „ins Volk gegangen“, hat sich von einem der Wanderstämme als Mitglied aufnehmen lassen und ist mit ihm herumgezogen, viele Monate lang, Freud und Leid der Genossen theilend. Unter mancher Entbehrung hat er so den Stoff gesammelt, der aus dem Werke **ein in seiner Art einzig dastehendes Buch** macht, das in den Grundzügen als **eine der besten Leistungen** des völkerschildernden Schriftthums gelten kann.

Wir wünschen dem Verfasser herzlich besten Erfolg aus zwei Gründen: erstlich ist das Werk thatsächlich werthvoll und fesselt durch seine Darstellung Jeden, der es in die Hand nimmt. Dann aber hat der Verfasser diesem Buche und der Sammlung des Stoffes Kraft und Gesundheit geopfert. Wenn eine zweite Auflage zu stande käme, dann erst wäre er einigermassen für alles entschädigt. Ich mache Vorstände von grösseren Büchereien und Einzelne deshalb um so angelegentlicher auf das Werk aufmerksam.“

Die Speiseverbote.

Ein Problem der Völkerkunde.

Von

Dr. H. Schurtz,
Privatdocenten an der Universität Leipzig.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1893.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Es fehlt in der deutschen ethnologischen Litteratur nicht an zusammenfassenden Arbeiten über die Speiseverbote, die bei den verschiedensten Völkern der Erde im Gebrauch sind. Wir verdanken Richard Andree eine Abhandlung, die eine große Menge einzelner Beispiele zusammenstellt,[1] und nicht weniger reich an dergleichen ist eine umfangreiche Studie Karl Haberlands über Gebräuche und Aberglauben beim Essen.[2] Wenn hier abermals der Versuch unternommen wird, diese Gruppe eigenthümlicher Sitten zu behandeln, so ist doch keineswegs beabsichtigt, die eben genannten Anhäufungen schätzbaren Materials noch um einige Dutzende oder Hunderte von Beispielen zu vermehren; es wird im Gegentheil möglich sein, öfter auf diese Vorarbeiten zu verweisen und die Fülle der Einzelheiten, die den klaren Umblick so häufig stört, dadurch einzuschränken. Dagegen soll versucht werden, die mannigfaltigen Speiseverbote unter einen bestimmten Gesichtspunkt zu bringen; es soll der Entwickelungsgang einer Gruppe von Gebräuchen dargelegt und damit angedeutet werden, auf welchem Wege es der Völkerkunde gelingen kann, Ordnung und Licht in das bunte Durcheinander menschlicher Sitten und Anschauungen zu bringen. Auch die Völkerkunde hat ja ihre Gesetze, wenn sie auch schwerer zu finden sind und häufigeren Ausnahmen unterliegen, als die Gesetze anderer

Wissenschaften. Es ist unerläßlich, über diese grundsätzlichen Fragen einige Worte vorauszuschicken.

Die Völkerkunde besitzt eine Grundlage, die außerordentlich fest und sicher zu sein scheint: Es sind die greifbaren, dauerhaften Besitzthümer des Menschen, die Gegenstände der Natur, die er durch seine Arbeit umgestaltet und seinen Zwecken dienstbar gemacht hat, — Waffen also und Geräthe, Kleider und Schmuck, Hütten und Boote, Kunstwerke und Instrumente aller Art. Diese Dinge lassen sich sammeln, ordnen, bestimmen; eine ganze Gruppe kleiner, in ihrer Art exakter Hülfswissenschaften entwickelt sich damit und gestattet Vielen die Mitarbeit an der ethnologischen Forschung, die nicht die Zeit und das Bedürfniß haben, das Ganze der Völkerkunde in sich aufzunehmen. Auf ein weit bedenklicheres Gebiet scheinen wir uns hinauszuwagen, wenn wir nun auch den geistigen Aeußerungen der Menschheit nähertreten und den ursprünglichen Gedanken nachgehen, die den Sitten und Bräuchen der Völker zu Grunde liegen. Und doch ist der Unterschied nicht groß. An jenen Geräthen und Waffen interessirte uns doch auch nicht in erster Linie das Stoffliche, das uns höchstens über die Herkunft der Gegenstände unterrichtet, sondern die Gedankenentwickelung, die in ihnen zum plastischen Ausdruck kommt. Freilich ist das, was uns so unmittelbar vor Augen steht, zuverlässiger als ein Bericht, der uns zunächst doch nur sagt, wie sich eine Sitte im Kopfe eines bestimmten Beobachters malt; aber dafür können wir auf diesem Wege, wenn es das Glück will, tiefer in das Wesen eines Volksthums eindringen, als auf irgend einem anderen.

Es liegt nahe und ist für den Anfang durchaus berechtigt, die einzelnen Angaben der völkerkundlichen Forschung zunächst zu ordnen, wie man die Gegenstände eines Museums ordnet, das Verwandte zusammenzustellen und mit objektivem Blick die Ergebnisse zu überschauen. Das ist die Methode, die Adolf

Bastian in seinen überaus zahlreichen Werken begründet und durchgeführt hat und die ihn veranlaßte, seine Lehre vom „Völkergedanken" aufzustellen. In der That entrollt sich, wenn wir diesem Führer folgen, ein großartiges Bild: Die Menschheit erscheint nicht mehr als ein bunter Haufe feindlich getrennter Völker, sondern als ein gewaltiger Organismus, in dessen Adern allenthalben das gleiche Blut dahinströmt, dessen Entwickelung verborgenen, aber unerschütterlichen Gesetzen folgt.

Viel weiter aber können wir auf diesem Wege nicht kommen, wir können nicht einmal prüfen, ob dieses Bild in allen seinen Zügen richtig ist. Unzählige Male sehen wir geistige Errungenschaften wandern, sehen sie von einem Volke aus auf zahlreiche Nachbarvölker übergehen und auf allen Straßen des Weltverkehrs sich vorwärtsbewegen. Da regt sich denn die Frage, ob viele dieser Völkergedanken nicht einfach entlehnt sind und ob sie, indem sie damit an der einen Seite an Wichtigkeit verlieren, nicht wenigstens dazu dienen können, alte Völkerbeziehungen nachzuweisen, deren Spuren sonst völlig erloschen sind? Darauf hat die bis aufs Aeußerste getriebene Induktion Bastians keine Antwort. So irrthümlich es auch ist, das ganze Wesen der Völkerkunde auf das bloße Aufsuchen dieser Völkerbeziehungen zu beschränken und sie damit zu einer Hülfswissenschaft herabzudrücken, so unerläßlich ist es doch, diese Seite der Forschung beständig im Auge zu behalten. Aber auch dort, wo der eigentliche Kern der Ethnologie liegt, fördert uns die Lehre vom Völkergedanken nicht mehr. Die Völkerkunde kann sich nicht mit dem Bewußtsein begnügen, daß etwas vorhanden ist, — sie muß fragen, wie es entstanden ist und warum es sich in bestimmter Richtung entwickelt hat. Hier liegt die Grenze, über die die Ethnologie hinüber muß, wenn sie aus einer deskriptiven Wissenschaft zu einer echten Geisteswissenschaft sich fortbilden will. So kann es denn, um auf unser Thema vorläufig wieder hin-

zuweisen, nicht ausreichen, die einzelnen Speiseverbote aufzuzählen und in Gruppen zu ordnen, — ebensowenig können wir, gestützt auf die bequeme Entlehnungstheorie, alle tiefere Forschung als überflüssig kühl von uns abweisen: die Frage nach der Ursache der Speiseverbote muß beantwortet werden, sofern von einer gründlichen Behandlung des Problems überhaupt die Rede sein soll. Aber auch hier müssen wir, da jede Voreiligkeit verhängnißvoll sein würde, zunächst einen vorsichtigen Blick um uns werfen.

Auf die Frage nach der Ursache ethnologischer Thatsachen scheint es meist ungemein leicht, eine befriedigende Antwort zu finden: die Völker selbst geben uns Auskunft über den Ursprung ihrer Sitten. Diese Angaben sind häufig derart, daß sie nicht unmittelbar zum Widerspruch reizen; aber selbst der Gläubigste muß mißtrauisch werden, wenn er vernimmt, daß die Schildkröten aus dem Kopfe einer Göttin entstanden sind und daher von den Tonganern nicht gegessen werden, oder daß die Katzen auf Nias von einer Frau abstammen, die Mäuse verzehrte, weshalb Frauen das Fleisch dieses Thieres nicht genießen dürfen.[3] Solche Erfahrungen ermuthigen uns nicht, dem Zeugniß des Volkes blindlings zu vertrauen, obwohl es ebenso falsch wäre, es nunmehr grundsätzlich zu verwerfen. Auch ohnedies würde aber die bunte Masse der Volksangaben Bedenken erregen; wenn eine Sitte, wie die der Speiseverbote, allenthalben auf der Erde sich einstellt, dann muß eine gemeinsame Ursache zu Grunde liegen. Von einer Uebertragung der Speiseverbote aus einem Mittelpunkte von Volk zu Volk kann nur in wenigen Fällen die Rede sein, denn die Verschiedenheit der einzelnen Erscheinungen ist dafür wieder weitaus zu groß.

Und doch könnte man am Dasein eines gemeinsamen Beweggrundes völlig verzweifeln, wenn man die Entstehung einer bestimmten Sitte bei den Völkern der Erde zu verfolgen sucht.

Eine ganze Reihe von Ursachen scheint sich da zu ergeben, die in ihrer Art alle berechtigt sind, alle wirklich den Bestand der Sitte ermöglichen helfen. Nur durch Willkürlichkeiten und gewaltsame Eingriffe scheint es möglich zu sein, Ordnung in diesen Wirrwarr zu bringen, — aber die Thatsachen zu Gunsten einer Theorie zustutzen, heißt nicht die Wissenschaft fördern. Doch der Weg ist nur scheinbar versperrt. Daß wir diese mannigfaltigen Beweggründe als wirksam anerkennen und dabei doch den Glauben an eine erste Grundursache bewahren dürfen, das verdanken wir der Erkenntniß eines ethnologischen Gesetzes, das wir als das „Gesetz vom Wechsel der Beweggründe" oder mit dem Manne, der es zum ersten Male klarer erkannt und ausgesprochen hat, mit Wilhelm Wundt, als „Gesetz der Transformation der Sitte" bezeichnen können.[4] Wundt hat das Thema vom Standpunkte des Philosophen behandelt, der nicht in allen Punkten dem des Ethnologen entspricht; die folgende Darlegung des Gesetzes deckt sich denn auch nur zum Theil mit den Ansichten Wundts.

Eine Sitte bleibt, diesem Gesetze gemäß, oft in ihrer Form unverändert bestehen, aber der Zweck, dem sie dient, ändert sich vollständig. Diese Erscheinung ist so fremdartig, daß man zunächst an ihrer Wahrheit zweifeln möchte. Das Gegentheil, das ebenfalls häufig vorkommt — Aenderung der Mittel zur Erreichung eines bleibenden Zweckes —, ist viel verständlicher; wenn z. B. die Absicht, den Feind aus der Ferne zu verwunden, sich dauernd erhält, aber nach und nach auf verschiedene Weise befriedigt wird, wenn Bogen und Pfeil, Wurfkeule, Bumerang, Schleuderstein oder das kleinkalibrige Gewehr diesem Zwecke dienen müssen, dann ist der Vorgang durchaus klar, und es ist anzunehmen, daß auch Sitten und Bräuche sich in ähnlicher Weise umbilden werden, wie hier die Waffe. Glücklicherweise fehlt es auch für das Gegentheil, für

die Umwandlung der Beweggründe an überzeugenden Beispielen nicht. Eine Waffe kann sich nicht nur fortentwickeln, indem sie verbessert und für ihren Zweck geeigneter gemacht wird, — sie kann auch in ein anderes Geräth übergehen, das ganz anderen Absichten dient als die Waffe, aus dem es entstanden ist. So wird das Wurfmesser zum Beil, der Bogen zum Musikinstrument, die Keule zum Scepter; andererseits kann aus dem Ruder eine Kriegskeule, aus dem Boote das Dach eines Hauses werden, wie in Polynesien. Wie diese einfachen Geräthe ändern auch die Bräuche der Völker ihren Zweck, ohne ihre Form aufzugeben. Wundt führt als Beispiel die Leichenschmäuse an, und ich möchte dieselbe Sitte kurz besprechen, nicht weil es an Stoff fehlt, sondern weil die Ansichten Wundts über die Art der Umwandlung schwerlich ganz das Richtige treffen.[5]

Die Gewohnheit, die noch in manchem ländlichen Bezirke Deutschlands herrscht, am Begräbnißtage ein feierliches Mahl im Hause des Verstorbenen abzuhalten, führt uns in ihren Anfängen weit zurück. Das Verhältniß des Menschen zum Verstorbenen war früher und ist bei vielen Naturvölkern noch heute wenig erfreulich; die Furcht, daß der Todte als bösartiges Gespenst wiederkehren und die Erben seines Gutes beunruhigen könnte, beherrscht alle Vorstellungen und führt zu einer ganzen Gruppe von Sitten, die darauf hinauslaufen, dem Verstorbenen das Wiederkommen zu verleiden. Man schafft die Leiche durch ein Loch in der Mauer hinaus, das man sogleich wieder verschließt, man lärmt oder schießt hinter ihr her, räuchert mit übelriechenden Stoffen, verläßt oder verbrennt wohl gar die Hütte, die dem Todten gehörte. Auf der anderen Seite sucht man ihm das Grab behaglich zu machen, giebt ihm Waffen und Geräthe, selbst Thiere und Sklaven mit und bringt, was für unseren Fall am wichtigsten ist, Speisen und Getränke zum Grabe. So ist Gespensterfurcht die erste Ursache der Sitte, die

Todten mit Nahrung zu versehen, und auch in den späteren Umwandlungen wirkt sie unter der Oberfläche noch immer nach. Diese Wandlungen stellen sich bald ein. Wie der Sinn der Menschen und ihr Verhältniß zu einander allmählich einen milderen und edleren Charakter annimmt, so schwindet auch die Scheu vor dem Todten und seinem Haß. Die Liebe, die wir ihm während des Lebens entgegengebracht haben und die er erwidert hat, wirkt auch dem Verstorbenen gegenüber fort, und unmerklich wandelt sich der unfreundliche Sinn des Todtenopfers in den Ausdruck liebevoller Fürsorge. Die Gewohnheit, dem Todten Speisen an das Grab zu bringen, ändert sich nicht, aber der Zweck der Sitte ist völlig mit einem anderen vertauscht worden, der nun den Brauch seinerseits aufrechthält und neu befestigt: der Todte wird von seinen Nachkommen gepflegt, wie er selbst bei seinen Lebzeiten sie genährt und unterstützt hat. Indes ist die Umbildung damit nicht beendet; eine neue Ansicht, die die meisten Opferbräuche beeinflußt hat, beginnt auch die Todtenopfer in ihren Kreis zu ziehen. Man bemerkte, daß der Todte die Speisen nicht berührte, daß sie nutzlos zu Grunde gingen, und schloß daraus, daß der Geist des Verstorbenen wohl nur den geistigen Theil der Speisen genieße. Dann aber schien es den Leidtragenden erlaubt, das Körperliche selbst zu verzehren und gemeinsam mit dem Todten eine Art Erinnerungsmahl zu feiern. So entstanden aus den Todtenopfern Schmausereien auf dem Grabe, wie wir sie selbst in Rußland und in anderen Theilen Europas noch vereinzelt antreffen. Damit aber lag die Gefahr nahe, daß die Sitte unverständlich wurde, bis man dann den Schmaus in die Wohnung des Verstorbenen verlegte und endlich dahin kam, Essen und Trinken als den einzigen, letzten Zweck der Feier zu betrachten.

Das Beispiel zeigt uns, wie eine Ursache, die ich als die primäre bezeichnen möchte, überall der Sitte ursprünglich zu

Grunde liegt; primär darf sie nicht nur deshalb heißen, weil sie zeitlich immer die erste ist und bei kulturarmen Völkern immer von neuem das Entstehen der Todtenopfer veranlassen kann, sondern auch deshalb, weil ihre Wirkung selbst unter dem Wechsel der Motive nicht ganz erlischt. Wir sehen die Sitte nicht nur auf den verschiedensten Stufen der Entwickelung bei den einzelnen Völkern angelangt, auch innerhalb eines Volkes ist die Umwandlung der Beweggründe nicht gleichmäßig durchgeführt, und wo das neue Motiv vorübergehend seine Wirkung zu verlieren droht, tritt das alte gern einmal ergänzend ein. Der auf niedriger Stufe der Moral Zurückgebliebene unterliegt naturgemäß diesem Einflusse am ersten; wenn ihn die liebevolle Gesinnung nicht zur Erfüllung seiner Pflicht gegen die Todten bewegt, dann ist er der Furcht vor den Verstorbenen um so zugänglicher. So ist auch bei ganzen Volksgenossenschaften eine Rückbildung der Sitte, ein Zurückgreifen auf die erste Ursache nicht unmöglich.

Diesen primären Beweggründen menschlicher Sitten können wir alle übrigen nach und nach sich entwickelnden als sekundäre gegenüberstellen. Die sekundären Ursachen sind es denn auch, die allen Ueberblick auf diesem Gebiete erschweren, die den Forscher wieder und immer wieder auf falsche Fährte locken. Man muß die Verwirrung kennen, die aus diesem Grunde z. B. in der vergleichenden Mythologie herrscht, um das Gesetz vom Wechsel der Motive in seiner ganzen Wichtigkeit für die Wissenschaft der Ethnologie zu verstehen. Allerdings sind nicht alle sekundären Ursachen im stande, uns irre zu führen; neben wirklich bedeutungsvollen und wirksamen finden sich Verlegenheitsgründe, die eigentlich nur eine unverständlich gewordene Sitte dem Neugierigen gegenüber erklären sollen, ohne daß sie an sich Kraft genug hätten, diese Sitte aufrecht zu halten. Wenn man in Aegypten den Thierkultus, dessen man sich zu

schämen begann, schließlich symbolisch deutete,[6] so haben wir hier einen dieser hohlen, sekundären Gründe, der schwerlich von tieferem Einflusse auf die Gläubigen war. Um so seltsamer ist es, daß diese Sitte sich erhielt, ja daß anderswo Bräuche zu beobachten sind, die Niemand mehr versteht, die überhaupt nicht mehr begründet werden und doch nicht aussterben, — und dies führt uns zu einer dritten, zur letzten Gruppe von Motiven.

Bei der Untersuchung der primären und sekundären Gründe gewinnt man oft den Eindruck, daß diese Gründe vielleicht nie ganz lebendig, nie dem Volke wirklich gegenwärtig gewesen sind. Das könnte zu einem voreiligen Vergleich mit der Thierwelt verleiten, unter der sich ja auch Gebräuche finden, die unmöglich das Ergebniß wirklichen Nachdenkens sind. Das Wort Instinkt scheint sich hier wieder einmal zur rechten Zeit einzustellen. Daß undeutliche Gefühle gerade unter den primären Ursachen nicht selten vorkommen, werden wir allerdings bald sehen; aber die Erscheinung erklärt sich auf andere Weise meist besser und einfacher: Es ist gar nicht nöthig, daß die ganze Masse eines Volkes dauernd oder auch nur vorübergehend den eigentlichen Zweck einer Sitte begreift, wenn nur Einzelne, vor deren Einsicht und Einfluß man sich beugt, mit ihrem Beispiele und ihrer Autorität vorangehen. Ist aber ein Brauch einmal eingeführt, dann verschwindet leicht die Frage nach der Ursache, — er ist ein Theil des Volkslebens geworden, und der Zwang der Gesellschaft hält ihn aufrecht. Aus dieser Quelle fließt auch der Gehorsam, den die Mode in ihrem ewigen Wechsel findet; ihre wirklichen Ursachen sind oft kindisch und sonderbar, aber sie können es sein, da man sie gar nicht wissen mag. So bilden der Einfluß einzelner hervorragender Menschen, die Nachahmungssucht und der Zwang, den der Stamm oder die Gesellschaft mit ihren Ueberlieferungen ausübt, eine Gruppe von Beweggründen, die als tertiäre den anderen gegenüber stehen.

Selbst die Kulturvölker sind reich an Bräuchen, die nur noch durch diese tertiären Gründe gehalten werden. Unter den Millionen, die täglich den Hut zum Gruße lüften, denkt dabei schwerlich ein Einziger an die erste Ursache der Sitte;[7] die Gewohnheit, einem Niesenden einen Glückwunsch zuzurufen,[8] beginnt erst jetzt an ihrer Unverständlichkeit allmählich zu Grunde zu gehen, u. s. w.

Die tertiären Motive sind übrigens von den anderen nicht so grundverschieden, wie man denken sollte, ja wir finden in ihnen vielleicht den Schlüssel zum Verständniß der ganzen sonderbaren Erscheinung, die uns als Wechsel der Beweggründe entgegentritt. Das Hängen am Althergebrachten ist gerade unter primitiven Völkern außerordentlich groß, jede Aenderung, jeder Fortschritt kann von den geistigen Führern und Reformatoren nur mühsam, unter beständigen Kämpfen und Reibungen durchgesetzt werden. Die plötzliche überraschende Einführung einer neuen Sitte oder Anschauung würde auf allgemeinen Widerstand stoßen, und so liegt es nahe, gerade die Aeußerlichkeiten, die am meisten in die Augen fallen, ruhig bestehen zu lassen, aber sie anderen, neuen Zwecken dienstbar zu machen. Das Volk läßt sich, um einen Vergleich zu brauchen, den neuen König gefallen, wenn er nur den Schmuck und den Mantel seines Vorgängers trägt. Diese Erscheinung tritt auch in Kunst und Dichtung, am auffallendsten aber in den Sagen und Märchen hervor; namentlich die letzteren müssen sich den vorhandenen Mustern anpassen, wenn sie unter der Kinderwelt, die in so vielen Stücken die Zustände eines Naturvolkes wiederholt, populär werden sollen.

Selbst außerhalb des engeren Gebietes der Völkerkunde begegnet uns ein ähnlicher Vorgang im Bedeutungswandel der Wörter. Jede Sprache besitzt eine Anzahl von Wörtern, die im Laufe der Zeit ihre Form wenig oder gar nicht, wohl

aber ihren Sinn geändert haben, so im Deutschen „schlecht", „vielleicht", denen das noch mitten in der Umdeutung stehende „jedenfalls" anzufügen ist. Ebenso behilft man sich neuen Erfindungen und Entdeckungen gegenüber weit lieber mit der Anpassung alter Worte an einen neuen Sinn, als daß man sich der Mühe unterzöge, neue Wörter zu bilden und im Volke einzuführen.[9]

Sind uns diese Gesetze einmal geläufig, dann werden wir auch versuchen können, an einer so wunderlich gemischten Gruppe von Gebräuchen, wie es die Speiseverbote sind, die Wirksamkeit dieser Gesetze nachzuweisen und damit zum vollen Verständniß des Gegenstandes zu gelangen. Es gilt, die primäre Ursache aufzusuchen, — und hier müssen wir wieder an einem Wegweiser vorübergehen, der uns den Urgrund der Erscheinung zu zeigen verspricht, in Wahrheit aber den Arm nach einer ganz falschen Richtung ausstreckt; hier wie bei so vielen anderen Sitten soll in der Religion die letzte Wurzel der Entwickelung zu suchen sein. Das ist ein Irrthum, dem leider selbst Wundt unterlegen ist.

Es ist freilich überaus bequem, alles Mögliche auf die Religion zurückzuführen und nun zu glauben, daß hier die Grenze der Forschung erreicht und alle weitere Untersuchung überflüssig ist. Man bedenkt gar nicht, was für ein gemischtes, unorganisches Gebilde die „Religion" eines Naturvolkes ist, wie die Grenze zwischen Volkssitte und religiösem Gebrauche völlig verschwimmt! Daß Handlungen, die dem Gemeinwohl schaden, mit der Zeit auch als Sünde gegen die Götter aufgefaßt werden, geschieht bei weitem öfter als das Gegentheil, ja alles Ungewohnte erscheint zuletzt auch religiös bedenklich. Hat man doch im wasserarmen Hochasien, dem klassischen Lande der Unreinlichkeit, sogar religiöse Bedenken gegen das Waschen! Hunderte anderer Beispiele ließen sich anführen. So kann es nicht scharf

genug betont werden, daß die Forschung niemals ohne weiteres vor sogenannten religiösen Ursachen Halt machen darf. Gerade unter den primären Beweggründen sind die religiösen selten, um so häufiger finden sie sich unter den sekundären und vor allem den tertiären. Eine Sünde gegen die Gesellschaft ist zugleich ein Vergehen gegen den Gott, der diese Gesellschaft beschützt. Und selbst wenn eine primäre Ursache auf dem im engeren Sinne religiösen Gebiete liegt, ist noch eine genauere Untersuchung und Begrenzung dieser Beweggründe unumgänglich. Bei den Speiseverboten werden wir die Religion in zweiter Linie sehr wirksam finden, aber auf die Grundursache führt sie uns nicht.

Um den primären Grund für die meisten — allerdings nicht für alle — Speiseverbote aufzufinden, sind wir genöthigt, die Unmenge dieser Bräuche vergleichend zu überschauen und nach bestimmten Gesichtspunkten zu ordnen. Da erkennen wir bald, daß manche Speisen dauernd, manche nur vorübergehend verboten sind, aber wir sehen auch ein, daß nur die erste dieser beiden Gruppen von tieferem Interesse für uns ist. Bei einer Speise, die grundsätzlich untersagt ist, muß die Ursache in der Speise selbst liegen; bei einer anderen, die nur zu Zeiten oder unter bestimmten Umständen verschmäht wird, braucht dies nicht nothwendig der Fall zu sein, und das eigentliche Fasten endlich, das jede Speise vermeiden läßt, hängt, wie sich zeigen wird, nur locker mit der Gruppe der eigentlichen Speiseverbote zusammen.

Fassen wir aber die dauernden Verbote ins Auge, dann tritt uns eine Erscheinung entgegen, die wir unmöglich als bloßen Zufall betrachten dürfen: unter den beiden großen Nahrungsquellen der Menschheit, dem Thier- und dem Pflanzenreiche, wird das erstere von einer unendlich viel größeren Zahl von Speiseverboten betroffen als das letztere. Das Verhältniß ist so ungleich, daß es schwer wird, eine nennenswerthe Menge

von eßbaren Pflanzen zu finden, die irgendwo auf der Erde dauernd dem Genusse entzogen sind, ohne daß der unmittelbare Anlaß des Verbotes sofort zu Tage träte. So werden von den Tungusen viele Arten genießbarer Beeren verschmäht aus dem einfachen Grunde, weil man sie für giftig hält und offenbar Niemand eine Probe anstellen mag.[10] Ueber Verbote, die mit dem Tabusystem zusammenhängen, wird weiter unten die Rede sein; sie entstammen einer besonderen Gedankenentwickelung. Am häufigsten wird noch die Bohne grundsätzlich verbannt, — aber diese Sitte dürfte den Fastengebräuchen anzureihen sein, die übrigens auch das Fleisch am ersten und am energischten untersagen. Auch daß die buddhistischen Priester die erregenden Zwiebelgewächse, Lauch, Knoblauch u. s. w. meiden, dürfte auf naheliegende Ursachen zurückgehen; alle diese Einzelheiten bestätigen eher die Regel, der sie zu widersprechen scheinen.

Eine Erscheinung, die überall auf der Erde in dieser Weise hervortritt, muß auf einer Eigenthümlichkeit des Menschen beruhen, die allenthalben wirksam und lebendig ist, die ebenso bei den Kulturvölkern zu finden sein muß, wie bei dem zurückgebliebensten Völkchen Afrikas oder Australiens. Die Selbstbeobachtung, eines der bedeutungsvollsten Hülfsmittel der vergleichenden Völkerkunde, im Verein mit der Beobachtung der uns umgebenden uns verwandten und daher leicht verständlichen Menschen muß uns auf den rechten Weg bringen.

Da ergiebt sich denn, daß Fleischspeisen immer und überall weit leichter Empfindungen des Ekels hervorrufen, als irgendwelche Bestandtheile der Pflanzenkost. Selbstverständlich kann auch eine pflanzliche Speise, z. B. eine Frucht, widerliche Empfindungen erwecken, wenn sie beschmutzt, verfault oder mit einem unangenehmen Geruche behaftet ist, — aber hier liegt das Ekelhafte entweder nicht im Wesen der Frucht selbst oder wird durch die Vorstellung hervorgerufen, daß sie ungenießbar ist. Natürlich

werden wir uns auch hüten, sie zu essen, wenn wir sie für giftig halten, — aber daß wir uns von einer frischen, verlockend aussehenden Frucht mit wirklichen Gefühlen des Ekels abwenden, kommt nicht vor oder beruht auf ganz nebensächlichen Umständen.[11] Ganz anders mit dem Fleische! Die Erkenntniß, Pferdefleisch statt Rinderbraten gegessen zu haben, kann eine ganze Tischgesellschaft zu den Aeußerungen des heftigsten Ekels, ja zum Erbrechen bringen; dem Genuß von Hundefleisch auch nur zuzusehen, ist Vielen überaus peinlich. Ebenso heftig äußert sich die Abneigung gewissen niederen Thieren gegenüber, die nicht zur allgemeinen Volksnahrung zählen und zuerst oft mit Widerwillen und Mißtrauen genossen werden: Hummern, Krabben, Meerspinnen, Austern, Mießmuscheln, Froschschenkel u dgl. eröffnen diese Reihe; die Gemeinde der Schneckenesser ist nicht sehr groß, und an Maikäfer und Spinnen haben sich immer nur einzelne Verwegene herangewagt. Welchen Abscheu erweckt ferner eine harmlose Fliege in der Suppe oder im Biere, eine Schnecke im Salate, eine Raupe oder ein Regenwurm im Gemüse! Selbst wer sich ziemlich frei von all' diesen Abneigungen weiß, würde schwerlich an einem Kannibalenschmause theilnehmen wollen, — und doch ist das Menschenfleisch, wie man wohl glauben muß, wohlschmeckend und keineswegs ungesund.

Man würde sehr irren, wenn man diesen Abscheu vor gewissen — aber überall verschiedenen — Fleischspeisen auf die Europäer beschränkt glauben wollte; er tritt überall hervor, wo Speiseverbote irgendwelcher Art in Kraft sind. Alle ungewohnten Fleischspeisen erregen leicht Ekel. Am bezeichnendsten ist vielleicht eine Angabe Prschewalskys: Einer seiner mongolischen Diener erbrach sich vor Ekel, als er den Reisenden eine Ente verzehren sah, da die Wasservögel niemals von den Mongolen genossen werden; derselbe zartfühlende Mann verspeiste dagegen mit Behagen ungewaschene Hammeldärme.[12]

Dieser Ekel nun vor allen Fleischspeisen, die man nicht auf der Tafel zu sehen gewohnt ist, oder die nicht wenigstens von Thieren stammen, deren Verwandte man zu verzehren pflegt, ist die primäre Ursache der überwiegenden Mehrzahl der Speiseverbote. Wir können uns mit dieser Erkenntniß begnügen und auf ihr, als einer unerklärlichen, aber auch unbestreitbaren Thatsache einstweilen Fuß fassen. Aber es mag gestattet sein, der Erscheinung tiefer nachzugehen und wenigstens den Versuch zu machen, sie zu erklären. Mehr als Hypothesen sind auf diesem Gebiete vorläufig überhaupt nicht möglich, solange die Anfänge der Menschheitsgeschichte noch in so tiefem Dunkel verborgen liegen.

Ich glaube, daß die ganze Erscheinung nichts weiter ist als ein Vererbungsrest. Der Mensch ist seiner ganzen körperlichen Anlage nach kein Raubthier; ihm fehlen die natürlichen Waffen des räuberischen Karnivoren, und wenn auch sein Bau gewisse Uebergänge zum Fleischfresser zeigt, so lehrt doch ein Blick auf seine nächsten Verwandten, die anthropomorphen Affen, daß er wie diese ursprünglich zu den Frugivoren zählt.[13] Schon sehr früh allerdings muß er begonnen haben, sich daneben der Fleischkost zuzuwenden und dadurch die Grundlage seines Daseins außerordentlich zu verbreitern. Ein solcher Vorgang ist nichts unerhörtes; begünstigt wurde er dadurch, daß der Mensch nach und nach sich zu einem, wenn man so sagen darf, künstlichen Raubthier ausbildete, sich mit Waffen versah, die ihn auch stärkeren Thieren gefährlich machten, und durch das Feuer ein Mittel erlangte, das Fleisch genießbarer und verdaulicher zu machen. Unter den beiden Erfindungen ist die der Waffe für unsern Fall unbedingt wichtiger, da sie ohnehin der Entdeckung des Feuers wahrscheinlich vorangegangen ist.[14] Rohes Fleisch wird noch jetzt von gewissen Stämmen gewohnheitsmäßig verzehrt, so von den Eskimos, deren Name wörtlich „Roh-

fleischesser" bedeutet. Die bedeutende Entwickelung des Kauapparates, die wir infolgedessen bei den Eskimos nachweisen können, findet sich an gewissen prähistorischen Schädelresten wieder (besonders an den Kieferfragmenten von Lanaulette und der Schipkahöhle). Bei vielen Völkern weisen noch Spuren verschiedener Art auf ähnliche Sitten hin.[15] Wenn somit durch das Feuer die Gewohnheit des Fleischessens nicht erst ermöglicht, sondern nur erleichtert worden ist, so muß dafür zugestanden werden, daß die Aufschließung und Erweichung der Speisen, die durch das Kochen und Braten herbeigeführt wird, einer weiteren Umbildung des Kauapparates und damit des ganzen Schädels Einhalt gethan hat. Dies scheint eine der Ursachen zu sein, weshalb der Uebergang zum eigentlichen Raubthier in seinen Anfängen stecken bleiben mußte, weshalb sich also auch ein Rest frugivorischer Anschauung so lebendig erhalten konnte, daß er immer von neuem in den verschiedensten Speiseverboten zu Tage tritt. Historische Beweise für diese ganze Entwickelung finden sich — das muß zugestanden werden — so gut wie gar nicht, wenn wir nicht gerade den bekannten vegetarischen Pfahlbau von Lagozza heranziehen wollen, ebensowenig läßt sich beweisen, daß erst die Kälte und Pflanzenarmuth der Diluvialzeit den Menschen die Fleischnahrung aufgezwungen hätte. Die Anfänge der ganzen Erscheinung liegen in sehr weiter Ferne, vielleicht schon in der Tertiärzeit, da ein großer Theil der noch immer zweifelhaften Funde aus dieser entlegenen Periode aus Steinsplittern, den primitivsten Waffen, besteht. Selbst unter den Affen finden sich ja bereits Nesträuber, die an Eiern und Fleisch Geschmack gefunden haben.

Ist diese Erklärung richtig, dann erwachsen die Speiseverbote aus einer sehr tiefen und sehr wirksamen Grundlage, dann erklärt es sich auch ohne weiteres, warum bei aller Abweichung im einzelnen es doch immer wieder die große Gruppe

der Fleischspeisen ist, die von diesen Verboten betroffen wird. Die primäre Ursache ist somit keine klare Vorstellung, sondern ein dunkles Gefühl, das je nach dem Anstoße sich in der mannigfaltigsten Weise äußern und entwickeln kann, das aber auch noch wirkt, wenn es längst von sekundären Beweggründen ersetzt und beseitigt scheint.

Und hier stehen wir nicht vor einer Ausnahme, sondern vor einem Falle, der uns noch öfter entgegentritt. Eine den Speiseverboten verwandte Sitte vieler Völker, die es als unanständig hinstellt, einem Essenden zuzusehen, ist von Karl von den Steinen sehr gut mit der Gewohnheit der Thiere verglichen worden, ihren Raub beiseite zu schleppen und entfernt von den anderen zu verzehren. Selbst im Kulturmenschen regt sich leicht noch ein unangenehmes Gefühl, wenn er beim Essen scharf beobachtet oder von anderen Personen eingeengt wird. Bei uns entwickelt sich keine besondere Sitte aus dieser Empfindung, weil ein Streit um die Nahrung schwerlich mehr vorkommen wird. Bei Naturvölkern aber kann sich recht wohl das Verbot des Zusehens herausbilden und endlich selbst ein Gefühl der Beschämung eintreten, wenn dieses Verbot verletzt wird. Auch eine Gruppe geschlechtlicher Schamgefühle mit ihren Folgeerscheinungen läßt sich hier anreihen, wenn auch nicht das Entstehen der Kleidung auf dergleichen zurückführt, wie Karl von den Steinen will.

Daß nun die primäre Ursache der Speiseverbote ohne weiteres dazu führen wird, aus der Liste der bereits als genießbar erprobten Nahrungsmittel einige zu streichen, ist nicht gut möglich. Wohl aber kann sie hindern, daß neu eingeführte Thiere überhaupt als Speise betrachtet werden; man kommt gar nicht auf den Gedanken, sie zu verzehren. Glücklicherweise stehen uns hier ein paar überzeugende Beispiele, die aus Brasilien berichtet werden, zu Gebote. In diesem Lande sind,

wie in ganz Amerika, die Hühner erst durch die Europäer eingeführt worden, von denen sie in gewohnter Weise ausgenutzt werden. Die Indianerstämme aber, zu denen das Haushuhn gelangt ist, füttern und schützen es zwar, verzehren aber weder die Eier noch das Thier selbst; wenigstens berichtet es Ehrenreich ausdrücklich von den Karaya in Goyaz[16] und Karl von den Steinen, der dasselbe von den Yuruna am oberen Schingu erzählt,[17] fügt hinzu: „Es ist gewiß ein zarter Zug in der Natur des Indianers, daß er sich nicht entschließen kann, Thiere, die er selbst mit Liebe aufgezogen hat, zu essen. Selbst daß wir Hühnereier aßen, war den Yuruna offenbar sehr unmoralisch vorgekommen."

Uebrigens sind die Hühner nicht die einzigen Thiere, die unbehelligt als Hausthiere im edleren Sinne im Indianerdorf bleiben und sogar durch Bemalung und Putz künstlich verschönert werden. Offenbar liegt hier schon ein Uebergang zu einer anderen Gruppe von Speiseverboten vor — solchen mit sekundären sittlichen Motiven —, auf die wir zurückzukommen haben. Was die Hühner insbesondere anbelangt, so finden wir sie auffallend oft in ähnlicher Lage wie in Brasilien, ohne daß wir die Entstehung des Gebrauches genauer verfolgen können. Auf Hainan z. B., wo man auch an die Einführung des Geflügels vom Festlande her denken darf, treibt das Volk Hühnerzucht, verzehrt aber äußerst selten ein Huhn oder ein Ei.[18] In einem anderen Inselgebiete, dem alten Britannien, war Hühnerfleisch untersagt;[19] ferner meiden es die Somali,[20] im alten Indien wurde es samt dem Schweinefleisch am ersten verboten[21] u. s. w. Auch die Taube hat oft ein ähnliches Schicksal.[22]

In den meisten Fällen wird irgend ein Anstoß nöthig sein, ein sekundärer Beweggrund, der dazu führt, daß unter den Thieren eine gewisse Auswahl getroffen wird. Dieser Anstoß kann zunächst sehr kleinlicher Natur sein, aber doch,

wenn nur die tertiären Beweggründe sich wirksam genug erweisen, dauernden Einfluß üben. So vermag die persönliche Abneigung eines einflußreichen Menschen, eines Häuptlings oder Priesters, gegen irgend eine Speise schließlich dem ganzen Volke bleibenden Widerwillen gegen dieses Nahrungsmittel einzuflößen. Was diesen Einzelnen zu seiner Abneigung veranlaßt hat, ist dabei ganz gleichgültig, obgleich die primäre Ursache auch in diesem Falle immer die Grundlage bilden wird. Es ist nicht ausgeschlossen, daß selbst die unberechenbaren Launen Geisteskranker einmal maßgebend werden, da ja diese Art von Leuten leicht in den Geruch der Heiligkeit kommt und sogar die priesterliche Würde erlangen kann.

Noch bedeutsamer tritt diese Launenhaftigkeit in den zahllosen Speiseverboten hervor, von denen sich Schwangere und Wöchnerinnen, ja selbst deren Gatten und Verwandte eingeengt sehen. Noch im Mittelalter wurde auch in Europa ein Werth auf die „Gelüste" der Schwangeren gelegt, der uns das Entstehen derartiger Bräuche bei kulturarmen Völkern leicht verstehen läßt.

Hatte ein Weib einmal Widerwillen gegen irgend eine Speise gezeigt, dann versagte man sie wohl auch anderen, und diese Sitte gewann alsbald größere Kraft, wenn man versuchte, sie logisch zu begründen; gerade hier tritt ein höchst interessanter Wechsel der Motive ein. So darf nach Petrowitsch[23] die schwangere Serbin keine Fische essen, weil sonst das Kind erst sehr spät sprechen lernt; sie darf keine Schnecken verzehren, weil sonst das Kind schleimig wird, kein Hasenfleisch, wenn sie nicht will, daß das Kind später mit offenen Augen schläft oder daß es schielt. Ist aber die Phantasie einmal auf diesem Gebiete rege geworden, dann ist kein Halten mehr, und aus einer sekundären Wurzel heraus erwachsen, wie Parasiten auf einem alten Stamme, neue und immer neue Speiseverbote.

Und nicht die Frauen allein werden betroffen; dort, wo die Couvade herrscht, muß auch der Mann seine Diät dem Kinde zuliebe einschränken und zahlreiche Fleischspeisen verschmähen. Es ist nicht unmöglich, daß sich auf diesem Wege schließlich allgemeingültige Speiseverbote entwickeln.

Wenn hier der Anstoß von einzelnen Menschen ausgeht und sich allmählich auf die Gesamtheit überträgt, so können andererseits gewisse Eigenschaften der Thiere dazu führen, daß man sie als verdächtig oder als unrein betrachtet. In erster Linie stehen hier wirkliche oder vermeintliche Schädlichkeiten, die den Genuß irgend einer Fleischart gefährlich machen. So mag beiläufig erwähnt sein, daß der Genuß von Aas nicht überall gemieden wird; besonders unter den Negern hat die Erfahrung, daß der Genuß halbverfaulten Fleisches schwere Schädigungen nach sich zieht, noch nicht überall die Sitte oder das Gebot ins Leben gerufen, derartige Speisen zu verschmähen.[24] Bei den Hebräern ist dagegen der Genuß des gefallenen oder von wilden Thieren zerrissenen Viehes förmlich untersagt.[25] Zu den Thieren nun, deren Fleisch sich unter Umständen als schädlich erwiesen hat und aus diesem Grunde überhaupt gemieden wird, gehört vor allem das Schwein: Nicht nur bei den Juden und Mohammedanern, sondern auch bei vielen Naturvölkern bleibt sein Fleisch unbenutzt, wird sogar mit Abscheu zurückgewiesen. Viel bedeutsamer als diese wirklichen Gefahren sind aber die eingebildeten, auf die eine ganze Reihe von Speiseverboten zurückzuführen ist. So scheint man die Schlangen fast überall zu meiden, offenbar in dem Glauben, daß der Genuß ihres Fleisches ebenso verderblich wirken müsse, wie ihr Biß. Aus diesem leicht verständlichen Irrthum entwickeln sich andere. Auch die Thiere, die nur Aehnlichkeiten mit den Schlangen haben, erscheinen verdächtig, so insbesondere die schuppenlosen Fische, ja die Fische überhaupt. Den Juden

sind Fische, die nicht Floßfedern und Schuppen haben, verboten; die ostafrikanischen Hamiten verschmähen fast sämtlich die Fische und begründen diese Abneigung ausdrücklich mit der Angabe, daß die Fische Schlangen seien. Dieselbe Abneigung und dieselbe Ursache finden wir bei allen südafrikanischen Negern, die nicht einmal Fische mit der Hand berühren mögen.[26] Natürlich sind auch andere Motive des Verbots denkbar; wenn in einzelnen Gauen des alten Aegyptens bestimmte Fische verboten waren, so beruht dies wahrscheinlich, wie die meisten Speisegesetze der Aegypter, auf totemistischen Ideen.[27] Ferner ist nicht zu vergessen, daß man leicht ein Speiseverbot, dessen eigentliche Ursache man nicht mehr kannte, nachträglich auf irgend eine Schädlichkeit der Speise zurückzuführen suchte, so daß gerade in diesem Falle alle Angaben mit Mißtrauen aufzunehmen sind. Immerhin bleibt manches übrig, was hier anzureihen ist. Viele Thiere gelten als unheimliche, zauberhafte Geschöpfe, deren Fleisch man nicht zu verzehren wagt, so namentlich nächtliche oder seltsam gefärbte und gestaltete Thiere; gerade von Nachtthieren vermuthet man außerdem leicht, daß die Seele Verstorbener in ihnen verkörpert sind, und so geht diese ganze Gruppe von Anschauungen unmerklich in eine andere, nachher zu erwähnende über.

Zeigt sich bei der Uebertragung des Abscheues vor Schlangen auf die Fische, wie leicht bloße Aehnlichkeiten bestimmend einzuwirken vermögen, so ist es nicht zu verwundern, daß dergleichen sich auch in anderer Richtung wiederholt. Gewisse Thiere erregen Ekel wegen ihrer schmutzigen Gewohnheiten oder ihrer widerlichen Nahrung; namentlich die Abneigung gegen die letztere überträgt sich leicht auf das Thier, das ja seinen Körper aus dieser Nahrung aufbaut. So erscheinen Thiere, die Leichen oder Exkremente verzehren, leicht ekelhaft, andere werden ihrer Unreinlichkeit wegen gemieden. Der Widerwille gegen Eier, der

auffallend oft zu beobachten ist,[28] dürfte auf ähnlichen Vorstellungen beruhen; wenigstens erzählt Reichard, daß die Waniamwesi die Eier für Exkremente der Vögel halten und daß sie stets mit Aeußerungen des Abscheues zusahen, wenn der Reisende dieses Nahrungsmittel genoß.[29] Dieselbe Idee fand Hildebrand bei den Wakamba und Wanika.[30] Oft genügt auch irgendwelche Aeußerlichkeit eines Thieres, die an etwas Widerliches erinnern mag, um ein Speiseverbot hervorzurufen. Die eben genannten Waniamwesi, sonst durchaus nicht wählerisch, verschmähen das Fleisch der Geschirrantilope, angeblich weil es Hautausschläge hervorruft; als tieferer Grund stellte sich jedoch die Zeichnung des Felles heraus, auf die man stets mit Abscheu hinwies. Es ist interessant, daß Reichard in diesem Falle auch eine Uebertragung des Verbots auf einen anderen Stamm, und zwar auf Grund des sekundären Motivs, beobachten konnte. Ein Küstenneger hatte das Fleisch der Antilope gegessen, als er aber zufällig bald darauf an einem Hautausschlag erkrankte, machte dies einen so tiefen Eindruck auf seine Gefährten, daß sie von da an ebenfalls die Geschirrantilope grundsätzlich verschmähten.[31]

Die Ideen über Reinheit und Unreinheit, die so bestimmend auf die Speisegesetze und die Lebensgewohnheiten ganzer Völker eingewirkt haben, gehen in den meisten Fällen auf Vorstellungen von körperlicher Reinlichkeit zurück und gehören also ursprünglich hierher. Nur ist bei der Betrachtung diese Gruppe von Ideen stets zu bedenken, daß die Begriffe von Reinlichkeit bei den einzelnen Völkern außerordentlich verschieden sind. Dem Hindu gilt das Wasser seines heiligen Teiches für rein, auch wenn es voll Unrath ist oder Leichen in ihm gewaschen werden; den Hirtenvölkern Afrikas, die ihre Gefäße mit dem Urin der Kuh ausspülen, erscheint diese Flüssigkeit, die ihr geliebtes Herdenthier liefert, vor allen anderen als die reinste und edelste.

Der Mongole endlich, dem das Waschen so gut wie unbekannt ist, schreibt dem Feuer die Kraft zu, körperliche und geistige Reinheit zu bewirken. Daß es demgemäß viele Speiseverbote geben wird, die auf Reinlichkeitsvorstellungen beruhen, wenn wir uns auch den Gedankengang ohne genauere Kenntniß des Volkes nicht klar machen können, ist mindestens wahrscheinlich.

Es waren mehr äußerliche, zufällige Beweggründe, die in den bisher erwähnten Fällen zur primären Ursache hinzutreten mußten, um sie lebendig und bestimmt werden zu lassen. Ihnen allen steht nun eine schärfer umgrenzte, in sich geschlossene Gruppe sekundärer Motive gegenüber, die wir kurzweg als solche sittlicher Art bezeichnen dürfen. Es ist leichter, diese Motive durch Beispiele zu erläutern, als ihre Entstehung, die mit der ganzen ethischen Entwickelung des Menschengeschlechtes zusammenhängt, in abstrakter Weise aus dem Wesen des Menschen abzuleiten. Das am bestimmtesten dieser Gruppe angehörige Nahrungsmittel ist nun unbedingt das Menschenfleisch.

Den Menschen selbst als Speise zu betrachten, erscheint noch jetzt vielen Völkern als durchaus berechtigt. Die Entstehung des Kannibalismus ist ein sehr anziehendes Problem, das bei näherer Untersuchung den Wechsel der verschiedenen Beweggründe in vorzüglicher Weise erkennen läßt, dem wir aber hier gänzlich aus dem Wege gehen können. Daß der Mensch das Fleisch seiner Geschlechtsgenossen ohne Schaden verzehren kann, daß auch der Geschmack der Speise an sich nichts Widerliches hat, ist längst bewiesen; für uns handelt es sich darum, das Verschwinden des Kannibalismus zu beobachten, mit anderen Worten, das Entstehen eines Speiseverbotes, das den Genuß von Menschenfleisch untersagt. Der Rückgang der Menschenfresserei, die einst so außerordentlich verbreitet war, daß wohl jedes Volk in seiner Vorzeit eine Periode des Kannibalismus gehabt hat, ist gerade gegenwärtig an vielen Punkten des Erdballes

zu beobachten. Die Einwirkung der Kulturvölker läßt sich dabei gewiß nicht verkennen, aber der Rückgang hat sich in einzelnen Gebieten, wie auf manchen Inseln der Südsee, völlig selbstständig vollzogen.

Man kann behaupten, daß mit der steigenden Kultur überall die Verdrängung des Kannibalismus Hand in Hand geht, wenn es auch an einzelnen Rückfällen niemals gefehlt hat. Wir, die wir den barbarischen Brauch nur noch vom Hörensagen kennen, empfinden einfach Ekel vor Menschenfleisch, ohne dieses Gefühl zunächst genauer begründen zu können. Mit dem Aufhören der Gewohnheit macht sich der primäre Widerwille sofort geltend und verdunkelt alle anderen Beweggründe.

In Wahrheit aber haben wir das Verschwinden des Kannibalismus, den Anstoß also, der die primäre Ursache erst wirksam macht, auf ethische Motive zurückzuführen. Je größer mit der steigenden Kultur der Kreis der befreundeten Menschen wird, je mehr die vernichtenden Kämpfe der kleinen Stämme untereinander verschwinden, desto mehr erstarken die sittlichen Gefühle, denen endlich auch der abscheuliche Gebrauch, den Mitmenschen als völlig zu vertilgenden Gegner oder als bloßes Nahrungsmittel zu betrachten, erliegen muß. Der Rückgang der Menschenfresserei erfolgt nun fast überall in zweierlei Art, — ebenfalls ein charakteristischer, sich bei anderen Gelegenheiten wiederholender Vorgang.

Einmal nämlich wird der Kannibalismus, der vorher, sobald nur Menschenfleisch zu haben war, vom ganzen Volke ausgeübt wurde, in der verschiedensten Weise eingeschränkt. So zunächst zeitlich, — nur an bestimmten Festtagen, nur zu besonderen religiösen Zwecken finden noch allgemeine Kannibalenschmäuse statt. Ferner vermindert man die Zahl der Personen, die am Schmause theilnehmen; Frauen und Kinder werden zuerst ausgeschlossen, dann auch der größte Theil der Männer, so daß

endlich nur der Häuptling oder der Priester das zweifelhafte Vorrecht bewahrt, Menschenfleisch genießen zu dürfen oder zu müssen. Außerdem aber verschmäht man es allmählich, die Getödteten völlig zu verzehren, sondern begnügt sich mit einem Theile des Körpers, von dem man — in sekundärer Begründung der Sitte — glaubt, daß er die Kraft oder Klugheit des Todten auf den Essenden übertragen werde; solche Theile sind namentlich das Herz, die Leber, das Gehirn, die Augen, die Zunge oder die Nieren. Diese verschiedenen Arten des Rückganges, die man unter dem Namen der Einschränkung zusammenfassen kann, treten oft nebeneinander auf.

Aber noch in einer anderen Weise kann das Verschwinden eines Brauches stattfinden, wenn wir auch diese zweite Art in unserem Falle selten feststellen können: man kann sie als die Methode der Stellvertretung bezeichnen. Am häufigsten und sichersten beobachtet man sie beim Verschwinden der Menschenopfer, die ja mit dem Kannibalismus einigermaßen verwandt sind; in der Regel treten Thiere an die Stelle der Menschen, wohl auch Holzbilder oder andere Gegenstände. So beerdigte man in Peru nicht mehr die Sklaven eines Verstorbenen mit ihm, sondern nur deren Bilder,[32] und in Aegypten scheint man schon früh das Menschenopfer, das der Nilgott zur Zeit der Fluth erhielt, durch eine Wachspuppe ersetzt zu haben.[33] Zwiebelköpfe brachte Numa nach altrömischer Sage dem Jupiter statt der verlangten Menschenköpfe dar, und in ähnlicher Weise schmücken die christianisirten Kopfjäger Indonesiens ihr Haus statt mit Menschenschädeln jetzt mit Maiskolben oder Rinderköpfen. Es ist klar, daß Kannibalenmahlzeiten nur dort in nachweisbarer Art durch das Verschmausen irgendwelcher Thiere ersetzt worden sind, wo eine gewisse religiöse Feierlichkeit mit dem Brauche verbunden war. Das ist aber seltener der Fall, als man glauben sollte. Immerhin fehlt es nicht ganz an Bei-

spielen, deren eines glücklicherweise in Gustav Nachtigal einen ausgezeichneten Beobachter gefunden hat. In Darfur nämlich wurde in früherer Zeit bei der „großen Paukenfeier" eine Jungfrau geopfert und von den Großen des Landes verspeist. Dieser Schmaus, der namentlich den Anschauungen des Islam schnurstracks zuwiderlief, ist durch ein eigenthümliches Mahl ersetzt worden, halbverweste Hammeleingeweide nämlich, die in ranziger, zwei Jahre alter Butter gebraten werden. Der Vorgang ist interessant, da er beweist, daß man das Widerliche des Menschenschmauses für die Hauptsache gehalten und ihn infolgedessen mit einer ähnlich scheußlichen Speise vertauscht hat. Wer bei dem Mahle hustete oder Ekel zu erkennen gab, wurde sofort erschlagen, weil er dem Könige feindlich gesinnt wäre; doch war auch hierin zu Nachtigals Zeit schon eine Milderung eingetreten.[34]

Daß der Kannibalismus dem sittlichen Fortschritte der Menschheit weichen muß, ist zweifellos; aber diese ganze Entwickelung kann nicht dabei stehen bleiben, den Menschen aus der Liste der genießbaren Geschöpfe zu streichen. In zwei Richtungen bildet sich die Idee weiter fort: es wird einerseits das menschenähnlichste Thier, der Affe mit seinen zahlreichen Unterarten, eben dieser Aehnlichkeit wegen verschmäht, und auf der anderen Seite treten gewisse Hausthiere dem Menschen so nahe, daß man sich mit ihren sonstigen Leistungen begnügt, sie aber nicht mehr zum Lohne für diese Dienste verzehren mag. Was die Affen anlangt, so haben europäische Reisende oft über den Widerwillen berichtet, den ihnen Affenfleisch und selbst die Jagd auf diese Thiere einflößte;[35] es ist wenigstens zu vermuthen, daß dieser Ekel es ist, der in Abessinien und anderwärts die Eingeborenen auf das Fleisch dieser Ebenbilder des Menschen verzichten läßt. Interessanter und mannigfaltiger sind dagegen die Anschauungen, die zur Schonung verschiedener Haus-

thiere geführt haben. Daß man den Parallelismus dieser Erscheinung mit dem Verschwinden der Anthropophagie auch in entlegenen Kulturgebieten erkannt hat, beweist eine merkwürdige Angabe des japanischen Chronisten Môzokki, die von dem Einfalle der Mongolen in Japan im Jahre 1281 n. Chr. handelt.[36] „Da die Räuberscharen," sagt er, „als ein fremdes Geschlecht der nördlichen Gegenden das Angesicht von Menschen, die Herzen wilder Thiere hatten, so läßt sich denken, daß sie sich nicht wie Menschen betrugen. Wenn ein Mann so lange, bis ihn die Arme schmerzten, gekämpft hatte und nach rühmlicher Gegenwehr gefallen war, drängten sie sich, untereinander streitend, hinzu und raubten den Leichnam. Dann rissen sie ihm den Bauch auf, nahmen die Eingeweide heraus und aßen die Leber. Wie hätten Leute, die solche Thaten verübten, sich des Fleisches der Rinder und Pferde enthalten sollen? Sie raubten sie, erschlugen sie, schlürften ihr Blut und aßen ihr Fleisch."

Rinder und Pferde gehören in der That zu den wichtigsten Hausthieren, die von Speiseverboten betroffen worden sind; ein Thier ist indessen noch vor ihnen zu nennen, dessen Stellung zum Menschen einzig dasteht und überdies den Angehörigen eines Kulturvolkes in ihrer sittlichen Bedeutung am verständlichsten ist, — es ist der Hund. Aus einem lästigen Gesellen, der den Ueberresten der Jagdbeute nachzog und dem Menschen im Nothfalle selbst als Speise dienen mußte, hat er sich zum nützlichen Jagdgefährten und endlich zu einem treuen Freunde des Menschen aufgeschwungen. Ihn zu essen, gilt daher vielen Völkern als unrecht, ja wir finden ungemein oft Hundeesser und Kannibalen als identisch genannt.[37] Anderwärts gehört dagegen der Hund zu den Schlachtthieren und wird sogar als solches massenhaft gezüchtet und gemästet.[38] Von der ärmeren Bevölkerung mancher Landstriche Deutschlands wird Hundefleisch

noch jetzt nicht verschmäht; im übrigen kann man wohl sagen, daß in Europa ein ungeschriebenes Speiseverbot den Hund vor solcher Ausnutzung bewahrt. Dem Besitzer eines anhänglichen Hundes muß der Gedanke, dieses Thier zu verspeisen, widerlich und unmoralisch erscheinen; etwas verdunkelt wird die Ursache der Erscheinung dadurch, daß ein unangenehmer Geruch dem Hundefleische anhaftet, so daß es nicht als besonderer Leckerbissen gelten kann.

Diese Eigenthümlichkeit, die eine andere Erklärung wenigstens denkbar erscheinen läßt, fehlt dem Fleische des Rindes, das dennoch oft und ganz ausdrücklich von Speiseverboten betroffen wird. Wenn der Hund nur ausnahmsweise, so im alten Iran,[39] in die Reihe der heiligen und unverletzlichen Thiere aufrückt, so wird das Rind weit öfter dieser Ehre theilhaftig. Hierbei ist oft eine bestimmte Entwickelung, ein Wechseln der Motive zu beobachten, das um so merkwürdiger ist, als auch in diesem Falle ein rein egoistischer durch einen sittlichen Beweggrund verdrängt wird.

Wir finden bei Nomadenstämmen, deren Reichthum in ihren Herden beruht, oft eine große Abneigung, diese Herden durch das Schlachten einzelner Rinder zu verkleinern. Die Kühe, deren Milch man genießt, schont man ohnehin nach Möglichkeit, aber auch von der Tödtung anderer Rinder hält den Besitzer ein Gefühl ab, dem man wohl nicht Unrecht thut, wenn man es vorerst einfach als Geiz bezeichnet. Sehr bald mischt sich dem eine gewisse Zuneigung zu einzelnen besonders schönen Thieren bei, die endlich zur förmlichen Vergötterung, mindestens aber zu bestimmten Speiseverboten führt. Die Keime dieser Anschauungen können wir am besten bei einigen afrikanischen Hirtenstämmen, ihre weitere Fortbildung bei den indischen Ariern beobachten, die als Nomaden in ihre neue Heimath einzogen. So schlachtet der Herero, der sich überdies

durch eine Art totemistischer Speisegesetze eingeengt fühlt, höchst ungern ein Rind; auf ähnlichen Ideen beruht es wohl, daß die Waganda ihrem Stammvater Kintu eine Abneigung gegen das Schlachten des Viehes zuschreiben, das nie in der Nähe seiner Hütte getödtet werden durfte.[40] Den Uebergang zu sittlichen Beweggründen erkennt man am deutlichsten bei den Dinka. Die Leute dieses herdenreichen Volkes an oberen Nil essen zwar Rindfleisch, aber nur solches von fremden Rindern; selbst wenn eines ihrer eigenen Thiere fällt, betheiligen sie sich nicht an der Mahlzeit.[41] Von hier bis zum völligen Verbote des Rindfleisches ist nur ein Schritt. Bei den Indern und manchen anderen Volke ist vor allem die Kuh ein heiliges und unverletzliches Thier geworden; ihre Eigenschaft als Milchspenderin, also ursprünglich ein rein praktisches Grundmotiv ist auch hier die Wurzel der religiösen Entwickelung. In ganz ähnlicher Weise gelangt bei ackerbauenden Völkern der nützliche Pflugstier zu einer bevorzugten Stellung, so bei Griechen und Römern, die ausdrücklich verboten, ihn zu tödten, und dieses Verbot auf sittliche Beweggründe zurückführten. Man opferte nach Aelian den pflügenden Ochsen nicht, weil auch er ein Landmann wäre und die Mühe und Arbeit des Menschen theilte;[42] Varro nennt ihn den Gefährten des Menschen in ländlicher Arbeit und den Diener der Ceres, den zu schlachten in alter Zeit bei Todesstrafe verboten war.[43] Plinius kennt noch Verbannung als Strafe für den Frevel.[44] Dasselbe Verbot finden wir in Birma und China.[45]

Sehr lehrreich ist die Beobachtung, wie man dem sittlichen Beweggrunde wieder durch einen praktischen Halt zu geben wußte. Wir finden im Alterthume allgemein die Anschauung, daß Stierblut giftig wirkt und mehreren geschichtlichen Persönlichkeiten als Todestrank gedient hat.[46] Es ist derselbe Gedankengang, der uns veranlaßt, naschhaften Kindern irgend eine verlockende Speise als giftig zu bezeichnen.

In Europa hat sich diese heilige Scheu auf die Dauer nicht halten können, das Rind ist im vollsten Sinne des Wortes zum Schlachtthiere geworden, dessen Fleisch aus keinem sittlichen Grunde und von keiner Bevölkerungsklasse mehr verschmäht wird. Gewissermaßen an die Stelle des Rindes ist dagegen ein anderes Thier getreten, das als Freund und Gehülfe dem Menschen vielleicht noch unschätzbarer ist, — das Pferd.

Pferdefleisch wird allerdings auch bei uns in Menge verzehrt, aber doch nur von der ärmeren Bevölkerung, der dieses billige und dabei wohlschmeckende Nahrungsmittel sehr willkommen ist; auf der Tafel der besser gestellten Klassen will es sich trotz mannigfacher Bemühungen [47] nicht einbürgern, und so kommt es, daß es Niemand einfallen wird, Pferde als Schlachtvieh zu züchten, was an sich recht wohl möglich wäre. Bei vielen Völkern ist Pferdefleisch eine beliebte Speise [48], besonders bei den Nomadenstämmen Hochasiens, die auffallenderweise trotz der Hochschätzung des Pferdes es zu keinem Speiseverbote gebracht haben; nur den Lamas ist Pferde- und Kamelfleisch untersagt. Den alten Germanen galt bekanntlich das Pferd nicht nur als Schlachtthier, sondern war auch das bevorzugte Opfer der Götter, dessen Schädel, auf die „Neidstangen“ oder den Dachgiebel gepflanzt, Gefahr und Unheil von den Gehöften fern hielt. Hierbei ist zu bedenken, daß in älterer Zeit wilde oder verwilderte Pferde in den deutschen Wäldern lebten, und ferner, daß die Germanen kein Reitervolk waren und das Pferd bei ihnen nicht die wichtige Rolle spielte, wie später zur Zeit der ritterlichen Kampfweise. Im Süden Europas indessen war damals das Pferdefleisch bereits von der Tafel verbannt, und dieses Speiseverbot verbreitete sich nun mit dem Christenthum, als ob es zu diesem gehörte, auch im Norden. An und für sich kennt ja das Christenthum keine Speiseverbote; dennoch galt es damals schon als Kennzeichen des Christen, daß

er die Fasten hielt und gewissen Fleischspeisen überhaupt entsagte. In einem Schreiben des Papstes Zacharias an Bonifazius finden sich diese „christlichen“ Speiseverbote. Es war demnach untersagt, das Fleisch gewisser Geflügelarten zu essen, namentlich das der Dohlen, Krähen und Störche; noch weit mehr aber sollte das Fleisch der Biber, Hasen und Wildpferde gemieden werden.[49] Es ist klar, daß hier Verbote zusammengestellt sind, die aus sehr verschiedenen Quellen fließen; der Hase erscheint merkwürdigerweise auch anderwärts, so vielfach in Nordamerika, unter den verbotenen Thieren, ohne daß die Ursache deutlich wird. Die Erwähnung des „equus silvaticus“ scheint zu beweisen, daß man das zahme Pferd damals in Deutschland auch nicht mehr aß, da es sonst sicher besonders genannt wäre. Trotz der päpstlichen Verwarnung wurde übrigens das Wildpferd noch lange nachher selbst von Geistlichen verzehrt, wie die Stelle eines in St. Gallen ums Jahr 1000 gefertigten Gedichtes beweist:

Sit feralis equi caro dulcis in hac cruce Christi.[50]

In Island behielt man sich sogar bei Einführung des Christenthums das Pferdefleischessen ausdrücklich vor.[51] Die Idee, daß es „unchristlich“ ist, Pferdefleisch zu verzehren, hat sich bis in die Neuzeit nicht verloren. Es ist sehr interessant, zu lesen, wie Denham, der erste Erforscher Bornus, sich überzeugt, daß die Musgu keine Christen sind, obwohl sie von den Muhammedanern so genannt werden: Er sieht, daß sie Pferdefleisch essen, und verhehlt dann auch nicht seinen Abscheu vor dieser Ruchlosigkeit. Trotz aller Verschrobenheit liegt dieser Anschauung doch das sehr richtige Bewußtsein zu Grunde, daß wir dem Pferdefleische aus sittlichen Beweggründen entsagt haben und in diesem Verbote einen äußeren Ausdruck unserer Kultur erkennen müssen.

Andere Hausthiere erringen sich hier und da eine ähnliche Stellung wie das Pferd. Kamelfleisch ist in der Mongolei, wie

schon erwähnt, wenigstens den Lamas verboten; in Arabien ißt man es, aber es gab früher heilige Kamele, die geschont wurden,[52] und die Kopten verschmähen das Kamelfleisch überhaupt.[53] Von den Kaffern wird das Fleisch des Elefanten mit der ausdrücklichen Begründung vermieden, daß dieses Thier wegen seiner Klugheit dem Menschen zu nahe steht.[54] Ob die Hauskatze in Aegypten aus totemistischen Beweggründen verehrt und schließlich gezähmt wurde, wie Viktor Hehn will, oder ob man sie nicht tödten wollte, weil sie zum Hausthiere geworden war, ist fraglich; jedenfalls hat sich die Schonung der Katze von allen altägyptischen Vorschriften am zähesten bis zur Gegenwart erhalten, wenn auch durch das neue Motiv gestützt, daß Muhammed die Katzen geliebt haben soll.[55] In Deutschland — wenigstens im Erzgebirge, wie ich selbst feststellen konnte — herrscht im Volke noch die Anschauung, daß das Ertränken junger Katzen Unglück bringt; Katzenfleisch ist genießbar, aber auch durch ein ungeschriebenes Speisegesetz verpehmt.

Wie eine Fortentwicklung dieser Schonung der Hausthiere endlich in Indien zum völligen Verbote des Fleischgenusses geführt hat, ist bekannt genug. Erwähnt sei nur, daß nicht etwa erst dem Buddhismus diese Ideen zu verdanken sind, da im Gegentheil nach der Sage Buddha selbst, wenn auch nur ausnahmsweise, Fleisch gegessen hat, und der ältere Jainismus in dieser Hinsicht den Buddhismus bei weitem an Folgerichtigkeit überbietet; vielmehr lag die Neigung zur Askese und Thierfreundlichkeit lange vor Buddha schon im Charakter des indischen Volkes, dem längst die vedischen Götter und Sitten, diese Erzeugnisse eines frischen, sorglosen Nomadenlebens, nicht mehr zusagten.

Daß es übrigens nöthig war, die Grundlagen dieser Gruppe moralischer Speiseverbote noch ausführlich darzulegen, beweist hinlänglich, wie sehr auch hier die tertiären Motive alle anderen überwuchert und verschleiert haben. Die primären und sekun-

dären Ursachen wirken unter der Oberfläche mit, aber sie kommen nicht mehr zum Bewußtsein.

Eng verwandt mit den eben geschilderten Verboten und doch in ganz anderer Weise entwickelt sind die Speisegesetze, die auf totemistischer Grundlage beruhen. Das Wesen des Totemismus ausführlich zu schildern, ist an dieser Stelle nicht wohl möglich, zumal der Begriff des Wortes, je nachdem er weiter oder enger gefaßt wird, etwas schwankt. Die Angabe mag genügen, daß die Geschlechtsgenossenschaften innerhalb eines Stammes, wie sie namentlich bei den Indianern Nordamerikas vorkommen, sich oft durch besondere Wappenthiere voneinander unterscheiden, neben denen ausnahmsweise auch Pflanzen und andere Abzeichen verwendet werden. Das Wappenthier steht in engster Beziehung zur Geschlechtsgenossenschaft, gilt als verwandt mit ihr, indem ein gemeinsamer thierischer Stammvater beide verbindet, und wird infolgedessen meist geschont und sogar förmlich verehrt. Da in der Algokinsprache derartige Wappenthiere als Totems bezeichnet werden, ist das Wort Totemismus gebildet und von der Wissenschaft allgemein angenommen worden. Am bekanntesten sind die Geschlechtsgenossenschaften der Irokesen, deren Stammesthiere Bär, Wolf, Schildkröte, Biber, Reh, Schnepfe, Reiher und Falke waren; bei den Tlinkit im nordwestlichen Amerika sind Wolf, Rabe, Bär, Walfisch, Lachs und Frosch zu nennen, die Muskoki zerfallen in 20, einzelne Tinnehstämme angeblich sogar in 28 Geschlechter mit ebensovielen Wappenthieren. Dem Totemismus der Amerikaner entspricht fast vollkommen das Kobongsystem der Australier, und Spuren der Erscheinung sind auch bei anderen Völkern zu finden.

Es scheinen meist Jägervölker zu sein, bei denen sich totemistische Ideen entwickeln. Der Jäger steht ja den Thieren, die ihm theils als Speise dienen, theils als Mitbewerber um die Beute auftreten, nicht durchaus feindselig gegenüber; ihre

List oder Tapferkeit imponirt ihm, und gar nicht selten findet sich der Gedanke, daß es eine Art freiwilliges Entgegenkommen der Jagdthiere oder doch ihres Genius ist, wenn sie sich fangen lassen. Thierfabeln, an denen alle Jagdvölker reich sind, bekunden genügend, daß man Mensch und Thier für gleichartig hält, weit verbreitet ist auch der Glaube an die Möglichkeit einer zeitweiligen Verwandlung lebender Menschen in Thiere [56]. Am wichtigsten aber ist die Thatsache, daß wir unter den zahllosen Ideen über das Fortleben des Menschen nach dem Tode verhältnißmäßig am häufigsten die von einer Verwandlung in Thiere oder Pflanzen vertreten finden. Glaubt man einmal in einer gewissen Thierart die Ahnen des Volkes zu sehen, dann braucht man nur einen Schritt weiter zu gehen, um das Volk selbst von einem thierischen Ahnherrn abzuleiten, diesen Ahnherrn, ja das ganze Thiergeschlecht zu verehren und damit den Totemismus förmlich zu begründen. Wie sich dabei die Verehrung eines einzelnen Thieres oft über ganze Völkergruppen verbreiten kann, lehrt die Sage vom „großen Hasen", der den meisten nordamerikanischen Stämmen als der gemeinsame Stammvater der Rasse gilt. [57]

Wie man annehmen darf, sind zahlreichere Speisegebote auf den Totemismus zurückzuführen, als es dem Unkundigen scheinen möchte. So sind die heiligen Thiere der Aegypter zum größten Theile die alten Wappenthiere der einzelnen Gaue, ihre Verehrung daher oft auf bestimmte Theile des Landes beschränkt. Noch zur Römerzeit kam es zu förmlichen Kriegen zwischen verschiedenen oberägyptischen Gauen, weil die Leute des einen Gaues nicht dulden wollten, daß man im Nachbargau ihr heiliges Thieren schlachtete und verzehrte [58]. Aber selbst ein Theil der jüdischen Speisegesetze mag totemistischen Ursprungs sein, wie namentlich der amerikanische Ethnolog G. Mallery zu beweisen sucht. [59] Er nimmt eine Theilung des israelitischen

Volkes in eine Anzahl von Geschlechtsgenossenschaften an, die zur Zeit des Auszuges noch ihre verschiedenen Wappenthiere (Schwein, Maus, Wildesel, Kaninchen u. s. w.) verehrt und geschont hätten, bis dann später alle einzelnen Speisegesetze sich über das ganze Volk verbreiteten und nun nach veränderten Gesichtspunkten geordnet und vermehrt wurden. Jedenfalls ist diese Anregung höchst beachtenswerth.

Bei all diesen Erwägungen drängt sich die Thatsache immer wieder auf, daß aus allgemein verbreiteten Wurzeln heraus sich lokale Bräuche entwickeln, deren Eigenart ihnen oft eine ganz besondere Stellung zuweist. Eine solche „ethnologische Provinz" in Bezug auf Speiseverbote ist Westafrika, wo es zwar an rein totemistischen Anschauungen nicht fehlt, wo aber doch eine ganz besondere, in die bisherigen Rubriken kaum einzureihende Art von Speisegesetzen vorherrscht. Man könnte von einem Totemismus reden, der nicht für eine Geschlechtsgenossenschaft, sondern nur für die einzelne Person gültig ist, wenn nicht auch dieser Ausdruck ungenügend erschiene. Jedenfalls hat der Gebrauch seine Wandlungen hinter sich, die mit dem vorhandenen Material noch nicht vollkommen nachzuweisen sind. Gegenwärtig steht es so, daß jeder Einzelne sich eines höheren Schutzes durch Beachtung gewisser Regeln versichert, deren Mehrzahl aus Speiseverboten besteht; daneben finden sich auch andere Verbote, z. B. das Meer oder einen Weißen zu sehen u. s. w. [60] Was für Schutzgeister eigentlich durch Beobachtung dieser Regeln günstig gestimmt werden, scheint, dem phantasielosen Wesen des Negers entsprechend, den Beschützten selbst nicht ganz klar zu sein. Die Wahl des „Fetischs" geschieht auf ganz verschiedene Weise, und hier liegen die Thatsachen, die uns die Entwickelung des Brauches wenigstens ahnen lassen. Es kommt vor, daß man die zu meidenden „Fetischthiere" im Traume erblickt [61], was an den Glauben vieler Indianerstämme erinnert; ferner setzt man Kindern

verschiedene Speisen vor und betrachtet die, gegen die sie Abneigung zeigen, fortan als verboten (Xina).[62] Endlich giebt es bereits bestimmte Fetische, die feste Abzeichen und Verbote besitzen und von Erwachsenen freiwillig erwählt werden.[63] So scheint aus totemistischer Wurzel eine Gruppe von Sitten hervorgewachsen zu sein, die nunmehr eher den Fastengebräuchen zuzurechnen sind und damit eigentlich aus der Hauptgruppe der Speiseverbote ganz ausscheiden. Die Quelle des gegenwärtigen, allerdings sekundären Beweggrundes giebt Bastian sehr schön in folgenden Worten: „Durch alle primitiven Völkerstämme geht eine heilige Scheu gegen Benutzung der von der Natur gebotenen Erzeugnisse im Pflanzen- und Thierreich; sie zweifeln, ob den Menschen das Recht zusteht, sich einen Gegenstand anzueignen, den eine fremde unbegreifliche Macht geschaffen und auf welchen dieselbe ihr eigenes Eigenthumsrecht beanspruchen möchte.“[64]

In mancher anderen Richtung noch können sich die Grund ideen weiter entwickeln. Der Glaube an Seelenwanderung veranlaßt oft eine Enthaltsamkeit, die nur von einzelnen Personen bestimmten Thieren gegenüber beobachtet wird; so berichtet Hayes, daß ein Eskimoweib aus Vorsicht nur noch das Fleisch von Vögeln genoß, weil ein Zauberer ihr gesagt hatte, daß ihr verstorbener Gatte in ein Walroß verwandelt wäre. Ferner aber liegt die Befürchtung nahe, daß der Geist eines Thieres einmal in den Menschen übergeht und Krankheit oder Besessenheit hervorruft. Man vermeidet deshalb gewisse Thiere überhaupt, oder doch die Theile, in denen man den Sitz der Seele vermuthet; das Verbot des Blutgenusses bei den Juden und manchen anderen Völkern mag auf diese Vorstellung zurückgehen. Die Scheu vor dem Verzehren von Thierköpfen, die wir bei den Aegyptern,[65] und von Menschenköpfen, die wir noch heute bei den Kannibalen Queenslands finden,[66] gehört vielleicht hierher, obwohl der Gedanke an eine sittliche Quelle dieses Widerwillens

auch nahe genug liegt: der Kopf, in dem wir das ganze Wesen eines Geschöpfes konzentrirt vor uns sehen, erregt am leichtesten Mitleid und Abscheu.

Ein sekundärer Grund vieler Speiseverbote, der oft alle ursprünglichen Motive in den Schatten stellt, ist endlich noch zu erwähnen. Der Gedanke, daß die verbotenen Thiere unrein sind, führt bald dazu, auch die Menschen als unrein zu verachten, die das Fleisch dieser Thiere genießen. Damit werden die Speisegesetze das allerwirksamste Mittel der Absonderung, das nun mit Bewußtsein weiter durchgeführt und für den neuen Zweck immer geeigneter gemacht wird: nicht nur die verbotenen Speisen sind unrein, sondern auch alle Speisen, die von unreiner Hand bereitet oder nur berührt sind; selbst der Schatten des vorübergehenden Europäers, der auf die Mahlzeit des Hindu fällt, macht diese ungenießbar. So wird der sekundäre Zweck wieder die selbständige Ursache neuer Gesetze, die in ihrer Wesenheit an dem Umstande kenntlich sind, daß auch erlaubte Speisen aus irgendwelchem Grunde unrein werden können; daneben halten sich auch die ursprünglichen Gesetze, die ebenfalls erweitert und passend verändert werden. So sind die Speiseverbote der Juden entstanden, die einen Komplex sehr verschiedenartiger Gebräuche umfassen. Aeußerlich, weil ebenfalls jetzt der Rassen- und Kastentrennung dienend, ähneln die Speisegesetze der Hindu denen der Juden, obwohl die Quellen beider — abgesehen natürlich von der allgemeinen primären Ursache — keineswegs übereinstimmen.

Die Beweggründe, die aus den Speiseverboten Mittel der Vereinigung und Absonderung werden ließen, sind im Grunde schon tertiärer Art: der Zwang der Gesellschaft tritt hier in seine Rechte, genau wie bei der Kleidermode, wenn wir sie mit Ihering als einen beständig wiederholten Versuch der wohlhabenderen Gesellschaftsklassen betrachten, sich von der Masse ab-

zusondern. Wie stark im übrigen die tertiären Ursachen das Bestehen aller geschriebenen und ungeschriebenen Speiseverbote unterstützen, braucht ebensowenig ausführlich dargelegt zu werden, wie die Thatsache, daß auch das primäre Motiv nie ganz seine Wirksamkeit verliert und immer bestrebt ist, neue Verbote zu schaffen und alte zu befestigen.

Hatten alle bisher erwähnten Speiseverbote somit eine gemeinsame Grundlage, so ist doch nicht zu leugnen, daß außer ihnen noch Gesetze bestehen, deren Wurzeln anderswo zu suchen sind. Zwei Gruppen von Verboten sind hier zu nennen, die das Eine gemeinsam haben, daß sie zeitlich begrenzt sind, also nicht eine bestimmte Speise dauernd untersagen, sondern nur auf eine gewisse Zeit einige oder sogar alle Nahrungsmittel verbieten. Es sind dies einerseits die Fastengebräuche mit allen ihren Abarten, andererseits die Speisegesetze, die mit dem System des Tabu zusammenhängen. Beide Gruppen, die hier nur flüchtig besprochen werden können, bieten eine Fülle der schwierigsten Probleme, deren Verdunkelung auch hier durch den Wechsel der Beweggründe verursacht wird.

Ueber die Entstehung des Fastens läßt sich wenigstens soviel sagen, daß man es längst unwillkürlich übte, ehe es sich zu einer bewußten Handlung umbildete; jedes Volk, das nicht unter außerordentlich günstigen Bedingungen lebt oder über alle Hülfsmittel der Kultur gebietet, hat Perioden, in denen die Nahrung nicht für die Menge des Volkes ausreicht und der Hunger chronisch wird. Die Frage ist nur, wie man auf den Gedanken kam, freiwillig zu hungern, mit anderen Worten, welche Annehmlichkeit oder welchen Nutzen man sich von dieser Entsagung versprach, — und hier beginnen die Schwierigkeiten. Es wäre denkbar, daß ein freiwilliges Fasten zunächst nur das allzurasche Verzehren der Vorräthe hindern sollte, bis die Enthaltsamkeit sekundär zum religiösen Verdienste wurde, — dann

würde das Fasten den tabuistischen Bräuchen sehr nahe stehen. Ebenso könnte der Fastende sich ursprünglich die Speise entzogen haben, um sie den Verstorbenen oder den Göttern zu opfern. Diese Erklärungen wären annehmbar genug, wenn nicht eine andere, die durch zahlreiche Belege unterstützt wird, mindestens ebenso beachtenswerth erschiene und uns ermuthigte, den Brauch in eine ganz andere Gruppe von Sitten einzureihen. Der Schwächezustand, der anhaltendem Hungern folgt, erzeugt leicht Sinnestäuschungen, Visionen, wie sie als „Versuchungen“ oder „Erscheinungen“ in zahlreichen Heiligenlegenden wiederkehren. Dem Naturmenschen sind diese Dinge mehr als wüste Traumbilder, sie gestatten ihm, wie er glaubt, den Blick in die Zukunft und den Verkehr mit Geistern, und er ist sehr geneigt, diese Folgen eines unfreiwilligen Hungerns nunmehr absichtlich hervorzurufen.[67] In diesem Sinne ist das Fasten nur eines jener zahllosen Mittel, Ekstase und Visionen zu erzeugen, die bei allen Naturvölkern gebräuchlich sind: Schlaflosigkeit, wilder Tanz, Geschrei und Gesang, einschläfernde Musik, Räucherungen, Narkotika, geistige Getränke u. s. w. sind da zu nennen. Mag die Ursache des Fastens nun sein, welche sie will, sicher ist, daß sich überall die Neigung zeigt, die Enthaltsamkeit als verdienstvolle religiöse Handlung zu betrachten. Sehr bemerkenswerth ist übrigens, wie die primäre Ursache der anderen Speiseverbote auch hier noch einen gewissen Einfluß geltend macht: als gelinderen Grad des Fastens finden wir überall das Vermeiden des Fleischgenusses.

Fast noch schwieriger als die Frage nach dem Ursprung des Fastens ist die nach der Entstehung des Tabuismus zu beantworten; auf den Versuch einer Lösung des Problems läßt sich diesmal um so leichter verzichten, als die Speisegesetze nur einen Bruchtheil der zahlreichen Verbote bilden, die vor allem in Polynesien sich zu einem verwickelten System herausgebildet

haben. Wichtig ist nur der Zweck vieler tabuistischer Speiseverbote, der jedenfalls sekundär ist, aber den Verboten wenigstens Sinn und Halt giebt: das Tabuiren gewisser Pflanzen- oder Thierarten auf bestimmte Zeit soll verhindern, daß sie ausgerottet oder in gefährlicher Weise vermindert werden. Es ist dies eine Anschauung, die sich auf kleinen Inseln mit ihren geringen Hülfsmitteln fast mit Nothwendigkeit entwickeln mußte und auch auf anderen Gebieten geltend macht; mannigfaltig sind z. B. die Mittel, einer bedenklichen Vermehrung der Volkszahl vorzubeugen und auch auf diese Weise Hungersnöthe von vornherein unmöglich zu machen. Das Tabusystem ist offenbar diesem Zwecke erst angepaßt worden, aber er ist so wichtig, daß er auch in anderen Theilen der Erde sich geltend macht. Die merkwürdigen westafrikanischen Speiseverbote (Xina und Quixille) werden unter Umständen auch angewendet, um bei drohendem Mißwachs den Verbrauch im voraus zu beschränken.[68] Bei den Kaffern ist die Berührung der Ernte vor einem bestimmten Zeitpunkte selbst dem Eigenthümer untersagt, und demselben Volke galt es für Unrecht, Kälber zu schlachten.[69] Wie so oft, sind auch hier Dinge, die der Gemeinschaft des Volkes nachtheilig sind, zugleich als sittlich und religiös verwerflich hingestellt. Auch unter den zoroastrischen Gesetzen findet sich ein Verbot, junge Lämmer ohne Noth zu tödten,[70] und dem orthodoxen Russen erscheint das Schlachten der Kälber noch jetzt als sündhaft; man will die Thiere nicht vernichten, bevor sie ihr Geschlecht fortgepflanzt haben. Haberland[71] hat auch einige Beispiele gesammelt, die sich auf den Genuß unreifer Früchte beziehen. In Rußland durfte früher kein Apfel vor dem Apfelfeste am 6. August, in England keiner vor dem 15. oder 25. Juli gegessen werden, in Böotien war der Genuß frischer Früchte vor dem Herbstäquinoktium verboten u. s. w. Nüchterne, oder durchaus vollgültige Parallelen zu diesen Verboten sind unsere Jagd-

gesetze, die dem Wilde eine bestimmte Schonzeit zubilligen; das Religiöse ist auch bei den tabuistischen Bräuchen nur Beiwerk, nur sekundärer Beweggrund, aber nicht der Kern.[72]

So ist es gar nicht möglich, alle Speisegesetze gewaltsam in eine Schablone zu pressen; aber wir verstehen wenigstens, warum wir auf eine schematische Behandlung verzichten können, ohne deshalb überhaupt vor den Problemen zurückweichen zu müssen. Auch die Völkerkunde hat ihre Gesetze, und vielleicht das wichtigste ist das Gesetz vom Wechsel der Beweggründe und Zwecke, das diesmal an einem der auffallendsten Beispiele durchzuführen versucht worden ist.

Anmerkungen.

[1] Ethnographische Parallelen I, S. 114—127.

[2] Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Bd. 17 und 18 (1887 und 88).

[3] Modigliani, Un viaggio a Nias, S. 627.

[4] W. Wundt, Ethik, S. 97 ff.

[5] Nach seiner Ansicht ist die früheste Form des Leichenschmauses ein Opfermahl für den Verstorbenen, das sich dann in ein Opfermahl für die Götter und endlich in einen Erinnerungsschmaus umwandelt, dessen letzter Zweck endlich der bloße sinnliche Genuß ist.

[6] Wiedemann, Die Religion der alten Aegypter, S. 96.

[7] Ueber dieses Problem vgl. meine „Grundzüge einer Philosophie der Tracht“, S. 121 f.

[8] Der Brauch knüpft an eine der verschiedenen Vorstellungen von der Seele an, die man in diesem Falle im Hauch verkörpert und bei dem explosionsartigen Herausstoßen der Luft gefährdet glaubt.

[9] Ueber den Bedeutungswandel der Wörter vgl. Wundt a. a. O.; ferner H. Lehmann, Der Bedeutungswandel im Französischen (Erlangen 1884).

[10] Orlow i. d. Ztschr. f. allgemeine Erdkunde, N. F. V, S. 51.

[11] Jeder kennt gewisse Speisen, die ihm persönlich widerlich sind; meist liegt die Ursache tiefer, als es auf den ersten Blick scheint, denn namentlich Kinder zeigen sich instinktiv wählerisch und verschmähen oft

Dinge, die Erwachsene als besondere Leckerbissen betrachten. Als Gegenstück ist daran zu erinnern, daß von Kindern die Milch kaum jemals grundsätzlich zurückgewiesen wird, während sie zahlreichen Erwachsenen zuwider ist.

12 Prschewalsky, Reisen in der Mongolei, S. 48.

13 Derselben Ansicht ist Wundt, der erst nach der Entdeckung des Feuers das Fleischessen beginnen läßt, ebenso Peschel (Völkerkunde, 6. Aufl., S. 158 f.), dessen Bemerkungen über karnivore Affen zu vergleichen sind (a. a. O., S. 159). Gerland (Anthropologische Beiträge, S. 91) spricht sich weniger entschieden in diesem Sinne aus, macht aber (S. 94) die Bemerkung: In der Vorzeit war der Fruchtbaum völliger Herr, ja Tyrann des Menschen.

14 Vgl. darüber meinen „Katechismus der Völkerkunde" S. 36.

15 Beispiele bei Haberland, a. a. O. 17, S. 373. Ueber Methoden, das Fleisch durch Reiben und Treten genießbar zu machen, ebenda 17, S. 370.

16 Ehrenreich, Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens, S. 14. Derselbe Forscher berichtet, daß man die Hühner wenigstens zum Tauschhandel verwendet, so daß sie geradezu als Geld dienen. (Globus B. 62, S. 101.)

17 K. v. d. Steinen, Durch Central-Brasilien, S. 262.

18 Globus, Bd. 50, S. 330.

19 Cäsar, Bell. Gall. V, 12.

20 Andree, Ethnogr. Parallelen 1, S. 123.

21 Lassen, Indische Alterthumskunde 1, S. 297.

22 So bei den Russen vgl. Andree, a. a. O. S. 121. Ueber die Tauben von Mekka vgl. Ritter, Erdkunde 13, S. 90. Andere Beispiele bei Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere, S. 461.

23 Ausland 1876, S. 494.

24 Noch nicht z. B. bei den Wanjamwesi (Reichardt i. d. Ztschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde z. Berlin, 24, S. 322). den Bongo (Schweinfurth, Im Herzen von Afrika 1, S. 301). den Kaffern (Kropf, Die Xosakaffern, S. 99). Vgl. auch F. Müller, Ethnographie, S. 158.

25 3. Mose 17, 15.

26 Beispiele bei Andree, Parallelen 1, S. 125.

27 Immerhin ist es merkwürdig, daß in der altägyptischen Schrift das Zeichen des Fisches die Bedeutung „verabscheuen, das Verabscheuenswerthe" haben kann. (Dümichen, Geschichte des alten Aegyptens, S. 275.)

28 Andree, Parallelen 1, S. 126. Vgl. auch Ratzel, Völkerkunde II, S. 54, Kropf, Die Xosakaffern, S. 102.

29 Reichardt i. d. Ztschr. d. Berliner Ges. f. Erdkunde 24, S. 321.

30 Hildebrandt i. d. Ztschr. f. Ethnologie 1878, S. 378. Auch diese Völker rechnen die Fische zu den Schlangen; die Hühner verschmäht man angeblich, weil sie zu den unreinen Geiern gehören.

[31] Reichardt a. a. O., S. 321.

[32] Müller, Die amerikanischen Urreligionen, S. 379.

[33] G. Ebers, Das Alte in Kairo, S. 31.

[34] G. Nachtigal, Sahara und Sudan III, S. 439.

[35] Vgl. z. B. Juncker, Reisen in Afrika, S. 237; C. Bock, Unter den Kannibalen von Borneo, S. 80; W. Munzinger, Ztschr. f. allgemeine Erdkunde 8, S. 151; J. Dybowski, La route du Tchad S. 140.

[36] Uebersetzt von Pfizmaier i. d. Sitzungsber. d. kais. Akademie d. Wissensch. zu Wien, Phil.-hist. Kl. Bd. 78, S. 138.

[37] So bekanntlich in vielen Theilen Chinas, auch in Korea nach Jakobsen (Globus, Bd. 52, S. 61). Stämme am unteren Sambesi züchten Hunde statt der Rinder, die ihnen von den räuberischen Makalaka geraubt worden sind (Ratzel, Völkerkunde I, S. 58 d. Einl.). — Merkwürdig ist der südchinesische Glaube, daß Jeder, der am Tage Gut Hundefleisch ißt, nachts vom Geiste des gegessenen Hundes heimgesucht wird. (Katscher, Bilder a. d. chinesischen Leben, S. 251.)

[38] Peschel, Völkerkunde, S. 164. Bei Opfern tritt der Hund, was auf ähnliche Gedankenverbindungen schließen läßt, oft an die Stelle des Menschen. (Beispiel b. Andree, Parallelen I, S. 19.)

[39] Geiger, Ostiranische Kultur, S. 371. Herodot 1, 140. — Als heilig erscheint der Hund nach Dalton auch bei den Baoris in Bengalen. (Ztschr. f. Ethnologie 6, S. 380.)

[40] Felkin, Notes on the Waganda Tribe, S. 764 und 66.

[41] Schweinfurth, Im Herzen von Afrika I, S. 178. — Auch die Wahehe, obwohl im Besitze bedeutender Herden, essen nur wenig Fleisch. (Ausland 1891, S. 63.)

[42] Claud. Aelian. V. Hist. 5, 14.

[43] Varro de re rust. 2, 5.

[44] Plinius Hist. nat. 8, 180. — Das Verbot wird noch erwähnt von Valerius Maximus (8, 6), Columella (de re rust. 6) und Aelian (Hist. animal. 12, 54). Vgl. auch den Spruch des Pythagoras: *βοὸς ἀροτῆρος ἀπέχεσθαι.*

[45] Bastian i. d. Ztschr. f. Ethnologie 1, S. 46 und 64.

[46] König Psammetich von Aegypten nach Herodot 3, 15; ferner König Midas und Themistokles. Vgl. auch Haberland a. a. O. 17, S. 364.

[47] In Paris bemüht sich namentlich der Thierarzt Decroix, das Pferdefleisch populär zu machen. Die Zeitungen berichteten 1892 von einem Bankett, das er zu diesem Zwecke veranstaltet hatte und wo in feurigen Reden das Vorurtheil gegen Pferdefleisch bekämpft wurde.

[48] Beispiele giebt B. Langkavel in seiner Abhandlung „Pferde und Naturvölker (Internat. Archiv f. Ethnographie I, S. 52).

[49] ....in primis volatilibus, id est de graculis et corniculis atque ciconiis. Quae omnino cavendae sunt ab esu Christianorum. Etiam et fibri et lepores et equi silvatici multo amplius vitandi.

[50] Mitth. d. antiquar. Gesellschaft in Zürich, III, 2, S. 99.

[51] Langkavel a. a. O., S. 53.

[52] Ztschr. f. Ethnologie 1, S. 46.

[53] Andree, Parallelen 1, S. 121.

[54] F. Müller, Ethnographie, S. 189.

[55] Wiedemann, Die Religion der alten Aegypter, S. 99.

[56] Beispiele bei Andree, Parallelen 1, S. 62—80.

[57] Müller, Die amerikanischen Urreligionen, S. 123.

[58] Wiedemann a. a. O., S. 99.

[59] G. Mallery, Israeliten und Indianer, übers. v. Krauß, S. 80. Uebrigens glaubt schon Plutarch, daß die Juden ursprünglich aus Verehrung das Schwein geschont haben.

[60] K. Bastian, Loangoküste 1, S. 186.

[61] Bastian, Ztschr. f. Ethnologie 6, S. 7.

[62] Bastian a. a. O., S. 15.

[63] Bastian, Loangoküste 1, S. 188.

[64] a. a. O. 1, S. 355.

[65] Herodot 2, 39.

[66] K. Lumholtz, Unter Menschenfressern, S. 317.

[67] Beispiele giebt Haberland a. a. O. 18, S. 29 f.

[68] Bastian, Loangoküste 2, S. 39.

[68] Kropf, Die Xosakaffern, S. 102.

[70] Spiegel, Eranische Alterthumskunde 1, S. 696.

[71] A. a. O. 18, S. 17.

[72] Es mag gestattet sein, wenigstens in einer Anmerkung auf die wahrscheinliche primäre Ursache des Tabuismus hinzuweisen, die mit der Ursache der Leichenschmäuse zusammenfällt, — die Gespensterfurcht. Hier und da verbieten noch die strengsten Tabugesetze den Genuß von Speisen, die einem Verstorbenen gehört haben. Auf den Nikobaren z. B. dürfen die Kokosnüsse, die das Eigenthum eines kürzlich Gestorbenen sind, weder gepflückt noch gegessen werden (vgl. W. Svoboda i. Internat. Archiv f. Ethnogr. VI. S. 26.) Die Uebertragung solcher Verbote auch auf das Eigenthum lebender Personen, zunächst der Priester und Häuptlinge, lag sehr nahe.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Charlotte Böttchers Kochbuch „Kraft und Stoff" sollte in keinem Haushalte fehlen.

Verlagsanstalt u. Druckerei A. G. (vorm. J. F. Richter) Hamburg. In allen Buchhandlungen zu haben.

10 Auflage über 1000 Seiten. illustr. eleg. geb. 6 M.

Böttchers „Kraft und Stoff" enthält über 2700 zuverlässige Rezepte und ist als wirkliches „Universal-Kochbuch" überall beliebt. — Der Grund seiner großen Beliebtheit und enormen Verbreitung ist darin zu suchen, daß nach den Rezepten auch wirklich gekocht und zwar gut gekocht werden kann. Trotz der jetzt großen Konkurrenz in Kochbüchern greift die vorsichtige Hausfrau, die praktische Köchin doch immer wieder zu Böttchers „Kraft und Stoff".

Soeben ist erschienen:

Letzte Grüße aus Stiftinghaus.

Lyrischer Nachlaß
von
Robert Hamerling.
Herausgegeben
von **Oskar Linke.**
Eleg. geh. M. 4.—. — Eleg. geb. M. 5.—.

Was man sich in Venedig erzählt.

Nach italienischen Quellen
von
Robert Hamerling.
Eleg. geh. M. 2.—. — Eleg. geb. M. 3.—.

Schlummere, Schwert, unter Myrthen.

Neue Gedichte
von
Oskar Linke.
Eleg. geh. M. 4.—. — Eleg. geb. M. 5.—.

Sturmnot und andere Phantasien.

Von
C. van Nievelt.
Aus dem Holländischen übersetzt durch Victor Zimmermann.
Eleg. geh. M. 3.—.

Die Speiseverbote.

Ein Problem der Völkerkunde.

Von

Dr. H. Schurtz
in Leipzig.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

5924.60

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Achte Serie
(Heft 169—192 umfassend).

Heft 185.

Der Dichter Ennius.

Von
L. Mueller,
Professor in St. Petersburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung
1893.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung, der auch die vorliegende Arbeit angehört, besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung“ erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Das Rolandslied.

Ein altfranzösisches Epos.

Uebersetzt von

E. Müller.

1891. 162 S. 8°. Geheftet 3 Mk.

Urtheile der Presse.

E. Müllers Uebersetzung zeichnet sich durch fließende Sprache und poetischen Schwung aus. Vor der allgemein bekannten und beliebten Verdeutschung von W. Hertz hat sie größere Vollständigkeit und Verständlichkeit voraus. (Breslauer Zeitung 27. 5. 91.)

E. Müller hat durch eine üppig blühende Sprache eine Uebertragung zu stande gebracht, welche die Lektüre dieses alten Epos zu einer fesselnden macht. (Deutsche Zeitung, Wien 7. 7. 91.)

Der Ton des alten Volksepos ist so gut getroffen, daß die Müllersche Arbeit die allgemeinste Beachtung verdient und namentlich auch für Schülerbibliotheken erworben werden sollte. (Schlesische Zeitung 16. 7. 91.)

An schönen, zwanglosen, angenehm zu lesenden Endreimen in edler Sprache ist hier der Stoff geboten, und wir bezweifeln keinen Augenblick, daß die Uebersetzung dem vortrefflichen Gedicht wieder neue Freunde zuführen wird, und wünschen dem hübsch ausgestatteten Buche die weiteste Verbreitung. (Magazin für Pädagogik.)

Es ist ein Verdienst unseres Verfassers, daß er mit seiner trefflichen Uebersetzung, welche den schlichten Ton festhält, ohne Beigabe geziert archäistischer Wendungen, den Schatz unserer deutschen Uebersetzungslitteratur um ein in der That werthvolles Kleinod vermehrt hat. (Westermanns Monatshefte, Okt. 1891.)

Die Uebersetzung liest sich glatt und klar. (Vossische Zeitung 25. 9. 91.)

Wir empfehlen das Rolandslied allen Freunden epischer Poesie aufs wärmste. Auch für die Privatlektüre der oberen Klassen in höheren Knabenschulen scheint uns dasselbe vortrefflich geeignet. (Pädagog. Zeitung 26. 11. 91.)

Der
Dichter Ennius.

Von

Lucian Mueller.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1893.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Wir hatten in dem Vortrage über die Ursprünge der römischen Kunstdichtung (Neue Folge, IV. Serie, Heft 92) mehrfach der bedeutenden Rolle erwähnt, die Quintus Ennius bei den Anfängen der auf Nachahmung der Griechen begründeten Litteratur Roms gespielt hat. In der That muß er, nicht Livius Andronicus, der im Jahre 240 v. Chr. zuerst in lateinischer Sprache ein frei aus dem Griechischen übertragenes Bühnenstück erscheinen ließ, als Vater der römischen Dichtkunst betrachtet werden, wie dies auch die Römer selbst stets anerkannt haben. — Da nun erst die kunstvolle Entwickelung der Dichtung eine ähnliche Gestaltung der Prosa ermöglichte, die so entstandenen Denkmäler beider Gattungen aber zunächst durch die Macht des römischen Reiches, später durch das Nachleben der römischen Kultur in Schriftenthum, Glauben und Recht einen Platz im Tempel der Weltlitteratur einnehmen, manche derselben bis zur Stunde bedeutsam auf die Bildung und Gesittung Europas einwirken, so verlohnt es sich wohl, den Mann kennen zu lernen, dessen Einfluß direkt und indirekt noch heute gar Mancher spürt, dem der Name des Ennius und selbst die lateinische Sprache unbekannt ist.

In dem oben erwähnten Schriftchen war auch geschildert, wie nach jahrundertelangen inneren und äußeren Kämpfen, während welcher unter dem furchtbaren Ernst der Ereignisse die

altrömische Dichtung zwar nicht ganz abstarb, aber verkümmerte, seit der genaueren Bekanntschaft mit den griechischen Kolonien Italiens, vermittelt durch die allmähliche Unterwerfung der Halbinsel, also etwa seit dem Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr., im römischen Volke ein mächtiger Bildungstrieb erwachte, ein eifriger Drang nach religiöser Aufklärung, Verfeinerung der Sitten, endlich Pflege der musischen Künste, in welchen die blutsverwandten Griechen den lateinischen Stamm ebenso übertrafen, als dieser ihnen an moralischer Tüchtigkeit, militärischer Kraft und politischer Einsicht überlegen war.

Bloß die Resultate jener ebenso energischen als langdauernden Bewegung der Geister liegen in der seit dem Ende des ersten punischen Krieges aufgeblühten Litteratur und der gleichzeitig mit all ihren Tugenden und Fehlern durch die verschiedensten Schleusen nach Latium eingeströmten, an tausend Kennzeichen bemerkbaren griechischen Bildung klar zu Tage. Dagegen wissen wir fast nichts über die Art, wie dieser wunderbare Prozeß sich vollzog. Denn die Historiker Roms erzählen uns zwar viel von seinen Kriegen und Eroberungen, sind aber arm an kulturhistorischen Daten, deren sie nur selten, gleichsam im Vorübergehen, gedenken. Nur das darf man sagen, daß während des 3. Jahrhunderts v. Chr. es im römischen Volke geistig ebenso wühlte und gärte, wie im Westen Europas zur Zeit des 14. und 15. Jahrh. n. Chr., als nach langer Barbarei die alten römischen und griechischen Klassiker, aus dem Staube der Klosterbibliotheken hervorgezogen, wieder durch ihre jugendliche Frische und trotz aller Entstellungen offenliegende Schönheit die Gemüther entzückten und zu neuem Leben erweckten.

Man kann die geistige Umwandlung Roms in jenen Zeiten auch vergleichen mit der friedlichen Revolution, welche in Deutschland nach dem Ende des siebenjährigen Krieges durch Männer wie Lessing, Herder, Goethe u. a. vor sich ging. — Freilich

mangelte es auch nicht an heftigen Gegnern, welche entweder ganz bildungsfeindlich starr an der bei den Römern so mächtigen „Sitte der Vorfahren“ hielten, die Rom groß gemacht hatte oder, wie die Einsichtigeren, z. B. der alte Kato, zwar den ganz veränderten Verhältnissen, bedingt durch die ungeahnte Machtentfaltung des Staates, Rechnung trugen, aber nur eine einseitige, durchaus vaterländische, der urwüchsigen Eigenthümlichkeit des latinischen Stammes entsprechende Umwandlung des heimischen Lebens in Bildung und Schriftenthum anstrebten, mit thunlichster, womöglich vollständiger Ausschließung der Griechen, die doch sonst unbestritten als die Lehrmeister der übrigen Völker gegolten hatten. Der entgegengesetzten, unabweisbaren Richtung verschaffte den Sieg Quintus Ennius.

Es ist aus seinem Leben uns ziemlich viel überliefert; doch bleibt gar manches dunkel. Dazu hat schon früh die Sage Fabelhaftes eingemischt.

Er wurde geboren im Jahre 239, also um die Zeit, wo Livius auftrat, in dem Kalabrischen Städtchen Rudiä. Dort wohnten von alters her die wohl aus Illyrien gekommenen Messaper, von deren mythischem König Messapus Ennius, hierin einer bei Italienern alter und neuer Zeit nicht ungewöhnlichen Eitelkeit nachgebend, seinen Ursprung herleitete.

Von den kriegerischen Bergvölkern der mittleren Halbinsel, den sog. Sabellern, war der messapische Stamm immer mehr nach dem Südosten der Halbinsel gedrängt und so desto stärker dem Einfluß der Griechen, deren Kolonien seit dem 8. Jahrhunderte dort und in Sizilien herrlich emporblühten, ausgesetzt. Auch in Rudiä machte dieser sich stark geltend. So erlernte Ennius wohl schon sehr früh außer dem heimischen, allmählich aussterbenden Dialekte drei Sprachen: das Griechische, das Oskische, Idiom der sabellischen Stämme, die mit den Messapiern viel Handelsverkehr und sonstige Beziehungen hatten, und das

Latein, das, seit Italien römisch geworden war, zum Fortkommen unerläßlich wurde, übrigens damals nicht mehr, vielleicht weniger ausgebildet war, als das Oskische. Stolz rühmte sich denn auch Ennius seiner Kenntnisse, indem er behauptete, drei Herzen zu haben, d. h., da die Alten oft den Sitz des Verstandes in das Herz verlegen, einen dreifachen Ideenkreis. Sonst ist aus der ersten Hälfte seines Lebens (239—204) nichts bekannt. Er muß aber während dieser sich sehr ernstlich mit der griechischen, sowie der eben emporkeimenden römischen Litteratur beschäftigt haben. — Von den griechischen Klassikern stand bei den Nichtgriechen am meisten in Ehren der Altvater Homer, ferner das tragische Dreigestirn Aeschylus, Sophokles und Euripides, und was sich um diese Centren versammelte, endlich die Dichter der neueren attischen Komödie, als deren Häupter Menander, Philemon und Diphilus galten. Denn die alte, durch Aristophanes, Kratinus, Eupolis berühmt gewordene, welche aus dem öffentlichen Leben Athens ihren Stoff entlehnte, indem sie schonungslos hoch und niedrig zur Rechenschaft zog, jeden großen und kleinen Schurken, soweit er sich am Staatsleben betheiligte, erzittern oder erröthen machte, war seit dem Verfalle Athens, also seit dem Ende des peloponnesischen Krieges, zu Grabe gegangen. Ihren Platz hatte zuerst die mittlere eingenommen, die, ohne die Staatsangelegenheiten und „öffentlichen Charaktere" außer Acht zu lassen, doch sich mehr und mehr der Schilderung, bezw. Geißelung des Privatlebens zuwandte. Und diesem, doch nicht bloß in Athen, sondern wie es sich durch griechische Kultur und mazedonische Waffen im ganzen Osten gestaltet hatte, galt fast ausschließlich die seit Alexander dem Großen emporgeblühte neue, die schon durch ihren Stoff kosmopolitisch angelegt war, insofern sich die Mängel und Schwächen der Gesellschaft, wie sie das Privatleben spiegelt, im wesentlichen überall ähnlich sind.

Noch mehr freilich trug den neuen Zeitverhältnissen Rechnung die Litteratur, die nach dem Zerfalle des mazedonischen Weltreiches in Alexandria, dem Sitze der reichen und kunstsinnigen Ptolemäer, vornehmlich ihr Heim hatte und von dieser Weltstadt mit ihrem Namen zugleich die für sie charakteristischen Eigenschaften empfing.

Zwar sind die dichterischen Verdienste der Alexandriner verhältnißmäßig gering. In den höchsten Gattungen, dem Epos und der Tragödie, blieben maßgebend Homer und die Attiker, die man mit mehr oder weniger Geschmack nachahmte. Beiden Dichtungen war auch die Hofluft nicht günstig, ebensowenig der Umstand, daß nur eine sich stets verringernde Minderzahl der griechischen Dichter seit Alexander ächt griechisches Blut in den Adern hatte. Dagegen wurden eifrig und erfolgreich gepflegt die leichteren oder niederen Kunstgattungen, wie das Lehrgedicht, die Elegie, das Epigramm, endlich Genrebilder, aus dem vollen Menschenleben gegriffen, wie sie Theokrit vorführt.

Wichtiger wurde freilich noch für die litterarische Kultur der Römer und durch diese des ganzen Westens die ebenso in Alexandria emporgeblühte Gelehrsamkeit, welche zwar die verschiedensten Gegenstände der Forschung umfaßte, mit besonderer Vorliebe aber die Grammatik, d. h. die Erkenntniß der Sprache und des Schriftenthums der voralexandrinischen Griechen pflegte. Indem die Häupter der grammatischen Schule Alexandrias, Aristophanes, Aristarchus, Zenodotus, aus der großen Menge älterer Schriftsteller die bedeutendsten auslasen und in sog. Kanones, die bald allgemein Anerkennung fanden, als Muster hinstellten, die Texte der klassischen Zeit des Griechenthums theils kritisch säuberten, theils sprachlich und sachlich erläuterten, erschlossen sie zuerst die Schätze der Zeit vor Alexander dem Osten, bald auch, durch die Römer, dem Westen.

Daneben wirkte freilich die Grammatik mehrfach ungünstig auf die gleichzeitige Dichtung, indem sie oft zu einer kleinlichen, mehr philologischen als ästhetischen Nachahmung der klassischen Muster veranlaßte, ferner Viele antrieb, ihre Werke mit gelehrtem Beiwerk, vornehmlich mythologischen oder historischen Inhalts, allzureich zu staffiren, auch zu der übermäßigen Begünstigung des Lehrgedichtes Anlaß gab.

Alles dies ist auch für Entwickelung der lateinischen Dichtung von bedeutsamem Einfluß gewesen, wenngleich zur schnellen Ausbildung des Latein, zur Sicherstellung der römischen Metrik der Umstand erfreulich beitrug, daß die ältesten Dichter Roms meist zugleich Grammatiker waren.

So haben denn auf den Vater der römischen Poesie die Alexandriner ebenso eingewirkt, als die Griechen vor Alexander; und sein Beispiel ist für die meisten Späteren maßgebend gewesen.

Aus der eben entstehenden römischen Litteratur war dagegen für Ennius verhältnißmäßig wenig zu gewinnen. Es kommen hier vornehmlich in Betracht die Dichter Livius und Nävius (etwa zwischen 280—200, 270—195), die statt der seit alter Zeit roh improvisirten Bühnenvorstellungen nach griechischen Mustern bearbeitete Lust- und Trauerspiele dem Publikum vorführten.

Schon Livius hatte ferner neben der für das Theater bestimmten Dichtung auch die für Leser berechnete begründet, indem er die Odyssee in dem altitalischen saturnischen Metrum übertrug; in eben diesem verherrlichte Nävius, der ihn an dichterischer Begabung und Originalität überragte, den ersten punischen Krieg, den er selbst mitgemacht. Zugleich war er aber auch Urheber der historischen Tragödie geworden, indem er die Jugend der sagenhaften Gründer Roms, des Romulus und Remus, darstellte, ebenso die Heldenthaten des Claudius Mar-

cellus in den blutigen Kämpfen gegen die Gallier, die kurz vor Beginn des zweiten punischen Krieges tobten.

Beide Dichter nun haben ersichtlich auf Ennius eingewirkt, obwohl er zu ihnen bald in einen tiefgehenden Grundsatz trat, der mit der Zeit die von ihnen vertretene Kunst fast spurlos verschwinden machte.

Der hochbegabte Nachfolger dieser, Plautus (ca. 254—184), der schon im zweiten punischen Kriege seine Komödien den Römern zum Besten gab, hat trotz der Genialität, mit der er das Latein ausbildete und bereicherte, doch weniger Einfluß auf ihn gehabt, insofern sein ausschließliches Gebiet, das Lustspiel, gerade die Dichtungsart war, die diesem am wenigsten gelang. — Sonst sind hier etwa noch zu erwähnen das sog. Carmen Priami, wie es scheint, eine freie, als Ergänzung der Odyssee des Livius gleichfalls in saturnischem Maße verfaßte Bearbeitung der Ilias, bezw. des ganzen trojanischen Krieges, und einzelne so gut wie verschollene, aber unzweifelhaft vorhanden gewesene Bühnendichter.

Entscheidend wurde für Ennius das Jahr 204. Damals diente er unter den Hülfstruppen der Römer auf der rauhen Insel Sardinien. Dorthin kam der alte Kato, nachdem er seinen genialen, aber eigenmächtigen, dazu mit griechischer Kultur liebäugelnden Befehlshaber, den älteren Scipio, in Afrika ärgerlich verlassen hatte, interessirte sich für Ennius und nahm ihn mit nach Rom. Hätte er gewußt, daß er den Mann mit sich führte, der wie kein anderer zum Siege der griechischen Kultur und Litteratur unter den Römern beitragen sollte, so würde er dies wohl unterlassen haben. Er ward ihm deshalb später auch gründlich gram, als Ennius von der Feder zu leben anfing, nach Bismarck eine katilinarische Existenz von verfehltem Beruf.

In Rom schlug nun Ennius dauernd sein Zelt auf. Nur gelegentlich und nicht für lange scheint er es später verlassen zu haben.

Wie er sich in die gebildeten Kreise, bezw. in die schon damals bestehende Dichtergilde einführte, ist unbekannt. Da er mittellos war, so kam es zunächst darauf an, den Lebensunterhalt zu gewinnen. Diesen erwarb er theils, wie so manche Musensöhne, durch Ertheilung von Unterricht, indem er, gleich Livius Andronicus, griechische und lateinische Grammatik und Rhetorik innerhalb und außerhalb seiner Wohnung lehrte. Ferner scheint er sehr bald Tragödien und Komödien verfaßt zu haben, welche von Beamten und Privatleuten, die aus irgend einem Grunde öffentliche Spiele veranstalteten, zur Aufführung käuflich erworben wurden. Das Honorar war vermuthlich bei ernsten und heiteren Bühnendichtungen verschieden, für jene Zeiten wohl, bei der geringen Zahl von Dichtern, nicht unbedeutend, wurde indes nur bezahlt, wenn das Stück gefiel. Wahrscheinlich befaßte Ennius sich auch, wie z. B. Plautus, mit dem Insceniren fremder Stücke. — Endlich scheint er ein Bureau zur Abfassung von Schriftstücken gehabt zu haben, wie solche bei der in politischer und finanzieller Hinsicht seit dem Ende des zweiten punischen Krieges stets wachsenden Machtstellung Roms gewiß mehrfach bestanden. Er wird denn auch als Vater der lateinischen Stenographie bezeichnet, die er, entsprechend dem, wie jetzt, schon damals häufig sich geltend machenden Bedürfnisse, wortgetreue Abschriften gewisser politischer und privater Dokumente zu haben, nach dem Vorbilde der Griechen zuerst einrichtete.

Von Geldgeschenken der römischen Großen an den Künder ihrer Heldenthaten verlautet nicht viel. Sie mögen ihrer Dankbarkeit eher durch Gastfreundlichkeit, bezw. Lieferung von Naturalien Ausdruck gegeben haben. Doch erhielt Ennius, als er das römische Bürgerrecht empfing, zugleich damit eine Anweisung auf 6 Morgen Landes in einer der Kolonien, die damals an der Küste des adriatischen Meeres gegründet wurden

— ein sehr karges Geschenk im Vergleich zu den Verdiensten, die er sich um den Ruhm, die Bildung und Gesittung des römischen Volkes erwarb. Freilich datiren die riesigen Reichthümer, wie sie Rom in der Zeit Ciceros und später sah, noch nicht aus jener Periode.

Im Jahre 189 ward der inzwischen auch als Epiker berühmt gewordene Dichter von dem Konsul Marcus Fulvius Nobilior, einem für die neue Richtung in Kultur und Litteratur eingenommenen Manne, aufgefordert, ihn in den Feldzug wider die Aetoler zu begleiten, welche durch ihr feindliches Benehmen beim Kriege mit Antiochus d. Gr. und noch mehr durch die Frechheit ihrer Zunge die Römer beleidigt hatten. In den Jahren 188—184 scheint er dann in Rom emsig die zweite Ausgabe der „Annalen", seines zuerst ums Jahr 190 erschienenen Epos, gefördert zu haben.

Zum Dank für den Ruhm, der von diesem Werke auf das römische Volk im allgemeinen, wie vornehmlich auf seine Adelsgeschlechter ausstrahlte, erhielt er im Jahre 184 durch Vermittelung des Quintus Fulvius, eines Sohnes seines obengenannten Gönners, das römische Bürgerrecht — den Wunsch seines Lebens. Stolz rief er darum:

Jetzt darf Römer ich mich, einst mußt' ich Rudiner mich nennen.

Seitdem nahm er, wie es Sitte war, den Vornamen des Mannes an, dem er diese Ehre dankte.

Noch 15 Jahre wirkte er dichterisch in Rom unter sehr bescheidenen Verhältnissen, wie er sich denn mit einer Magd behalf, was für jene Zeiten, wo Bedienung so billig war, weit mehr auf Dürftigkeit schließen läßt, als heutzutage.

Er starb im Jahre 169 oder bald nachher, reichlich 70 Jahre alt, wie denn die meisten älteren Kunstdichter Roms, die als Fremdlinge den Wirren, Anstrengungen und Aufregungen, welche

Krieg und Parteiwesen während der punischen Kriege so reichlich über die Stadt brachten, ziemlich fern standen, zu einem hohen Alter gelangten. — Begraben ward er auf dem Janiculum; neben ihm setzte man später den komischen Dichter Cäcilius Statius bei, mit dem er einige Zeit auf dem Aventin ein Junggesellenleben geführt hatte. — Im Familiengrabe der Scipionen fand sich neben den Büsten der Besiegers des Hannibal und Antiochus eine dritte vor, welche man für die des Dichters hielt.

Ennius war eine ächte Dichternatur, mit allen ihren Vorzügen und Mängeln. Er muß den Römern, die damals im allgemeinen trotz aller Begeisterung für griechische Bildung und Litteratur noch ziemlich philiströs, hausbacken und kaltverständig waren, wie ein Original vorgekommen sein. — Zunächst ist an ihm seine völlige Gleichgültigkeit gegen Geld und Gut zu bemerken, ebenso gegen andere Ehren, als solche, die der Dichterlorbeer bringt. Daß er sich über das römische Bürgerrecht freute, das zugleich eine Anerkennung seiner dichterischen Leistungen war, wird ihm Niemand verdenken. Ueber das Unbequeme ärmlicher Verhältnisse halfen ihm Talent, gute Laune und schlimmstenfalls der Becher hinweg. Denn er war ein eifriger Verehrer des Bacchus, des zweiten Schutzgottes der Dichter, welche Neigung ihm sogar Podagra und Gicht und durch diese den Tod gebracht haben soll.

Wie die meisten der berühmten römischen Dichter, blieb Ennius unvermählt. Doch bot ihm die seit Livius in Rom bestehende Dichterzunft (collegium poetarum), die in ihren Vereinigungen neben Vertretung praktischer Interessen auch die Freuden der Geselligkeit pflegte, Gelegenheit, die Einsamkeit, wenn sie lästig wurde, zu vertreiben, ebenso der Verkehr mit den römischen Großen, soweit sie der neuen Bildung zugethan waren. Neben den Fulviern kommt hier noch besonders die erlauchte Familie der Scipionen in Betracht, obwohl wir wenig Einzelheiten

wissen. Ein merkwürdiges Zeugniß für die Achtung, deren sich Ennius in den vornehmen Kreisen erfreute, bietet die neulich bekannt gewordene Thatsache, daß der hochadlige Postumius Albinus ihm seine griechisch verfaßte Geschichte Roms widmete.

Getränkt von altgriechischer und alexandrinischer Dichtung und Weltweisheit war er ein eifriger Verfechter der Aufklärung, die er denn auch in seinen Tragödien und Satiren eifrig unter dem römischen, nach Belehrung über Göttliches und Menschliches dürstenden Publikum zu verbreiten strebte, während er in seinem Epos, den Annalen, aus äußeren Gründen sich mehr den konventionellen Vorstellungen der Menge anbequemte. Ueberhaupt findet man bei ihm, wie bei den meisten Dichtern, Rednern und Historikern Roms, oft schwankende, widersprechende Ansichten und Meinungen im Gebiete des Glaubens und Aberglaubens, eine wahre Doppelseele. Diese Männer vermochten eben nie sich ganz loszumachen von der altrömischen Ueberlieferung, deren strenger Positivismus und mit peinlichster Sorge gehandhabte Ceremonien gerechtfertigt schienen durch die beispiellose Herrlichkeit, welche nach der Priester Zeugniß der kleinen Stadt an der Tiber ihre Götter zum Lohn der Frömmigkeit verliehen hatten. Andererseits waren sie so gründlich mit Griechenlands Philosophie und Aufklärung vertraut, daß sie nicht umhinkonnten, der Menge Wahnvorstellungen über Götter und Götterverehrung herzlich zu verachten und dieser Anschauung gelegentlich mit einer Offenheit, die nichts zu wünschen ließ, Ausdruck zu geben.

In politischer Hinsicht stand Ennius während der längsten Zeit seines Lebens außerhalb der römischen Gemeinde, deren Bürgerrecht er erst im Alter von 55 Jahren empfing. Auch findet sich in seinen Dichtungen auffallend wenig, was über seine politischen Gesinnungen Aufschluß gewähren könnte. — Doch läßt es sich kaum bezweifeln, daß er die damalige, im wesentlichen aristokratische Verfassung der Stadt als die best-

mögliche, nach Zeit und Umständen einzig berechtigte anerkannte, ohne daß man dies auf seine nahen Beziehungen zu verschiedenen römischen Großen zurückzuführen nöthig hat. Denn an der Spitze Roms stand damals ein Adel, dem die Vorschrift „noblesse oblige“ keine leere Phrase war, der auch, wie schon das Emporkommen des alten Kato lehrt, bedeutende Talente keineswegs hinderte, bis zu den höchsten Ehrenstellen zu gelangen, der endlich eben den größten Feind der Römer, Hannibal, bezwungen hatte.

Doch nun zu den noch heute mächtigen Schöpfungen jenes großen Geistes!

Um die Grenzen dieser Abhandlung nicht zu überschreiten, werden wir uns nur kurz mit den dramatischen Dichtungen des Ennius befassen, indem wir zur Ergänzung auf das obenerwähnte Büchlein: „Die Entstehung der römischen Kunstdichtung“ verweisen, genauer aber die bahnbrechenden Annalen und Satiren ins Auge fassen.

Seine der neueren attischen Komödie nachgebildeten, das Leben der Griechen und Griechengenossen nach Alexander darstellenden Lustspiele fanden, wie es scheint, nur einen Achtungserfolg und werden deshalb äußerst selten citirt. Sein eigentliches Gebiet war die pathetische Darstellung, und in Wahrheit gehörte er zu den fruchtbarsten und gefeiertsten Tragikern der Republik, dessen Dramen bis zur Zeit des Augustus ein großes und dankbares Publikum fanden.

Für die nach dem Griechischen frei bearbeiteten Piecen kam vor allen Euripides in Betracht, der Apostel der neugriechischen Aufklärung und Humanität, die ebenso zu dem Charakter des Ennius als zu den Wünschen des römischen Publikums, das nach Bildung und Belehrung lechzte, trefflich paßte. Von manchen ist das attische Vorbild unbekannt. Soweit man aus den im Verhältniß zum Verlorenen spärlichen Trümmern

urtheilen kann, nimmt unser Dichter durch Erhabenheit des Ausdruckes, meisterhafte Schilderungen, herrliche Weisheitsprüche und, nach Maßgabe der Zeiten, gefeilte Metrik den ersten Platz unter den republikanischen Tragikern ein. — Nach dem Beispiele des Nävius beschränkte er sich übrigens nicht auf griechische, der Mythologie entlehnte Stoffe, sondern behandelte auch die römische Geschichte (die ja der Tragödie das dankbarste Feld bot). So verherrlichte er den Raub der Sabinerinnen, vielleicht auch die beiden gefeiertsten Helden des zweiten punischen Krieges, Scipio Afrikanus und Claudius Marcellus.

Doch wenn er sich in diesen Dichtungsarten auf den Bahnen bewegte, die seine Vorgänger Livius und Nävius erschlossen hatten, so schlug er völlig neue Pfade ein in den „Annalen" und „Satiren".

Wie für Griechenland der peloponnesische Krieg, für Preußen der siebenjährige, für ganz Europa der dreißigjährige, ward der zweite punische entscheidend für Rom und alle seine späteren Geschicke. Dieses durch Thaten und Leiden des römischen Volkes gleich beispiellose Ringen mit einem Gegner, wie Hannibal, bewies sein Anrecht auf Weltherrschaft, die ihm auch sehr bald nach bestandener Feuerprobe zu theil ward.

Wohl lag am Schlusse des Riesenkampfes ein großer Theil Italiens verwüstet. Aber, wie nach dem siebenjährigen Kriege in Deutschland, sprießte neues Leben aus den Ruinen. Und dort wie hier kam die Bluttaufe auch dem geistigen Streben, vor allem der Poesie zu gute. Ein römischer Dichter sagt geradezu, daß im zweiten punischen Kriege die Muse zuerst mit beschwingtem Schritte des Romulus rauhem Volke genaht sei.

Begeistert von der kriegerischen Größe Roms, obwohl es ihn nicht gerade liebevoll behandelt hatte, verfaßte, wie wir oben sahen, Nävius, noch als Greis, in der Zeit der Ueberwindung Karthagos das erste historische Epos vom ersten punischen Kriege.

Das Gedicht war altfränkisch, rauh und wenig genießbar. Allein es bot den Anlaß zu einem der größten Meisterwerke aller Zeiten, das nicht bloß für die Sprache und Litteratur Roms, sondern für die Kultur des ganzen Westens von der tiefsten Bedeutung ward — des Ennius Annalen. Gehoben von dem frischen Frühlingshauch, der seit dem Jahre 200 durch Italien ging, im Vollbewußtsein der hochwichtigen Ereignisse, deren Zeuge zu sein ihm vergönnt war, in der sicheren Erwartung künftiger, die auch bald folgten, entwarf Ennius, etwa seit 195, ein Epos, das nach der zeitlichen Folge (daher der Name „Annalen") die Thaten Roms verewigen sollte, von den Anfängen der Stadt bis zur Unterwerfung Italiens, welche den moralischen Muth und die materielle Kraft zur Begründung der späteren Weltherrschaft bot.

Die Thaten Roms — d. h. vornehmlich die Kriegsthaten, die ja übrigens seit Homer als würdigste Aufgabe des Epos galten. Denn wenn auch viele andere Ereignisse in den Annalen verherrlicht wurden — das bedeutsamste Moment blieb immer in Roms Geschichte die unvergleichliche Thatkraft, durch welche der eiserne Arm des kleinen, durch Rom geeinigten Latiums den halben Erdkreis sich unterthan machte. Nächst ihrer Frömmigkeit (pietas) schrieben die Römer selbst ihrer Mannhaftigkeit (virtus) alle Erfolge zu. Freilich war Rom erst groß geworden, als die langwierigen Streitigkeiten der Patrizier und Plebejer mit der Aufhebung aller Bevorzugungen, mit völliger Rechtsgleichheit zum befriedigenden Abschluß gekommen waren. Allein Ennius, dem Nichtrömer, mochten die kleinfügigen Parteikämpfe der ersten 150 Jahre des Freistaates wenig sympathisch, selbst wenig verständlich sein. Daß er jedoch die wichtigsten Ereignisse derselben, wie die Einsetzung des Tribunats, die 12 Tafeln der Decemvirn, die endliche Gleichberechtigung der Plebejer, nicht ganz übergangen haben kann, scheint selbstverständlich.

Den Stoff entnahm der Dichter wohl hauptsächlich der um 195 ans Licht getretenen, übrigens griechisch geschriebenen römischen Geschichte des Patriciers Fabius Pictor, gelegentlich wohl auch den Sagen im Munde des Volkes, endlich für die jüngsten Ereignisse, die in den späteren Ausgaben beschrieben wurden, vielfach mündlichen Berichten.

Wenn die Annalen dergestalt ein Werk waren, das jeden patriotischen Römer mit Stolz erfüllen mußte, so war doch ihre Wirkung noch unvergleichlich größer durch die Umgestaltung der römischen Litteratur, die Revolution in lateinischer Sprache und Metrik, die von ihnen datiren. Denn seinem Vorbilde folgten all die Dichter, aus denen wir noch heute hauptsächlich unsere Kenntnisse römischer Dichtung schöpfen, die ferner durch unzählige Uebersetzungen und Nachahmungen auch für unsere Litteratur höchst bedeutsam geworden. — Durch die Glätte aber und Rundung, die Ennius den lateinischen Versen lieh, ward auch die kunstvolle Entwickelung der römischen Prosa, die ein Jahrhundert nach ihm erfolgte, angebahnt. Ohne ihn wären Stilisten wie Cicero und Livius undenkbar.

Verweilen wir noch ein wenig bei den Zwecken, die Ennius verfolgte, als er in kühnem Entschluß mit den früheren Traditionen in Sprache, Metrik und Prosodie vollständig brach.

Wenn für die Wahl des Stoffes sein Patriotismus, der Glaube an die Roms Tugend (virtus) geschuldete Weltherrschaft der Tiberstadt bestimmend war, so leitete ihn bei seinen formellen Neuerungen die Einsicht, daß ein Weltreich, das sich über Osten und Westen, über so viele, theils bildungssatte, theils bildungsgierige Völker erstrecken sollte, nicht mehr in der altväterischen Abgeschlossenheit, in der ererbten Gleichgültigkeit gegen die Gaben der Musen, gegen Bildung und Litteratur verharren könnte, daß man das durch Waffengewalt Erworbene durch die Künste des Friedens und der Gesittung sichern müßte. In

dieser Anschauung waren auch alle einsichtigen Männer Roms, sogar die meisten Vertreter des Alten, Kato an der Spitze, einig. Ennius aber begriff, daß bei einem Volke, das jahrhundertelang fast ohne Unterbrechung durch Kriege nach außen, Parteikämpfe im Innern den musischen Bestrebungen entfremdet war, eine geistige Wiedergeburt aus dem ureigenen römischen Wesen nicht zu erreichen sei, daß vielmehr Rom, ebenso wie es die übrigen Völker am Mittelmeere gethan, bei den anerkannten Lehrmeistern der Bildung und Humanität, den Griechen, in die Schule gehen müßte, und zwar weit gründlicher, als Livius und Nävius gethan, die in formaler Hinsicht der Roheit des Latein, wie sie durch das vorhergegangene, von Kriegsnöthen überreich angefüllte Jahrhundert bedingt war, zu viel Zugeständnisse gemacht hatten.

So zeigt sich unser Dichter als der wahre, verständnißvolle Sohn seiner Zeit, wie in der Wahl seines Epos und in den Stoffen seiner Satiren, von denen später die Rede sein wird, so zugleich in seinen formalen Bestrebungen.

Indem er also statt des althergebrachten iambisch-trochaischen Saturniers den durch Homers Beispiel geheiligten daktylischen Hexameter für sein Epos wählte, der die Ersetzung der Arsis durch zwei Kürzen ausschloß, und zugleich in strenger Nachfolge der Griechen die prosodischen Gesetze des Latein neu regelte, schuf er ferner im Anschluß an Homer und die Alexandriner eine neue Dichtersprache, die an Stelle der früheren altväterischen Herbheit und Steife Glätte und Zierlichkeit setzte, ohne jedoch der dem Latein eigenthümlichen Würde zu entsagen. Entsprechend seiner vorwiegend pathetischen Natur leistete er das für die ernste Poesie, was sein älterer Zeitgenosse Plautus für die Komödie.

Die Annalen begannen, wie Homers Gedichte, mit Anrufung der Musen. Dann folgte eine merkwürdige, oft erwähnte

Einleitung. Ennius erzählte, wie er im Traum auf den Parnassus, den Berg der Musen, versetzt sei und dort sich ihm Homer gezeigt habe. Von diesem seien ihm die Tiefen der Weisheit erschlossen, zuletzt aber enthüllt worden, daß seine Seele in die des Ennius übergegangen sei, und die Aufforderung ergangen, in homerischer Weise die Thaten des römischen Volkes zu singen. — Um diese Erfindung richtig zu würdigen, muß man sich erinnern, daß Ennius aus Süditalien, der „magna Graecia“, stammte, wo seit alter Zeit Pythagoras' Weisheit, besonders auch seine Lehre von der Seelenwanderung zahlreiche Anhänger hatte. Selbst unter den ursprünglich so wenig philosophischen Römern stand sein Name längst in hohem Ansehen, wie schon die Sage beweist, daß der zweite König Roms, Numa Pompilius, sein Schüler gewesen sei. Nach aller Wahrscheinlichkeit erwähnte dieselbe auch Ennius im zweiten Buche der Annalen und gedachte dabei ausführlich des Lehrers.

Zuletzt schlürfte Ennius aus dem Musenquell Castalia, und das war der Abschluß seiner Dichterweihe.

So gab er sich, ähnlich wie Klopstock, aber mit mehr Recht, seinen Landsleuten als einen neuen Homer. Und als solcher galt er auch bei ihnen, bis in der augusteischen Zeit ihn Virgil verdunkelte.

Dann aber ging er, ganz wie Homer, unmittelbar an die Sache; und das war, bei der Unermeßlichkeit des Stoffes, nur zu loben. Es scheinen überhaupt eigentliche Digressionen in den Annalen kaum vorgekommen zu sein.

Ennius begann also mit der, freilich ganz unbegründeten, aber damals und schon Jahrhunderte vorher allgemein geglaubten Sage, die Aeneas, des Anchises und der Venus Sohn, nach Trojas Fall auf Geheiß der Götter nach Latium kommen und dort mit seinen Trojanern und den Ureinwohnern (Aborigines) das römische Volk begründen ließ. Der Ursprung jener

Ueberlieferung ist ohne Zweifel auf griechische Kolonisten zurückzuführen, die in dem hartnäckigen Widerstande, den die Latiner ihren Ansiedelungsgelüsten entgegensetzten, die zähe Ausdauer der erst nach vieljährigem Kampfe bezwungenen Trojaner wiederzuerkennen glaubten. So fest stand zur Zeit der punischen Kriege diese Fabel bei den Römern, daß selbst Kato, sonst der ärgste Feind alles „griechischen Schwindels", in seinen Origines, dem ersten Geschichtswerke in lateinischer Sprache, ihr unbedenklich folgte.

Dann wurde, ausführlicher als des Aeneas Einwanderung, von Ennius die Gründung Roms berichtet, im ganzen nach der bekannten Sage, aber so, daß er, wie bereits Nävius, die Mutter des Romulus und Remus, Rea Silvia (von ihm, wie meist von den Dichtern, Ilia genannt), zur Tochter des Aeneas machte. Freilich kam dabei die Zeitfolge schlecht weg, da nach der gewöhnlichen Annahme Roms Gründung mehr als 400 Jahre nach Trojas Zerstörung erfolgt sein sollte. Allein die alten Epiker pflegen es, besonders bei Stammsagen, mit der Chronologie nicht genau zu nehmen. Uebrigens setzte Ennius die Gründung Roms um das Jahr 880, gleichzeitig mit der Karthagos. Es war eine sinnige, wohl schon von griechischen Historikern aufgebrachte Annahme, daß die Städte, die, beide unter dem Schutze gewaltiger Gottheiten, hochberühmt seit Jahrhunderten, in der Blüthe ihrer Macht so hartnäckig um die Weltherrschaft gestritten hatten, im gleichen Jahre erbaut seien. Auch Virgil macht ja den Aeneas zum Zeitgenossen der Dido.

Mit dem räthselhaften Ende des Romulus und seiner Vergötterung schloß das erste Buch. Das zweite behandelte die Sagen von den drei folgenden Königen, Numa, Tullus Hostilius, Ancus Marcius. Hier scheint Ennius besonders bei Numa verweilt zu haben, den die Römer wegen der auf ihn zurückgeführten Einrichtungen in Bezug auf göttliches und mensch-

liches Recht, Gesittung und Familienleben als zweiten Gründer ihres Staates ehrten.

Das dritte Buch feierte die aus Etrurien gekommenen Herrscher, die Tarquinier mit Servius Tullius. — In den letzten drei Büchern der ersten Ausgabe wurden die Geschicke des Freistaates bis zum Kriege mit Pyrrhus und zur Einigung Italiens verherrlicht. Gerade aus dem Kampfe mit dem epirotischen Könige sind ziemlich zahlreiche und recht lebensvolle Bruchstücke erhalten.

Der Eindruck des etwa 190 ans Licht getretenen Werkes war ungeheuer. Erst jetzt schien (da eine römische Geschichtsschreibung noch fehlte) die ruhmvolle Urzeit für alle Zeit der Vergangenheit entrückt zu sein. Verse ferner von solchem Wohlklange hatte man in Rom noch nicht vernommen; ebensowenig hatte man der lateinischen Sprache bisher eine solche Fülle, Zierlichkeit und Gewandtheit zugetraut. Deshalb lud Fulvius Nobilior, wie schon erwähnt, den Dichter ein, Zeuge und Künder seiner Thaten in dem bevorstehenden Kriege gegen die Aetoler zu sein — eine in Rom bis dahin unerhörte Aufforderung, über die sich denn auch der alte Kato weidlich erboste. Doch dürfte Ennius bereits 188 wieder in Rom gewesen sein, um, vielleicht unterstützt durch die Freigebigkeit des Fulvius, sogleich an die Fortsetzung der Annalen zu gehen. Man scheint nämlich ihn alsbald bestürmt zu haben, daß er sein glänzendes Talent nicht bloß der Verherrlichung grauer Vorzeit widmete, sondern auch den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit, die Wunderbareres gebracht hatte, als die kühnste Fabel ersinnen konnte. Vor allem erwartete man eine Darstellung des größten und gefährlichsten aller Kriege Roms, des zweiten punischen, aus dessen Zeit nicht wenige, theilweise dem Ennius befreundete Helden noch am Leben waren, dann der Kämpfe mit Mazedonien und Syrien, durch welche der Einfluß Roms auch im ganzen

Osten maßgebend geworden war. So entschloß sich Ennius alsbald, die Hand anzulegen an eine zweite Ausgabe seines Epos, die, neun weitere Bücher umfassend, die Begebenheiten vom Beginn der punischen Kriege bis zur Besiegung des Antiochus und der Aetoler, also von 264—189, hinzufügte.

In der Einleitung gedachte er mit gerechtem Selbstgefühl des Erfolges, den die erste Ausgabe der Annalen gehabt; dann gab er den Grund an, weshalb er die Geschichte des ersten punischen Krieges, trotz seiner Wichtigkeit, nur kurz berührte, nicht ohne einen scharfen Hieb auf Nävius:

> ihn beschrieben ja Andre,
> Dichtend in Versen, wie einst sie die Faunen und Seher gesungen,
> Als noch Keiner erklommen die weglosen Klippen der Musen,
> Keiner die Kunst der Rede verstand.

Faunus war der altitalische Gott der Weissagungen, die in saturnischem Metrum erfolgten. — Indessen war nicht Nävius der Grund, weshalb Ennius den ersten punischen Krieg ziemlich kurz abfertigte, sondern das Verlangen, recht bald und recht ausführlich die größte Kriegsthat der Römer, die Besiegung Hannibals, zu feiern. Während also die Ereignisse von 264 bis 218 im 7. Buche dargestellt wurden, widmete er dem zweiten punischen Kriege, wie es scheint, drei Bücher. Daß gerade in diesen sich großartiger Römersinn in edelster Form zeigte, lehren die Bruchstücke. Uebrigens wirkte hier, wie auch wohl sonst, auf die Schilderung der Ereignisse und Charaktere stark ein die nicht immer unpartheiische Darstellung der römischen Feldherren und Staatsmänner, die der obengenannte Fabius gegeben hatte. So z. B. ist die Verherrlichung des keineswegs tadelfreien Fabius Cunctator durch seinen Geschlechtsgenossen von Ennius für alle Zeit in der römischen Dichtung begründet worden.

Die übrigen sechs Bücher enthielten die Kriegsthaten von 200—189 gegen Gallier, Mazedonier, Asiaten, Aetoler u. s. w. —

Wie der Historiker Livius ward auch Ennius in seinen Annalen immer ausführlicher, je mehr er sich der Gegenwart näherte.

Den Schluß bildete eine Verherrlichung Roms, die in dem bezeichnendem Ausspruch gipfelte:

> Rom herrscht, treulich bewahrend die Kraft und die Tugend der Ahnen.

Die zweite Ausgabe erschien im Jahre 184. Zum Danke erhielt der Verfasser, wie schon bemerkt, das römische Bürgerrecht — ein sehr seltener Fall staatlicher Anerkennung litterarischer Verdienste im republikanischen Rom.

Nunmehr wollte Ennius der epischen Poesie Valet sagen. Ein zufälliges Ereigniß, die in dem sonst unbedeutenden, für die Römer wenig ruhmvollen Kriege mit den Istriern im Jahre 178/77 bethätigte Tapferkeit zweier Kriegstribunen, veranlaßte ihn, ein 16. Buch anzuhängen, das nach einem Rückblick auf die nicht immer erfreulichen, theilweise, wie der Undank gegen den älteren Scipio, des Censors Kato strenges Einschreiten gegen hochgestellte Gönner der griechischen Kultur, den Dichter selbst schmerzlich berührenden Ereignisse von 189—179 den istrischen Krieg und hauptsächlich, in homerischer Weise, die Einzelkämpfe jener beiden Helden verherrlichte. Vermuthlich waren persönliche Beziehungen der Anlaß zur Abfassung dieses Buches, das sonst in den Plan des Ganzen wenig paßte.

Deshalb beschloß der Dichter in seinen letzten Jahren, den inzwischen ausgebrochenen Krieg gegen Perseus, den Herrscher des durch Alexander den Großen zu Weltruhm gelangten Mazedoniens, den letzten gefährlichen Nebenbuhler Roms, zu schildern und so zugleich sein Epos auf die runde Zahl von 20 Büchern zu bringen. Allein bei dieser Arbeit überraschte ihn der Tod. Nur das 17. und 18. Buch wurden vollendet.

Doch auch in dieser unfertigen Gestalt galt das Werk als die größte Verherrlichung römischer Tugend bis zum Ende der

Republik. Und als ein feineres oder, wenn man will, verzärteltes Geschlecht dasselbe zu lesen aufgehört hatte, blieb doch, trotz vereinzelten Widerspruches, der Name des Verfassers bis zum Untergange des Reiches in hohen Ehren.

Diese Bewunderung war nicht unverdient. Neben der Kühnheit des Unternehmens in stofflicher wie formeller Hinsicht und der trotz mancher Unebenheiten im ganzen geschickten und kunstvollen Ausführung verdient besonders die Lebhaftigkeit der Erzählung, der hohe Schwung patriotischer Begeisterung und die meisterhafte Charakterschilderung das gespendete Lob in hohem Maße. Die Trümmer der Annalen weisen Ennius für alle Zeiten einen Platz unter den großen Dichtern an.

Trotz aller Nachahmung des Homer zeigt sich übrigens ein großer Unterschied, der Verschiedenheit des römischen und griechischen Charakters entsprechend. Wie Homer das Muster objektiver, ist Ennius das Muster subjektiver Darstellung.

Wenn er so der Vater des römischen Epos wurde, besonders des historischen, ob auch mit mythischem Beiwerk versetzten, das so viel Nachfolger fand, so datirt von seinen „Satiren" (in 6 oder mehr Büchern) die Entwickelung fast sämtlicher übrigen Dichtungsarten Roms, mit Ausnahme der Tragödie und Komödie.

Unter „Saturae" verstand man eigentlich Gedichte allen möglichen Inhalts, entsprechend der Abstammung des Wortes, das nicht, wie man lange glaubte, vom griechischen *σάτυρος* kommt, sondern von dem Adjektiv „satur", das „gesättigt", „voll", „von mannigfaltigem Inhalt" bedeutet, wie z. B eine den Göttern geweihte Schüssel mit allen möglichen Erstlingen des Feldes „lanx satura" hieß. So waren denn die ältesten „Saturae" Potpourris, bald dem Ernste, bald dem Scherze des Lebens gewidmet, doch, wie es scheint, mehr jenem; oft auch willkürlich von einem Gegenstand zum anderen, aus einer

Tonart in die entgegengesetzte überspringend. Die Form war, wie bei den üppigem Scherz bestimmten Fescenninen, meist dialogisch.

Ennius nun hat sich schwerlich viel um die älteren Dichtungen dieses Namens bekümmert, von denen überhaupt wohl nur sehr wenige schriftlich aufgezeichnet waren. Allein er entlehnte ihnen die Bezeichnung, um schon durch den Titel die Mannigfaltigkeit des Gebotenen anzudeuten; für viele Gedichte auch die dialogische Form.

Ein großer Theil der Satiren war lehrhaften Inhalts. Schon dadurch war ein Anschluß an die Alexandriner, die eifrigen Freunde und kunstfertigen Förderer des Lehrgedichtes, geboten. Auch für viele andere Satiren boten die Dichter seit Alexander bequeme Muster.

Vor allem nun lag bei Abfassung dieser Dichtungen Ennius am Herzen, das römische Volk, das in Kriegskunst und Politik ein Riese, in religiösen und philosophischen Dingen ein Kind war, durch griechische Weisheit aufzuklären. Schon in den Tragödien hatte er dies Ziel eifrig verfolgt, während er in den Annalen, welche die mit dem alten Götterglauben unlöslich verbundenen Großthaten Roms feierten, die religiösen Ueberlieferungen thunlichst schonen mußte, ähnlich wie dies Cicero öfter in seinen philosophischen Schriften gethan.

So ward wiedererzählt in einer Satire die wunderliche „Heilige Geschichte“ des Euhemerus, der bald nach Alexander über die Natur der Götter Enthüllungen, die er in dem Heiligthume einer Insel des indischen Ozeans entdeckt haben wollte, der griechischen Welt zum Besten gab. Danach waren die Götter ursprünglich nichts anderes, als wegen ihrer Thaten und Verdienste nach dem Tode göttlich verehrte Menschen, was in flach rationalistischer Darstellung begründet wurde. Es ist klar, daß jene Ansicht, das Kind einer Zeit, in der Alexander und seine Nachfolger göttliche Verehrung forderten

und erlangten, einem so ruhmbegierigen Volke wie die Römer, die unter ihren Gottheiten auch die Virtus verehrten, besonders gefallen mußte.

Im Epicharmus vermeldete Ennius, ähnlich wie im Anfang der Annalen, daß ihn ein Traum in die Unterwelt versetzt und dort Epicharmus über das Wesen der Dinge aufgeklärt habe. — Der berühmte sizilische Komiker, zur Zeit der Perserkriege, hatte in seinen Lustspielen eine solche Menge Weisheitssprüche, daß die Pythagoreer ihn zu den Ihrigen rechneten. Viele seiner Sentenzen waren Gemeingut des griechischen Volkes geworden. Ob Ennius nun eine etwa zum Schulgebrauch verfaßte Sammlung von Aussprüchen jenes Dichters verwerthet oder den Namen des Epicharmus nur typisch gebraucht hat, bleibt ungewiß. Nach den wenigen Bruchstücken zu schließen, war sein Gedicht aufklärerischen Inhalts, wie der Euhemerus, indem es die Entstehung der Dinge und den Götterglauben gleichfalls rationalistisch, aber auf physikalischem Wege erklärte.

Dagegen war der Protrepticus, wie schon der Titel zeigt, ein Lehrbuch der Moral. Die praktischen Römer liebten sehr dergleichen Spruchweisheit. Sind doch die ältesten Anfänge der römischen Kunstdichtung in den moralischen Vorschriften des vielseitigen Staatsmannes Appius Claudius (ums Jahr 300) und des berühmten Propheten Marcius enthalten.

Als viertes Lehrgedicht des Ennius sind zu nennen die „Hedyphagetica,“ d. h. die Lehre von dem, was gut schmeckt, nachgebildet einem in Hexametern verfaßten, unter verschiedenen Titeln citirten Original des Archestratus von Gela ums Jahr 330. So verschieden der Inhalt dieser Satire von den vorher besprochenen zu sein scheint, bewährte sich doch auch hier Ennius nicht minder als der Mann der neuen Zeit.

Als das römische Volk die Lehrjahre hinter sich hatte und durch die errungene Weltherrschaft unermeßliche Reichthümer

in Rom zusammenflossen, konnte die alte Einfachheit der Lebensweise ebensowenig fortbestehen, als die naive Gläubigkeit der Vorzeit. Deshalb fand die Gourmandise gleich nach dem zweiten punischen Kriege Anhänger. Ein kostbarer Fisch fand einen höhern Preis, als ein Ochse, wie sehr auch Kato dagegen wetterte. Mag man nun auch die Auswüchse der Schwelgerei, wie sie die folgenden Jahrhunderte sahen, noch so energisch tadeln, es läßt sich doch nicht verkennen, daß von den Vorzügen der griechischen Kultur ihre Mängel nicht zu trennen waren, daß nach Art der menschlichen Natur Roms Bürger nicht bloß die Tugenden der griechischen Civilisation sich aneignen konnten, und daß ihre Bildungsfähigkeit im guten wie bösen schließlich ein Glück war für sie, wie die Unterworfenen.

Obscönen Inhalts war der Sota, benannt nach dem Hauptvertreter schlüpfriger und zotiger Dichtung in der Zeit nach Alexander: Sotades. Ob Ennius diesen nachgebildet hat, oder der Titel nur symbolisch den Inhalt wie das Metrum jener Satire bezeichnet, ist unsicher.

Noch sonst werden erotische Tändeleien unseres Dichters, doch in elegischem Maße, erwähnt. Ferner fanden die Freuden des Gelages, überhaupt alles, was sich auf das tägliche Leben bezieht, in den Satiren eine Stätte. Natürlich fehlte es dort auch nicht an Scherz und Spott über die Thorheiten und Sünden der Zeitgenossen, obwohl das, was wir heute unter Satire verstehen, erst durch den römischen Ritter Lucilius (180 bis 102) dieser Dichtungsart eigen ward.

Aber auch den Verfasser der Annalen verleugnete Ennius in den Satiren nicht. So feierte er im „Scipio" die Heldenthaten des ältern Afrikanus, in der „Ambracia" die Eroberung der aetolischen Hauptstadt, vollbracht von seinem Gönner Fulvius.

Endlich werden noch Epigramme verschiedentlichen Inhalts angeführt.

Das Metrum der Satiren war mannigfaltig. Neben dem daktylischen Hexameter und dem Distichon waren die gebräuchlichsten Verse des dramatischen Dialogs, der iambische Trimeter und trochaische katalektische Tetrameter, endlich (so im Sota) der wunderliche Sotadeus vertreten, welche Maße später auch, mit Ausnahme des Sotadeus, Lucilius anwandte.

Leider sind die Fragmente der Satiren wenig zahlreich, da sie nicht so populär wurden als die Annalen. Doch auch hier erkennen wir, daß Ennius ein Dichter von Apollos Gnaden war, der, obwohl besonders geschaffen für pathetische Darstellung, doch auch bei leichteren Stoffen sich seiner Aufgabe gewachsen zeigte, sich seinem Gegenstand passend anzubequemen wußte.

In Bezug auf Sprache und Verskunst des Ennius, ihre Vorzüge und Mängel ist hier noch einmal an das oben erwähnte, in dem Aufsatze über die Kunstdichtung der Römer, S. 35 ff., ausführlicher besprochene Faktum zu erinnern, daß die ältesten Dichter Roms bis auf Sullas Zeiten fast sämtlich zugleich Grammatiker waren, wodurch die rasche und kunstfertige Entwickelung der neuen Litteratur in formeller Hinsicht sehr wesentlich gefördert wurde.

Freilich zeigen die Annalen und Satiren gerade deshalb auch manche besondere Mängel. So begegnet, besonders in den erstgenannten Dichtungen, mehrfach eine kleinliche, schulmeisterliche Nachahmung Homers, die sich gelegentlich Kühnheiten verstattete, welche die lateinische Sprache nicht vertrug. — Ferner ist zu rügen ein Haschen nach Wortgeklingel, wie in dem berüchtigten Verse:

o Tite tute Tati tibi tanta turanne (tyranne) tulisti,

eine Neigung zu Spitzfindigkeiten, wie sie freilich auch im gleichzeitigen Drama der Römer begegnet und selbst vielen Griechen nicht fremd ist, ebenso manche Geschmacklosigkeiten des Ausdruckes

Was endlich die Verskunst betrifft, so zeigt sich überall der große Meister der Form, der zwar kein neues Gesetz der Metrik zu erfinden brauchte (denn das Prinzip der römischen Metrik ist, genau wie bei den Griechen, das quantitative, die Füße nach Länge und Kürze messende), der aber, indem er die von den römischen Bühnendichtern nur zu oft verletzten prosodischen Normen der Griechen in voller Strenge durchführte, dem Latein eine bis dahin ungekannte Fülle des Wohlklanges und der Anmuth zu verschaffen wußte. Danach kann es nicht befremden, daß seine Hexameter unvergleichlich besser sind als die von Klopstock, wenn auch vereinzelt Härten und Fehler unterlaufen.

Seine Neuerungen wurden deshalb alsbald maßgebend für sämtliche Dichtungsarten außerhalb des Dramas; in der Zeit des Augustus endlich auch für dieses, wenigstens die Tragödie.

Nach dem Gesagten ist es nicht zu verwundern, daß die Römer in Ennius, nicht in Livius Andronicus, den Vater ihrer Dichtkunst verehrten und sein Andenken bis zum Ende des Reiches in dankbarer Erinnerung wahrten.

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtun in 6 Gesängen. Mit in er Titelzeichn. von **C. A. Fischer-Cörlin.** Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ... Mk. 4.—

Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Charakteristik der modernen Erkenntniß. 2 Bde. Eleg. geh. ... „ 12.—
eleg. geb. ... „ 16.—

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ... „ 11.40
N. F. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. ... „ 12.—

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. **2. Auflage.** Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt ... Mk. 6.50

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten. **4. Auflage.** Eleg. geh. ... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ... „ 4.—

Homunculus. Modernes Epos in 10 Ges. Gr. Oktav. **5. Aufl.**
eleg. geh. ... „ 4.—
in prachtvollem Original-Einband ... „ 5.—

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant geh. „ 3.—
elegant gebunden mit Goldschnitt ... „ 4.—

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. **7. Auflage.** Eleg. geh. ... „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ... „ 6.—

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Ges. **11. Auflage.** Eleg. geh. ... „ 4.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ... „ 5.—

— **Pracht-Ausgabe.** Mit über 200 Illustrationen von **Adalbert von Rößler** und **Hermann Dietrichs.** Gr. Folio in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt ... Mk. 75.—

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustrationen von **Herm. Dietrichs. 4. Auflage.** Eleg. geh. ... „ 12.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ... „ 15.—

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. **21. Aufl.** Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ... „ 5.—

— **Pracht-Salon-Ausgabe.** Mit über 100 Illustrationen von **C. A. Fischer-Cörlin.** Gr. Fol. in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 50, auch in 18 Lieferungen à ... „ 3.—

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. **3. Auflage.** Eleg. geheftet „ 5.—
eleg. gebunden ... „ 6.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. **6. Auflage.** Eleg. geh. ... „ 3.—
eleg. geb mit Goldschnitt ... „ 4.—

Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. **3. Auflage.** Eleg. eh ... „ 2.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ... „ 3 —

Gesammelte kleinere Dichtungen. **3. Auflage.** Eleg. geh. ... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ... „ 4.—

Germanenzug. Canzone. **5. Auflage.** Elegant geh. ... „ 1.—
elegant geb. mit Goldschnitt ... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. **5. Auflage.** Eleg. geh. ... „ 1.50
eleg. gebunden mit Goldschnitt ... „ 2.50

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. **4. Auflage.** Eleg. geh. ... „ 6.—
eleg. in Halbfranz geb. ... „ 8.—

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Gesängen. **5. Auflage.** Eleg. geh. ... „ 1.50
geb. mit Goldschnitt ... „ 2.50

Die Waldsängerin. Novelle. **4. Aufl.** Eleg. geh. ... „ 1.50
eleg. geb ... „ 2.50

Im Flügelkleide.
Bilder und Reime aus der Kinderwelt.
34 Farbendruckbilder von J. Kleinmichel.
Mit Text von V. Blüthgen.
Eleg. gebunden **Preis: 3 Mark.**

Der Kinderspiegel.
Aus dem Leben und Treiben unserer Kleinen.
38 Farbendruckbilder von E. Elias.
In Reimen von V. Blüthgen.
Eleg. gebunden **Preis: 5 Mark.**

Lustige Geschichten aus der Kinderwelt.
38 Farbendruckbilder von E. Elias.
Mit Text von D. Duncker und L. Ziemßen.
Eleg. gebunden **Preis: 6 Mark.**

Die Reise ins Meer.
Ein Aquarium für die wißbegierige Jugend.
In lustigen Reimen erzählt von Julius Lohmeyer.
Mit 12 großen kolorirten Bildern in Hoch-Quart und 14 Holzschnitt-Illustrationen von Carl Reinhardt.
Eleg. gebunden **Preis: 3 Mark.**

Der Faulpelz in tausend Aengsten.
Eine lustige Geschichte für die Kinderwelt.
Mit 16 kolorirten Bildern in Hoch-Quart von W. von Breitschwert.
Eleg. gebunden **Preis: 3 Mark 50 Pf.**

Onkel Schwalbes lustige Fahrten mit dem Luftballon.
Eine komische Kinderschrift von J. Trojan.
Mit 16 kolor. Bildern von W. Scholz.
Eleg. in kolor. Umschlag geb. **Preis: 2 Mk. 50 Pf.**

Till Eulenspiegels lustige Streiche in Wort und Bild.
Mit 16 kolor. Bildern von C. Reinhardt.
Eleg. in kolor. Umschlag geb. **Preis: 2 Mk. 50 Pf.**

Durch Feld und Wald.
Eine komische Kinderschrift
von J. Trojan.
Mit 15 kolorirten Bildern von C. Reinhardt
Eleg. in kolor. Umschlag geb. **Preis: 2 Mk. 50 Pf.**

Die Arche Noah und alles, was darin gewesen ist.
Eine komische Kinderschrift
mit 16 kolorirten Bildern von C. Reinhardt.
Eleg. in kolor. Umschlag geb. **Preis: 2 Mk. 50 Pf.**

Hans in allen Gassen.
Eine lustige Kindergeschichte
von H. J. Horwitz.
Mit farbigen Illustrationen von Th. Hosemann.
Eleg. in kolor. Umschlag geb. **Preis: 2 Mk. 50 Pf.**

Die Reise ins Märchenland.
Märchen in Versen
von H. J. Horwitz.
Mit 18 kolorirten Bildern von Ludw. Pietsch.
Eleg. in kolor. Umschlag geb **Preis: 2 Mk. 50 Pf.**

Rudolf Löwensteins Kindergarten.
Mit zahlreichen Illustrationen von Th. Hosemann, W. Claudius, F. Flinzer u. A.
Eleg. in Farbendruck-Umschlag geb. **Preis: 3 Mk.**

Es war einmal.
Italienisches Märchen von Luigi Capuana.
Reich illustrirt.
In Leinen gebunden **Preis: 5 Mark.**

C. A. Görners Weihnachts-Märchen-Komödien.
8 Bändchen, je in illustr. Umschlag geh., pro Bändchen **Mk. 1.—.**
In 2 Bände geb. Mk. 10.—.

1. Allerleirauh.
2. Klein Däumling.
3. Fingerhut.
4. Geist der Berge.
5. Frau Holle.
6. Prinz. Immergrün.
7. Gestiefelter Kater.
8. Rattenf. v. Hameln.

10 Bändchen, je in illustr. Umschl. geh. pro Bändchen **75 Pf.**
In 2 Bände geb. Mk. 9.50.

1. Drei goldene Aepfel.
2. Aschenbrödel.
3. Dornröschen.
4. Mann m. lang. Nase.
5. Prinz Papagei.
6. Rothkäppchen.
7. Sneewittchen.
8. PrinzHonigschnabel.
9. Hexe v. Süllenberg.
10. Belli und Elli.

Die Bändchen werden auch einzeln abgegeben.

Bunte Seifenblasen.
Neue Märchen und Dichtungen
von B. Ohrenberg.
Reich illustrirt.
Eleg. in Farbendruck-Umschlag geb. **Preis: 4 Mk.**

Sprechende Thiere.
Eine komische Kinderschrift.
Vom Verfasser der „Lachenden Kinder“.
Mit 18 kolor. Bildern von **C. Reinhardt.**
12. Aufl. 4°. Eleg. in kolor. Umschlag geb.
Mk. 2.—.

Neue sprechende Thiere.
Eine komische Kinderschrift.
Mit 16 kolor. Bildern von **C. Reinhardt.**
8. Auflage. 4°. Eleg. in kolor. Umschlag geb.
Mk. 2.—.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

DAS WEIB
ALS VERBRECHERIN UND PROSTITUIRTE.
ANTHROPOLOGISCHE STUDIEN,
GEGRÜNDET AUF EINE DARSTELLUNG
DER BIOLOGIE UND PSYCHOLOGIE DES NORMALEN WEIBES
VON
C. LOMBROSO UND **G. FERRERO.**
AUTORISIRTE UEBERSETZUNG
VON **DR. MED. H. KURELLA.**
MIT 7 TAFELN, 18 TEXTILLUSTRATIONEN UND DEM BILDNISSE C. LOMBROSOS.

Preis geh. M. 16.—, geb. M. 18.50

Deutscher Reichs-Anzeiger und Königlich Preussischer Staats-Anzeiger vom 25. Oktober 1893: Die vulgäre und poetische Vorstellung von dem Weibe, wie sie namentlich in deutscher Sitte und Poesie besteht, wird hier zerstört. Aber es ist nicht frivole Tendenz, die den Gedankengang beherrscht, sondern streng wissenschaftliche, anthropologische Untersuchung. Auf dialektische Kunstgriffe, phantastische oder philosophische Paradoxien wird dabei gänzlich verzichtet, sondern nur mit dem ernsten Material von Erfahrungsthatsachen gearbeitet, welche der Anthropolog, der Anatom, der Psychiater, der Statistiker, der Kriminalist unter allen Völkern der Erde gesammelt hat.

Laien-Evangelium. Jamben von **Friedrich von Sallet.** 8°. Neunte Auflage, elegant geheftet 4 Mk., fein gebunden 5 Mk.

Urtheil der Presse: Leider sind Fr. von Sallets Schriften in dem hochangeschwellten Strome der Litteratur theilweise untergegangen und nur Einzelne erbauen sich noch an dieser geistes- und gedankenkräftigen Poesie. Nie aber ist die Lehre des reinen Humanismus in schöneren Worten und eindringlicher gepredigt worden als in dem „Laien-Evangelium", diesem echt poetischen Werke, das durch seine Formvollendung wie durch seinen Ideenreichthum alle derartigen Schriften in unserer Litteratur weit überragt. Das Buch ist heute noch jedem christlichen Hausstande angelegentlichst zu empfehlen.

Werke von

Oscar II.

König von Schweden und Norwegen.

Gedichte. Im Versmaße des Originals mit Allerhöchster Autorisation übersetzt von **Emil Jonas.** Geh. Mk. 3.—.

Gedichte und Gedanken. Mit Allerhöchster Autorisation übersetzt von **Emil Jonas.** Geh. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3.—.

Gedichte und Tagebuchblätter. Im Versmaße des Originals mit Allerhöchster Autorisation übersetzt und mit Erläuterungen versehen von **Emil Jonas.** Geh. Mk. 5.—, geb. Mk. 7.50.

Festreden. Gehalten in der Freimaurer-St.-Johannis-Loge St. Jock in Stockholm von Sr. Majestät dem König als einstigem hammerführenden Meister während der Jahre 1852—1868. Geh. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.50.

Prosaische Schriften. Mit Allerhöchster Autorisation übersetzt von **Emil Jonas.** Mit 1 Karte. Geh. Mk. 4.—.

Eine interessante Sammlung. (Fränk. Kurier 2. 9. 91.)

Das vorliegende Buch bringt zahlreiche charakteristische Zeugnisse des geistvollen, sprachgewandten Mannes und des sein Volk und sein Vaterland mit Liebe und Stolz umfassenden Königs. (Hamb. Nachr. 4. 9. 91.)

Wir lernen in dem königlichen Autor einen vorzüglichen Schriftsteller von großem Talente kennen, der sich durch Geschmack in der Form und durch Tiefe der Anschauung auszeichnet. (Hamb. Fremdenbl. 22. 8. 91.)

Der Dichter Ennius.

Von

L. Mueller,
Professor in St. Petersburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

5924.6

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Achte Serie
(Heft 169—192 umfassend).

Heft 187.

Das Leben der Sprache.

Vortrag

gehalten in der litterarischen Gesellschaft zu Danzig.

Von

Alfred Rosenstein
in Danzig.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung, der auch die vorliegende Arbeit angehört, besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung" erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Vermenschlichung der Sprache.

Von

Dr. J. Baudouin de Courtenay.

Professor in Dorpat.

Preis 60 Pf.

Zeitschrift für deutsche Sprache.

Herausgegeben von

D. Sanders.

Jahrgang I—IV.

Preis des einzelnen Jahrganges 12 Mk.

Die vier Jahrgänge zusammen 36 Mk.

Das Leben der Sprache.

Vortrag,
gehalten in der litterarischen Gesellschaft zu Danzig.

Von

Dr. Alfred Rosenstein
in Danzig.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1893.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

I.

Der fruchtbare Gedanke der Entwickelung, welcher gegenwärtig die wissenschaftliche Forschung beherrscht, hat auch auf die Wissenschaft der Sprache tiefgehende Einwirkung geübt. Wie das Emporkommen dieser Wissenschaft zusammenfällt mit dem Aufblühen der Naturwissenschaften, so war auch so manche Anschauungsweise der Naturwissenschaft maßgebend für linguistische und sprachpsychologische Betrachtungen. Das hat unleugbare Vortheile für die Sprachwissenschaft gehabt, zugleich aber auch oft manchen Unterschied zwischen dem Gegenstande der einen und dem der anderen Wissenschaft übersehen lassen. Indem man sich gewöhnte, die Sprache als einen Organismus zu betrachten, glaubte man, auf ihre Erforschung dieselben wissenschaftlichen Kategorieen anwenden zu dürfen, welche der Naturforscher der Betrachtung der Organismen, die der Thier- und Pflanzenwelt angehören, zu Grunde legt. Soviel Aehnlichkeit zwischen dem Leben der Thiere und Pflanzen und dem der Sprache nun auch bestehen mag, so sollte man sich doch stets bewußt bleiben, daß die Sprache nur vergleichsweise ein Organismus genannt werden darf. An sich kommt der Sprache keineswegs jene Selbständigkeit des Seins zu, wie etwa der Pflanze oder dem Thiere. Jede Sprache ist in ihrem Bestehen gebunden an die Menschen, die sie sprechen; mit diesen Menschen

und durch sie entsteht die Sprache, lebt und vergeht sie; ohne den physiologischen und psychologischen Gesetzen gemäß lebenden und sich entwickelnden Menschen keine Sprache. „Sprache ist nur“, wie Wegener treffend bemerkt,[1] „ein Kollektivname, also eine Abstraktion, für gewisse Muskelbewegungen des Menschen welche mit einem bestimmten Sinne bei vielen Personen einer gesellschaftlichen Gruppe verknüpft, oder, wie der psychologische Terminus lautet, mit gewissen Vorstellungsgruppen und Vorstellungsreihen assoziirt sind.“

Man kann diese Gebundenheit der Sprache an eine gesellschaftliche Gruppe menschlicher Individuen nicht stark genug betonen, da die gegentheilige Auffassung der Sprache, welche im eigentlichen Sinne in derselben einen Organismus sieht, zu Ergebnissen gelangt, die mit den Erfahrungsthatsachen der Seelenlehre nicht zu vereinbaren sind, und andererseits da sich selber große Schwierigkeiten bereitet, wo eine unbefangenere Auffassung leicht eine richtige Antwort auf sprachpsychologische Probleme findet.

Nicht minder bedeutsam wie für das theoretische Verständniß des Lebens der Sprache dürfte sich die physiologische und psychologische Betrachtung sprachlichen Lebens für die Praxis erweisen. Wenn gegenwärtig auch noch ein heftiger Kampf der Meinungen darüber tobt, welches die richtige Methode des Sprachunterrichtes sei, so beweist doch schon die bloße Thatsache eines derartigen Kampfes und das Feld, auf dem er geführt wird, wie die Anschauungen der Sprachpsychologie Gemeingut der pädagogischen Praxis zu werden beginnen.

Ist aber die Sprache als ein Theil der *gesamten* Lebensäußerungen des Menschen aufzufassen, so werden wir gut thun, die Bedingungen gerade dieser eigenthümlichen Lebensäußerungen etwas näher ins Auge zu fassen. Welches auch immer der Ursprung der Sprache sein mag, soviel steht fest

daß sie kein Erzeugniß einer reflektirenden Vernunft ist, so wenig wie die anderen willkürlichen Bewegungen unseres Körpers. Aber ebenso sehr wie die anderen willkürlichen Bewegungen des Körpers in der Art, wie sie von den Einzelnen vollzogen werden, ein Ergebniß der ursprünglichen Einwirkung des Willens und der Gewöhnung sind, wie wir von der Art dieser Bewegungen auf ein entsprechendes Innere schließen, so ist auch die Sprache in der Art, wie sie von den Einzelnen geäußert wird, die Außenseite einer geistigen That und einer bestimmten Gewöhnung des Willens. Es ist das Verdienst Wilhelm von Humboldts, sonnenhelle Klarheit in die Auffassung des Wesens der Sprache gebracht zu haben. In der Abhandlung „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes (ursprünglich Einleitung in die Kawisprache)“ heißt es: „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedankens. Die intellektuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich, und gewissermaßen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äußerlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher eins und unzertrennlich voneinander. Die unzertrennliche Verbindung des Gedankens, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur.“

Alles Weiterleben der Sprache setzt aber voraus ein von einer früheren Generation geschaffenes Sprachgut und die selbstthätige Wiedererzeugung desselben durch die gegenwärtige und nachfolgende. Demnach ist das Weiterleben der Sprache wesentlich an kulturelle Bedingungen geknüpft. Wenn gewisse Idiome der Papuas und der Rothhäute ein so kurzes Leben führen, daß eine einzige Generation Sprachen entstehen und vergehen und unter einer anderen Form wieder aufleben sieht,

so daß die Greise die Jünglinge nicht mehr verstehen, so ist dies ein sicheres Anzeichen dafür, wie locker und lose das Kulturband ist, welches die einzelnen Individuen dieser Stämme zu einer Gesamtheit vereinigt, in wie geringem Maße hier die Erfüllung der Bedingung für jedwede Kultur, das Vorhandensein einer Ueberlieferung, möglich und wirksam ist. Um so ungestörter geht aber, während eine Sprachentwickelung nicht vorhanden ist, unter diesen Stämmen eine fortwährende Neuschöpfung vor sich. Den umgekehrten Fall treffen wir bei den Sprachen der Kulturvölker an. Wie ihre gesamte Kultur nur dadurch möglich geworden ist, daß das einmal materiell und geistig Erworbene festgehalten wurde und auf lange Zeit hin zwar in mehr oder minder schneller Veränderung der Form, aber ohne Verminderung der ursprünglichen Substanz wirksam blieb, so ist von einer Neuschöpfung, selbst wenn wir die Sprache durch weite Zeiträume hin verfolgen, kaum eine Spur zu bemerken, während die Sprachentwickelung in Abständen von Menschenaltern sich mit Leichtigkeit feststellen läßt. Diese Entwickelung der Sprache unterliegt denselben Bedingungen, wie die Gesamtentwickelung der Kultur. Die Kultur einer jeden Zeit ist beeinflußt von zwei in ihrer Richtung auseinandergehenden Strebungen, der, im Alten zu beharren, und der anderen an seine Stelle das im Gedanken vorausgenommene (scheinbar oder wirklich) Bessere zu setzen. Dem Gange der Kultur entsprechend läßt sich auch in der Entwickelung der Sprache bald ein größeres Streben nach Veränderung, bald ein größeres nach Beharrung feststellen, das Leben aber ist bedingt durch die Wirksamkeit beider Faktoren. Steht die Sprache stille, giebt sie der Tendenz nach Veränderung nicht nach, so ist sie gefährdet. „Wenn eine falsche Achtung vor der Tradition“, sagt Darmesteter,[2] „der Sprache verbietet, dem Laufe der Gedanken zu folgen und ein Widerspruch entsteht zwischen dem Denken des Volkes und der

Form, in welche es dasselbe kleidet, so kann die Sprache kraftlos werden und untergehen. Wir haben dafür ein berühmtes Beispiel in dem klassischen Latein, dem Latein der Schriftsteller und der vornehmen römischen Gesellschaft; diese Kunstsprache folgte nicht dem Volkslatein in dem freien Spiel seiner Entwickelung, nahm vielmehr feste krystallische Gestalt in der Achtung vor einer geheiligten Form an und starb gegen Ende des römischen Reiches an Erschöpfung, während sich an seine Stelle jenes Volksidiom setzte, welches so kraftvoll und lebensstrotzend war, daß eine zahlreiche Familie von Sprachen und eine noch zahlreichere von Dialekten aus seinem Schoß hervorging, völlig bereit, seinerseits das Reich zu erobern, welches von dem Kunstlatein aufgegeben wurde."

Wirkt dem Streben nach Veränderung keine andere Tendenz entgegen, bleibt es ungehemmt sich selbst überlassen, so bildet sich die Sprache mit reißender Geschwindigkeit um, und sie geräth entweder nach einigen Generationen in einen dem früheren so unähnlichen Zustand, daß man sie mit Recht als eine neue Sprache betrachtet, oder sie zerfällt in eine Reihe Dialekte, welche sich ins unendliche spalten und wieder spalten. Nur in der vereinigten Wirksamkeit beider Tendenzen, der erhaltenden und der verändernden, ist Dauer und Leben der Sprache zugleich möglich; nie freilich äußern beide Kräfte sich zu gleicher Zeit mit derselben Stärke; wie in der gesunden Entwickelung eines Staatswesens bald das Streben nach Erhaltung, bald das nach Neuerung sich stärker geltend macht, wie die Gesundheit und Lebensfähigkeit des Staatswesens auf dem freien, nicht durch mechanischen Eingriff entstellten Spiel beider Kräfte beruht, so wird die Sprache bald mehr durch erhaltende, bald mehr durch neuernde Strebungen beeinflußt; jeder mechanische Eingriff in das Sprachleben, wie er z. B. von den Fremdwörterfeinden versucht worden ist, hat stets eine zweischneidige

Bedeutung. Richtet er sich, wie das eingreifende Messer des Chirurgen, nach den Gesetzen und Bedingungen organischen Lebens, so vermag er sprachliche Auswüchse wohl zu beseitigen; zerrt er in roher Verkennung dieser Bedingungen an jenen Auswüchsen, reißt er sie blind mit dem gesunden Gewebe ab, auf dem sie sitzen, so vernichtet er um eines unschönen Fleckens willen die Gesundheit des Sprachkörpers, wie der quacksalbernde Arzt und Staatsmann ähnlicher Auswüchse wegen die Gesundheit des körperlichen und staatlichen Lebens zerstören.

Die wahre Einwirkung des Einzelnen auf die Gesamtschöpfung liegt auch hier nicht auf dem Gebiete einer nach andersartigen Zwecken reflektirt handelnden Vernunft, sondern einer reinen, freien, aus dem innersten Wesen stammenden ursprünglichen und unmittelbaren Lebensäußerung. Der allgemeine Satz, daß den Stoff unseres gesamten Lebens uns die Außenwelt giebt, seine Gestaltung aber die freie That des eigenen Geistes ist, dieser allgemeine Satz gilt auch für das Verhältniß des Einzelnen zur Sprache. Das Sprachgut und die Formen, in die es zu drücken ist, erhalte ich überliefert; wie ich mich beider bediene, hängt von der Gesamtrichtung meines geistigen und sittlichen Wesens ab. Wer in der Sprache das Mittel sieht, seine Gedanken darzustellen, wird anders sprechen, als der, welcher sie für geschaffen hält, um seine Gedanken zu verbergen; wer überzeugen will, anders, als wer nur zu überreden sucht; wer Begeisterung für Freiheit und Recht hat, anders, als der, welcher für Unfreiheit und Unrecht eintritt — kurz, stets wird die Sprachäußerung der Ausfluß des inneren Wesens sein, und eine unnatürliche Sprache wird auf ein ver- oder entstelltes Wesen schließen lassen. Eben darum ist seit alten Zeiten, im kleinen wie im großen, alle echte Einwirkung des Einzelnen auf die Sprache von dem Inneren nach dem Außen gerichtet; Luther hätte die Sprache nie reformirt, wenn er nicht

ein Reformator der Ideen, ein Geisteskämpfer, gewesen wäre; die Sprache der Heroen unserer Litteratur wäre nicht ihre eigenartige Sprache geworden, wenn nicht eigenartige Gedanken die Geister jener Zeit bewegt hätten.

Dem Einflusse des Einzelnen gleicht derjenige gesellschaftlicher Gruppen auf die Sprache. Die Sprache des 18. Jahrhunderts war die des gebildeten Bürgerthums, einer Zeit, welche gründliche Gedanken dachte, edle Gefühle auszuleben strebte; die Sprache der Gegenwart, anknüpfend an die theure Erbschaft des 18. Jahrhunderts, ist die Sprache einer viel breiteren Volksschicht, welche sich weniger dem Gange spekulativer Gedanken hingiebt, als sicher in der ihr gewordenen Hinterlassenschaft ein von der Vernunft geleitetes Wollen kraftvoll und frei zu entwickeln strebt. Die litterarischen Organe jener Gesellschaft waren Bücher, die der heutigen sind Zeitungen und Revueen. Mit dieser einzigen Thatsache schon ist die Veränderung, welche seit jener Zeit die Sprache erfahren hat, charakterisirt. Ein Buch, welches die Zeit bewegen will, kann nur wirken durch Rücksichtnahme auf Gründlichkeit, Ausführlichkeit und Geschmack der Darstellung, durch seine Gedanken weit mehr, als die Thatsachen, an die es anknüpft. Die Zeitung dagegen — wer würde sie lesen, wenn sie nicht jeden Tag neue Thatsachen brächte, Thatsachen, die in ihrer Gesamtheit schon an sich eine beredte Sprache sprechen, die einen Jeden zum Urtheil auffordern, ob das eigene Wohl in der solidarischen Verbindung mit der Gesamtheit gefördert oder bedroht erscheint? Daher sind die Grundtugenden einer Zeitung nicht Ausführlichkeit im Detail, sondern prägnante Kürze, nicht erschöpfende Darlegung, sondern vollständige Mittheilung, nicht Schönheit des Ausdruckes, sondern Präzision. Dasselbe Schauspiel sozialpolitischer Ein- und Rückwirkungen auf die Sprache ließe sich auch an der Sprache längst vergangener vaterländischer Zeit

beobachten, z. B. an der Zeit des geistlich-ritterlichen Feudalstaates. Mit dem Aufblühen des Ritterthumes, einer Schöpfung internationaler Kultur im 12. und 13. Jahrhundert, kommt auch eine Reihe von meistens französischen Bezeichnungen, Redewendungen, ja, ein eigener Hofstil (Minnesänger, im Gegensatz zu den Spielleuten des Volkes) in die Sprache, der mit dem Zurücktreten des Ritterthumes als Hauptkulturträgers wieder schwindet. Aber mehr noch: die Kulturen der Völker in ihrer gegenseitigen Berührung, in dem lebendigen Austausch ihrer materiellen und geistigen Erzeugnisse haben, wie die Sprache aller Kulturvölker lehrt, ihre Spuren in jeder Kultursprache zurückgelassen und nach Lage der Sache zurücklassen müssen. So hat an das ursprünglich keltische Eiland Britannien die Fluthwelle der Reihe nach Römer, Sachsen und Angeln, Dänen und Normannen herangespült, und alle diese Völkerschaften haben deutlich erkennbare Spuren in der Sprache zurückgelassen, die tiefsten die Normannen, deren Wortschatz mit dem der Sachsen zum heutigen Englisch verschmolz, wie aus der Verschmelzung beider Nationen ein Volk wurde. In ähnlicher Weise hat der siegreiche Weltzug des Islams auf die morgenländischen Sprachen eingewirkt; das Persische, seinem Baue nach auch heute noch eine indogermanische Sprache, ist von dem Arabischen so überschwemmt worden, daß sein heimischer Wortschatz in dem fremden Elemente fast ertränkt erscheint. An anderen Stellen wiederum hat friedlicher Verkehr gleiche, nur allmählicher sich geltend machende Wirkung gehabt, wie feindliche Eroberung. In der That müßte ja ein Volk sich mit einer chinesischen Mauer gegen seine Umgebung abgrenzen, wollte es fremdländischen Einfluß auf seine Kultur und seinen Sprachschatz fernhalten. Aus dieser engen Verbindung von Kultur und Sprache hat darum die Kulturgeschichte nicht weniger als die Sprachgeschichte Nutzen gezogen. Treffend bemerkt O. Schrader,[3]

daß, wenn das viel geschmähte und viel verfolgte Fremdwort dem Ansturme der Puristen alter und neuer Zeit erlegen wäre, es mit sich eine der reinsten und reichlichst fließenden Quellen kulturgeschichtlicher Forschung begraben hätte. Schrader macht besonders auf gewisse Klassen des indogermanischen Wortschatzes, wie der Benennungen der Kulturpflanzen oder der Waren des internationalen Handelsaustausches, aufmerksam, die sich in besonders hohem Grade als „Wanderwörter" erweisen. Von Beispielen führt er im einzelnen an: „Das griechisch-lateinische *σηρικόν*-sericum „Seide" führt bis nach China. Die griechischen Ausdrücke für Affe, Pfau, Papagei, Baumwolle, Pfeffer, Reis, Zucker, Sandelholz, Aloe, Narde, Kostos, Smaragd stammen aus Indien. Die Namen für Weihrauch, Myrrhe, Balsam gehen aus von den semitischen Stämmen des glücklichen Arabiens. Elfenbein, Ebenholz, Gummi sind altägyptischen Ursprunges, und auch der europäische Norden hat in dem lateinischen glesum und, nach Schraders Ansicht, auch in dem homerischen *ἤλεκτρον* zwei barbarische Namen dem klassischen Wortschatz einverleibt." Ob die Wege dieser Wörter von Schrader jedesmal richtig angegeben sind, bleibe dahingestellt. Aber wenn auch die Beispiele einer genauen Prüfung des linguistischen Thatbestandes nicht in jedem einzelnen Falle Stich halten dürften, so ist doch das ausgesprochene Prinzip, daß Sprache und Kultur in inniger Wechselwirkung stehen, zweifellos richtig und durch die Geschichte beider auf das klarste bewiesen.

II.

Wir haben die Bedingungen sprachlichen Lebens insoweit kennen gelernt, als sie gewissermaßen von außen auf die Sprache einwirken, als sie hervortreten in der geistigen und sittlichen Kultur des Einzelnen, der Stände und Klassen der Gesellschaft, der Nationen und der Wechselwirkung der Nationen aufein-

ander. Hierbei konnten wir die Sprache als etwas jeder Zeit in seiner Gesamtheit Gegebenes, gleichsam als ein Gut, das, losgelöst von der Person des Besitzers, eine eigene Existenz hat, ansehen. Ein solches Gut ist aber die Sprache keineswegs; sie gleicht nicht unserer Kleidung, den Zieraten der Frauen, die nach Belieben getragen oder in den Schrank gethan werden können. Sprache ist nur vorhanden in dem Augenblicke, da sie erzeugt wird; mit dem Halle entsteht und stirbt das Wort; das ganze große Schriftthum, von den Weden bis auf Darwin und Ibsen, diese gewaltige Quelle des Wahren und Schönen, ist, von außen gesehen, nur Pflanzen- und Holzfaser mit darübergestrichenen metallischen oder organischen Substanzen. Nur wenn die Zeichen zu unserer Seele sprechen, wenn jene früh geübte Assoziation zwischen diesen Zeichen und dem Zusammenspiele gewisser motorischer Nerven und die andere Assoziation zwischen dem durch motorischen Nerv und Muskel producirten Laut und dem Vorstellungsbilde zum Hebel wird eines entsprechenden Innervationsgefühles und also auch eines entsprechenden Vorstellungsbildes — erst dann wird das Todte wieder lebendig, stehen die Geister der Vergangenheit wieder auf und nehmen theil an jenem Kampfe zwischen Wahrheit und Lüge, Recht und Unrecht, Gut und Böse, dem Kampfe, der von Anbeginn der Welt ununterbrochen gekämpft wird bis zu dem Tage, da das Gottesreich auf Erden eine Wahrheit wird. Sprache — um ohne Bild zu sprechen — ist nicht Substanz, sondern Bewegung, Bewegung der Luft durch leibliche Organe und Bewegung dieser wiederum durch Erregungsvorgänge unseres Bewußtseins in einem einzigen ungetrennten Akt mit bestimmter *zweckmäßiger Wirkung*. Ich sage „zweckmäßiger Wirkung“, nicht „Zweck“, um nicht die Vorstellung hervorzurufen von einer auf zielbewußte Zwecke reflektirenden und hinarbeitenden Vernunft. Ebensowenig freilich ist die Sprache

ein Naturprodukt, an dessen Erzeugung das menschliche Bewußtsein gar nicht betheiligt wäre, eine Reflexbewegung, von welcher der Redende selbst nichts weiß, von der er vielleicht nachträglich erst merkt, daß sie ein zweckmäßiges Hülfsmittel sei, um seine Gedanken an Andere mitzuteilen. Die Reflexbewegungen sind mechanische Erfolge gewisser Verbindunges sensorischer und motorischer Elemente innerhalb des centralen Nervensystems. Solche Reflexe mögen immerhin bei der Entwickelung unserer Bewegungen, also auch derjenigen der Sprache, mitwirken. Aber so wenig wir deshalb nun unsere willkürlichen Ortsbewegungen Reflexe nennen werden, ebensowenig sind wir berechtigt, die Sprache auf eine Reflexbewegung zurückzuführen. Der erste Schrei des Neugeborenen ist vielleicht ein Reflex, der durch die Einwirkung der Kälte veranlaßt wird, ebenso wie die mimischen Bewegungen, die durch Einwirkung saurer, bitterer und anderer Geschmacksreize eintreten. Aber alle diese Bewegungen bilden weder eine Laut- noch Geberdensprache, so unvollkommen man sich diese auch denken möge. Es gehen also beide heute vielfach vertretenen Theorien in der grundsätzlichen Auffassung der Sprache fehl, und zwar liegt der Fehler, wie Wilhelm Wundt in seinem Essay:[4] „Sprache und Denken" schlagend nachweist, in der Verkennung desjenigen Antheils, welcher dem Willen bei jeder Spracherzeugung zufällt. Diesen Antheil durch eine psychologische Bestimmung des Willensbegriffes sicher gestellt und von ihm aus Licht in das Problem der jedesmaligen Spracherzeugung gebracht zu haben, ist das Verdienst Wundts. „Der Wille", bemerkt Wnndt mit Recht, „ist an und für sich noch nicht Wahl, nicht eine nach vorangegangener Ueberlegung eintretende Bevorzugung. Die Wahl setzt den Willen voraus und eben deshalb verwechselt man beide. Aber ihre Verschiedenheit tritt gerade darin hervor, daß jeder Wahl Willensakte vorangehen müssen. Die Motive, zwischen denen

wir wählen, hat erst der Wille zur Wahl gestellt. Der einfache Willensakt ist eine unmittelbare Aeußerung unseres Selbstbewußtseins, welches sich gleichzeitig nach außen und innen richtet." In diesem Sinne ist die Sprache, das äußerlich gewordene Denken, zu trennen von jedem Schauspiel der ohne Eingreifen des Willens ablaufenden Assoziationen; sie ist vielmehr „die äußere Willenshandlung, welche die innere als deren angemessene Ausdrucksbewegung begleitet. Daß sie Willenshandlung ist, das verräth sich in der That sofort, wenn wir den das sprechende Denken begleitenden inneren Zustand mit jenem vergleichen, wo ungestört die Assoziation herrscht. Während es für den letzteren Bedingung ist, daß wir uns möglichst passiv verhalten, indem wir uns den von selbst im Bewußtsein auftauchenden Vorstellungen hingeben, fordern Denken und Sprechen ein fortwährendes Eingreifen aktiver Willensthätigkeit. Hier muß zwischen den zuströmenden Assoziationen die passende ausgewählt, dort muß zu einer gegebenen Vorstellung die zugehörige Ergänzung gesucht, oder eine verwickelte Gesamtvorstellung muß zweckmäßig in ihre Theile gegliedert werden. Zu alledem ist der Wille nöthig, der freilich das Material von Vorstellungen, über das unser Bewußtsein verfügt, weder erzeugen noch bereithalten kann, der es aber beherrscheu muß, wenn es zu den Zwecken des Denkens überhaupt dienlich sein soll."

Fragen wir uns nun, welches wohl die ursprüngliche Gestalt war, in der die innere Willenshandlung äußeren Ausdruck erhielt. Es ist klar, daß dies nicht der gegliederte Satz sein kann, der in dem kunstvollen, abgerundeten Verhältniß seiner Glieder zu einander eine lange Zeit der Sprachentfaltung zur Voraussetzung hat. Andererseits kann aber das Ursprüngliche nur der Satz, nicht das die einzelne Vorstellung vertretende Wort sein, denn da die Sprache ursprünglich Ausdruck einer Willens-

handlung ist, so kann letztere, wie jede Handlung, nur durch einen Satz ausgedrückt werden, der in unserem Falle zunächst imperativischen Sinn haben wird. Diese scheinbare Verlegenheit, welche auf dem Boden unserer Grundanschauung erwächst, löst sich auch auf dem Boden derselben sehr leicht.

Schon die Beobachtung, die wir an der noch heute fließenden Quelle fortwährender Spracherzeugung, an der Sprache der Kinder und der Geberdensprache der Taubstummen machen können, giebt uns für die Auflösung der vorliegenden Schwierigkeit einen bedeutsamen Fingerzeig. Die Aeußerungen des Kindes bestehen unleugbar in rudimentären Sätzen. In der Regel sprechen Erwachsene zu Kindern in ausgebildeten Sätzen, und doch eignet sich das Kind nicht alle Wörter dieser Sätze an, sondern nur diejenigen, welche festzuhalten sein kindliches Bewußtsein ein Interesse hat. Schon äußerlich heben sich für sein Bewußtsein diese Wörter aus dem Satzganzen heraus, denn die Wörter desselben Satzes haben verschiedene Stärke der Betonung, also muß auch die Empfindung des hörenden Kindes von verschiedener Stärke sein. Da nun die betonten Wörter die für den Sinn wichtigsten Bestandtheile des Satzes sind und zugleich bei der Begrenztheit der Kindeswelt die konstant wiederkehrenden Elemente in dem variablen Sprachschatz bilden, so wird das Kind gerade durch die besondere Stärke und Konstanz der für seine Bedürfnisse und seine Vorstellungswelt wichtigsten Wörter auch diese am ehesten kennen und anwenden lernen. Aber es wird dieses Wort nur dann anwenden, wenn wiederum sein Bewußtsein ein Interesse an einer solchen Anwendung hat, d. h. als Aeußerung seines Willens oder des mit seiner Empfindung verbundenen Gefühles. So ruft das Kind „oppa“ und drückt damit in seiner Art dasselbe aus, wie in späterem Alter durch den Satz: Ich möchte auf den Arm (oder Schoß) genommen werden. Oder es ruft „Milch“, und es sagt in seiner Weise:

Ich wünsche Milch zu trinken, denn ich habe Hunger und Durst; ebenso besagt: „Puppe": Ich will mit der Puppe spielen; und wieder in ganz anderem Tone „Ticktack": Diese Uhr, die du da in der Hand hast, macht ja ein eigenthümliches Geräusch, ungefähr Ticktack. Alle diese Worte: „Mama", „Milch", „Kuckelicht", „Ticktack", „Puppe", „oppa" u. a. vertreten Sätze, sie werden nur bei bestimmten Veranlassungen, in einem ganz bestimmt nüancirten Tone und mit mehr oder minder starken Geberden geäußert. Eben diese jedesmal vorhandenen Bedingungen ihrer Aeußerung, die bestimmte Situation, der bestimmt nüancirte Ton und die begleitende Geberde erklären uns auch, warum die Erwachsenen sogleich das Wort in dem Sinne des Kindes als seine Gedankenäußerung oder seinen Satz verstehen. Sobald das Kind „oppa" sagt, ergänzt der Hörende die nicht ausgedrückten Vorstellungen aus den Daten der Situation, des Tones und der Geberde. Dieser ganze Vorgang läßt sich auch grammatisch darstellen und verstehen. Der einfache Satz besteht bekanntlich aus Subjekt und Prädikat, dem, von dem etwas ausgesagt wird, und dem, was ausgesagt wird. Das für das Bewußtsein wichtigere von diesen beiden Elementen ist offenbar das Prädikat, die Aussage, weil es das Interessirende und Neue ist, während das Subjekt die Bedeutung des interesselosen Bekannten, des in der Anschauung bereits Existirenden, hat. Allerdings findet dies Verhältniß zwischen grammatischem Subjekt und grammatischem Prädikat nicht immer statt. Bei der Betonung: **Dein Vater** hat es gesagt, ist das Neue, uns Interessirende das grammatische Subjekt, welches aber psychologisch Prädikat ist. Dies tritt auch grammatisch erkennbar hervor, wenn wir den Satz umformen in: „Der, welcher es gesagt hat, ist Dein Vater."

Demnach dürfen wir sagen, daß das Kind von den beiden elementaren Bestandtheilen des Satzes nur dem psychologisch

Werthvolleren, dem Prädikat, Ausdruck giebt. Nur dieses steht im Vordergrunde seines Bewußtseins und erhält Ausdruck, das Subjekt aber, das Gegebene, bilden die Situation, der Ton und die Geberde. Darum aber klingt die Aeußerung des Kindes so energisch und so eigenthümlich nüancirt, weil seine gesamte seelische Erregung und Thätigkeit sich auf dieses Prädikat und seine Wiedergabe im Wort konzentrirt, weil seine ganze Seele von dieser einzigen Vorstellung bewegt wird. Je mehr aber unter dem Einfluß der erwachsenen Umgebung das Seelenleben des Kindes sich entfaltet, sobald vor allem der kleine Egoist in seinem Ich auch ein werthvolles Subjekt zu entdecken anfängt, gewinnt der Satz eine grammatische Gestalt. Es heißt nicht mehr: Kuchen, sondern Paul Kuchen haben; und sobald die Entdeckung gemacht ist, daß es mit diesem Subjekt seine ganz besondere Bewandtniß hat, heißt es: Ich Kuchen haben, so daß nur nach ein Schritt zum vollendeten Satz: Ich will Kuchen haben und ähnlich, ist. Aber selbst dann fehlen jene die Worte erläuternden Subjektsmomente nicht ganz; ist die Geberde, vor allem die Mitbewegung des Körpers, unter dem Einfluß der Erziehung auch nicht mehr so stark, so ist sie doch immer vorhanden, gleichwie eigenthümliche Nüancirung und Fall des Tones, und wie sehr auch alles dieses im späteren Leben sich abschwächt, ganz verschwindet es nie, am wenigsten Nüancirung und Fall des Tones, die auch den Worten des Erwachsenen erst ihre Bedeutung und ihren Charakter geben. Wieviel psychologische Wahrheit gewinnen so die Worte Claudias in Lessings „Emilia Galotti“, die sie Marinelli entgegenschleudert: „Der Name Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen! Verstehen Sie nun? Ich verstand es erst auch nicht; obschon mit einem Tone gesprochen — mit einem Tone! — Ich höre ihn noch! Wo waren meine Sinne, daß sie diesen Ton nicht sogleich verstanden.“

Ist es nun richtig, daß die ursprüngliche Sprachentwickelung denselben Weg genommen, den sie, mutatis mutandis, immer von neuem in der Entwickelung des Einzelnen durchläuft, so werden wir uns auch alle Sprachentfaltung als hervorgegangen aus der Gliederung in Subjekt und Prädikat zu denken haben, und zwar so, daß zunächst dem psychologischen Prädikat und dann erst, gewissermaßen zur bestimmten Färbung und Retouchirung des von dem Gedanken gegebenen Abbildes, auch dem psychologischen Subjekte Ausdruck gegeben wurde, weil man nachträglich empfand, daß dieses durch jene Expositionselemente der Situation, des Tones und der Geberde doch zu schattenhaft, zu farblos gegeben war. Sehr klar tritt dieses — um nur ein Beispiel anzuführen — in der Verbalflexion im Indogermanischen hervor. In dem griechischen tithemi, ich setze, haben wir das Zusammentreten zweier Elemente, der Vorstellung des Prädikates, vertreten durch den Wortstamm tithe und der Vorstellung des Subjektes, vertreten durch das die Person bezeichnende pronominale Suffix mi. Sehr bezeichnend nun wird dieses dem Wortstamme nachgesetzt, und es ist dem Verbalstamme gegenüber so schwach betont, daß es sich diesem enklitisch anschließt und seine Selbständigkeit als Wort vollständig einbüßt. Das weist unleugbar darauf hin, daß im Vordergrunde des Bewußtseins die Vorstellung des psychologischen Prädikates der Handlung stand und darum auch zuerst Ausdruck gewann, während das logische Subjekt als Retouchirung hinzutrat. Wurde eine derartige Verbindung stehend, mechanisirt, so verschmolzen die beiden Vorstellungen zu einer, und auch die beiden Worte zu einer Verbindung. Derselbe Vorgang erklärt uns die indogermanische Nominalflexion, wenn auch die Bedeutung der ebenfalls nachgesetzten Nominalsuffixe uns unbekannt ist. Durch das immer größere Verstummen der ursprünglich bedeutungsvollen Endung wurde alsdann einer neueren höheren Art der Konjugation und

Deklination der Weg gebahnt, wie sie in den romanischen und späteren germanischen Sprachen vorliegt.

So läßt sich die gesamte, so reich entwickelte Syntax der indogermanischen Sprachen aus diesem Prinzip der Zweigliederung von Prädikat und nachträglich nüancirendem Subjekt herleiten; indem die ursprüngliche Verbindung zweier Elemente zu einem verschmolz, zu einem einzigen erstarkte und mechanisirt wurde, war eine neue reichere Gliederung und Verbindung ermöglicht, die ebenfalls das Schicksal der ursprünglichen theilen konnte. So hat sich im Laufe der Jahrhunderte jene reiche Sprachmechanik herausgebildet, über die der entwickelte Mensch der Gegenwart frei verfügt.[5] Nur durch diesen in sich fertigen Mechanismus der Sprache wird es uns erklärlich, wie, im Gegensatz zum Kinde, der erwachsene und erzogene Mensch nicht mehr ruft: Bier, Wein, Mutter, sondern je nachdem: Ich bitte Sie um eine Flasche Wein; geben Sie mir ein Glas Bier; die Mutter ist in das Zimmer gekommen. Alle diese Sätze werden ohne irgendwelche Schwierigkeit bei normaler Hirnfunktion geäußert, wofern den Redenden nur eine deutliche Vorstellung erfüllt. Denn die Aeußerung der Worte für die Vorstellungen, in die wir den komplexen Gedanken zerlegen, und die Herstellung einer festen Verbindung dieser Worte ist kein Werk des absichtlich verfahrenden Intellektes, sondern einer höchst kunstvollen, mit der Entwickelung der Sprache ausgebildeten und durch die Sprachaneignung von jedem einzelnen Individuum erworbenen Mechanik. Jeder, ob gebildet oder ungebildet, dem ein Gedanke vor dem Bewußtsein steht, sucht nicht erst lange nach den Wörtern, die er zur Wiedergabe derselben verwenden will, sondern er verläßt sich darauf, daß sie sogleich sich einstellen und diejenige Ordnung annehmen werden, die die sprachgewohnte ist. Treffend weist ja auf den Mechanismus alles Sprechens die deutsche Redensart hin: Sprechen, wie einem

der Schnabel gewachsen ist, wobei es denn freilich immer noch sehr darauf ankommt, ob besagter Schnabel gut oder schlecht gewachsen ist. Andererseits arbeitet auch das Bewußtsein des Hörers unter der Wirksamkeit gleicher Mechanik. Sein geistiges Ohr verweilt nicht bei allen durch den Satz dargebotenen Wörtern mit derselben Spannung und Aufmerksamkeit; gewohnheitsmäßig werden nur die das Bewußtsein am meisten interessirenden Vorstellungen, schon durch den Ton markirt, festgehalten und zu einer Gesamtvorstellung verbunden. Einen treffenden Beleg hierfür bildet der sogenannte Zeitungstiger, der Schrecken aller Kellner und Konditorjungen. In unglaublich schneller Zeit vermag er einen Haufen Zeitungen durchzusehen, und immer neue Papierhekatomben müssen für den Lesevirtuosen herbeigeschafft werden. Er hat eben die Mechanik des Lesens und Verstehens sich so zu eigen gemacht, daß er sofort aus jedem Satze die zum Verständniß der Gesamtmittheilung wichtigsten Wörter herausnimmt, die entsprechenden Vorstellungen festhält und so sehr schnell in den Besitz der ihn interessirenden Mittheilung gelangt. Es muß übrigens bemerkt werden, daß auch der sprachgewandte Mensch nur unter Umständen auf vollständige Gliederung seiner Gedanken bedacht ist, daß er sehr oft auf die Sprachstufe des Kindes zurückfällt. Nur dann, wenn seine Gedanken eine deutlich erkennbare Gestalt für alle Sprachgenossen, gegenwärtige wie abwesende, jetzige wie nachkommende, mit seinen Anschauungen vertraute wie gänzlich unbekannte, gewinnen sollen, gliedert er so kunstvoll, als ihm die Sprache und sein Taleut, dieselbe zu handhaben, erlauben; dann schickt er, um Spannung zu erregen, eine deutliche Exposition voraus, weil sie in der Anschauung nicht gegeben ist — mit anderen Worten: er bedient sich der Schriftsprache. Wo aber, wie in der Umgangssprache, der Erwachsene darauf rechnen kann, schon durch die Situation im Verständniß seiner Worte

bedeutend unterstützt zu werden, ist auch er viel ungenauer in seiner Ausdrucksweise und giebt nur den wichtigsten Gedankenelementen, dem psychologischen Prädikate, wie wir es oben nannten, Ausdruck. „Kinder, zu Tisch", ruft die Mutter. „Kellner, ein Bier, ein Kaffee", bestellen wir im Restaurant. „Müller, übersetzen!" ruft der Lehrer seinem Schüler zu. „Feuer!" rufen die Wächter — lauter Sätze, die vom Standpunkte der Grammatik unvollkommen, aber völlig zweckentsprechend und verständlich gebaut sind. Sie führen uns zum Bewußtsein, daß es auch ein geistiges Trägheitsgesetz giebt, oder, wie man es genannt hat, ein Prinzip des geringsten Kraftaufwandes, wonach alle Thätigkeit, also auch die des Denkens und Sprechens, die Tendenz hat, mit möglichst geringen Mitteln möglichst große Wirkungen zu erreichen, wie ja auch eine ähnliche Tendenz in der Entwickelung der gesamten Natur sich nicht verkennen läßt, aber noch deutlicher in der Darstellung des Schönen in der Kunst hervortritt,[6] so daß die Sprache auch unter diesem Gesichtspunkte ihr Doppelwesen, Naturprodukt und Werk des freien Geistes zugleich, nicht verleugnet.

III.

Noch entschiedener enthüllt sich uns die Zwienatur der Sprache, wenn wir die Betrachtung von der Entwickelung der Form auf diejenige des Stoffes lenken. Wie überall, sind auch in der Sprache Form und Stoff stets eng miteinander verbunden; bei allen wirklichen Sprachen gilt auch hier die Regel: Keine Form ohne Stoff, kein Stoff ohne Form. Dennoch hat die psychologische Analyse ein Recht, das in Wirklichkeit stets Verbundene in der Reflexion zu trennen, und von Plato bis auf die Philosophie der Gegenwart hat die Untersuchung von diesem Rechte Gebrauch gemacht, weil der Stoff, wie schon Plato erkannte, etwas im Wesen von der Form durchaus Ver-

schiedenes ist. Der Stoff der Sprache sind aber Wörter, die bestimmten Vorstellungen entsprechen. Daß das Wort in seiner isolirten Existenz nicht etwas Primäres, Ursprüngliches ist, haben wir schon vorhin betont. Erst aus den Sätzen heraus gewinnt es als das konstantere Element unter anderen variableren eine solche isolirte Existenz; es bildet und befestigt sich in der Seele des Kindes, wie in der einer Sprachgemeinschaft eine Verbindung von bestimmten Worten mit bestimmten Vorstellungen. Welches auch immer die Entstehung der diesen Vorstellungen entsprechenden Wörter gewesen sein mag, so steht soviel fest, daß ursprünglich diese Wörter nur dem sinnfälligsten Elemente der Vorstellung Ausdruck liehen, weil auch in diesem Falle das Interesse des Bewußtseins, das allein auf diese eine Seite der Vorstellung ging, sich geltend machte.

So bedeutet, um an bekannte Beispiele zu erinnern, das Wort Mensch der Denkende dens, Zahn der Essende, Himmel das Deckende, das lat. coelum das Gewölbte, weil eben ursprünglich der Mensch als der Denkende, Zahn als der Essende u. s. w. dem Bewußtsein sich erschlossen und so von ihm appercipirt wurden. Nun aber erhebt sich die Frage: Wie sind die Wörter bei bleibendem oder eigenen Lautgesetzen gemäß sich umgestaltendem Laut im Laufe der Sprachentwickelung zu Trägern von viel reicher gestalteten Vorstellungen geworden, wie kommt es, daß manchmal ein Wort eine Bedeutung annimmt, die völlig disparat seiner ursprünglichen ist — kurz, welchen Bedingungen unterliegt das Leben der Wörter? Die Beantwortung dieser Frage ist Gegenstand einer eigenen Disziplin, der sog. Bedeutungslehre, geworden, welche besonders seit dem letzten Jahrzehnt von deutschen und französischen Gelehrten eifrig gepflegt worden ist.[7]

Es ist klar, daß eine Veränderung der Bedeutung der Wörter zunächst ihren Grund haben wird in einer Veränderung der entsprechenden Vorstellungen. Vor allem sind diejenigen

Wörter, die Bezug auf die Lebensverhältnisse des Einzelnen und der Gemeinschaft haben, einem mit der Kultur Schritt haltenden Bedeutungswechsel unterworfen. Die ursprünglichen Verhältnisse waren einfach; sie spiegelte das Wort ab; aber mit der Zeit erweiterten sie sich und mit ihnen die Vorstellungen, während das alte Wort blieb, da der Uebergang von der früheren Stufe der Entwickelung zur späteren ein allmählicher, stetiger war und als solcher dem Bewußtsein sich entzog. Verfolgt man die Bedeutung derartiger Wörter von ihrem Entstehen an bis auf die Gegenwart, d. h. ermittelt man das zu verschiedenen Zeiten verschieden gestaltete Vorstellungsbild, so rollt sich zugleich die ganze Geschichte der Institutioneu, deren Bezeichnungen sie sind, vor dem Forscher auf. Unser Wort „König" führt uns mit seinem ursprünglichen ,,kunic (Geschlechtsvater)" zurück in eine Zeit patriachalischer Verfassung, wo der Stammvater der Herrscher über die Seinen war; connétable = comes stabuli, wie Marschall maréchal (Roßknecht) weisen zurück auf die Anfänge des Lehnsstaates, ebenso „Herzog," das ursprünglich nur „Heerführer" bedeutet.

Allen diesen Wörtern entsprechen Vorstellungen, die ein Aggregat von Elementen enthalten, welche nur durch das Band einer ganz bestimmten Culturstufe zusammengehalten werden. Es giebt aber Vorstellungen und dementsprechend Wörter, in denen eine engere innerliche Verbindung der Elemente besteht, in denen das eine das andere näher bestimmt. Ich erinnere an zusammengesetzte Wörter, wie Taschenbuch, Federmesser, Theelöffel. In diesen Wörtern, welche unserem Bewußtsein nur eine Vorstellung erwecken, liegt ursprünglich die Verbindung einer Haupt- und einer Nebenvorstellung vor. Da aber diese Nebenvorstellung das Wort in eine zu enge Sphäre verweist, so wird sie allmählich von dem Bewußtsein nicht festgehalten, d. h. das Wort erweitert seine Bedeutung. Wer denkt

daran, daß er sich des Theelöffels nur zum Thee, des Federmessers nur zum Schneiden der Gänsefedern (!) bedienen dürfte? Zudem hat unser Denken das Bestreben, sich in den Besitz möglichst allgemeiner Vorstellungen zu setzen, indem es das Gemeinsame verschiedener ähnlicher Fälle festhält, während es über die (in der Nebenvorstellung liegenden) Unterschiede hinweggeht. So bedeutet unser „Tischler", „Schreiner" ursprünglich nur einen Verfertiger von Tischen, bez. Schreinen; bald aber erweitert sich der Sinn der Wörter zu dem eines „Verfertigers von hölzernen Geräthen." Das französische boucher von bouc (Bock) bezeichnet ursprünglich nur den, der den Ziegenbock schlachtet und sein Fleisch verkauft. Das Wort hat sich zu der allgemeinen Bedeutung „Fleischer", „Metzger" entwickelt. Enfant vom lateinischen infans ist eigentlich das Kind, das noch nicht sprechen kann, von in (deutsch un) und fari-sprechen; enfant ist „Kind" ohne diese Beschränkung. Saison vom lateinischen satio bezeichnet eigentlich die passende Zeit zum Säen. Von dem Begriff der Zeit, die zum Säen passend ist, ist man zu der Bedeutung gekommen „Zeit, die für irgend eine bestimmte Thätigkeit, Pflanzen, Ernten u. s. w., sich eignet", und daraus ist „günstige Zeit" und „Jahreszeit" entstanden. Von morsellus, dem Diminutiv von morsus = Bissen ist morceau abzuleiten; die eigentliche Bedeutung ist also „ein Bissen" dann überhaupt „ein Stück". Ebenso ist ja auch unser „bißchen" das Diminutiv von Bissen, woran wohl Niemand bei dem Gebrauche des Wortes mehr denkt. Faner stammt von faenum = Heu und heißt ursprünglich: das Heu wenden, es trocknen lassen; se faner gebraucht man von jeder Pflanze, es heißt „welken." Aehnlich hat sich die Bedeutung von joncher erweitert. Das Substantiv jonc, von juncus stammend, heißt Binse; davon ist abgeleitet joncher: die Straßen, durch die die Prozessionen gingen, mit Binsen bestreuen; dann erlosch, wie bei dem vorigen Wort, das

Bewußtsein von der begleitenden Nebenvorstellung, und man gebrauchte joncher (z. B. in der Verbindung joncher de fleurs) in der Bedeutung von „bestreuen". Die Erweiterung der Bedeutung durch Ausscheiden einschränkender Elemente läßt sich besonders bei solchen Wörtern konstatiren, die aus der Sprache der Technik in die allgemeine gedrungen sind. Équipage (abstammend von gotischen skip = Schiff bedeutet ursprünglich nur Ausrüstung des Schiffes. Es war ein terminus technicus der Marine und vertrat als solcher gewiß eine sehr ausgebildete Vorstellung; in dem Bewußtsein des Laien hingegen bedeutete équipage etwas sehr Unbestimmtes, Abstraktes, und es wurde daher in einem allgemeineren Sinne genommen, als „Ausrüstung" schlechtweg. (Aus der Bedeutung „Ausrüstung" entwickelte sich die von Geräth, dann speziell Fahrgeräth, Fahrzeug). In ähnlicher Weise erhält das lateinische hastellarius Werkstätte zur Anfertigung von Stäben (hastulae), Tischlerwerkstätte die erweiterte Bedeutung „Werkstätte".

Der Erweiterung der Bedeutung steht gegenüber die Verengerung. Ein Wort, das einer gewissen Zeit der Vertreter einer allgemeinen Vorstellung gewesen ist, kann in dieser Geltung durch andere ihren Sinn erweiternde oder durch ähnlichen Sinn habende gefährdet werden; es kann sich die Verbindung dieses Wortes mit einer ganz bestimmten Sache besonders stark im Bewußtsein befestigen, weil gerade sie die am häufigsten vorkommende ist. So werden in ihrem Kampf um das Dasein die allgemeineren Bedeutungen zurückgedrängt, und die spezielle, verengerte, erhält sich. Wir brauchen, um das zu verstehen, uns nur an die gegenwärtige Erfahrung zu halten, die uns immer, wo es sich um Fragen des Lebens der Sprache handelt, den unmittelbarsten Aufschluß giebt. Das Wort „Zeitung" hat zweifelsohne für den heutigen Deutschen einen ganz ausgeprägten Vorstellungsinhalt; wir verknüpfen mit dem Worte die Vor-

stellung eines newspaper, und doch brauchen wir uns nur der Phrase „das ist eine angenehme, schlimme Zeitung“ zu erinnern, um den allgemeinen Sinn des Wortes „Nachricht“ zu erkennen. Dieselbe Bedeutung hat ursprünglich auch das Wort „Depesche“. Für uns ist aber die durch das Wort dargebotene Vorstellung auf das engste mit der von der Uebermittelung durch den elektrischen Draht und der amtlichen Zustellung verbundeu. Eine sozialgeschichtlich sehr interessante Bedeutungsverengerung liegt auch in dem Worte „Arbeiter“ vor; die allgemeine Bedeutung weicht hier stark der verengerten „Lohnarbeiter, Handarbeiter,“ so daß die anderen am Ende zwar „arbeiten,“ aber doch keine „Arbeiter“ sind. Im Französischen wiederum ist es der Landmann, der allein die Ehre zu „arbeiten“ für sich in Anspruch genommen hat, denn das französische labourer (lateinisch laborare) ist eigentlich arbeiten, jetzt das Land bearbeiten. Das lateinische pomum = Frucht wird im Französischen zu pomme mit eingeschränkter Bedeutung Apfel, d. h. Frucht par excellence. Im Deutschen bezeichnet der B a u e r zunächst nur einen Mitbewohner, Gesellen. Das Wort zieht sich alsdann durch die Bedeutung „Nachbar auf dem Lande“ hindurch auf die heutige zurück. Unser B r a u t muß ursprünglich gleichfalls eine allgemeinere Bedeutung gehabt haben, es bezeichnet im Mittelhochdeutschen d i e j u n g e F r a u , d i e N e u v e r m ä h l t e; das verwandte gothische Wort hatt den Sinn von S c h w i e g e r t o c h t e r. G a t t e ist ursprünglich nichts als Genosse, der jemand gleich ist. Noch im Hochdeutschen ist die heutige Bedeutung des Wortes selten; sie erlangt über die Synonyma erst im vorigen Jahrhundert Geltung. Eine Bedeutungsveränderung läßt sich namentlich an solchen Substantiven wahrnehmen, die einen leicht erkennbaren Ursprung von dem Zeitwort, gewöhnlich dem Partizip desselben, genommen haben. So bedeutet G e t r e i d e im Mittelhochdeutschen „getregede“ alles was getragen wird, Kleidung, Gepäck, dann aber insbesondere, was der Erdboden trägt, und

schließlich nur ganz bestimmte Nährfrüchte. Docht und Draht haben ursprünglich nur dieselbe Bedeutung: das Gedrehte, Faden. Wenn sie ihren heute so sehr specialisirten Sinn angenommen haben, so hängt das sicher mit dem Umstande zusammen, daß sie Wörter der Technik geworden sind, Wörter, die aus der allgemeinen Sprache in spezielle Kreise (hier des Handwerks, der Industrie) gedrungen und von hier aus mit verengerter Bedeutung in die allgemeine Sprache zurückgekehrt sind. Das Unterscheidungsbedürfniß, verbunden mit der obenerwähnten steten Verwendung des Wortes in Beziehung zu ganz bestimmten Objekten, wird in derartigen Berufskreisen eine derartige Specialisirung begünstigen. Wer weiß nicht, wie viele Ausdrücke, die uns in der Umgangssprache nicht begegnen, der Forstmann, der Handwerker, der Militär u. s. w. haben, Ausdrücke für Dinge und Verhältnisse, Beziehungen, welche uns erst mit dem Worte zum rechten Bewußtsein gekommen sind. So bedeutet das französiche meute — unser Meute — eigentliche Haufe allgemein; als Jagdausdruck nimmt es den speziellen Sinn „Haufe von Hunden" an; faon gilt ursprünglich von dem Jungen jedes Thieres, erst allmählich bedeutet es nur Junges des Rehes, Rehkalb. Ganz derselbe Vorgang liegt unserem Füllen zu Grunde, das ebenfalls ursprünglich die allgemeinere Bedeutung „junges Thier" hatte, und desgleichen ist Gaul männliches Thier überhaupt. Das lateinische jumentum = Zugthier, Lastthier wird von Pferden, Maulthieren und Eseln gebraucht, jument beschränkt sich auf das Pferd und bezeichnet nur Stute. Morve = Rotz der Pferde geht zurück auf morbus = Krankheit und erhält die verengerte Bedeutung, weil, wie Littré sagt, Rotz die Pferdekrankheit par excellence ist.

Erweiterung und Verengerung der Bedeutung sind Wandlungen, welche den Werth der Wörter als Mittel der Vorstellungen betreffen. Jede Vorstellung des Geistes ist aber mit einem gewissen Gefühl verbunden, welches uns gegenüber

der Wichtigkeit des rein gedanklichen Elementes allerdings vielfach nicht zum Bewußtsein kommt, gelegentlich aber sehr kräftig sich geltend machen kann. Wir können uns sehr leicht diese Gefühlsseite der Vorstellung, wenn ich es so nennen darf, zum Bewußtsein bringen, wenn wir uns die Wirkung zu erklären suchen, die der lyrische und lyrisch-epische Dichter auf uns übt. Wenn wir zu einem Gedichte greifen, sind wir so gestimmt (oder sollen es doch sein), daß wir eine Bewegung unseres Gefühles erwarten. Die Worte des Gedichtes werden daher weniger die ihnen entsprechenden Vorstellungen, als die mit ihnen verbundenen Gefühle in uns wachrufen. Werden wir z. B. nicht gleich in eine ganz besondere Stimmung versetzt, wenn der Dichter fragt: Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? und in der folgenden Zeile andere Gefühlssaiten hinzuerklingen läßt durch die Antwort: Es ist der Vater mit seinem Kind! Diese Antwort, welche auf unser Vorstellen bezogen, doch ziemlich inhaltsleer ist, vermag unser Gefühl außerordentlich zu interessiren. Könnte der Dichter überhaupt eine so große Wirkung mit seinem Inventarium an Sternen, Blumen, Wellen, Bergen, Hainen, Schluchten u. s. w. erzielen, wenn er nicht den bloßen Widerhall der Gefühle erweckte, die, den Vorstellungen dieser Dinge anhaftend, in uns schlafen? Darum wählt er auch, wo ihm in Bezug auf die Vorstellung mehrere Wörter zur Verfügung stehen, immer dasjenige, das den größten Gefühlswerth hat. So sagt er im Schwunge der Diktion Roß für Pferd, Hain für Wald, Nachen für Kahn, Gold für Geld, Jüngling für junger Mensch, Greis für alter Mann u. s. w., während andererseits eine komische Wirkung hervorgerufen wird, wenn wir uns im alltäglichen Gespräche jener Ausdrücke statt dieser bedienen. Die Gegenüberstellung jener edlen Worte und der gewöhnlichen Bezeichnungen läßt uns auch das eigenthümliche Verhältniß erkennen, in welchem der Gefühlswerth

der Wörter zu dem eigentlichen Vorstellungswerth steht. Man darf dies Verhältniß kurz dahin formuliren, daß, je größer der Gefühlswerth eines Wortes ist, desto geringer der eigentliche Vorstellungswerth, und umgekehrt. So sind z. B. Kopf, Backe, Bauch im Gedicht schwer zu verwenden, weil sie zu sehr an die „rohe" Wirklichkeit erinnern, während die poetischen Worte Haupt, Wange, Leib gleichsam das Körperliche abgestreift haben.

Doch die Sprache des Dichters ist nicht die einzige, in der die Wörter einen Gefühlswerth besitzen; sie macht nur von diesen Wörtern einen besonders hervorstechenden Gebrauch. Und das könnte sie nicht, wenn nicht jene Verbindung von Gefühl und Vorstellung in der Bedeutung der Wörter eine allgemeine sprachliche Erscheinung wäre. Jener Gefühlswerth tritt namentlich in solchen Wörtern als Begleiter gewisser ästhetischer oder ethischer Auffassungen hervor, welche sich mit den Vorstellungen verknüpfen, welche die verschiedenen Nationen, Stände, Parteien, Geschlechter, Altersstufen voneinander haben. So verwandeln sich diese Gattungen (Nationen, Stände 2c.) in Repräsentanten ethischer Vorstellungen. Da es nun in der Natur der Sache liegt, daß der mit diesen ethischen Auffassungen verbundene Gefühlswerth etwas Schwankendes, Unbestimmtes haben wird, da derselbe objektive Thatbestand sehr verschiedene Stimmungen des Subjektes hervorrufen kann, so ist dadurch ein weiterer Wandel der Bedeutung gegeben, den man herkömmlich als Differenzirung des Wortes nach der Seite des guten oder bösen Sinnes bezeichnet.

Der Wechsel in der Bedeutung der hierher gehörigen Wörter wirft zugleich ein scharfes Licht auf die Kulturentwickelung des Volkes, wie umgekehrt diese selbst jenen Wechsel beleuchtet. So werden wir uns wiederum der innigen Verbindung, in der äußere und innere Bedingungen auf das Leben der Sprache einwirken, bewußt.

In den ethischen Werthen, die gewissen Vorstellungen beigelegt werden, erkennen wir oft recht eigentlich, weß Geistes Kind die Sprache jedesmal ist. Wenn im Lateinischen urbanus (städtisch) die Bedeutung höflich, manierlich annimmt, hingegen villanus (dörflich) zur Bezeichnung des Tölpels dient, so sehen wir, wie die vornehme städtische Bevölkerung selbst den Geist der Sprache bestimmt. Dieser ästhetisch-ethische Gegensatz zwischen Stadt und Land offenbart sich natürlich auch in der modernen Sprache. Villain ist nicht mehr bloß Tölpel, sondern Schurke, naif (von nativus = der Leibeigene) kindlich, manant der Einfaltspinsel, eigentlich der Burgfleckenbewohner. Unser deutsches „Tölpel" ist identisch mit Dörfer (mittelhochdeutsch törpel, dörpel, eigentlich dörper) d. h. Dorfbewohner. In der Stadt selbst sind es wieder die einzelnen Stände, die einander herabsetzen, indem sie mit scharfem Blick und gewandter Zunge die charakteristischen Spuren, welche dem Individuum von seinem Berufe her anhaften, erfassen und karikirend im Wort festhalten. Unter dem „Schulmeister" verstehen wir gelegentlich einen zum Lehrhaften hinneigenden, auf das Kleine Gewicht legenden Menschen; das italienische Wort für Schulmeister, „pedante" hat überwiegend diese Bedeutung. Pfaffe ist eine im Mittelalter durchaus ehrenwerthe Bezeichnung für „Geistlicher"; erst allmählich bezeichnet das Wort einen Geistlichen, wie er nicht sein soll. Gewisse Stände verfolgt das Volksvorurtheil mit unausrottbarer Hartnäckigkeit. Warum friert man gerade wie ein Schneider, warum ist einer redselig wie eine alte Waschfrau, warum ist einer etwas verschroben wie ein 99er (d. h. Apotheker, weil sie 99 % nehmen)? Eine unverschämte Rechnung nennt der Franzose terme d'apothicaire, wir eine Doktorrechnung. Von einem Menschen, der nicht über seine eigenen kleinen Interessen sieht, sagen wir, er hat eine Krämerseele. Andererseits hat die Eigenliebe selbst, im Bunde wiederum mit der Entfaltung des Kulturlebens, anderen Wörtern

veredelnde Bedeutung geliehen. Frank (vom Namen des Volksstammes abgeleitet) bezeichnet frei, offen; deutsch hat oft die Bedeutung klar, deutlich; hübsch ist = mittelhochdeutsch hübesch, d. h. höfisch. Adel bedeutet eigentlich nur Geschlecht; da aber der Vornehme nur ein (rückwärts zu verfolgendes) Geschlecht kannte, gewann es die gegenwärtige Bedeutung. Ritter bezeichnet jetzt etwas viel Vornehmeres, als das ursprünglich gleichbedeutende Reiter, seit der Zeit, als Heinrich I. die Anfänge zu einem besonderen Reiterstand gelegt hatte (vergl. französisch chevalier und cavalier). Hohe ethische Vorstellungen umspielen naturgemäß auch die Bezeichnungen der Altersstufen der Geschlechter. Man denke an Knabe, Bube, Greis (englisch Earl = der Aeltere), Seigneur (aus dem lateinischen senior, der ältere). Ein Fräulein würde sich schwerlich als Mamsell bezeichnen lassen, und doch ist Mamsell dem französischen demoiselle entsprungen; gleiche Verwandtschaft des ursprünglichen Sinnes offenbaren auch Dame (domina = Herrin) und maîtresse = Herrin.

Die Bedeutungsentwicklungen der Wörter, welche sittliche Begriffe und sittliche Eigenschaften bezeichnen, würde ein eigenes, sehr interessantes Kapitel erfordern; ihr Studium würde vielleicht Licht auf die Entwicklung der sittlichen Begriffe selbst werfen. Ist es in dieser Hinsicht z. B. nicht sehr bemerkenswerth, daß frei ursprünglich nur hold, geliebt bedeutet und das Verhältniß des Höheren zum Niederen bezeichnet, herrlich, gerade wie im Lateinischen egregius (von e grege = aus der Herde hervorragend) das dem Höheren eignende ist? Aus der Sphäre des eigenen Interesses hoben sich in die Sphäre sittlicher Anschauungen eine Reihe von Wörtern, wie Tugend, das ursprünglich nur Brauchbarkeit, Tauglichkeit bezeichnete, fromm, eigentlich nutzbringend, ebenso gut und baß, besser. Andere Wörter für ethische Vorstellungen haben ursprünglich eine indifferente Bedeutung; schlimm ist eigentlich schräg; schwierig (nicht

von schwer abzuleiten) eigentlich voller Geschwüre. Schlecht hat seine ursprüngliche Bedeutung schlicht noch in der Wendung schlecht und recht bewahrt; gemein ist ursprünglich das allen Gemeinsame, wie das französische banal. Die ästhetischen Bezeichnungen gehen oft auf Ausdrücke für sinnliche Wahrnehmungen zurück. Schön bedeutet ursprünglich glänzend; garstig ist eigentlich ranzig. Geschmack und geschmackvoll erinnern noch lebhaft an ihren Ursprung aus der Sinnlichkeit. — Doch wozu Beispiele häufen in einem Falle, der wie kein anderer in der uns beschäftigenden Frage durch unsere eigene Wahrnehmung bestätigt wird? Haben doch die Vorstellungen in uns selbst einen jederzeit schwankenden Gefühlswerth, je nach Größe und Intensität des Gefühles, nach Neigung und Abneigung, nach Interesse und sittlicher Anschauung.

„C'est le ton qui fait la musique", sagt der Franzose, und der Ton, die Gefühlsfärbung ist es in der That, welcher die eigentliche Bedeutung unserem Worte leiht. Dieses Gefühl ist der Zauber, der das Wort umschwebt, der Zauber, der erklärt, warum der Mensch so stark durch Worte erregt werden kann. Eine Welt des Gefühles liegt in Worten wie „Vaterland", „Menschheit", „Religion", eine dunkle düstere Welt in „Elend", „Not", „Sorge"; wer diese Worte gebraucht, beschwört diese Welten herauf und giebt uns selber erhebende oder niederdrückende Stimmungen. Nationen und Parteien sehen wir auf Worte sich stützen, die einen großen mächtigen Klang haben und bewahren, wenn längst das, was sie eigentlich bezeichnen, ein Anderes geworden ist, und es wäre keine undankbare Aufgabe, einmal dem Einflusse dieser eigenthümlichen Erscheinung des Gefühlswerthes der Wörter auf die öffentliche Anschauung nachzugehen.

Letztlich sind auch jene oben (S. 21) gekennzeichneten seelischen Vorgänge, die wir uns aus einer Art geistigen

Trägheitsgesetzes zu erklären suchten, eine Quelle steten, weit um sich greifenden Bedeutungswandels. Wir bezeichnen denselben zum Unterschied von dem bisher geschilderten, der im gesetzmäßigen Apperceptionsvorgängen seinen Grund hat, als assoziativen, da bei ihm zufällige Assoziationen die Hauptrolle spielen; darum ist auch, während es bei dem apperceptiven Bedeutungswandel die Geschichte der Vorstellung war welche ein Licht warf auf den Wandel der Bedeutung, bei dem assoziativen die Geschichte des Wortes, aus der klar wird, weshalb gerade mit ihm eine gewisse Vorstellung verbunden wird. Indem eben das Wort, unseren früheren Ausführungen entsprechend, seinen eigentlichen Sinn erst durch die Verbindung mit anderen erhält, geschieht es, daß oft die Vorstellung ihre sprachliche Zerlegung findet durch Bezeichnung eines allgemeineren und eines sie einschränkenden Elementes, daß alsdann nach Vollzug der Zerlegung nur der Ausdruck für das allgemeinere Element oder für das einschränkende an Stelle des Ganzen tritt. Für beide Fälle haben wir Beispiele in Menge. So ist im Lateinischen cohors ursprünglich Gehege, cohors militum ein Gehege (Maß einer bestimmten Anzahl von) Soldaten, allmählich aber tritt für cohors militum einfach cohors auf. Das französische bas bezeichnet eigentlich nur den unteren Theil eines Gegenstandes, daher bas de chausses = der untere Theil der Fußbekleidung (im Gegensatz zu haut de chausses) = der Strumpf; nach Ausscheiden des determinirenden Elementes gelangt bas allein zur speziellen Bedeutung „Strumpf“. Belege des zweiten Falles (Festhalten des determinirenden Elementes) sind das französische bonnet für chapeau de bonnet, feutre für un chapeau de feutre. Auch im Deutschen sagt man ein Filz für Filzhut; ferner sog. historische Worte, wie ein Bajonett [Bayonnet] (nach der Stadt Bayonne) ein Cognac u. a. Bei der Bezeichnung einer bestimmten Lokalität pflegt in der Regel die allgemeine Angabe

des Lokals (Stadt, Kirche, Schule und ähnliches) wegzubleiben. So steht im Lateinischen Moneta für templum Junonis Monetae, Notre-Dame für l'église de Notre-Dame, St. Pauli für Vorstadt St. Pauli.

Seiner Natur nach kann dieser assoziative Bedeutungswechsel den Anlaß zu den buntesten Metamorphosen einer Bedeutung geben. Was hat an sich z. B. ein Binsenkorb mit dem Tabak zu schaffen? Und doch bedeutet im Französischen canastre (Tabak), ursprünglich Binsenkorb (zum Verpacken des Tabaks). Dasselbe Wort, das die Besprechung der Heiligen Schrift (collation) bezeichnet, erhält später die sehr profane Bedeutung Mahlzeit (weil eine solche sich gewöhnlich an die collation im ersten Sinne anschloß). Das Lateinische copia (Abschrift) erklärt sich nur aus der stehenden Wendung facere copiam = eine Fülle (von Exemplaren) herstellen.

So führt denn schließlich die Sprache in diesen ihren letztgeschilderten Hervorbringungen ein scheinbar launenhaftes, unzuverlässiges Leben. Und doch — nur *scheinbar*. Denn was auf den ersten Blick scheinbarer Laune entspringt, das zeigt sich uns, näher besehen, als ein Ausfluß tief in dem menschlichen Seelenleben begründeter Gesetze. So kommen wir auch diesen Erscheinungen gegenüber zu derselben Anschauung, von der wir ausgegangen sind, und die wir am Ende unserer Ausführungen nicht besser zusammenfassen können, als mit den Worten, die *Ernst Curtius* einst in Göttingen bei Gelegenheit der Festrede zur akademischen Preisvertheilung 1857 gesprochen hat: „Die Sprache steht in der Mitte zwischen den beiden Gebieten der Natur und des Geistes. Auf der einen Seite ein natürlich Gewordenes, das keines Menschen Witz ersonnen und gebildet hat, das aus der Natur des menschlichen Wesens mit Nothwendigkeit hervorgeht, und dessen Gestaltung von der Willkür des Einzelnen ebenso unabhängig ist, wie der Organismus des

Leibes und wie der Bau der Pflanze; auf der anderen Seite aber eine freie That des Geistes, welcher nirgends den Stoff selbständiger zu beherrschen scheint. Darum giebt es kein treueres Abbild des Volks- und Menschengeistes, als die Sprache; mit der Feststellung seiner Sprache beginnt die selbstständige Geschichte jedes Volkes, und der Einzelne bekundet seine geistige Reife, indem er der Sprache mächtig ist. So wunderbar vereinigt sie in sich das Wesen freier Selbstbestimmung und natürlicher Entwickelung, so durchdringt sich in ihr Freiheit und Nothwendigkeit."

Anmerkungen.

[1] Wegener, Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens, Halle 1885, S. 4.

[2] Arsène Darmesteter, La vie des mots étudiée dans leurs significations. Deuxième édition, Paris 1887, S. 13.

[3] O. Schrader, Ueber den Gedanken einer Kulturgeschichte der Indogermanen auf sprachwissenschaftlicher Grundlage, Jena 1887.

[4] Wilhelm Wundt, Essays, Leipzig 1885.

[5] Vergl. A. Rosenstein, Die psychologischen Bedingungen des Bedeutungswechsels der Wörter, Danzig 1884, und Ph. Wegener, Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens, Halle 1885.

[6] „Mit möglichst geringen Mitteln möglichst viel ausdrücken," war ein Lieblingsspruch Beethovens.

[7] Vergl. die citirten Schriften von Darmesteter und Rosenstein, ferner Wölfflin, Vortrag über Bedeutungswandel auf der 39. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Zürich 1887.

Der Grillenscheucher.

Scherz und Ernst
in hoch- und plattdeutscher Sprache
von
Daniel Bartels.

8 Bändchen à 1 Mk., je 2 Bändchen eleg. geb. 3. Mk.

Für die Vorzüglichkeit und Beliebtheit dieses Buches pricht am besten die Thatsache, daß einzelne Bändchen bereits n 10. Auflage erschienen sind.

Mehr als 100000 Bändchen wurden von dem Werke erkauft.

Dree spaaßige Geschichten.

Von Dr. Th. Piening.

Mit väle schoine Biller, teekent von Chr. Förster.

Zweite Auflage. 8°, eleg. geh. 1 Mk.

Franz Bockels ausgewählte plattdeutsche Gedichte.

Herausgegeben von Wilhelm Röseler.

Geheftet 1.20 Mk.

Durch die Herausgabe dieser Gedichte des alten schleswig-olsteinischen Volksdichters hat sich Wilhelm Röseler ein Verienst um die Litteratur erworben, das Anerkennuna verient. Der 1798 geborene Bockel war einer jener seltenen, us dem Volke selbst hervorgegangenen gottbegnadigten Voltsdichter, der in vielen Stücken, namentlich in seiner Schalkhaftigkeit, an Hans Sachs erinnert. Wilh. Röseler at den Gedichten eine Biographie Franz Bockels voraus-eichickt, die uns ein so wechselvolles Leben, wie es wohl aum ein anderer Dichter geführt, in kurzen Zügen vorführt.

Plattdeutsche Gedichte zum Deklamiren

von

Jürgen Fr. Ahrens, Daniel Bartels, Aug. Bielfeld, James Haase, Harbert arberts, Heinr. Köhnke, Johann Meyer, Franz Poppe, Adolf Schirmer, Arnold Schröder und Anderen.

8°. Elegant geh. 1.20 Mark.

Diese Gedichte eignen sich vorzüglich zum Vortrag in esell gen Kreisen; es ist darin außer der holsteinischen uch die hamburger, die ostfriesische und oldenurger Mundart vertreten. Anheimelnde, wirklich poeische Stimmungsbilder neben neckischen Liedern, in enen gesunder Volkswitz zuweilen drastisch zum Ausdruck langt, wahrheitsgetreue Genrebilder aus dem erkehrsleben, dem Volks- und Jahrmarktstreiben, Rührendes, achenerregendes; alles findet sich in dieser Sammlung vor.

De Reis na'n Hamborger Dom.

Von Dr. Th. Piening.

Volksausgabe in 3 Bänden.

Elegant geh. 3 Mk.

Illustrirte Prachtausgabe in 1 Bd.

2. Auflage.

geb. 3,20 Mk., eleg. geb. 4 Mk.

Die drolligen und pikanten Abenteuer der beiden Geestbauern mit ihren Söhnen auf der Reise nach dem Hamburger Dom (Weihnachtsmarkt) sind von einem so kernigen Humor durchzogen, mit solch' übersprudelnder Laune in Wort und Bild beschrieben, daß die Lektüre derselben den größten Genuß gewährt.

Der Verfasser hat sich durch dieses Buch den Dank Aller verdient, welche der plattdeutschen Sprache nur einigermaßen mächtig sind, nicht allein durch den köstlichen Inhalt, sondern auch dadurch, daß er einer fast entschwundenen Sprache wieder Eingang in Herz und Geist zu verschaffen gewußt hat. Wer Plattdeutsch versteht, sollte sich „De Reis na'n Hamborger Dom" anschaffen; er wird das Buch immer wieder mit Vergnügen in die Hand nehmen.

För Lebensstörm un Sünnenschien.

Plattdeutsche Gedichte
von August Claußen.
Pastor in Altengamme.

Preis eleg. geh. 1.60 Mk., eleg. geb. 2.50 Mk.

Aus den Urtheilen der Presse.

Das sind freundlich anmuthende Gedichte.
(Hamb. Correspondent.)

Unter allen Werken, welche die neuere plattdeutsche Litteratur bereicherten, hat uns kaum eines so angemuthet, als dieses. (Rendsburger Wochenblatt.)

Man schaut da in ein so reines, von christlichem Geist durchwehtes Familienleben, daß es in unserer nie rastenden Zeit eine Freude ist, den stillen Pfaden des Dichters zu folgen. (Bergedorfer Zeitung.)

Feldblom.

Plattdeutsche Gedichte
von Jürgen Friedr. Ahrens.

Eleg geh. 1.20 Mk.

Die vorliegende Reihe plattdeutscher Gedichte bereitet einen reinen und ungetrübten Genuß. In einfacher, aber dabei ausgezeichnet guter Form hat der Dichter einfache Verhältnisse, Lagen und Stimmungen so dargestellt, daß man sie ganz mit durchlebt. Es ist nicht die leidenschaftliche Erregung, die uns in großen, gewaltigen Zügen entgegentritt; es sind größtentheils idyllische Bilder aus der Kindheit und Jugendzeit, die uns in einer solchen Wahrheit und Innigkeit entgegentreten, daß wir sagen müssen: Ja so war es — ach, ja so ist es.

Julklapp.

Leeder un Läuschen v. Carl Theod. Gaederk.

2. erweiterte und umgearbeitete Auflage

Elegant geh. 3 Mk., eleg. geb. 3 Mk.

Das Leben der Sprache.

Vortrag
gehalten in der litterarischen Gesellschaft zu Danzig.

Von

Alfred Rosenstein
in Danzig.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1893.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

5924.6

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Achte Serie
(Heft 169—192 umfassend).

Heft 188.

Ist es möglich, die deutsche Auswanderung nach Kleinasien abzulenken.

Von

Dr. E. Oehlmann
in Hannover.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung" erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Soeben ist erschienen:

DAS WEIB
ALS VERBRECHERIN UND PROSTITUIRTE.
ANTHROPOLOGISCHE STUDIEN,

GEGRÜNDET AUF EINE DARSTELLUNG DER BIOLOGIE UND PSYCHOLOGIE DES NORMALEN WEIBES

VON

C. LOMBROSO UND G. FERRERO.

AUTORISIRTE UEBERSETZUNG

VON **DR. MED. H. KURELLA.**

MIT 7 TAFELN, 18 TEXTILLUSTRATIONEN UND DEM BILDNISSE C. LOMBROSOS.

Preis geh. M. 16.—, geb. M. 18.—

Deutscher Reichs-Anzeiger und Königlich Preussischer Staats-Anzeiger om 25. Oktober 1893: Die vulgäre und poetische Vorstellung von dem Weibe, wie sie namentlich in deutscher Sitte und Poesie besteht, wird hier zerstört. Aber es ist nicht frivole Tendenz, die den Gedankengang beherrscht, sondern streng wissenschaftliche, anthropologische Untersuchung. Auf dialektische Kunstgriffe, phantastische oder philosophische Paradoxien wird dabei gänzlich verzichtet, sondern nur mit dem ernsten Material von Erfahrungsthatsachen gearbeitet, welche der Anthropolog, der Anatom, der Psychiater, der Statistiker, der Kriminalist unter allen Völkern der Erde gesammelt hat.

— — Der Arzt, der Jurist, der Naturforscher, der Philosoph und der Socialpolitiker, wie auch jeder Gebildete, der sich für das aufgestellte Problem interessirt, wird darin einen reichen Schatz des Wissens erschlossen finden. u. s. w.

Ist es möglich, die deutsche Auswanderung nach Kleinasien zu lenken?

Vortrag,
gehalten vor der Kolonial- und der Geographischen Gesellschaft
zu Hannover.

Von

Dr. E. Oehlmann
in Hannover-Linden.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1894.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Mit Wehmuth muß es den Deutschen erfüllen, wenn er sieht, wie das Gebiet der räumlichen Verbreitung seiner Nation in Europa immer kleiner wird. Nicht allein, daß verwandte Stämme, die Flamingen in Belgien, die Bataver und Friesen in den Niederlanden, sich völlig abgetrennt haben, auch die Ahnen einer rein deutsch sprechenden Bevölkerung, der rund 2,1 Millionen deutscher Schweizer[1] sind längst den gleichen Weg gegangen und regeln ihre deutschen oder französischen Neigungen vor allem nach den Fragen des materiellen Vortheils. Immerhin sind sie nach Abstammung und Sprache doch Deutsche geblieben. Reißend aber ist unser Volksthum am Südabhange der Alpen seit dem Mittelalter zurückgegangen, verloren sind ihm hier weite Landstriche Venetiens und der Lombardei, die es einst bedeckte; es ist hier verschwunden, Spuren nur zurücklassend in dem stattlicheren Wuchse der Norditaliener, worin diese ihre südlichen Landsleute gar sehr überragen, Spuren in der uns manchmal ganz teutonisch oder gothisch anmuthenden Frauenschönheit Mailands, dessen stolzester Bau, der marmorne Dom, von der Kunst deutscher Werkmeister zeugt. Wie abbröckelnde Riffe in der steigenden Fluth liegen da noch am Monte Rosa einige deutsche Dörfer, die „sieben Gemeinden“ (sette comuni) bei Vicenza, die „dreizehn Gemeinden“ (tredeci comuni) bei Verona. Auf der großen Straße, die vom Brenner

hinab nach dem schönen Süden führt, liegt die Sprachgrenze zwar im ganzen noch an derselben Stelle wie vor Jahrhunderten, nämlich zwischen den Ortschaften Welsch-Metz und Deutsch-Metz, aber zu beiden Seiten dringt im Gebirge das Italienerthum, zu dem das deutsche Blut den besten Einschlag geliefert hat, so mächtig gegen Norden vor, daß das herrliche Südtirol mit seinen röthlich glühenden Dolomiten, den leuchtenden Schneebergen, seiner Pflanzenpracht, seinen feurigen Weinen für unsere Nationalität im ganzen als verloren angesehen werden muß. Dies nur ein Beispiel für viele! Nicht so schlimm, aber doch auch besorglich genug steht es in vielen anderen Kronländern des Habsburger Doppelreiches, so in Siebenbürgen, so in Böhmen. Ist es doch noch nicht so gar lange her, daß der deutsche Stamm in diesem gesegnetsten aller Kronländer überwog, jetzt aber zählt es (nach der Zählung von 1891) nur 2 175 000 Deutsche gegen 3 638 000 Tschechen, und die Königsstadt an der Moldau birgt gar 87 % Tschechen. Hoch und ideal sind die Ziele des „Deutschen Schulvereins", aber seine Mittel sind viel zu schwach, um auch nur einen ausreichenden Schutzdamm gegen die fremden Sprachen errichten, geschweige denn zum Wiedererobern helfen zu können. — In den russischen Ostseeprovinzen, deren Eroberung zu den stolzesten Erinnerungen unseres Volksthums gehört, leben nur noch 107 000 Deutsche, sie aber, wie die Hunderttausende, die in den Ackerbauansiedelungen an der mittleren Wolga und um den nördlichen Bogen des Pontus herum eine neue Heimath gegründet haben, deren Sitze z. B. auf den Stielerschen Karten in breiten rothen Flecken hervorleuchten, sie alle sind vor die Alternative gestellt: „Friß, Vogel, oder stirb!" d. h. „Werdet russisch, oder hebt euch von dannen!" Glücklicher sind wir ja im Reiche daran, aber das Gefühl der Sicherheit, das es einflößen mag, ist doch nicht ungetrübt, muß es doch in etwa den Gedanken

bei den Bewohnern einer an sich wohlverwahrten Feste gleichen, deren fernerliegende Forts eins nach dem anderen fallen. Will es doch auch scheinen, als ob das Germanisirungswerk auf unserem alten Siedelungsgebiete im Nordosten zu einem gewissen Stillstande gekommen ist trotz der im übrigen ja vielfach angefochtenen Thätigkeit der Ansiedelungskommission. Im Norden aber dringt die deutsche Sprache ganz entschieden gegen die dänische vor, und in einem Jahrhundert darf es heißen nicht nur „frei", sondern auch „deutsch bis zur Königsau". Schade nur, daß der Gewinn hier auf Kosten nicht eines ganz fremden, sondern eines stammverwandten Volkes erfolgt, das nur zur Zeit im Schmollwinkel sitzt. Wiedergewonnen ist im Südosten der alte alemannische Boden zwischen dem Rhein und der Maas, und dessen urdeutsche, altansässige Bevölkerung wird sich schließlich wohl oder übel fügen müssen. Für die, welche es nicht wollen und lieber es mit dem gallischen Hahn als mit dem deutschen Aar halten, ist Ersatz genug vorhanden.

Denn, mit Freuden sei es gesagt, glückliche Volkskraft ist im Gebiete der schwarz-weiß-rothen Flagge noch genug vorhanden. Seit der Gründung des Reiches hat dessen Bevölkerung sich um rund 10 Millionen oder 25 % vermehrt, und dabei sind von 1882—1891 im Jahresdurchschnitte 124000 Menschen ausgewandert! Am stärksten war die überseeische Auswanderung im Jahre 1882 mit 203585, am schwächsten 1886 mit 83225 Köpfen; 1892 betrug sie 116393. Die gesamte Auswandererzahl von 1820 bis 1890 ist auf 5½ Millionen Menschen anzuschlagen, deren lebende Nachkommen jetzt mindestens die doppelte Zahl ausmachen müßten. Es würden demnach heute seit 70 Jahren in den fremden Erdtheilen 11 Millionen Deutsche als getrennte, aber nicht entfremdete Söhne des Vaterlandes angesiedelt sein, wenn sie eben noch Deutsche und nicht zum Theil schon verloren wären, zum großen Theil verloren

gehen müßten. Denn was ist aus ihnen geworden, und was wird aus ihnen werden? Von den 1237000 deutschen Auswanderern jenes zehnjährigen Zeitraumes sind nachweislich gezogen nach

der Union	1 135 000,
Brasilien	20 379,
anderen amerikanischen Ländern	18 360,
Australien	7 602,
Afrika	3 947,
Asien	1 294.

Die Union empfing also über 91 % der Masse, und insgesamt muß sie seit 1820 ungefähr 4 Millionen Deutsche verschlungen haben. Es ist ja nun nicht zu bezweifeln, daß das Deutschthum da, wo es in geschlossenen Massen zusammenwohnt, wie in den nördlichen Staaten an den canadischen Seen, wohl noch etliche Jahrzehnte seine Eigenart bewahren mag, aber schließlich muß es doch der alles aufsaugenden Kraft des neuenglischen Volksstammes der Union erliegen. Oder mit anderen Worten, es wird aufgehen in das große Völkergemisch, das berufen ist, zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Ozean eine Art neuer Nation mit englischer Sprache zu bilden, und in Körperbau, Gesichtsschnitt und geistigen Eigenschaften stark daran ist, ganz eigene Bildungen zu zeitigen.

Günstiger scheint die Sache im britischen Canada zu liegen, denn den britischen Bewohnern dieser annoch mit dem Mutterlande lose verbundenen Kolonien wohnt anscheinend ebenso wie den britischen Ansiedlern des Australfestlandes nicht jene verschmelzende Kraft inne, die ihre Vettern unter Uncle Sams (U. S.) Banner besitzen. Der britische Volkstheil Canadas ist nicht im stande gewesen, vom Bestande der dort vertretenen französischen Nationalität im Laufe von 100 Jahren beachtenswerthe Stücke abzubröckeln: von rund 5 Millionen Bewohnern sind 1 300 000 eingeborene Franzosen, und gerade dies Bestehen

einer uns zwar augenblicklich nicht gerade vertrauten Nationalität inmitten des englischen Völkermeeres könnte der selbständigen Entwickelung anderer Nationalitäten gewissermaßen einen Rückhalt bieten. Also ethnographisch wäre Canada ein günstiger Boden, wie es dies auch nach Fruchtbarkeit und Klima ist. Doch ist bisher der deutsche Bestandtheil noch nicht sehr erheblich, nämlich nur $^1/_4$ Million. Bleibt sodann noch der südliche Theil von Südamerika. Aber es hat bisher durchaus nicht gelingen wollen, den Strom der Auswanderung in irgendwie beträchtlichem Maße nach Südbrasilien abzulenken, und Argentinien wie Chile scheinen der romanischen Einwanderung verfallen zu sein. Es bliebe endlich auch noch Ecuadôr, das trotz seines an beängstigende Hitze erinnernden Namens in den höheren Lagen auf weite Strecken hin günstige Klimaverhältnisse bietet. Es ist möglich, es ist sogar wahrscheinlich, daß der Strom der deutschen Heimathflüchtigen demnächst diese zuletzt genannten Länder aufsuchen wird, wenn die Union mit ihrer liebenswürdigen Sperre vorgehen sollte, womit sie, durch Rücksichten auf Andere nicht behindert, ihre Weltausstellung verschönern wollte und mit der sie über kurz oder lang doch einmal Ernst machen wird. Ganz hoffnungslos steht die Sache des Deutschthums in diesen nicht-unionistischen Ländern Amerikas nicht. Aber schließlich wird — wie Kärger[2] mit Recht sagt — „die Natur der Dinge doch dazu führen, den panamerikanischen Bestrebungen über alle Gegenströmungen in absehbarer Zeit zum Siege zu verhelfen, und der dann mit Sicherheit erfolgende brutale Abschluß Ganzamerikas gegen alles, was von Europa kommt, wird alle jene Hoffnungen vernichten, die das deutsche Mutterland in die Pflege der wirthschaftlichen und nationalen Beziehungen zu seinen Söhnen jenseits des Meeres zu setzen gewohnt war".

Von unseren eigenen Schutzgebieten brauchen wir in dem Sinne der Ansiedelung großer Mengen unserer Landsleute nicht

zu reden. Wohin aber denn mit unseren Landsleuten, die alljährlich die Fahrt über See antreten und die wir doch nicht mit dem Augenblicke verloren geben wollen, verloren geben dürfen, wo sie das Deck des Auswandererschiffes betreten? Wie die Dinge jetzt liegen, bleibt uns ja kaum etwas anderes übrig, als die alljährliche Absonderung eines reichlichen Hunderttausend wie eine Art Naturnothwendigkeit anzusehen, der am wenigsten durch Zwang und ebensowenig durch Ableitung in ein europäisches Land — zur Zeit wenigstens — vorzubeugen ist. Auch die Regierungen sind ja längst von der Gepflogenheit zurückgekommen, die Wandernden als strafwürdige Flüchtlinge anzusehen, denen ganz recht geschehe, wenn ihnen im Auslande möglichst viel Unangenehmes begegne. Die Neigung zum Strafen wird verdrängt durch das Streben, auch den losgelösten Kindern des Vaterlandes zu helfen und zu nützen.

Wohin aber dann mit ihnen? Giebt es nirgend auf dem weiten Erdenrunde Länder, die durch Klima, Boden, politische Verhältnisse und nicht zu dichte, schon vorhandene Bevölkerung die Möglichkeit bieten, den deutschen Auswanderern ein neues Heim zu bieten, in dem sie ihre Sprache, ihre Sitte und ihr Vaterlandsgefühl nicht aufzugeben brauchen? Es kann nicht scharf genug hervorgehoben werden, daß bei dieser Frage nicht etwa der Hintergedanke eine Rolle spielen darf, derartige Siedelungen über kurz oder lang mit dem Reiche auch politisch verbinden, neue „Schutzgebiete" aus ihnen gestalten zu wollen. Es gilt vielmehr, ihn ernsthaft zu unterdrücken, sonst möchte es gleich von vornherein schlecht stehen um unsere Aussichten. Treten wir mit solchen Erwägungen an die Frage heran, so bieten sich zu ihrer Lösung kaum andere Stätten als Südafrika und Vorderasien, genauer Kleinasien. Dieses letztere verdient vor allem in Betracht genommen zu werden.

Kleinasien, dieses für uns halb verschollene Land, ist plötzlich in den Vordergrund der allgemeinen Theilnahme gerückt durch die mit Ende des vorigen Jahres eintreffende Nachricht, daß in seinem Nordwestwinkel eine Bahn, die Eisenbahn vom Bosporus nach Angora, unter deutscher Leitung und mit deutschem Gelde fertig gestellt worden ist. Der im Jahre 1888 begonnene Bau hatte schon lange die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, die Aktien der „Gesellschaft der anatolischen Bahnen" galten als ein gutes Papier an der Börse; 5% Zinsen wurden pünktlich bezahlt. Eine ganze Fluth von Broschüren ist aufgetaucht, die sich nicht nur mit jener Bahn, sondern auch mit dem Lande, das sie erschließen soll, dann aber mit der Frage beschäftigt: Kann Kleinasien für uns ein Kolonisationsland werden? Zwei dieser Broschüren seien neben der von Kärger hier genannt:

Forchhammer: „Die Eisenbahn von Ismid nach Angora." Berlin, Ernst u. Sohn. (Wesentlich technisch, doch auch andere Seiten berührend.)

Dernburg: „Auf deutscher Bahn in Kleinasien." Berlin, Julius Springer. 1892. (In Feuilletonweise geschrieben, angenehm zu lesen, dabei nicht oberflächlich.)

Der günstige Beginn der Arbeit, die Theilnahme für unser Volksthum und seine Söhne, die über das Meer hinausstreben, zwingen uns die Frage auf: Was ist Kleinasien, und was kann es uns werden?

Wie das Osmanenreich in Europa eigentlich bis zum letzten russischen Kriege halb eine terra incognita für uns war, so erst recht Kleinasien; und lange Jahrzehnte sind hier so wenig Fortschritte unserer Kenntniß zugewachsen, daß der betreffende Theil von Karl Ritters klassischem „Asien" noch immer nicht als veraltet gelten kann. In neuerer Zeit ist allerdings Eingehenderes geboten durch Luschans Forschungen

und durch Tschihatscheffs Werk, L'Asie mineure, und in der Aufnahme der Bodengestalt hat das Ansehnlichste der Altmeister der deutschen Kartographie, der Professor Kiepert, geleistet. Von ihm ist ganz jüngst eine große Karte des westlichen Kleinasiens erschienen, die jedoch nur etwa bis zum 30. Grade ostwärts reicht, während Angora schon unter 33° liegt und das im übrigen gegen das armenische Gebirge schlecht abzugrenzende Hochland doch wohl bis zum 38. Grade zu rechnen ist. Auch ist diese Karte nicht billig. Dem, der sich über den jetzigen Stand unserer Kenntnisse vom „Lande des Sonnenaufgangs“ [3] genauer unterrichten will, als diese wenigen Worte zu bieten vermögen, ohne tiefere Studien zu beabsichtigen, sei empfohlen, die betreffenden Theile in Sievers' „Asien“ (Berlin und Wien 1892) nachzulesen.

Kleinasien, dieser einstige Sitz einer hohen menschlichen Entwickelung, einer dichten Besiedelung, einer großartigen Erzeugung von Früchten und Korn aller Art, wurde — weil zu wenig gekannt — bei uns bisher entschieden zu ungünstig beurtheilt. Man stellte sich nur vor alpenhohe Randgebirge mit schwindelnden Pfaden, engen Felsenthoren und allerdings lachenden, nach dem Meere hinab sich senkenden Stufen — aber dahinter gleich die Wüste, kaum bewohnt, ganz wenig nur für den Ackerbau gewonnen, voll öder Salzsteppen, mit unwirthlichen Flüssen, einer halbwilden Bevölkerung und einzelnen barbarischen oder klassischen Trümmerhaufen. Die Geschichte von Krösus und seinem Hälys, der ewig junge „Aufstieg“ der 10000 wackeren Griechen, der Alexanderzug und etliche Erinnerungen aus den Kreuzfahrten, von dem schrecklichen Durste der schwäbischen Ritter:

> „Als Kaiser Rothbart lobesam
> Zum heiligen Land gezogen kam,
> Da mußt' er mit dem frommen Heer
> Durch ein Gebirge, wüst und leer“ —

das ungefähr hat unseren Vorstellungen von diesem Lande die Färbung gegeben. In der That, es giebt ein ähnliches Gebiet dort, das man aber nicht als Wüste, sondern als Steppe, als echte inner-asiatische Steppe bezeichnen muß, mitten hinter den hohen Randgebirgen des Südens. Es ist voll von großen Salzseen, deren einer, der Tüs-tschöllü, 770 m hoch gelegen und doppelt so groß wie der Genfer See, mit einer Salzkruste bedeckt ist, die sogar Pferde zu tragen vermag. Aber diese Oede umfaßt höchstens ein Fünftel des Landes, das Frankreich an Größe ziemlich nahe kommt oder dem Deutschen Reiche ohne die Provinz Schlesien oder Hannover. Jene Steppe rückt vom 31. bis zum 34. Grade von Greenwich und nordwärts nur bis zum 39. Parallelkreise (d. i. etwa die Breite von Cagliari am Südende Sardiniens), während die Nordküste sich doch stark dem 42. Parallelkreise (d. i. der Breite von Rom) nähert, ja ihn bei der alten Pflanzstadt Sinob überschreitet und das schöne Westende dieses wie eine lockende Brücke nach Europa vorgeschobenen Gliedes von Asien fast den 26. Grad von Greenwich erreicht. Rechnen wir selbst noch ein weiteres Fünftel für unbebaubare Hochgebirge, die aber immerhin doch Wald tragen könnten und auch noch stellenweise tragen, so behalten wir an 300000 qkm, also ein Gebiet, so groß wie das Königreich Preußen, zur Besiedelung geeigneten und zum großen Theile hervorragend dazu geeigneten Bodens.

Am Ostende des Steppenhochlandes erhebt sich der vulkanische, aber nicht mehr thätige, dreifach gegipfelte Erdjas oder Argäus, der selbst auf dieser reichlich 1000 m hohen Ebene wirkungsvoll weit in die Ferne schaut, denn er mißt annähernd 4000 m. An seinem Fuße vorüber zieht im Südosten der kurze Antitaurus, und weiter südlich beginnt der Taurus, dessen Wellenlinien der Südküste eine freundliche Gliederung geben. Sie lassen kleinen Küstenebenen Raum, so der pamphylischen

oder der von Adalia, der von Adana, dem alten Cilicien, in das der Finger Cyperns hinein weist. Diese Küstenstriche sind zwar im Sommer tropisch heiß, entbehren aber nicht der Befeuchtung, wie die zahllosen Gebirgsflüßchen beweisen, die ins Mittelmeer ihr eisiges Wasser hinabsenden und in deren einem, dem Kalykadnos, heute Göck-su, Kaiser Friedrich I. seinen Tod fand. Die Gebirge des Nordrandes, die keinen gemeinsamen Namen führen und als pontisches Küstengebirge zu bezeichnen wären, verlaufen auf dem Kartenbilde in platteren Wellenlinien; sie empfangen noch stärkeren Regen vom Pontus her, senden eine Unmenge kleiner Gewässer ins Meer und tragen noch schöne Eichenwälder, während diese anderswo zumeist unter der Hand der waldverwüstenden Osmanli gefallen und in elenden Buschwald verwandelt sind. Im Norden steigen die Gipfel der Randketten bis über 2300, im Süden über 3500 m an. Im Winter sind sie bis tief hinab mit Schnee bedeckt. Besonders gerühmt wird die Schönheit der Lage bei den Städten an der inneren Seite des Nordrandes, so bei Tokad mit seinen Eisengruben schwindelhaften Angedenkens und Amasia, der Vaterstadt des großen Strabon; auch bei Angora, das, schon weiter in die Hochebene hineingerückt, 870 m hoch liegt, während andere Städte, wie Konia, Kaisarieh und Afun Karahissar, in Brockenhöhe und noch darüber hinaus liegen. Die heutige Aermlichkeit dieser uralten Städte der Hochebene wird von der freundlichen Mutter Natur mit dem grünen Mantel üppigen Pflanzenwuchses verdeckt. Meistens erhebt sich über ihnen ein Kastell, das aus der Kreuzfahrer-, der Römer-, der Perser- oder noch viel älterer Zeit herrührt und in seiner Zerbröckelung einen ungemein malerischen Anblick gewährt. Die Riesenzüge der Geschichte, die über das Brückenland zwischen Asien und Europa dahingerauscht sind, haben hier eine Fülle uralter, zum Theil noch gar nicht enträthselter Spuren und ein Trümmerfeld hinterlassen, das in seiner Gesamtheit

noch großartiger ist als dasjenige Roms. Da sind die Trümmer von Pessinunt, wo der Tempel der Göttermutter Kybele stand, deren Stein sich die Römer zum Schutze ihrer Stadt entliehen, als der Punier vor den Thoren stand. Da wird ebenfalls unweit der deutschen Bahn die (allerdings nicht beglaubigte) Grabstätte Hannibals selbst gezeigt; Ismid, das alte Nicomedia, die Stadt Kaiser Diokletians, in der er seine große Christenverfolgung anordnete, nicht weit davon Isnik oder Nicäa, die Stadt der weltbestimmenden Konzilien und der Kreuzfahrer, der Augustustempel von Angora, dem alten Ancyra, der das für die geschichtliche Forschung so wichtige, allbekannte monumentum Ancyranum geliefert hat. Jasili Kaja, mit dem phrygischen Königsgrabe, angeblich dem des Midas, und seinen großartigen Felseninschriften, am Fuße des Keschisch-Dagh, das ist der alte mysische Olymp, 2500 m hoch; in der Landschaft Erthogrul das schöne Brussa mit seinen berühmten warmen Quellen, der Herrschersitz der Osmanen, ehe sie Konstantinopel nahmen. Felsinschriften, Grabmäler, assyrische Löwenköpfe begegnen auf Schritt und Tritt. Doch genug davon! Nicht um in diesen geschichtlichen Erinnerungen zu schwelgen, nenne ich diese Stätten, an denen Sage, Geschichte und Trümmer von alter, dichter Besiedelung zeugen, sondern als Beweis, daß gar viele vordem diesen Boden der Besiedelung werth gefunden haben. Er ist es auch noch heute, er ist nicht schlechter geworden, nur die Menschen haben ihn vernachlässigt.

Zwischen dem Taurus und dem pontischen Küstengebirge erhebt sich also diese Hochebene von Anadoli, wie es scheint, noch wieder durch zahlreiche, im ganzen parallele, von Osten nach Westen laufende Ketten gefaltet. Wie es scheint, kann man nur sagen, denn noch ist dieser Boden keineswegs hinreichend erforscht; doch daß es so ist, darauf läßt sich mit einiger Sicherheit schließen aus dem seltsamen rechtwinkeligen

Umspringen der Flüsse um die Gebirgskanten. Sie müssen sich in zahllosen, weit geöffneten Winkellinien und Bogen, die viel stärker sind als beim Main oder bei dem Juraflusse Doubs, den Weg in den Pontus suchen. So der Sakaria, neben dem die deutsche Bahn nach Angora hinaufsteigt und dessen Lauf oft vor Pflanzenwildniß und Felsgewirr überhaupt nicht zu verfolgen ist; der Salzfluß des Krösus, der Hálys, heute Kisil-Irmak, d. i. rother Fluß, dem der rothe Salzthon Geschmack und Farbe verliehen hat; vor allem, noch weiter östlich, der Jeschil-Irmak, dessen seltsamer Bogenlauf auf der Karte sofort in die Augen springt. Für das westliche Kleinasien, das die Kiepertsche Karte bewältigt hat, sind diese Parallelketten hinreichend bekannt. Nach beiden Längsseiten vielfach verzweigt, ziehen sie nach dem ägäischen Meere hin und bilden, je weiter nach Westen, einen anmuthigen Wechsel von fruchtbaren, mäßig hohen Gebirgszügen, breiten Thälern, schön gewundenen Flüssen, heißen Quellen — ein Land, das von üppiger Fruchtbarkeit strotzt und den schönsten der Erde an die Seite zu stellen ist. Man braucht nur einige Namen zu nennen, wie das Tmolusgebirge, das bei Smyrna endet, den Sipylos, den Kas-Dagh, die alte Ida, auf deren Höhe Zeus die Schicksale der Troer und Achäer in goldener Wage wog. Dazwischen Flüsse, wie den sprüchwörtlich gewordenen Mäander, jetzt Menderez; den Gedis, d. i. der alte Hermos, der leider die Unart hatte, den Hafen von Smyrna zuschlämmen zu wollen, bis er jetzt durch einen Kanal unschädlich gemacht ist. Ueberhaupt arbeiten die sinkstoffreichen Flüsse des Westens daran, das, was der verhältnißmäßig junge Einbruch des ägäischen Meeres und seine Brandungswelle zerstört haben, wieder zu ersetzen, und manche Stätte altdorischen Glanzes und jonischen Seelebens haben ihre Anschwemmungen bis zur Unkenntlichkeit verändert. Das ist der schöne Westen der Halbinsel, dessen

Handelsblüthe und Landwirthschaft weder Krieg noch Osmanli-Herrschaft zu vernichten vermocht haben, und diesem schönen Westen gehört, wenigstens zum Theil, auch die deutsche Bahn an.

Diese Bahn beginnt (ich folge hier größtentheils der Darstellung Forchhammers) bei Haidar Pascha gegenüber Konstantinopel. Ihren Ausgangspunkt nach Skútari, der anatolischen Vorstadt Konstantinopels, zu verlegen, ist möglich, aber bisher noch wegen der hohen Grunderwerbskosten unterblieben. Von Haidar Pascha bis Ismid läuft die Bahn längs der blauen Fluthen des Marmarameeres, und bis hierher ist sie von der türkischen Regierung 1874 fertig gestellt worden, wo ihr das Geld zum Weiterbau ausging. Wegen der Seichtigkeit des Golfes von Ismid hat die deutsche Gesellschaft bei Derindsche, seinem Ausgange zu, einen Landungsplatz anlegen lassen, der ein großer Hafenplatz werden kann. Die Fortsetzung der Bahn ist 1888 durch einen Vertrag der Deutschen Bank in Berlin mit der Ottomanischen Regierung geregelt worden. Daraufhin wurde die „Société des chemins de fer d'Anatolie“ gegründet mit einem Grundkapital von 36 Millionen Mark. Die Regierung verkaufte ihr für 6 Millionen die schon fertige Linie Haidar Pascha bis Ismid, gewährleistete ihr dafür 10300 Fr. kilometrische Roheinnahmen und 15000 für die weitere Strecke bis Angora nebst 5% Verzinsung während der Bauzeit. Die Garantiesummen wurden auf die Erträge des Zehnten der betreffenden Sandschaks, das sind etwa unsere Regierungsbezirke, angewiesen, also auf Einnahmen, die in der Türkei immer am sichersten einlaufen. Dazu kam noch das sehr wichtige Recht, 20 km weit zu beiden Seiten der Bahn Bergwerke anlegen zu dürfen. Die alte Linie maß 91 km (also 14 weniger als die Strecke Berlin-Stendal), der Neubau von Ismid bis Angora 499 km, also etwa soviel wie von Berlin über Hannover nach Düsseldorf oder fünfmal die Länge des Nord-Ostsee-

Kanals. Spurweite wurde 1,435 m, größte Steigung 25 %. Die Gründungsgesellschaft (diesmal ohne den üblen Beigeschmack des Wortes) übertrug den Bau der Gesellschaft für den Bau der kleinasiatischen Bahnen mit dem Sitze in Frankfurt a. M., und der bedeutendste Theilnehmer wurde nicht ein Deutscher, sondern der bekannte Unternehmer, Graf Vitali in Paris, Generaldirektor aber der Deutsche Kühlmann und Baudirektor der Deutsche Kapp.

Von Ismid führt die Bahn über schwach geneigte Halden, durch dichte Wälder, in denen Schlingpflanzen von Baum zu Baum grüne Vorhänge ziehen, über wasserreiche Bäche und längs des Sees von Sabandscha nach Osten. Dieser See schickt sein Wasser in den Sakariafluß, dessen Thal die Bahn zunächst aufwärts verfolgen muß, so daß sie genöthigt ist, 40 km lang nach Südwesten zu laufen, während ihr Ziel im Südosten liegt. Unweit des Sees muß der Fluß zweimal überbrückt werden in schräger und dabei ansteigender Ueberführung, wobei Land- und Mittelpfeiler 10 m tief unter der Flußsohle zu gründen waren. Alle Beschauer rühmen die schöne und kühne Ausführung dieser Brücken. Die mancherlei Felsarbeiten wurden übrigens dadurch erschwert, daß in der Türkei die Einführung von Dynamit verboten ist, da es für zu wirkungsvoll erachtet wird angesichts der Neigung zu Verschwörungen und Palastrevolutionen. Jene Brückenstelle soll täuschend an das deutsche Mittelgebirge erinnern: unten der Fluß, die bewaldeten Berge, Landstraße, Bahndamm, Telegraphenlinien liegen dicht bei einander. Es werden dazu noch mehr stattliche Brücken und Tunnel nöthig. Bei der Station Lefke wird das Thal des Sakaria verlassen und das nach Süden führende seines Nebenflusses Karasu betreten, und diese Richtung behält die Bahn im ganzen bei bis Eski-Schehir (d. i. Altstadt), das ziemlich in der Mitte der neuen Strecke liegt. Auf ihr muß

zwischen Biledschik und Bosjak der Rand der inneren Hochebene erstiegen werden mit 300 m Höhenunterschied und stellenweise 25% Steigung, und dazu sind ganz bedeutende Dammschüttungen und Viadukte erforderlich gewesen. Dort liegt eine Bogenbrücke mit 72 m Stützweite und 20 m Pfeilerhöhe. — Es sei hier gleich bemerkt, daß dieses Stufenland zwischen dem Tieflande und der Höhe jedenfalls für Siedelungen nicht geeignet ist. Die herunterstürzenden Regen und Flüsse haben hier zu arg gewirthschaftet und das Fruchtland fortgerissen.

Ein großartiges antikes Trümmerfeld wird durchschnitten bei Eski-Schehir, diesem allen Rauchern so wohlklingenden Namen, der Heimath des Meerschaums. Seine bekanntlich durch Zersetzungsvorgänge im Serpentingebirge erzeugte, kalkige, sich fettig anfühlende Masse wird hier in Hunderten von Gruben in wüstem Raubbau gewonnen. Die Schichten liegen fast wagerecht zu dreien bis vieren ziemlich nahe übereinander und werden in Schächten von 4—40 m Tiefe erreicht. Die gewonnene Ware wird in vier Klassen geordnet; die beste heißt „Lager", dann folgen — nach dem Aussehen benannt — „Großbaumwolle, Kleinbaumwolle" und endlich „Kasten". Der Hauptsitz der Meerschaumindustrie ist Wien; die schönsten Stücke gehen nach Paris, die schwersten nach Pest, die mittleren nach Brüssel; Ruhla nimmt die geringste Sorte. Das Handelsgeschäft befindet sich in israelitischen Händen. (Dernburg, a. a. O., S. 55 ff.) Von Eski-Schehir an, das eine sehr ansehnliche Stationsanlage empfangen hat, sind keine ernstlichen Hindernisse mehr zu überwinden, zumeist ostwärts laufend und auf der Hälfte des Weges dem Pursak folgend, der sich in den Sakaria ergießt, gelangt die Bahn nach 499 km nach Angora.

Hervorragend schnell ist die deutsche Bahn fertig gestellt: im Winter 1889 begonnen, hat sie im November 1892 Angora erreicht, ist sie im Dezember 1892 in vollen Betrieb gesetzt worden.

Der Stab der Ingenieure war bunt, international zusammengesetzt, doch überwog die deutsche Leitung. Das Arbeiterheer bestand zumeist aus Italienern, dazu aus Kindern aller Welt. Der Tagelohn der Einheimischen betrug im Höchstfalle bei Accordarbeit 12 Piaster = 2 Mark, bei italienischen Arbeitern bis 5 Mark, bei Steinmetzen bis 7 Mark.

Wichtig ist die Rentabilitäts-Berechnung für die Bahn, da sie ein Licht wirft auf die Erzeugnisse des Landes und das, was man von ihm erwartet. Sie ergiebt folgende Einnahme-Schätzung[4] für Beförderung auf der Strecke Ismid-Angora:

a) Ausfuhr von		
Getreide	1 930 000	Mark,
Ziegenhaar	175 000	"
Wolle	168 000	"
Gemüse, Früchte	141 000	"
Holz	101 000	"
Verschiedenes	477 000	"
Thiere	481 000	"
	3 473 000	Mark,
b) Gütereinfuhr	1 325 000	"
c) Binnen-Güterverkehr (darunter Salz)	358 000	"
d) Personenverkehr	958 000	"
Summa	6 114 000	Mark.

Beim Posten „Personenverkehr" ist sehr bescheiden angenommen, daß auf der Strecke Angora-Eski-Schehir täglich 30 Personen 269 km befahren werden, auf der Strecke Eski-Schehir-Ismid 60 Personen zu 230 km nach jeder Richtung, wobei ein Kilometer mit 6 Pfennigen zu bezahlen ist. Die Gesamtsumme der Einnahme ergiebt eine kilometrische Roheinnahme von 12 252 Mark, also noch mehr, als die Regierung sicher gestellt hat. Wahrscheinlich aber wird sich die Getreideausfuhr so heben, daß jener Betrag demnächst überschritten wird. Für die kleinere Strecke Haidar Pascha-Ismid ist eine kilometrische Roheinnahme

von 20395 Mark angesetzt. Daraus ergiebt sich wohl, daß das Werk für das Land zeitgemäß und für seine Unternehmer einträglich ist und daß das deutsche Geld diesmal nicht an Utopien verschwendet ist.

Damit, daß der erste Zug am 27. November 1892 Angora erreichte,[5] war das große Werk keineswegs abgeschlossen. Der Sultan Abdul Hamid ist ein einsichtiger und daneben mit gutem finanziellen Sinne begabter Fürst und verkennt nicht, daß, wenn sein immer noch ausgedehntes Reich fernerhin den Kampf um sein Bestehen aufnehmen soll, seine entlegeneren Theile mit dem Herzen enger verbunden und auch wirthschaftlich gekräftigt werden müssen. Er begreift, daß die Erschließung jener Gebiete nothwendig ist für das finanzielle und das politische Gedeihen des Osmanen-Reiches, und darum plant er schon lange zwei große Eisenbahnlinien, eine nach dem Persischen Golfe, die andere durch Syrien nach Palästina. Zu beiden konnte die deutsche Linie das geeignetste gemeinsame Anfangsglied abgeben, aber schon während ihres Baues wurde lebhaft — und hinter den Palastthüren des Serails vermuthlich noch lebhafter — die Frage erörtert, ob dies so werden sollte, oder ob die französischen Unternehmer, die den Handel von Smyrna beherrschen und die Linie Smyrna-Aïdin in Händen haben, für diese das Recht erwerben sollten, sie ins Innere fortzusetzen. Natürlich halfen ihnen die Russen, auffallenderweise aber auch die Engländer, die aber wohl fürchten mochten, daß Konstantinopel, bezw. die Umgebung von Skútari als Ausgangspunkt der deutschen Bahn nicht sicher genug sei angesichts des drohend auf seine Meerenge gespannten Bogens der russischen Seeburgen am Pontus und ihrer Kriegsflotten. Den Türken aber mußte dennoch daran liegen, den Verkehr nach ihrer, wenn auch noch so bedrohten Hauptstadt zu lenken. Es mag uns nun zur reinen Freude gereichen, daß diesmal die Deutschen — gleichviel, ob

die Staatsmänner oder die Kaufleute — gesiegt haben: die Konzession zum Bau der Linie Angora-Kaisarie und die Gewähr eines späteren Ausbaues tiefer ins Innere des Reiches ist ihnen zugesprochen. Es wird also zunächst die Fortsetzung der eben vollendeten Linie südostwärts in Angriff genommen, die, wenn sie am Oberlaufe des Hálys hinauf sich wendet, etwa 300 km lang werden muß. Kaisarie, das alte Cäsarea, ihr demnächstiger Endpunkt, liegt am Südostende der Hochebene, am Fuße des Erdjas und ist eine Stadt von etwa 50 000 Einwohnern.[6] Dazu sind Seitenlinien bewilligt.[7] Es wird demnach der Stab deutscher Techniker und Werkmeister, die mit dem Land je länger je mehr vertraut werden müssen, noch längere Zeit in Kleinasien beschäftigt bleiben und um so werthvollere Beiträge liefern können zu der Lösung der ernsten Frage: Ist jenes an sich aussichtsreiche Land geeignet, auch dem deutschen Bauer und Handwerker eine neue Heimath zu werden?

Zwei Vorbedingungen dazu sind unzweifelhaft erfüllt: die vorhandene Bevölkerung ist weder zu dicht, noch ist sie ihrem Bildungsstande oder ihrer Nationalität nach befähigt, das einwandernde Deutschthum aufzusaugen. Die vorhandenen, etwa $8^1/_2$ Millionen zählenden Bewohner bedingen eine Volksdichte von 16 für 1 qkm, während der am schwächsten bevölkerte deutsche Staat, Mecklenburg-Schwerin, 44 und, um entsprechend gestellte Länder anzuziehen, Texas 3, Florida 2, Kalifornien 3, Rio Grande do Sul in Brasilien 2,7, Ecuadôr 4 Bewohner auf 1 qkm hat. Rechnet man auf die minder besiedelten Theile Kleinasiens $1^1/_2$ Millionen Einwohner, so bedingt das für die übrigen 300 000 Quadratkilometer eine Volksdichte von etwa 24 auf 1 qkm, die in der Gegend von Brussa und Smyrna 40 erreichen mag und auf einigen ägäischen Inseln sogar die Zahl 100 überschreitet. Auf diesen letzteren ist also für fremde Bauern nichts zu suchen, und so günstig liegt diese Frage im ganzen in Klein-

asien nicht wie in Amerika, aber es sind doch noch genug weite Gebiete im Innern vorhanden, wohlgemerkt, nicht in der abflußlosen Steppe, sondern fruchtbare Ländereien, welche mindestens unbebaut, oft herrenlos, häufig ertragloses Regierungseigenthum sind. Also Platz ist schon noch vorhanden, namentlich wenn die Pforte sich dazu entschließen sollte, den Ansiedlern solches jetzt ja nutzlose Ackerland umsonst oder doch gegen ganz billigen Zins zu überlassen. Daß die gegenwärtige Regierung das thun wird, ist nicht unmöglich, denn es herrscht gegenwärtig ja gut Wetter für die Deutschen in Stambul, aber Systeme und Personen wechseln dort schnell, darum gälte es, die Herrschaft des einsichtigen und wohlwollenden Abdul Hamid zu benutzen, Heu zu machen, solange die Sonne scheint und die Sache nicht bloß in die sogenannte wohlwollende Erwägung zu nehmen. Immerhin muß damit gerechnet werden, daß das Land zu dem ortsüblichen Preise gekauft werden müßte, und der ist doch nicht so gering, nicht zwar im Vergleich mit den unseren, wohl aber mit solchen von Jungländern, wie in den inneren Unionsstaaten, jedenfalls aber in Brasilien noch zu finden sind, Preise, die der Ansiedler zu erwarten gewohnt ist. In Kleinasien muß, ähnlich wie bei uns zwischen Marsch und Geest, so zwischen Hoch- und Tiefland unterschieden werden. Die Aecker des Hochlandes, die Stätten des Mais- und des Weizenbaues bedürfen der Düngung und oft der künstlichen Bewässerung, der schwere Boden des Tieflandes ist so fett, daß der Weizen hier den Dünger überhaupt nicht vertragen kann, hier ist mehr die Stätte mehrjähriger Gewächse, des Weines, der Maulbeere, des Oelbaumes, auch des Tabakbaues, überhaupt der eigentlichen subtropischen Gewächse. Auf dem Hochlande soll sich der Preis des Donúm, das ist des ortsüblichen Flächenmaßes, das etwas schwankend auf 1/11 ha angegeben wird, bewegen zwischen 50 und 100 Piaster (1 Piaster = 18½ Pfennig,

100 Piaster = 1 Pfund türkisch, also 18½ Mark). Das wäre im Höchstbetrage 18½ Mark für ein Donúm, also etwa 200 Mark für das Hektar. Ganz anders im Tieflande, wo in der Nähe der Städte ein mit Maulbeeren bepflanztes Donúm bis 2000 Piaster, also 370 Mark, kostet. Die Preise schwanken selbstverständlich wie anderswo auch nach der Güte des Bodens und der Verkehrslage, sie werden steigen bei Nachfrage, und immerhin werden sie — wenn nicht eben auf Regierungsland gerechnet werden darf — doch hoch genug in Anbetracht alles dessen, was an Reise-, Einrichtungskosten und Lehrgeld draufgeht, um die Einführung der Siedler durch eine kapitalkräftige Siedelungsgesellschaft wünschenswerth erscheinen zu lassen. Diese wird aus anderen Gründen geradezu nothwendig.

Anderseits liegt die Gefahr der Aufsaugung des deutschen Siedlers durch die Einheimischen gewiß nicht vor, dazu sind sie ihm doch zu stammesfremd. Etwa eine Million von den 8½ Millionen der Bewohner sind Griechen. Sie bewohnen vor allem die Inseln und die Küsten und treiben hauptsächlich Industrie oder Handwerk; im Süden sind sie von auffallend semitischem Gepräge und wahrscheinlich gräzisirte Semiten, wie ja auch im Alterthume mehrere andere Stämme Kleinasiens, so die Lyder, Semiten waren. Israeliten giebt es wenig, denn sie sind an Handelsgewandtheit dem Armenier nicht gewachsen, der sich in den Städten durchweg des Bankgeschäftes bemächtigt hat. In den öderen Theilen des Hochlandes kommen halbnomadische Reste der ältesten Bevölkerung vor, so die Jürüken, d. h. die Wanderer, die Ansarjeh u. a. mit geheimnißvollen Gewohnheiten, der Lehre von der Seelenwanderung und von einem guten und bösen Prinzip. Bei weitem die Hauptmasse aber gehört dem herrschenden Stamme der Osmanen an, die hier noch in dichten Massen zusammensitzen, während in Europa ihre Reihen immer dünner werden. Sie sind in Kleinasien aus

einem Reitervolke zu Ackerbauern geworden, denn die Pferde sind zwar vortrefflich, aber gering an Zahl. Die Arbeitsthiere der Bauern sind vielmehr das Rind und der viel leistungsfähigere und dabei verhältnißmäßig billigere Büffel, der nur reichlichen Wassers bedarf, um zu gedeihen. Es ist schwer, nach den widersprechenden Angaben ein Urtheil über die Osmanen zu fällen, von dem man mit Sicherheit behaupten kann, es sei das richtige. Daß sie ausdauernd, mäßig, gastfreundlich, dazu tapfere und genügsame, also vortreffliche Soldaten sind, räumt ihnen Jeder ein, aber die gemeinsame Meinung geht dahin, daß sie die süße Ruhe des Nichtsthuns und des Träumens, das otium cum dignitate, über alles lieben, kurz gesagt, schrecklich faul seien. Es scheint das aber doch nur auf die Osmanli der großen Städte, namentlich Stambuls, zuzutreffen, denen es an gesicherten Lebensbedingungen, vor allem an Grundbesitz fehlt. Es scheint zuzutreffen auf die vielfach entarteten oberen Klassen, die alle Fähigkeit verloren zu haben scheinen, das Volk zu führen, die im Frieden es aussaugen und im Kriege mit diesen vortrefflichen Soldaten allenfalls einen Sieg, aber keine Erfolge zu erfechten verstehen. Nun behaupten aber Leute, auf die man wohl hören muß, so auch K ä r g e r, daß der osmanische Bauer nicht faul, sondern im Gegentheil fleißig ist, strebsam und gelehrig; daß er sorgsam darauf bedacht sei, den Eingewanderten ihre Künste abzulauschen und sich nicht von ihnen überflügeln zu lassen. Von den Griechen und Armeniern habe er gelernt, die Oel- und Maulbeerbäume verständiger als bisher zu züchten und zu verwerthen, den vielfach zugezogenen Rumelioten aus dem Gebiete von Konstantinopel habe er die Verbesserungen des Ackerbaues abgesehen, wenn er im allgemeinen das Land auch noch in der barbarischen Weise der Patriarchenzeit bewirthschafte. Jedenfalls ist er schlau genug, die Einwanderer erst ihre Experimente machen zu lassen, für die sie das Lehrgeld zu tragen

haben, während er sie im Falle des Gelingens nur kostenlos nachzuahmen braucht. Es ist also doch kein so ganz verächtlicher Mitbewerber, der jetzt mit dem Eindringen der Bahn ganz merkbar schnell Neues lernt, und wenn noch lange gewartet wird, so wird die Konkurrenz mit ihm nicht leichter. Mag man es aber auch zugeben wollen, daß er nicht unfleißig ist, so hat sein Fleiß doch jedenfalls eine Grenze, er geht nicht bis zum Sparen, wenigstens nicht bis zum nachhaltigen Sparen. Daran hindert ihn schon der Fatalismus seiner Religion, die im Blute steckende Abneigung des Rosse und Reiterstückchen liebenden Osmanenthums und schließlich die Raubsucht der Oberen, vor denen er sich nur schlecht zu schützen vermag. Also wozu sparen? Wie sehr drückt ihn schon der „Zehnte" seiner Feldfrüchte, der zu 11½% anschwillt, wenn der Zehntenpächter ihn einheimst; und der kaiserliche Kommissar, der diesem auf die Finger sehen soll, will doch auch etwas haben für seine Mühe. Nicht eher darf die Ernte angerührt werden, als bis der Zehntenantheil entnommen ist. Welche Summe von Plagen und Quälereien läßt sich schon allein aus diesem Vorbehalte entwickeln! Wie dem türkischen Bauer zu helfen, wie der Zins etwa auf indirektem Wege abzulösen wäre, denn unmittelbar geht es nicht, weil der Koran ihn vorschreibt, wie ihm die Frucht seiner Mühen zu sichern wäre, das zu erörtern, gehört wohl nicht hierher. Wohl aber hat der Ansiedler alle Ursache, sich gegen die Begehrlichkeit und die Quälsucht der großen wie der kleinen Beamten vorsorglich zu wappnen, und das kann er nur dadurch, daß er sich einmal des Schutzes der Hohen Pforte versichert, denn ohne diesen würden die Beamten seiner bald Meister werden. Ohne den Sultan oder gar wider ihn ist gar nichts zu schaffen. Doch auch der Sultan kann sich ändern, wird sterben, die Hohe Pforte ist weit, und von dem Wohlwollen Jemandes abzuhängen, ist immer mißlich; wie soll es also

— und damit berühren wir den schwierigsten Punkt der ganzen Frage — mit der staatsrechtlichen Stellung der Ansiedler werden? In eine Reihe mit den alten Bewohnern gestellt, wie sie den Launen der Beamten vom Vali bis zum Zapschi herunter überlassen zu werden und vom türkischen Richter abhängig zu sein, das sind Bedingungen, auf die hin nie ein Abendländer einwilligen wird und darf, sich auf türkischem Boden anzusiedeln. Hingegen wird auch die Pforte nicht willens sein, wie in Palästina z. B. der württembergischen Tempelgemeinde und so vielen anderen Abendländern, die sich dauernd dort niedergelassen haben, die bisherige Staatsangehörigkeit zu ihrer alten Heimath zu belassen und den diplomatischen Kleinkrieg, der dort mit der Schar der fränkischen Konsuln geführt wird, nach dem Boden Kleinasiens zu verpflanzen. Wenigstens hat die Pforte ähnliche Zumuthungen abgelehnt, die ihr vor ein paar Jahren von den Vertretern etwa 200 000 deutscher Bauern gestellt wurden, die es auf dem Boden Südrußlands nicht mehr aushalten mochten und den kleinasiatischen als geeignet ansahen, ihnen eine neue Heimath zu bieten. Die Uebersiedelung ist noch nicht zu stande gekommen. Auf keinen Fall ist den zuziehenden Deutschen zu rathen, Grund und Boden zu erwerben und sich damit über kurz oder lang in türkische Staatsangehörigkeit zu begeben, solange ihren Gemeinden nicht Selbstverwaltung, Selbstbesteuerung und eigene Richter, in Streitigkeiten mit Mohammedanern gemischte Gerichtshöfe zugestanden, oder aber der leitenden Siedelungsgesellschaft entsprechende Befugnisse mit Sicherheiten übertragen sind. Das ist ein Grund mehr, daß sich Ansiedler nur in geschlossenen Mengen dort niederlassen sollten. Der Einzelne, selbst die kleinere Gruppe wird auch der osmanischen Bevölkerung nicht imponiren können.

Wie wird überhaupt der osmanische Bauer dem deutschen begegnen? Zunächst ist er gegen die Deutschen recht wohl-

wollend gestimmt, da sie ihm die schöne Bahn gebaut haben, durch die seine Aecker so hübsch im Werthe gestiegen sind. Aber es ist nur zu wahrscheinlich, daß dies Gefühl in das gerade Gegentheil umschlagen wird, wenn der Fremde, der Giaur, kommt, dauernd dort zu wohnen und auf den Feldern seines Heimathlandes zu ernten, mag er sie ihm auch um schönes Geld abgekauft haben. Also starker, gegenseitiger Schutz der Kolonisten ist durchaus von nöthen. — In dem Völkergemische des Landes ist noch ein neuer Bestandtheil nicht zu vergessen, das sind die Tscherkessen, die vom russisch oder rumänisch gewordenen Boden hierher gewandert sind. Mit ihrer Aufnahme hat die Türkei sich und den kleinasiatischen Bauern eine niedliche Zuchtruthe gebunden, denn sie treiben lieber Diebstahl und Wegelagerei als Viehzucht; ihr Hauptgeschäft ist der Verkauf ihrer jungen Mädchen nach Stambul. 55 Pfund türkisch kosten sie ausgewachsen, das macht etwa 1000 Mark.

Vor allem lehren afrikanische Erfahrungen, daß, bevor man einem deutschen Landmanne anräth, sich zu überlegen, ob er in dem und dem Lande neue Hütten bauen soll, man ihm erst Gewißheit über das Klima zu geben hat. Das kleinasiatische ist ein durchaus subtropisches, d. h. der Sommer ist trocken, aber nicht so trocken, wie im Innern Spaniens, im milden Winter fällt Regen die Fülle und in höheren Lagen auch Schnee. Der Januar hat im Innern die Durchschnittswärme von + 5° C., der Juli + 30°; das wäre also noch zu ertragen, aber immer doch hoch genug, um die Arbeitsfähigkeit der Deutschen gleich nach der Ankunft vorerst noch einzuschränken.

Sodann herrscht in Kleinasien, wie in all den schönen Ländern, die das Mittelmeer umsäumen, das Malariafieber, jedoch mit Ausnahme einiger wenigen Gebiete, die zu vermeiden wären, ist es nirgends tödtlicher Art oder so bedenklich wie

an den Flachküsten Italiens, und das Land als Ganzes hat kein Klima, daß man berechtigt wäre, einem Deutschen deshalb abzurathen, sich dort niederzulassen. Das Hochland ist naturgemäß gesünder als das Niederland.

Der osmanische Bauer hat wie der unsere sein Winter- und sein Sommerkorn; das erstere ist wie bei uns das hochwerthige; mit Sommersaat werden nur die geringen Aecker bestellt oder solche, die man ausruhen lassen will. Gewisse eigenthümliche Düngungsarten sind seit alters eingebürgert und nicht damit aus der Welt geschafft, daß der fremde Landwirth, getragen von dem Bewußtsein des Besserwissens, ohne weiteres sein eigenes Verfahren an die Stelle setzt.

Er möchte dabei üble Erfahrungen erleben. Ueberhaupt mag er zwar viel Neues und Nützliches hintragen, zuerst wird er doch lernen müssen, das Land zu verstehen.

Ihm diese Lernzeit und etwaige Mißerfolge tragen zu helfen, ist wiederum das Kapital einer tüchtigen Gesellschaft von nöthen, und es ist ganz besonders im Tieflande am Platze, wo sich der Siedler den subtropischen Dauergewächsen zuwenden muß, die bei weitem mehr einbringen, von deren Behandlnng aber natürlich der deutsche Bauer noch gar nichts versteht. Er kann nicht ohne weiteres anfangen zu ackern, vielmehr muß er an der Hand Erfahrener erst lernen; ein ehrliches Kolonial-Direktorium muß ihm die bei der Lohnarbeit erworbenen Ersparnisse anlegen und er sich dann mit dessen Hülfe und auf Grund seiner Ersparnisse zum selbständigen Grundbesitzer aufschwingen. So mag auch der Mittellose gedeihen, und Kleinasiens Boden könnte so einen deutschen Bauernstand gewinnen, der den Erzeugnissen der deutschen Industrie ein neues lohnendes Absatzgebiet sichern würde.

Denn fruchtbar und ertragreich ist dieser Boden. Mißernten bleiben zwar nicht aus, dafür kann aber eine der gewöhn-

lichen guten Ernten alle Kosten des Grunderwerbes, eine zweite alles das bezahlt machen, was sonst noch in das Gewese hineingesteckt ist. Das 14. Korn soll beim Weizenbau eine geringe Ernte, das 40. aber und noch weit mehr nichts Ungewöhnliches sein. Kärger (a. a. O., S. 27) berechnet, daß ein deutscher Bauer, der auf eigene Rechnung wirthschafte und auch alle Arbeiten verrichte, dort aus 5—6 ha jährlich 1700 Mark Reingewinn erzielen werde. Mit der Aufzählung alles dessen, was Garten- und Ackerbau dort erzielen können, möchte ich Sie nicht ermüden, um so weniger, da die Haupterzeugnisse schon mehrfach genannt sind. Es sind ihrer aber noch mehr als die genannten, so z. B. Lein, Wassermelonen, Bohnen, eine Fülle von anderen Gemüsen, Küchenkräutern und Obst, die alle schon jetzt in großen Mengen ausgeführt werden.

Die Viehzucht, die bisher nur in Angoraziegen[8] und Fettschwanzschafen glänzte, würde bald auf eine andere Stufe kommen, falls nur erst ordentliche deutsche Wiesen angelegt würden, eine Betriebsweise, für die der Osmane noch kein Verständniß hat. Die Weintrauben werden bis jetzt fast nur als Rosinen verwerthet, aber diese nehmen in der Ausfuhr Smyrnas fast schon die erste Stelle ein. Die Industrie ist namentlich in den Städten des Griechenvolkes gar nicht so unbeträchtlich: Baumwollen- und Seidenwebereien sind zu nennen, die Teppichwirkerei von Smyrna ist weltbekannt, und die Verarbeitung des Mohns zu Opium liefert große Erträge.

Eine planmäßige Gewinnung und Verarbeitung der Bodenschätze, die im Alterthume so große Erträge lieferten, wird nur an wenigen Stellen betrieben. Erst nach der Fertigstellung neuer Verkehrslinien wird zu erwägen sein, ob der Abbau der Fundstätten sich lohnt. Raubbau wird getrieben in den Meerschaumlagern, regelmäßig ausgenutzt werden die Schmirgelgruben von Scala Nova; sie boten 1884 einen Ertrag von

700 000 Mark. Gold findet sich an dem Astyra-Berge, ganz nahe an den Dardanellen, Chromerz an verschiedenen Stellen, Antimon auf Chios, Steinkohlen bei Eregli in Lykaonien, Cypern gegenüber, Blei und Kupfer ebenfalls an der Südküste bei Adara, und das ägäische Meer endlich liefert reichlich Schwämme.

Ich hoffe, daß Sie mich nach diesen Darstellungen nicht der Schönfärberei bezichtigen werden; aber zu der Schlußfolgerung glaube ich berechtigt zu sein: Kleinasien ist der Besiedelung werth; diese ist für den deutschen Landmann möglich und lohnend, wenn die zahlreichen Schwierigkeiten, die nicht verschwiegen sind, mit leistungsfähiger und kluger Hand bewältigt werden. Es sei mir gestattet, dieses Urtheil noch durch den Ausspruch eines der besten Kenner des Morgenlandes, des vielgenannten Nubar Pascha, zu bekräftigen, der mir von einem höheren preußischen Offizier erzählt worden ist. Dieser fuhr vor nicht gar langer Zeit übers Mittelmeer und unterhielt sich während der Fahrt häufig mit dem hochgestellten Türken, und bei einer Gelegenheit äußerte dieser: „Warum sucht Ihr Deutschen nur so fern in Afrika? Dort liegt Kleinasien. Das ist Euer Platz.“

Aber Eile thut noth, d. h nicht Eile, mit der Besiedelung zu beginnen, wohl aber ernste und abschließende Erwägungen und Vorverhandlungen anzustellen, zumal jetzt, wo sich noch ein vorzüglicher Stab von deutschen Ingenieuren und Bahnbeamten im Lande befindet, die den Verhältnissen so viel näher getreten sind und den Ansiedlern die Wege weisen können. Unserem Jahrhundert ist es beschieden, zu sehen, wie alle die schönen Landschaften um das sonnige Mittelmeer herum, das durch den Suezkanal aus einem Binnenmeere wieder zu einem Weltmeere geworden ist, zu neuem Leben erwachen. Möchte es dem deutschen Freier beschieden sein, um eine der letzten zu

werden, und möchte er nicht zu spät kommen, damit er sich nicht einen Korb holt.

Anmerkungen.

[1] Neben ihnen reden dort 635000 französisch, 155000 italienisch, 38000 rhäto-romanisch als ihre Muttersprache.

[2] K. Kärger, Kleinasien ein deutsches Kolonisationsfeld. Kolonialwirthschaftliche Studie. Berlin 1892. — S. auch E. Naumann, Vom goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat. München 1893. Der Verfasser hegt die größten Erwartungen für die Zukunft Kleinasiens.

[3] Dies bedeutet der dem Griechischen entnommene Name Anatolien, bei den Türken Anádoli, und „Sonnenaufgang" oder „Morgenland" bedeutet auch die Levante, womit der Abendländer die Süd- und die Westküsten der Halbinsel zu bezeichnen pflegt.

[4] Nach Forchhammer, a. a. O., S. 30 ff.

[5] Es wird berichtet, daß zu diesem Festtage das malerisch-schmutzige Angora in reinem, weißen Gewande erschienen sei, indem der Vali (etwa Regierungspräsident) die Häuser ohne Unterschied habe weiß antünchen lassen, allerdings – nur ihre Vorderseite.

[6] Smyrna hat 225000, Skútari 100000, Brussa 60000, Magnesia 52000, Trapezunt 45000, Adana 45000, Konia 43000, Siwas 40000, Angora 37000 Einwohner.

[7] So die Verbindung mit den französischen Linien, die von Smyrna und Ephesus ausgehen. Nebenbei sei bemerkt, daß der Deutschen Bank zu Berlin auch der Bau der Linie Saloniki-Monastir in Makedonien zugestanden ist, welche die erste Hälfte einer Ueberlandbahn vom ägäischen nach dem adriatischen Meere bilden wird. Der Bau ist bereits im Mai 1891 begonnen und soll im Jahre 1894 fertig gestellt werden. — In der asiatischen Türkei standen 1893 im Betriebe rund 1200 km, davon 1100 in Kleinasien.

[8] Ihr Wollertrag beträgt etwa 67000 Zentner jährlich.

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichn. von **C. A. Fischer-Cörlin.** Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... Mk. 4.—

Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Charakteristik der modernen Erkenntniß. 2 Bde. Eleg. geh. .... „ 12.—
eleg. geb. .... „ 16.—

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ... „ 11.40
N. F. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. .... „ 12.—

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. **2. Auflage.** Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt .... Mk. 6.50

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten. **4. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 4.—

Homunculus. Modernes Epos in 10 Ges. Gr.-Oktav. **5. Aufl.** eleg. geh. .... „ 4.—
in prachtvollem Original-Einband ... „ 5.—

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant geh. .... „ 3.—
elegant gebunden mit Goldschnitt ... „ 4.—

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. **7. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 6.—

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Ges. **11. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 4.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 5.—

— **Pracht-Ausgabe.** Mit über 200 Illustrationen von **Adalbert von Rößler** und **Hermann Dietrichs.** Gr. Folio in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt .... Mk. 75.—

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustrationen von **Herm. Dietrichs. 4. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 12.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 15.—

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. **21. Aufl.** Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 5.—

— **Pracht-Salon-Ausgabe.** Mit über 100 Illustrationen von **C. A. Fischer-Cörlin.** Gr. Fol. in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 50, auch in 18 Lieferungen à .... „ 3.—

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. **3. Auflage.** Eleg. geheftet „ 5.—
eleg. gebunden .... „ 6.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. **6. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 3.—
eleg. geb mit Goldschnitt .... „ 4.—

Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. **3. Auflage.** Eleg. geb. .... „ 2.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 3.—

Gesammelte kleinere Dichtungen. **3. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 4.—

Germanenzug. Canzone. **5. Auflage.** Elegant geh. .... „ 1.—
elegant geb. mit Goldschnitt .... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. **5. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 1.50
eleg. gebunden mit Goldschnitt .... „ 2.50

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. **4. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 6.—
eleg. in Halbfranz geb. .... „ 8.—

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Gesängen. **5. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 1.50
geb. mit Goldschnitt .... „ 2.50

Die Waldsängerin. Novelle. **4. Aufl.** Eleg. geh. .... „ 1.50
eleg. geb. .... „ 2.50

Praktisch

für jede Hausfrau.

Kraft und Stoff.

Deutsches Universal-Kochbuch

von

Charlotte Böttcher.

10. Auflage.

Preis elegant gebunden M. 7.50.

Kraft und Stoff ist das praktischte Geschenk für junge Mädchen, das beste Hülfsmittel beim Kochunterricht, das beste Nachschlagebuch für Hausfrauen; es enthält die ganze Praxis der Küche, für die feinste Tafel, wie für den einfachen bürgerlichen Haushalt in mehreren tausenden erprobten Recepten und ist das verhältnißmäßig billigste Kochbuch.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
(vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Bolau, Dr. H. Der Elephant im Krieg und Frieden und seine Verwendung in unseren afrikanischen Kolonien. Mit 4 Holzschn. .... M. 1.—

Breitenbach, Dr. W. Das Deutschthum in Südbrasilien „ 1.—

— Kurze Darstellung der neueren deutschen Kolonialgeschichte .... M. 1.20

Buchner, H. Ueber die Disposition verschiedener Menschenrassen gegenüber den Infektionskrankheiten u. über Acclimatisation .... M. —.80

Deckert, E. Die civilisatorische Mission der Europäer unter den wilden Völkern .... M. —.75

Engler, Oberstlieutenant G. Koloniales. Eine umfassende Darstellung der Kolonialverhältnisse des Deutschen Reiches und der übrigen europäischen Staaten .... M. 1.60

Heitz, Prof. Dr. Ursachen und Tragweite der nordamerik. Konkurrenz mit der westeuropäischen Landwirthschaft M. 1.20

Janssen, C. W. Holl. Kolonial-Politik in Ostindien „ 1.—

Kapp, Fr. Ueber Auswanderung .... „ —.75

Metzger, Emil. Europäische Ansiedler in Niederländisch Ostindien .... M. —.60

Metzger, Emil. Vierzig Jahre niederländischer Kolonialherrschaft in Ostindien .... M. 1.20

Paul, E. Die Zukunft unseres Handels .... „ 1.—

Pfannschmidt, Dr. Die Entwickelung d. Welthandels „ —.80

Raab, Der alte und der neue Kongostaat .... „ 1.60

Simonsfeld, Dr. H. Die Deutschen als Kolonisatoren in der Geschichte. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. v. Holtzendorff. 2. Aufl. .... M. 1.—

Stade, P. Ueber den Einfluß des Klimas und der geographischen Verhältnisse auf die Bauthätigkeit der Menschheit .... M. —.80

Topf, Prof. Dr. H. Deutsche Statthalter und Konquistadoren in Venezuela .... M. 1.—

Treutlein, Prof. P., Dr. Ed. Schnitzer (Emin Pascha), der ägyptische General-Gouverneur des Sudan. Mit einer Karte .... M. 1.20

v. Waltershausen, Sartorius Frhr. Die Zukunft des Deutschthums in den Vereinigten Staaten von Amerika M. 1.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ist es möglich, die deutsche Auswanderung nach Kleinasien abzulenken.

Von

Dr. E. Oehlmann
in Hannover.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Achte Serie
(Heft 169—192 umfassend).

Heft 189.

Professor Jakob Dominikus, der Freund des Koadjutors von Dalberg.

Von

Dr. Albert Pick
in Erfurt.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung
1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung" erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Das Rolandslied.

Ein altfranzösisches Epos.

Uebersetzt von

E. Müller.

1891. 162 S. 8°. Geheftet 3 Mk.

Urtheile der Presse.

E. Müllers Uebersetzung zeichnet sich durch fließende Sprache und poetischen Schwung aus. Vor der allgemein bekannten und beliebten Verdeutschung von W. Hertz hat sie größere Vollständigkeit und Verständlichkeit voraus. (Breslauer Zeitung 27. 5. 91.)

E. Müller hat durch eine üppig blühende Sprache eine Uebertragung zu stande gebracht, welche die Lektüre dieses alten Epos zu einer fesselnden macht. (Deutsche Zeitung, Wien 7. 7. 91.)

Der Ton des alten Volksepos ist so gut getroffen, daß die Müllersche Arbeit die allgemeinste Beachtung verdient und namentlich auch für Schülerbibliotheken erworben werden sollte. (Schlesische Zeitung 16. 7. 91.)

An schönen, zwanglosen, angenehm zu lesenden Endreimen in edler Sprache ist hier der Stoff geboten, und wir bezweifeln keinen Augenblick, daß die Uebersetzung dem vortrefflichen Gedicht wieder neue Freunde zuführen wird, und wünschen dem hübsch ausgestatteten Buche die weiteste Verbreitung. (Magazin für Pädagogik.)

Es ist ein Verdienst unseres Verfassers, daß er mit seiner trefflichen Uebersetzung, welche den schlichten Ton festhält, ohne Beigabe geziert archäistischer Wendungen, den Schatz unserer deutschen Uebersetzungslitteratur um ein in der That werthvolles Kleinod vermehrt hat. (Westermanns Monatshefte, Okt. 1891.)

Die Uebersetzung liest sich glatt und klar. (Vossische Zeitung 25. 9. 91.)

Wir empfehlen das Rolandslied allen Freunden epischer Poesie aufs wärmste. Auch für die Privatlektüre der oberen Klassen in höheren Knabenschulen scheint uns dasselbe vortrefflich geeignet. (Pädagog. Zeitung 26. 11. 91.)

Professor Jakob Dominikus,

der Freund des Koadjutors von Dalberg.

Ein Beitrag zur erfurtischen Gelehrtengeschichte.

Von

Dr. Albert Pick

in Erfurt.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königliche Hofbuchdruckerei.

1894.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Es giebt in der Geschichte Gestalten, die unsere wärmste Theilnahme dadurch erwecken, daß sie auf die Grenze zweier widerstreitender Zeitalter gestellt sind. Solchen Menschen haftet ein gutes Stück Tragik an, weil sie, mit allen Fasern ihres Herzens an einer schönen Vergangenheit hängend, einer noch größeren Zukunft, die sie mehr ahnen, als verstehen, nur zagend entgegengehen.

Ein derartiger, zwei grundverschiedene Geschichtsperioden verknüpfender Lebenslauf ward dem Manne zu theil, dessen Schicksale auf nachfolgenden Blättern in flüchtigen Zügen vorgeführt werden sollen. Er hat etwa seit der Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, drei Jahrzehnte lang, mitten im wissenschaftlichen und öffentlichen Leben Erfurts gestanden, und zwar zuerst unter kurmainzischer Herrschaft als rechte Hand des Koadjutors von Dalberg, in welcher Eigenschaft es ihm möglich ward, die mannigfachsten Beziehungen mit den Vertretern des klassischen Weimar anzuknüpfen und das Erwachen der zweiten Blütheperiode unserer Nationallitteratur gleichsam aus nächster Nähe zu belauschen. Gleichzeitig hat er die letzte Periode der Erfurter Universität mit durchlebt, hat ihr durch seinen Eifer einen vorübergehenden Aufschwung zu verleihen geholfen, hat aber den entseelten Körper dieses Instituts ebensowenig wie seine Mitstrebenden auf die Dauer galvanisiren können.

Sodann erscheint ebenderselbe, nach Ueberschreitung der Schwelle dieses Jahrhunderts, als königlich preußischer Beamter, und als solcher gerieth er mit hinein in die Krisis, die sein neues Vaterland, der preußische Staat, in der Zeit von 1806 bis 1812 durchzumachen hatte.

Er hat diese Zeit der Prüfung als Patriot und Mann von Charakter glänzend bestanden, und wenn sein Leben vorher ziemlich idyllisch verflossen war — ein echtes, deutsches Gelehrtenleben des achtzehnten Jahrhunderts —, so wird es nun, im neunzehnten Jahrhundert, mit einem Male hoch dramatisch.

Freilich fließen die Quellen über Johann Jakob Dominikus nur spärlich; doch ist es dem Schreiber dieser Biographie gelungen, von den Nachkommen jenes Gelehrten,[1] mit denen er sich in Verbindung gesetzt hat, eine Anzahl werthvoller Mittheilungen über ihn zu erlangen. Dieselben beruhen auf wohl verbürgter Familienüberlieferung; insbesondere ist eine geschriebene Gedächtnißrede erwähnenswerth, die ein Jahr nach Domikus' Tode von einem Kollegen des Dahingeschiedenen, dem Regierungsrath Musculus, ihm zu Ehren in der Loge zu Koblenz gehalten worden ist. Zwei Dominikus'sche Briefe, die verwerthet wurden, befinden sich in dem Nachlasse des am 25. Oktober 1842 im Alter von 88 Jahren verstorbenen ehemaligen Direktors des Berlin-Kölnischen Gymnasiums Johann Joachim Bellermann[2], eines aus Erfurt stammenden und seiner Zeit hoch angesehenen Pädagogen. Ueber Dominikus' Beziehungen zu Schiller[3] gaben zunächst einige jenen betreffende Stellen und Notizen Aufschluß, welche sich in Fielitz' bekannter Briefsammlung „Schiller und Lotte“ vorfinden, sodann aber ein schönes, bisher ziemlich unbekannt gebliebenes Schreiben des Dichters an Dominikus aus dem Jahre 1791, dessen Original die Hauptzierde einer Leipziger Autographen-Sammlung[4] bildet.

Wie Goethe über Dominikus dachte, hat der Verfasser durch die Freundlichkeit des Direktors des Goethe- und Schiller-Archivs zu Weimar, Herrn Professor Dr. B. Suphan, erfahren. Daß endlich unser Erfurter Patriot auch mit Wilhelm von Humboldt befreundet war, beweisen ein noch heute im Besitze einer Enkelin von Jakob Dominikus befindlicher Präsentier-Tisch, den dieser von jenem, dem jüngeren Humboldt, zum Hochzeitsgeschenke erhalten hatte, sowie die „1000 Empfehlungen“, die Karoline von Humboldt in einem Briefe vom 4. Mai 1815 an ihn durch Professor Siegling bestellen ließ.[5]

Die vorhandenen Briefe aber sind nur unbedeutende Reste einer weit ausgedehnten und hochwichtigen Korrespondenz, die leider, wie es scheint, unwiederbringlich verschollen ist. Gleich nach dem Tode unseres Professors nämlich erbot sich ein sogenannter Freund desselben, der Witwe den handschriftlichen Nachlaß zu ordnen; nach dieser „Ordnung“ waren die werthvollsten Briefe verschwunden.[6]

So war denn der Verfasser der vorliegenden Skizze auf das arg verringerte handschriftliche Material und auf etliche gedruckte Hülfsmittel angewiesen, welche letzteren im Laufe dieser Mittheilungen an den zuständigen Stellen erwähnt werden sollen.[7]

Ehe wir wir jedoch zu unserem eigentlichen Thema schreiten, das sich naturgemäß um die von der Gegenwart gerade hundert Jahre zurückliegende Zeit konzentriren muß, erscheint es wünschenswerth, unsere Aufmerksamkeit für wenige Augenblicke auf eine noch vier weitere Jahrhunderte früher eingetretene Epoche in der Geschichte Erfurts zu lenken.

Einige Jahrzehnte nach Begründung der Erfurter Universität, die, wie bekannt, 1302 am Sonntage Misericordias Domini — den 20. April — unter ihrem ersten Rektor Magister Mülner von Arnstadt feierlich eingeweiht worden ist, wurden die dem Studium

dienenden Anstalten der Stadt durch ein großartiges Geschenk des hochgelahrten und mit zeitlichen Gütern gesegneten Magisters der Arzneikunde und Leibarztes des Kaisers Sigismund, Amplonius Ratingk von der Buchen aus Berka, bedeutend vermehrt. Diese Stiftung ist das Collegium Amplonianum, das sich ursprünglich in einem der „alten Wage" gegenüber belegenen Hause der Michaelisstraße, „Zur Himmelspforte", jetzt Nr. 44, befand, bis es im achtzehnten Jahrhundert in das alte Sachsenkollegium und dann im Jahre 1767 in die alte Statthalterei „an der Straße", d. i. in der heutigen Marktstraße, unter Uebertragung des früheren Namens Porta Coeli auf das neue Heim verlegt wurde.[8] In diesem, einen klösterlichen Anstrich tragenden Institute fanden 13 bis 15, nach dem dreißigjährigen Kriege aber nur noch 7 unbemittelte Präbendare, theils Scholaren, theils Magistri, die aber sämtlich Angehörige der Erfurter Universität sein mußten, alles, was zur Nothdurft des Geistes und Leibes gehörte. Mit dem Kollegium war eine bedeutende Handschriften- und Büchersammlung verbunden, die heute noch als Bibliotheca Amploniana den wichtigsten Bestandtheil der Erfurter Königlichen Bibliothek bildet und durch ihren Namen das Andenken des hochherzigen Gebers verewigt.

Die ursprüngliche Schenkung des Amplonius datirt vermuthlich aus dem Jahre 1412; sie wurde zweimal, zuletzt am 22. Dezember 1433, erneuert. In der an diesem Tage ausgestellten Urkunde giebt der Stifter dem Rathe und der Gemeinde seines Geburtsortes Rheinberg das Recht, zu 9 von den 15 Präbenden 9 geeignete, aus der Stadt und dem Kirchspiele gebürtige Personen zu präsentiren, davon 3 Scholaren, mindestens 15 Jahre alt, und 6 Magistri als Lehrer und Leiter der Scholaren. Aus der Zahl der Rheinbergischen Magistri sollte auch der Dechant als Rektor und Provisor des Kollegiums gewählt werden. Die so bevorzugte Stadt war früher dem

Kölnischen Erzstifte unterthan. Sie heißt in der Matrikel der Universität, in der Amplonius im Jahre 1392 als Vierter eingezeichnet zu werden die Ehre hatte, Berka, heutzutage, wie erwähnt, Rheinberg und liegt am linken Ufer des Rheins ein paar Kilometer von der Stelle entfernt, wo die Lub oder Lut in denselben mündet, in dem zum Regierungsbezirke Düsseldorf gehörigen Kreise Mörs.

In dieser Stadt nun wurde Johann Jakob Dominikus an einem der ersten acht Tage des November 1762 geboren und nach Ausweis des Taufregisters am 9. dieses Monats getauft.[9] Er war der vorletzte[10] Sohn von Johann Lambert Dominikus und dessen Ehegattin Maria Katharina, geborenen Busch. Diese Eltern nährten sich schlecht und recht von einem Gewürzladen und nebenher, wie es in so kleinen Orten üblich ist, von einem Bierschanke. Der Vater war überdies „Gemeinherr" und ward in dieser Würde fast jährlich bestätigt. Indessen waren die Verhältnisse der Familie doch nur sehr bescheidene, so daß unser Dominikus seine ganze Jugend hindurch mit dem drückendsten Mangel zu kämpfen hatte. Aber sein frommer Glaube und sein inniges Gottvertrauen hielten ihn stets aufrecht. Vielleicht ist der Autor dieser Zeilen in der Lage, seinen Lesern auch noch einen Oheim oder sonstigen nahen Verwandten unseres gelehrtes Erfurters vorzustellen.

Als nämlich am 26. Oktober 1890 der große Stratege Moltke seinen neunzigsten Geburtstag feierte, wurde ihm von dem Oberbibliothekar der Universität in Würzburg, Dr. Dietrich Kerler, ein Schriftchen gewidmet, betitelt: „Aus dem siebenjährigen Kriege. Tagebuch des preußischen Musketier Dominicus."[11] Es war ein Tagebuch, „dessen Verfasser", ebenfalls Johann Jakob Dominicus geheißen und gleichfalls aus der niederrheinischen Gegend gebürtig, wie Kerler sagt, „treu und tapfer unter den Fahnen seines Königs" — Friedrichs

des Großen — „gekämpft hat, bis ihn ein tragisches Geschick vom Schlachtfeld weg in ferne Lande als Kriegsgefangenen führte“.

Es dürfte die Verwandtschaft dieses Dominikus mit dem unsrigen aufrecht zu erhalten sein nicht bloß wegen der zutreffenden äußerlichen Momente, sondern auch wegen der bei beiden in besonderem Maße hervortretenden gemeinsamen Eigenschaften der Frömmigkeit, der Biederkeit und der Vaterlandsliebe.

Doch kehren wir zu unserem Rheinberger Scholaren zurück! Ein wenig in der Musik, sowie im Lateinischen unterrichtet, ward er zum Studiren bestimmt und kam zu diesem Zwecke nach Erfurt. Kaum bedürfen wir der ausdrücklichen Bestätigung August Heinrich Erhards, können es uns vielmehr selbst denken, daß jener in seiner Eigenschaft als Landsmann des Amplonius Ratingk, als geborener Rheinberger, eine Freistelle im hiesigen Amplonianischen Kolleg erhalten hat. Die alte Hofstatt in der Marktstraße, die aus zwei großen, aber unbequem eingerichteten Häusern und zwei daranstoßenden Gütern bestand,[12] öffnete dem Knaben gastfrei ihre Thore, der gewiß damals nicht ahnte, daß er damit die Stätte seiner künftigen langjährigen und segensreichen Wirksamkeit zuerst betrat.

Mit fast zu großer Anstrengung für seinen schwächlichen Körper widmete er sich den in reicher Fülle gebotenen Wissenschaften. Er studirte Rechtsgelahrtheit, besonders Staats- und Kirchenrecht, Philosophie, Mathematik und Physik und machte in allen diesen Fächern so bedeutende Fortschritte, daß er im Jahre 1784 die philosophische Magisterwürde unentgeltlich erhielt.

Dieser Erlaß der Promotionsgebühr in der philosophischen Fakultät der Hochschule zu Erfurt war damals einem Geschenke von 25 Thalern gleich zu rechnen, während die Gebühr in den

anderen Fakultäten wesentlich höher war; so betrug sie bei den Juristen 131 Thaler 16 Groschen.

Von einer schweren Krankheit genesen, suchte sich der junge Gelehrte nunmehr durch Unterrichtgeben seine Lage etwas zu erleichtern. Außerdem fing er an, einige neuere Sprachen, namentlich Französisch, Englisch und Italienisch, zu erlernen. Jetzt bedauerte er sehr, daß ihm die Gelegenheit, Griechisch zu lernen, versagt gewesen war. Doch theilte er dieses Schicksal mit manchem hervorragenden Manne seiner Zeit. Selbst ein Schiller „ist des Griechischen nie so weit mächtig geworden, daß er auch nur die Werke der griechischen Dichter in der Ursprache ohne Schwierigkeit hat lesen können".[13]

Nachdem er einige kleinere Reisen gemacht — in der Folge unternahm er deren größere nach Polen, Frankreich und an die spanische Grenze — habilitirte sich Dominikus an der Erfurter Universität und begann zu Michaelis 1787 als Privatdocent seine akademische Laufbahn[14] mit einem Kolleg über „Encyklopädie" in Anlehnung an Sulzers „Kurzen Begriff aller Wissenschaften und anderen Theile der Gelehrsamkeit". Außerdem las er in demselben Semester „Deutsche Rechtsgeschichte", wozu ihm als Unterlage ein Werk des Göttinger Professors Johann Stephan Pütter, vielleicht das „historisch-politische Handbuch von den besonderen Teutschen Staaten"[15] oder dessen „Vollständiges Handbuch der Teutschen Reichshistorie"[16] diente.

Gar bald erwarb er sich durch seinen Eifer für die Wissenschaften die Achtung und Theilnahme des seit dem 11. Oktober 1772 in Erfurt residirenden Kurfürstlich Mainzischen Statthalters Karl Theodor Anton Maria von Dalberg, der 1787 zum Koadjutor des Erzstiftes Mainz erwählt wurde. Es war ein großes Glück für Dominikus, daß sein Leben in die Zeit jenes Mäcens fiel, durch den so viele aufstrebende Talente gefördert wurden, durch den auch Friedrich Schiller in einer

für Dalbergs Verhältnisse großartigen und noch lange nicht hinreichend gewürdigten Weise im Kampfe ums Dasein unterstützt worden ist. Dem Verfasser hat kürzlich ein Brief des Statthalters vom 31. März 1784 urschriftlich vorgelegen, der an „Herrn Plessing in Wernigerode" gerichtet ist, — jenen Plessing, der aus der Goetheschen „Harzreise" bekannt sein dürfte, und in dem Dalberg mit rührender Bescheidenheit von sich sagt: „mehr tugendfreünd als tugendhafft; zu schwach um Stütze der rechtschaffenen zu seyn bestrebe ich mich das wenige gute zu thun und andern zu erweißen daß mir Dinge und Umstände erlauben." Die Nachwelt aber hat die Bedeutung Karl von Dalbergs in helleres Licht gerückt. So sagt einer seiner Biographen, August Krämer, gleich nach des Koadjutors Tode, 1817: „Bey einer genossenen sorgfältigen Erziehuug und seinem frühen Eintritt in die große Welt als churmaynzischer Statthalter zu Erfurt, in der Nähe des humanen Gotha, und des berühmten deutschen Athens Weimar, wo zwey liberale, höchst gebildete Herrscherfamilien, und die Wieland, Schiller, Herder und Göthe dem Leben seine sinnvollen Reize abzugewinnen wußten, kam Dalberg bald in Berührung mit einer Menge ausgezeichneter Menschen der damaligen Zeit; seine nachherige große bedeutende Rolle als Landesherr und erster Fürst des deutschen Reichs mußte diesen Kreis unendlich erweitern, und ihn mit den merkwürdigsten Männern unserer Tage in Verbindung setzen."[17]

Unserem Dominikus verschaffte Dalberg eine Hofmeisterstelle bei dem ihm — dem Statthalter — verwandten Grafen von Stadion. Er that noch mehr für ihn. Er übertrug ihm auch die Aufsicht über seine reiche Privatbibliothek und gab ihm, solange es für des jungen Docenten Verhältnisse paßte, in der Statthalterei freie Wohnung. Der ungezwungene Umgang mit allen den bedeutenden Männeru, welche an Dalbergs Tafel und

besonders in dessen wöchentlichen Assembléen erschienen, hatte den günstigsten Einfluß auf Dominikus. Das Aengstliche seines Wesens verlor sich, und die Bekanntschaft eines Goethe, Fichte, Alexander und Wilhelm von Humboldt, sowie des Oberhofmeisters von Einsiedel festigte ihn nach innen und außen. Dazu kam noch der intimere Verkehr mit den Erfurter Gelehrten und schönen Geistern, besonders mit dem Kammerpräsidenten Karl Friedrich von Dacheröden, dem Vater der neckischen Karoline, der späteren Gemahlin Wilhelm von Humboldts, — mit dem berühmten Orientalisten, Professor Johann Joachim Bellermann, der gleichzeitig Sekretär der „Akademie der Gemeinnützigen Wissenschaften" war, mit dem Geheimrath Johann Arnold Freiherrn von Bellmont, welcher nach dem Statthalter als der angesehenste Mann in Erfurt galt, — mit dem ganzen Lehrkörper der Universität, in dem besonders der geschichtskundige Benediktiner-Abt Placidus Muth, die Juristen Christian Emanuel Schorch und Hermann Ernst Rumpel, — Jener Autorität in den Dekretalen, Dieser in den Pandekten —, der humanistisch gebildete Professor der Philosophie Sinhold und der fleißige Statistiker Kammerrath Reinhardt glänzten. Näher traten ihm endlich auch die öfter im Dacherödenschen Hause einkehrenden von Lengefeldschen Schwestern, Karoline von Beulwitz und Charlotte, — Schillers Lotte! —

Von neuen Vorlesungen brachte das Jahr 1788 die Geschichte Englands, Frankreichs, Italiens und Spaniens, griechische und römische Alterthümer und Kirchengeschichte. — Gegen Ende dieses Jahres wurde er zu einer in das Amplonianische Kollegium gehörigen[18] außerordentlichen Professur in der philosophischen Fakultät befördert; er erscheint als Inhaber derselben im Vorlesungsverzeichniß der Universität vom Sommer 1789. In eben diesem Semester kündigte er außer früheren Kollegien auch solche über Cicero de

finibus, über Religionsgeschichte und Philosophie des Kriminalrechtes an.

Wie hoch er die ihm durch Uebertragung der Professur erwiesene Ehre schätzte, beweisen die feurigen Dankesworte, welche er in der Vorrede zu seiner 1790 erschienenen kleinen Einladungsschrift „Ueber Weltgeschichte und ihr Prinzip“ an den Kurfürsten Friedrich Karl von Mainz und an den Koadjutor Karl Theodor richtete — jene Männer, die aufrichtig hoch zu schätzen er auch noch andere als persönliche Veranlassungen hatte.[19]

Als Universitäts-Docent hat Dominikus vornehmlich das Verdienst, daß er das Studium der Geschichte, das seit 1779, seit dem Abgange des Professors und Hofraths Johann Georg Meusel nach Erlangen, arg daniederlag, wieder zu Ehren brachte. Wie er dabei zu Werke ging, lehrt uns jene Vorlesung, die er für den Winter 1790 angekündigt hat: Historia universalis duce immortali Schillero, — „Weltgeschichte im Anschluß an den unsterblichen Schiller“. Er hat darin den Historiker Schiller, der ihm schon als Kantischer Philosoph und Jünger Reinholds, als Schützling Dalbergs und Freund des Dacherödenschen Hause nahe stand, dadurch gefeiert und ihm in der Weise gehuldigt, daß er Ideen, die in einem von dessen bekanntesten historischen Memoires ausgesprochen waren, in seine universal-historische Vorlesung einflocht. Es war Schillers Jenaische Antrittsvorlesung: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?“ die in der Erfurter Gelehrten Zeitung vom 7. April 1790 angezeigt worden war.[20]

Welchen Enthusiasmus diese Schrift in Dominikus entzündet hat, sehen wir aus der Mittheilung, die Schiller am Sonnabend den 15. Mai 1790 an Caroline von Beulwitz machte. „Dominikus von Erfurt“, heißt es darin, „hat mir dieser Tage

auch geschrieben. Er hat die univ. historische Uebersicht gelesen und sagt mir darüber gar viel schönes, fast in zu jugendlichem Ton für einen Mann wie er."

Diesen „jugendlichen Ton" unseres Dominikus und diese Begeisterung für Schillers geschichtsphilosophische Versuche finden wir lebhaft ausgeprägt in jener schon genannten akademischen Einladungsschrift, deren Vollendung in den sechsten Monat nach Abfassung des oben erwähnten Schillerbriefes fällt. Es verlohnt sich wohl der Mühe, diejenigen Stellen aus der Dominikusschen Schrift herauszusuchen, die an das Schillersche Vorbild anklingen. Wir werden auf diese Weise einen kleinen Beitrag zu der noch lange nicht abgeschlossenen Frage von Schillers Einfluß auf seine Zeitgenossen gewinnen.

In einem rhetorisch höchst gelungenen Proömium beantwortet Dominikus die Frage: Was ist Weltgeschichte? folgendermaßen (D., S. 13/14):

„Der Spiegel aller Veränderungen, die die Erde und ihre Bewohner durchliefen, die Weltgeschichte, so alt und ewig als die Welt, so eingeschränkt an ihren Urkunden, so sparsam vom Anfange an ihren Bewohnern, und doch an Begebenheiten so fruchtbar und wichtig, rückwärts so wenig als vorwärts ganz kenntbar, ewig mit sich selbst einig, ewig unsektirerisch, unpartheiisch, — dort, wo sie vom Menschen zum Menschen spricht, ohne Heuchelei und Schmeichelei; dort, wo sie dem Menschen im Staate zur Seite steht, ohne Despotismus, ohne Fürstenhaß; dort, wo sie das Ringen nach Beruhigung in den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen belegt, weit entfernt vom Supernaturalismus, Naturalismus — —; dort, wo sie den Menschen von seiner Menschwerdung für die ganze Menschheit gesetzgebend, sein kleines Plätzchen Welt mit dem Vorzug des Obereigenthums der ganzen Natur verbunden, darstellt, rein an Absichten, rein an Zwecken — diese ewige

Bürgerin aller Zeiten und Nationen, auf einer Seite eben so niederschlagend, als auf der anderen Seite erhebend, hatte lange Zeit das traurige Schicksal, nicht verstanden, mißgedeutet und belacht zu werden."

Die Behauptung, daß die Weltgeschichte „rückwärts so wenig als vorwärts ganz kenntbar" sei, erinnert an Schillers Satz, daß der Universalhistoriker, von der Gegenwart beginnend und allmählich zur Vergangenheit aufsteigend, seinen Gang schrittweise fortsetze „bis zum Anfang — nicht der Welt, denn dahin führt kein Wegweiser — bis zum Anfang der Denkmäler". (S., S. 94/95.)

Die Bezeichnung der Geschichte als einer „ewigen Bürgerin aller Zeiten und Nationen" ist direkt aus Schillers Vorlesung geschöpft, in der (S., S. 93) der Ausspruch steht: „Die Geschichte allein bleibt unausgesetzt auf dem Schauplatz, eine unsterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten."

Wenn Schiller (S., S. 94) sagt, daß die Weltgeschichte von einem Prinzipe ausgehe, und daß man dasselbe finde, indem man, wie oben schon angedeutet wurde, von dem gegenwärtigen Jahre und Jahrhunderte immer zu dem nächst vorhergegangenen hinaufsteigend, die einzelnen einander bedingenden Begebenheiten sammle und mit Hülfe des verknüpfenden Verstandes unter Ergänzung fehlender Glieder das Ganze in einen festen Zusammenhang bringe, so kommt es bei Dominikus (D., S. 30) gleichfalls auf die Erklärbarkeit des jetzigen Zustandes der Welt an, und als das dabei thätige Vermögen bezeichnet dieser geradezu die Kantische Urtheilskraft (D., S. 47), jene Fähigkeit, vermöge deren der Mensch „sich einen Begriff von Zwecken machen und aus einem Aggregat von zweckmäßig gebildeten Dingen — — ein System der Zwecke machen kann."[21]

Geradezu auf den „Herrn Hofrath Schiller", dessen Namen er „mit der hochachtungsvollsten Ehrfurcht" nennt, und auf seine „an beispielloser Vortreflichkeit reiche" Arbeit, beruft sich Dominikus, indem er von der „schiefen Zweckbestimmung" als einer der Ursachen der Entwürdigung und Mißdeutung der Weltgeschichte spricht. (D., S. 15.) Die Parallele, welche Schiller zwischen dem Brotgelehrten und dem denkenden oder philosophischen Kopfe zieht, macht Jener sich vollständig zu eigen. Das Eigenartige des Ersteren erblickt Dominikus darin, daß er sein ganzes Wissen „nach dem sinnlichen Erwerb abmißt, schätzt, beurtheilt, und in ewiger Geistesarmuth immer beunruhigter Wächter des wiederkäuenden Einerleis seiner Schulbegriffe wird, dahingegen Dieser von den Fesseln eines niedrig wuchernden Gewerbes mit Wissenschaften losgewunden, Arbeit durch Arbeit zu verjüngen, und durch Selbstbelohnung zu krönen sucht." (D., S. 15/16.)

Genau dieselben Gedanken spricht Schiller aus (S., S. 81, bezw. 84), doch mit theilweise davon abweichenden Worten. Den handwerksmäßigen Gelehrten charakterisirt er in folgender Weise: „Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn seines Schicksals an ihm gemacht werden . . . jede wichtige Neuerung schreckt ihn auf, denn sie zerbricht die alte Schulform, die er sich so mühsam zu eigen machte, sie setzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit seines vorigen Lebens zu verlieren." . . . In unübertrefflicher und auch von Dominikus nur nachahmend erreichter Manier beschreibt er den wirklich wissenschaftlichen Mann: „Der philosophische Geist findet in seinem Gegenstand, in seinem Fleiße selbst, Reiz und Belohnung. Wieviel begeisterter kann er sein Werk angreifen, wieviel lebendiger wird sein Eifer, wieviel ausdauernder sein Muth und seine Thätigkeit seyn, da bey ihm sich die Arbeit durch die Arbeit verjünget."

Noch eine andere Schillersche Schrift ist zweimal unter ausdrücklicher Quellenangabe von Dominikus herangezogen worden: Die „Universalhistorische Uebersicht der vornehmsten an den Kreutzzügen theilnehmenden Nationen“ u. s. w.[22]

Indem nämlich der Erfurter Akademiker sich über die Fortschritte, die die menschliche Gesittung gemacht habe, näher ausläßt, sagt er (D., S. 38): „Der Franke spann den Faden, der die Völkerwanderungen durch segnende Verwüstungen angefangen hatte, fort, und durch verschiedene Konjunkturen, die nothwendige Folgen von Prämissen waren, wurde die Zeit näher geführt, wo der Deutsche sich über Griechenland und Rom, das keine vortrefliche Menschen, wohl aber vortrefliche Griechen und Römer erzeugte, schwingen sollte.“ Diese Notiz über das Unvermögen der beiden genannten Völker des Alterthums, sich zu vortrefflichen Menschen zu erheben, ist Schillers Eigenthum. (S., S. 217.)

Endlich bringt bei Dominikus das anerkennende und anerkennenswerthe Wort über Luther — D., S. 43: „Luther legte durch sein großes Werk . . . den Samen zur Erweiterung der Rechte der Menschheit, zur gesitteten Unterwürfigkeit, die uns mit Adlerflug über jene Völker, bei denen Wildheit bei der Freiheit und Knechtschaft bei der Kultur wohnt, emporhebt..“ — gleichfalls einen Schillerschen Originalgedanken. Denn Schiller lehrt (S. S. 223): „Nur Europa hat Staaten, die zugleich erleuchtet, gesittet und ununterworfen sind; sonst überall wohnt die Wildheit bey der Freyheit, und die Knechtschaft bey der Kultur.“[23]

Vom 30. December 1790 bis zum 10. Januar 1791 weilte Schiller in Erfurt zum Besuche des Koadjutors von Dalberg. Während dieser Zeit, und zwar am 3. Januar 1791, wurde der Dichter als Mitglied in die zu Erfurt bestehende, damals Kurmainzische, später Königlich Preußische Akademie

gemeinnütziger Wissenschaften aufgenommen, deren Motto „Propter fructus gratior" lautet.[24] Der also Geehrte konnte sich freilich ob der aufs nützliche gehenden Tendenz dieser gelehrten Gesellschaft eines leisen Nasenrümpfens nicht enthalten.[25] Es war der Geburtstag „Seiner Churfürstlichen Gnaden zu Mainz", den man durch eine feierliche Sitzung der „Akademie", wie herkömmlich, auszeichnete. Gleichfalls zu Ehren des „Landesvaters" fand am Nachmittag desselben Tages um fünf Uhr ein im Erfurter Intelligenzblatt vom 1. Januar 1791 angekündigtes Extrakonzert „auf dem gewöhnlichen Saale des Rathskellers" statt, das von Frau Sophia Häßler veranstaltet worden war. Wir wissen, daß Schiller mit seiner Frau dieser von einem zahlreichen Publikum besuchten musikalischen Unterhaltung beiwohnte und an demselben Abend an einem heftigen Katarrhfieber erkrankte, das den Anfang zu seinem gefährlichen Lungenleiden bildete. Dem kranken Dichter suchten seine Erfurter Freunde diesen Unfall so erträglich zu machen, wie irgend möglich war, und der Koadjutor besuchte ihn wiederholentlich. In jenen Tagen muß auch Dominikus mit dem Dichter recht viel verkehrt haben. Das gemeinsame Interesse, welches beide zu einander zog, bildete die Geschichtswissenschaft. Vermuthlich haben sich die Gespräche jener Tage um den dreißigjährigen Krieg und um die Person Wallensteins gedreht, an dessen Dramatisirung Schiller damals zuerst dachte. Wenigstens meldet Dalberg unterm 22. März 1791 an Schiller nach Jena: „P. Dominicus sucht alles auf was auf Walstein beziehung hat: und wird ehestens schreiben."

Es ist eine recht wahrscheinliche Vermuthung des verstorbenen Robert Boxberger,[26] daß Schiller damals durch Dominikus auf des Grafen Khevenhüller Annales Ferdinandei[27] aufmerksam gemacht worden sei, die sich in der Erfurter Königlichen Bibliothek vorfinden, während man dies

von anderen Quellenschriften zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges, die Schillers Darstellung beeinflußt haben, wie etwa von Herchenhahns Geschichte Wallensteins (Altenburg, 1790), weniger zuversichtlich behaupten kann. Vielleicht ist die Annahme gerechtfertigt, daß der Dichter die Idee, den Wallenstein auf die Bühne zu bringen, in erster Reihe dem Erfurter Historiker zu verdanken habe.

Wie sehr Schiller aber unsern Dominikus ins Herz geschlossen hatte, beweist folgender Brief, den der nur langsam genesende Dichter am 21. Mai 1791 von Rudolstadt aus an Jakob Dominikus, zugleich als an den Vertrauten des Koadjutors, nach Erfurt richtete:

„Vermuthlich, mein theurer Freund, haben Sie schon den schlimmen Zufall erfahren, der mich abgehalten hat, unserm verehrungswürdigen Coadjutor für Sein schönes Geschenk zu zu danken, und Ihren letzten Brief zu beantworten. Weil ich mich noch nicht genug erhohlt habe, um Ihm selbst zu schreiben, so sagen Sie, mein theurer Freund, Ihm in meiner Seele alles, was Ihr Herz Ihnen eingibt. Nächstens hoffe ich es mündlich thun zu können, denn wenn meine Gesundheit fortfährt sich zu bevestigen, so gedenke ich in etwa 12 Tagen in Erfurt zu seyn. Wie freue ich mich auf die schönen Monate, die mich im näheren Umgang des Vortrefflichen erwarten! Auf Sie lieber Freund hat mein Herz sehr gerechnet, und das längere Beisammenseyn, weiß ich gewiß, wird unsre Seelen unzertrennlich verbinden. Da ich 2 biß 3 Monate in Erfurt zu verleben hoffe, so wünsche ich auf so lange ein meublirtes Logis von einigen Zimmern und etwa 3 Kammern in einem Privathauß zur Miethe zu bekommen, weil mich ein so langer Aufenthalt im Gasthof doch sonst etwas zu theuer zu stehen käme, und auch zuviel Unruhe um mich wäre.

Wüßten Sie mir vielleicht ein solches Logis ausfindig zu machen, doch dürfte es nicht weit von der Hofstatt entlegen seyn? Wenn Sie es nicht beschwert liebster Freund so erkundigen sie sich doch danach und laßen es mich in 8 oder 10 Tagen wißen. Vier bis fünf Louisdor will ich gerne für drey Monate geben, doch müßte es monatweise gehen, weil ich die Dauer meines Aufenthalts nicht bestimmt angeben kann; also 7 oder 8 Rthlr. für den Monat. Vier oder fünf Betten müßten auch dabey seyn, ein Sopha womöglich und einige verschlossene Commoden. Verzeyhen Sie, lieber Freund, daß ich Sie mit solchen Trivialitäten belästige, aber ich weiß, daß Ihrer Freundschaft nichts unwichtig ist, was dazu beitragen kann, die Wünsche der Ihrigen zu erfüllen — und zu diesen rechnet sich Ihr ewig ergebener

Schiller.

Von meiner Frau und Schwägerinn die respektvollsten Empfehlungen an Herrn Coadjutor, und die freundlichsten Grüße an Sie."

In diesem Briefe beauftragt Schiller also den Professor Dominikus, ihm eine möblirte Wohnung, nicht allzuweit vom Regierungsgebäude gelegen, zu besorgen, und daß er gerade diesen gelehrten Herrn damit beauftragte, beweist, daß er ihm nicht nur Theilnahme für sein, des Dichters, Ergehen, sondern auch praktisches Wesen zutraute. Da sich indessen im Laufe der schönen Jahreszeit für Schiller eine Karlsbader Kur als nothwendig herausstellte, so dürfte Dominikus den ihm vom Dichter ertheilten Auftrag erst im August haben ausführen können: ungefähr von Mitte August bis zum 1. Oktober weilte Schiller mit seiner Frau in Erfurt und wohnte, wie man weiß, im Hause der Witwe Beyer am Plänchen, einem Grundstück, das den Beinamen „Zum Bürgerstreit" führte.[28]

Es ist Thatsache, daß „der Goldschatz“, wie Herr von Dalberg im Schillerschen Kreise scherzweise genannt wurde, später gern auf jene Tage zurückkam, die, nach seiner eigenen Aussage ihm unvergeßlich waren.[29] Wir haben also Grund genug zu der Annahme, daß es dem Hausgenossen Dalbergs, unserem Dominikus, damals gleichfalls vergönnt gewesen ist, täglich „den hohen Flug des Schillerschen Genius“ zu bewundern. Jedenfalls blieb Dominikus bis zu des Dichters Tode mit Schillers Familie befreundet. Es existirt noch ein Billet des Erfurter Professors an Charlotte von Schiller vom 29. April 1804, in dem Jener bedauert, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, einige Kunstsachen aus der Versteigerung des reichen Nachlasses des Generals von Knorr, des Kommandanten vom Petersberg, und dessen Gemahlin zu erstehen. „Es scheint,“ schreibt er scherzhaft, „die Kirke“ — mit dem Namen dieser Zauberin bezeichnete man in der guten Erfurter Gesellschaft die Frau von Knorr — „habe noch über ihr Grab gewirkt.“ (Fielitz, a. a. O., II, 261, Anm. 2, vergl. oben Anm. 3.)

Ein Dominikussches Werk, von dem weiter unten noch mehr zu reden sein wird und das noch heute in den Händen vieler Erfurter ist, zeugt dafür, wie tief die Gestalten der Schillerschen Muse in dem Gedächtniß des Erfurter Bewunderers hafteten. Jakob Dominikus erwähnt in seinem Buche über „Erfurt und das Erfurtische Gebiet“ (Bd. I, S. 116—117) der in dieser Stadt sich erhebenden Predigerkirche (Ecclesia Praedicatorum) und kommt dabei auch auf den Orden zu sprechen, der einst im Besitze dieser Kirche gewesen ist, — den Dominikanerorden. Er gedenkt nur derjenigen Thätigkeit dieser Ordensbrüder, welche ihnen einen schlimmen Leumund zugezogen hat, nämlich ihrer inquisitorischen, und fügt hinzu: „Wie wahr ist das nicht oft, was Schiller durch den Don Karolo den Domingo sagen läßt?“ —

Als vor hundert Jahren, im Jahre 1792, die Erfurter Universität ihre vierte akademische Jubelfeier beging, gab Dominikus die ziemlich mannigfaltige Festschrift heraus. Aus der Feder des fleißigen Herausgebers stammen die Abschnitte IV, V und VI, enthaltend: „Einige Nachrichten über den Ursprung und die Fortbildung der uralten Universität Erfurt", ferner: „Geschichte der Jubiläen und Restaurationen der Universität Erfurt", und endlich: „Beschreibung der Feierlichkeiten, womit das vierhundertjährige Jubiläum der uralten Universität Erfurt im Jahre 1792 den 17ten September und folgende Tage begangen wurde."[30]

Schon seit dem 2. Januar eben dieses Jahres 1792 war Dominikus Mitglied der Kurfürstlich Mainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften in Erfurt, der er später — nach der 1804 erfolgten Versetzung Bellermanns nach Berlin — als einstimmig erwählter Sekretär die wichtigsten Dienste leisten sollte.[31] — Die Aufnahme in die Akademie war für ihn mit einem freudigen Ereigniß verbunden: er hatte sich an dem Wettbewerbe um den Preis betheiligt, den die Akademie für die beste Arbeit über die Geschichte und Statistik der Stadt Erfurt ausgesetzt hatte, und der Erfolg seiner Bemühungen war der, daß er die eine Hälfte des ausgesetzten Preises erhielt, die andere wurde dem Professor Rössig in Leipzig zugesprochen. Im Jahre 1793 erschien dann die Preisschrift, ansehnlich erweitert, in zwei Theilen bei Karl Wilhelm Ettinger zu Gotha unter dem Titel „Erfurt und das Erfurtische Gebiet. Nach geographischen, physischen, statistischen, politischen und geschichtlichen Verhältnissen." — Der erste Theil trägt die rührende Widmung: „Der wohllöblichen Bürgerschaft zu Erfurt als ein schwaches Opfer seiner innigen Dankbarkeit gewidmet vom Verfasser." Dieser Band erzählt uns vom erfurtischen Gebiete überhaupt, von der Eintheilung der Stadt und ihren Merkwürdigkeiten,

von Erfurts Bewohnern, Produkten, Kunstfleiß, Aufklärung und Kultur. Dann wird von Erfurts Verfassung berichtet und endlich unter der Ueberschrift: „Wie ward Erfurt so?“ eine Geschichte der Stadt geboten, die wohl einem von ihm im Winter 1790 und Sommer 1791 gelesenen öffentlichen Kolleg (Historia Erfordiae) entspricht.

Den „Zweiten und letzten“ Theil weiht der Verfasser „den thätigen und rechtschaffenen Landleuten im Erfurtischen Gebiet mit dem herzlichsten Wunsch zu nutzen“.

Dieser Theil handelt „Von den Aemtern des Erfurtischen Gebiets, — von den nicht unter den Aemtern begriffenen Ortschaften und von den zerstörten Dörfern“. Daran schließt sich eine Uebersicht über das Ganze.

Worauf es dem redlichen Manne bei dieser historischen Arbeit vor allem ankam, das war „die Wahrheit“. Er gesteht in der Vorrede zum zweiten Theile (S. VI): „Ich suchte Wahrheit; ob ich sie gefunden habe, das überlasse ich dem Urtheile billiger Richter, die meine Sache nicht verkennen können.“ In der Vorrede zum ersten Theile giebt er sich zwar selbst das Zeugniß, daß er mit dem mühsamsten Fleiße „alle Geschichtshandlungen“ gesichtet und geprüft habe, erklärt aber selbst, daß er sehr weit entfernt davon sei, sein Werk für fehlerfrei zu halten, zumal er in dem Lande, wo er schreibe, nicht geboren sei und sich also vielleicht in manchen geschichtlichen Kleinigkeiten geirrt haben könne.

Diese Schrift dürfte von Dominikus' zahlreichen Werken die verdienstvollste sein; sie ist jedenfalls, wie schon angedeutet, diejenige aus ihrer Zahl, die heute noch vielfach benutzt wird und die wir trotz mancher leicht zu findenden Fehler wegen ihrer reichen Belehrung, insbesondere über die ländlichen Verhältnisse des Erfurter Gebietes, nicht entbehren mögen. Weißenborn, der in seinen „Hierana“ betitelten Studien Gelegenheit[32]

hat, bei Besprechung einer kirchlichen Institution dieses Dominikussche Buch zu citiren, knüpft an das entlehnte Wort die schöne Bemerkung, daß der Verfasser „vorurtheilsfrei und mild wie sein Gönner Dalberg“ gewesen sei.

Man merkt es dem Buche an, daß es nicht bloß von einem Historiker geschrieben ist, der seinen Falkenstein, Gudenus, Schannat, Galetti und wie die älteren Autoren der erfurtischen Geschichte alle heißen, und dazu noch viele heutzutage verschollene Dissertationen studirt hat; wir haben in Dominikus auch einen Statistiker, der mit Bienenfleiß eine große Menge von Tabellen, besonders über die Verhältnisse des platten Landes, angelegt und seinem Buche einverleibt hat. Dies hängt mit einer bisher noch nicht erwähnten Richtung seiner akademischen Thätigkeit zusammen: seit Winter 1792 las er „Allgemeine Statistik“ und „Besondere Statistik Deutschlands“, und zwar im Anschluß an ein Buch des Professors Achenwall.

Im Jahre 1794 wurde Dominikus zum Dekan des Amplonianischen Kollegiums ernannt. In dieser Stellung machte er sich um die Bibliothek desselben hoch verdient, indem er sie der Verwahrlosung, der sie anheimgefallen war, entzog und sie, neu geordnet, der Benutzung wieder zugänglich machte.

Jenes Haus „Zur Himmelspforte“, der Sitz des Amplonianischen Kollegiums, umschloß bald auch ein frohes und inniges Familienleben. Am 21. August 1795 verheirathete sich Dominikus mit Susanna Strecker, der Tochter des Hofraths Strecker. Diese Ehe, der fünf Kinder entstammten, war eine höchst glückliche.

Als der Koblenzer Gymnasialdirektor Alexander Dominikus, der älteste Sohn von Jakob Dominikus, zugleich Verfasser von Schriften über die Trierschen Kurfürsten Boemund von Warnesberg, Diether von Nassau, Balduin von

Lützelburg und Clemens Wenzeslaus, sowie über das Collegium S. J., das Gymnasium zu Koblenz, — als dieser im Jahre 1872 mit seiner Tochter Ida durch Erfurt reiste, wollte er derselben sein elterliches Haus, „die alte Hofstatt", zeigen. Leider hatte man gerade an diesem Tage mit dem Abbruche des Gebäudes begonnen, und so stiegen Beide unter Schmutz und Geröll in dem zerstörten Garten betrübt umher. Jetzt erhebt sich dort ein moderner Backsteinbau — das Königliche Realgymnasium. Aber es ist durch pietätvolle Künstlerhand[33] dafür gesorgt worden, daß das neue Gebäude in seinem Treppenhause mit zwei Freskogemälden, die das alte, dreistöckige, einen Erker tragende Haus „Zur Himmelspforte" darstellen, geziert ist. Das eine Bild zeigt die breite Straßenfront, das andere bietet die Baulichkeit, von der Hofseite aus gesehen.

Noch ein weiteres Amt wurde um jene Zeit dem unermüdlichen Manne, mit dem sich diese Skizze beschäftigt, anvertraut: im letzten Jahrzehnt — das Jahr war nicht zu ermitteln — des achtzehnten Säkulums wurde Jakob Dominikus auch Lehrer der Geschichte an dem Kurfürstlichen Gymnasium Emericianum, ursprünglich einer Gründung der Jesuiten, das im Jahre 1773 von Dalberg umgestaltet worden war und seitdem unter Leitung der Augustinermönche stand. Die Anstalt bestand aus fünf Klassen, die Trivialschule mit eingerechnet, und war in einem alten, „der Starkenhof" genannten Gebäude hinter der Lorenz-Kirche untergebracht.[34] Wie Weißenborn[35] bemerkt, ist Professor Dominikus einer der verdientesten Lehrer an dieser Bildungsanstalt gewesen.

Durch eine am 3. August 1797 ausgestellte Urkunde wurde unser Gelehrter zum Mitgliede der Erfurter mathematisch-physikalischen Gesellschaft ernannt, — ein neuer Beweis für die Vielseitigkeit seiner Studien.

Mittlerweile war im Westen unseres Vaterlandes das furchtbare Gewitter der französischen Revolution aufgestiegen und hatte bald den ganzen politischen Horizont umdüstert. Wer Geschichte lehrt, darf in solchen Zeiten sich nicht von der Gegenwart abwenden, welche das volle und ganze Interesse der zur Selbständigkeit heranreifenden Jugend in Anspruch nimmt. Dominikus verstand also seine Zeit, wenn er im Sommer und Winter 1792 „über den heutigen Zustand Deutschlands“[36] privatim, bezw. publice, im Winter 1795 über „Geschichte des XVIII. Jahrhunderts seit dem Hubertsburger Frieden“ publice las, wenn er ferner seinen Studenten im Sommer 1803 die Geschichte der französischen Revolution und die des Lüneviller Friedens, vom Sommer 1804 an die Geschichte Preußens — nach Baczko — und im Winter 1805 den „Reichsdeputationshauptschluß“ als Vorlesungen ankündigte.

Am Anfang des Jahres 1801 wurde unser Gelehrter Kurfürstlich Mainzischer ordentlicher Professor der Philosophie;[37] als solcher ward er im Jahre 1805 zum Dekan der philosophischen Fakultät gewählt.

In dem nämlichen Jahre 1805 wurde ihm das Bibliothekariat der von dem Grafen von Boyneburg gestifteten Universitätsbibliothek zugleich mit der erledigten Professur der Geschichte vom Patron der Universität, dem Grafen von Schönborn, übertragen; doch hat er bis zur Niederlegung jenes Amtes, die am 20. Februar 1817 erfolgte, keinen Pfennig Gehalt dafür ausbezahlt erhalten. Diese Thatsache erläutert uns Erhard, indem er berichtet, daß der zur Besoldung des Bibliothekars bestimmte Fonds in den letzten Kriegszeiten eingebüßt worden sei.

Es läßt sich annehmen, daß der im August 1802 erfolgte Uebergang Erfurts in preußischen Besitz und der Abschied von seinem Gönner Karl Theodor von Dalberg unserm treuen

Dominikus einige Wehmuth bereitet haben. Doch hatte er wohl als kenntnißreicher Historiker, als Mann von weitem, geistigem Gesichtskreise einen zu richtigen Begriff von Preußens großer Mission, als daß er sich nicht bald und gern in die neuen Verhältnisse hätte einleben sollen.

Nun aber wurden durch die unglückliche Jenenser Schlacht alle Hoffnungen der Erfurter Patrioten auf die von der preußischen Regierung für ihre Stadt und deren Gebiet verheißenen Segnungen auf lange Zeit in einen Winterschlaf versenkt.

Als am 16. Oktober 1806 der Kommandant, Major von Prüschenk, die Stadt und Festung Erfurt den Franzosen übergab, ohne überhaupt ernstliche Anstalten zu deren Vertheidigung getroffen zu haben,[38] „da", sagt Dominikus, „schien mir mein Leben verkürzt". Indessen suchte er sich zu Zeit der französischen Occupation mit den fremden Gewalthabern möglichst gut zu stellen, um seinen Mitbürgern zu nützen. Dabei aber bewies er sich durchaus würdig und hielt sich von jeder kriechenden Demuth fern. Diejenigen Franzosen, die durch seine Bemühung in die „Akademie" aufgenommen wurden, waren mit geringen Ausnahmen Männer von wissenschaftlicher Bedeutung, wie der Graf Daru, Horaz-Uebersetzer und zugleich Verfasser einer Geschichte von Venedig und von der Bretagne, und der juristisch gebildete Herzog von Bassano.[39]

Da mit Bestimmtheit berichtet wird, daß Dominikus bei Napoleon sehr angesehen gewesen sei, und daß der Soldatenkaiser großen Werth auf die Vorschläge des bescheidenen Mannes für die Hebung der Universität gelegt habe, so ist wohl als sicher anzunehmen, daß Letzterer sich unter den Abgeordneten der Universität befunden habe, welche am 30. September 1808 dem korsischen Eroberer ihre Aufwartung machten. Bei dieser Gelegenheit ist wohl die Klage wegen Nichtbezahlung der Pen-

sionen an die Professoren vorgebracht worden, die Napoleon mit den stolzen Worten zurückwies: Je les ferai payer tout de suite![40] — Natürlich war in der Folge von einer Ausführung dieses Versprechens nicht die Rede. „Der Kaiser ist wohl ein guter Soldat, aber kein Oekonom", sagte Graf Daru, als man ihn daran erinnerte. Als Napoleon endlich für die Universität die durchaus nicht kaiserliche Summe von 3000 Francs jährlich auf die Domänen anwies, nahm, wie berichtet wird,[41] der Intendant daraus Veranlassung, die alten Fonds der Universität geradezu zu streichen, so daß etliche Docenten, wie die Professoren Gotthardt und Lossius und der Doktor Arnold, in die allerbeklagenswertheste Lage geriethen und in bitterster Armut starben.

Zur Zeit des großen Fürstenkongresses in der ersten Hälfte des Oktober 1808 wohnte der Fürst Philipp von der Leyen beim Professor Dominikus.[42] Es war des Fürst-Primas Dalberg Schwestersohn, ein Mitglied des Rheinbundes, und zwar damals noch und bis 1815 reichsunmittelbar, trotzdem er in seiner kleinen Grafschaft Hohengeroldseck am Schwarzwald nur über 4000 Unterthanen gebot.

Noch während des Kongresses, am 11. Oktober 1808, ward eine öffentliche Sitzung der „Akademie" abgehalten, der Dominikus jedenfalls pflichtgemäß beigewohnt hat, nicht aber Dalberg, welcher an demselben Tage abgereist war.[43]

Die bei allem äußeren Schimmer damals recht trübe Lage der Stadt Erfurt ging unserem Dominikus sehr nahe. In einem Schreiben an den Gymnasialdirektor Bellermann zu Berlin machte er am 29. Oktober 1808 seinem gepreßten Herzen Luft: „Hier geht es sehr traurig. Was die gewöhnlichen Abgaben, der Artilleriepark, die Militärroute nicht verzehren, fällt unter den außergewöhnlichen, die täglich für die Stadt allein 500 Rthlr. betragen, und unter dem Münz- und Warenwucher.

— — — — — — Vor 14 Tagen erhielten wir einen kaiserlichen Trostbrief, daß unser Land als französisches Gebiet behandelt werden sollte, und daß die Offiziere auf keine Tafelgelder mehr Anspruch machen können; allein das hebt das Übel nicht ganz, wiewohl wir doch wenigstens, wenn wir 60000 Rthlr. geben, 4000 Rthlr. ersparen."

Vermuthlich ist damit ein bei Konstantin Beyer (S. 420) abgedrucktes Schreiben des Grafen Daru vom 15. Oktober 1808 gemeint, in dem, wie ausdrücklich gesagt wird, auf Anordnung des Kaisers Napoleon, die obigen und andere Erleichterungen — versprochen werden.

Die hier sich dem Freunde verrathende und ohne Zweifel bei zahllosen Gelegenheiten offen ans Tageslicht tretende Theilnahme unseres Dominikus für das öffentliche Wohl hat jedenfalls die Veranlassung dazu gegeben, daß er im Jahre 1809 zum ersten Rath der damals neu eingerichteten Finanz- und Domänenkammmer für Erfurt und Blankenhayn ernannt und im Jahre darauf durch den Intendanten der Provinz Erfurt als solcher bestätigt wurde.[44]

Wahrscheinlich hat er es kraft dieser Stellung wagen dürfen, dem Kaiser Napoleon nach Warschau nachzureisen, um eine Ermäßigung der der Stadt Erfurt auferlegten Kontribution zu erbitten. Briefe, die Dominikus von dieser Reise aus an seine Freud und Leid mit ihm treu theilende Gattin nach Hause schrieb, enthielten, wie berichtet wird,[45] eine genaue Schilderung der damaligen Verhältnisse. Erhard rühmt ihm nach, daß er unter den bei der französischen Verwaltung in Erfurt Angestellten einer der Wenigen gewesen ist, denen ernstlich daran lag, in ihren Aemtern wahren Nutzen zu stiften.

Endlich aber, als die Franzosen immer unverschämtere Forderungen stellten, „als sie anfingen", wie Dominikus selbst sich ausdrückt, „öffentlich allen rechtlichen und moralischen

Grundsätzen den Tod zu schwören", da — am 2. Juni 1812 — legte er seine Stelle in der Kammer, die ihm bis dahin 1400 Rthlr. jährlich eingebracht hatte, freiwillig nieder. Er schrieb dem Intendanten de Vismes, daß seine Grundsätze und sein Ehrgefühl ihm nicht erlaubten, länger auf diesem Posten zu bleiben. So erhielt er den erbetenen Abschied, — wie er sagt, „hart für meine äußeren Verhältnisse, als Familienvater von fünf Kindern mit einem so verringerten Vermögen, daß kaum die äußerste Not noch fern gehalten werden konnte, — doch lohnend für mein Inneres und beruhigend".

Damals oder vielleicht schon früher trat unser Patriot an die Spitze einer Bürgerdeputation, die unter den herrschenden traurigen Verhältnissen möglichst die Ordnung aufrecht zu erhalten strebte und die der Stadt schier unerschwinglich werdenden Kriegslasten gleichmäßig und gerecht zu vertheilen bemüht war.

In jener Zeit wohl wurde er dem Usurpator verdächtig. Die von Davoust organisirte geheime Polizei, als deren eifrigstes Mitglied sich der Generalinspektor Kahlert[46] in Erfurt einen traurigen Ruhm erworben hat, fahndete stark nach seiner Person so daß er vierzehn Tage lang jede Nacht in der Behausung eines anderen Freundes schlief, um nicht aufgegriffen zu werden. Seine vaterländische Gesinnung war auf die älteste Tochter Sophie übergegangen. Diese hatte einst in der Schule ein so zündendes Schmähgedicht auf Napoleon gemacht, daß der Vater darob in ernste Gefahr kam.

Dominikus hatte aber oft Gelegenheit, zu sehen, mit wie schrankenloser Willkür die Schergen des fremden Gewaltherrschers gegen deutsch gesinnte Männer vorgingen. So wurden im Frühjahre 1809 durch Kahlert der Graf Reuß in Ichtershausen und der Rath Zacharias Becker in Gotha verhaftet. Dem Wirthe in Neudietendorf wurden die mittwöchentlichen Zusammenkünfte der Dorfgeistlichen, die in seinem Hause stattfanden, untersagt.

Der Erfurter Buchdrucker Nonne, der mit Genehmigung der Censur einen etwas freien Artikel aus anderen Zeitungen abgedruckt hatte, der Professor Petri, der Dr. Sixt wurden widerrechtlich eingekerkert. — — —

Als Napoleons Stern auf Leipzigs blutigen Gefilden erloschen war, da mußten, wie bekannt, die Erfurter noch eine lange Blockade voll ungekannter Schrecknisse durchmachen,[47] ehe ihnen die Stunde der Erlösung schlug. In dieser Periode — etwa vom 25. Oktober 1813 bis zum 6. Januar 1814 — geschah es eines Nachts, daß der Professor Dominikus seinen kleinen Sohn Alexander im Hemdchen aus dem Bette holte und gemeinsam mit dem Kinde einer befreundeten Familie, dem kleinen Eduard Zernentsch, der vor einigen Jahrzehnten in Erfurt als königlich preußischer Geheimer Regierungsrath gestorben ist, in den Keller des bombensicheren Boutinschen Hauses „Zum breiten Herd" am Fischmarkt trug, wo sich die Kinder einige Tage und Nächte lang von einem Korb Aepfel sehr gut ernährten, während die Donner der Belagerung über ihren Köpfen dröhnte. Damals flog auch eine Bombe in das Arbeitszimmer des Professors und blieb gerade unter seinem Stuhle liegen, ohne zu explodiren. Später machte Dominikus diese Bombe im Hofe unschädlich, — ein Eindruck, der den Kindern unvergeßlich blieb.[48]

Am 12. Februar 1814 erging an Bellermann ein langer Brief nach Berlin, dessen jubelnder Ton keines Kommentars bedarf. Darin heißt es: „Endlich einmal läßt sich freier nach langer Schmach und langem Elende athmen! Gott! was haben wir ertragen müssen! — — — Ich begreiffe die Möglichkeit der überstandenen Leiden nicht, wo die Wirklichkeit auf allen Seiten lauter spricht. Die Geschichte unserer Schmach übertrifft das, was Sie vielleicht je in ähnlichen Fällen gefunden haben — das Verwirren aller Grenzen von Gewalten, allen Eigenthumsrechten, und das Lauren und Verfolgen auf alles

Ausgezeichnete, das absichtliche Armmachen, um die Verschreibung an den wieder bereichernden Teufel zu erleichtern, das Zerstören und Vernichten aller Bildungs- und Erziehungs-Institute, und die Brutalität des entsetzlichen Widerspruchs, der zwischen Wollen und Handeln geweckt und durch alle Künste genährt ward. — Doch wir wollen die aufgehende Morgenröthe nicht trüben durch den Schatten der vorher vergangenen Nacht;" ——— Eine andere Äußerung von ihm aus jenen Tagen, die auf seine linksrheinische Heimath Bezug hat, ist uns in seinem Nekrologe aufbewahrt: „Die Freude über das Schicksal meines Geburtsortes berührt sich in dem Anfange und Ende, die Wehmut liegt in der Mitte. Mein Vaterland war Deutschland; ihm bin ich nie untreu geworden, beides ist mein Stolz." —

Den wieder eingesetzten preußischen Behörden leistete Dominikus durch seine Kenntniß der örtlichen Verhältnisse manchen Dienst; auch arbeitete er eine Zeit lang im Stadtmagistrat, in den die verflossene Periode erhebliche Lücken gerissen hatte.

Die schlimme Franzosenzeit war für Jakob Dominikus indes nicht ganz ohne Lichtblicke gewesen. Neue äußere Ehren, die er seiner Lehrthätigkeit und seinen wissenschaftlichen Bestrebungen verdankte, gesellten sich den ihm früher zu theil ge-wordenen hinzu. Im Jahre 1810 wurde er ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität und Schulrath des allgemeinen Schulkollegiums von Erfurt;[49] 1811 ernannte ihn die Juristenfakultät der Jenenser Universität zum Doktor beider Rechte.

Dieses Jahr vermittelte ihm auch Goethes nähere Bekanntschaft. Der große Olympier wurde nämlich erst im Jahre 1811 zum Mitgliede der „Akademie gemeinnütziger Wissenschaften" zu Erfurt ernannt. Die briefliche Mittheilung hiervon hat ihm Dominikus als Sekretär gemacht. In Goethes „Tagebüchern" steht unterem 11. September 1811 die Notiz, daß er an Herrn

Professor Dominikus nach Erfurt geschrieben habe. Der Entwurf des Goetheschen Schreibens ist aufbewahrt. Der Dichter bedankt sich darin bei Dominikus für die Aufnahme in die Akademie und versichert, daß ihm dieses Geschenk nicht auf angenehmere Weise hätte zukommen können, als durch die Hände eines Mannes, den er schon so lange höchlich zu schätzen Ursache habe. —

Wir sind bei der letzten Periode von Dominikus' Erfurter Thätigkeit angelangt. Dieselbe ist erfüllt von Bemühungen um den Fortbestand der gelehrten Institutionen in Thüringens Metropole, — jener Institutionen, die nun schon seit Jahren in ihm eine ihrer Hauptstützen hatten: der Universität, der Akademie und der Amplonianischen Bücherei.

Mehr und mehr ging die Universität ihrem Verfalle entgegen, und wenn sie sich in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch einmal zu flüchtiger und künstlich erzeugter Blüthe erhoben hatte, so hatte doch die schlimme Franzosenzeit zu sehr am Marke des erfurtischen Gemeinwesens, wie an dem des preußischen Staates gesogen, als daß jene aus dem „Heldenzeitalter Erfurts" stammende geistige Bildungsstätte noch hätte weiter gedeihen können. „Die preußische Regierung", sagt Wilhelm Schum in der Vorrede zu seinem Verzeichniß der Amplonianischen Handschriftensammlung,[51] „war bei der Wiederbesetzung von Erfurt im Jahre 1814 nicht in der Lage, die Mittel, die zur Wiederherstellung der ehrwürdigen Lehranstalt in einer den neuen Anforderungen entsprechenden Weise erforderlich gewesen wären, zu bewilligen." So sprach man schon damals in Erfurt von der Aufhebung der Universität als von einer höchst wahrscheinlichen Eventualität, und mit ihr, so schien es, sollte auch die „Akademie gemeinnütziger Wissenschaften" aufhören, deren Mitglieder doch zum guten Theil aus Lehrern der Universität bestanden.

Mit beiden so nahe gerückten Möglichkeiten beschäftigt sich in zweiter Reihe der schon angezogene Brief des Professors Dominikus an Bellermann vom 12. Februar 1814. Dort heißt es: „ich schreibe Ihnen, um Ihre Hülfe, die uns nöthig ist, das Licht in seinem Glanze, und die Wohlthat des Harrenden Tages in ihrem ganzen Umfange zu fühlen.

Es scheint, daß man unsere Universität und vieleicht auch unsere Academie (beide verwaiste und fast aller ihrer Nahrung beraubte Körper) gänzlich auflösen will. Umsonst hätten wir also unser kümmerliches Leben gefristet, um in den Tagen der Erlösung zu sterben! Können Sie dagegen Etwas thun? sollte ein Diplom (dem Staatsrath Herrn Schuckmann, dem Minister von Hardenberg) von unserer Akademie mit einem schmeichelhaften Schreiben zugesendet Etwas würken? Ist dieses, so bitte ich um Ihren gütigen und freundlichen Rath, zugleich um die Mittheilung des ganzen Titels beider? Halten Sie erst eine Anfrage für nöthig, ob wir uns dieses erlauben dürfen, so wären Sie wohl so gütig, dieses über sich zu nehmen. Was Sie für gut halten, soll geschehen.“ — — —

Bekanntlich blieben diese Bemühungen unseres Dominikus, soweit sie sich auf den Fortbestand der Universität bezogen, ohne Erfolg. Eine am 24. September 1816 von Teplitz aus erlassene königliche Kabinets-Order verfügte die Aufhebung der Universität. Die „Akademie gemeinnütziger Wissenschaften“ aber wurde gerettet, hauptsächlich dank der Fürsprache des einflußreichen Präsidenten von Dacheröden. Aber auch die Bemühungen, die Dominikus anstellte, um dem Institute immer neue Freunde zu werben, erwiesen sich diesem als sehr förderliche. Hierfür sei auf das Urtheil des gelehrten Paulus Cassel hingewiesen, der in einer im Jahre 1854 zur Feier des hundertjährigen Bestehens der „Königlichen Akademie“ abgefaßten Denkschrift[52] gelegentlich eines Rückblickes auf die Zeit nach 1814 auf unsern

Mann zu sprechen kommt. Es wird dort ausdrücklich betont, daß die Akademie, die die Gefahren des fremden Joches und des großen Krieges überstanden hätte, „ihre oft nur scheinbare Existenz in solchen Tagen zumeist der regen Ausdauer ihres damaligen Secretairs, des Professor Dominikus, eines Mannes von Lebenserfahrung und Menschenkenntniß“, zu verdanken gehabt habe.

Wenn nun die Denkschrift weiter berichtet, daß an die trefflichsten Männer jener Zeit, Helden des Schwertes und des Wortes, von der Akademie Ehrendiplome gesandt worden seien, und daß dieselben überall eine freundliche Aufnahme gefunden hätten, so gehört diese Thatsache deshalb hierher, weil Dominikus ohne Zweifel der Haupturheber dieser Ehrenbezeugungen gewesen ist. Wenigstens macht ihm Erhard aus dem Streben, berühmte Namen der Mitgliederliste einzufügen, deren meist fern wohnende Träger für die Akademie ohne erheblichen Nutzen gewesen wären, einen kleinen Vorwurf. Immerhin ist es für uns von Interesse, zu erfahren, daß der Fürst von Hardenberg, Fürst Blücher, Freiherr von Stein, Erzherzog Karl, Fürst Wittgenstein, Graf Bülow von Dennewitz, Herzog von Wellington, Graf von Gneisenau, Fürst Schwarzenberg und der Fürst von Metternich, — daß alle diese im Laufe der Jahre 1814 und 1815 durch Dominikus' Hand Diplome ausgefertigt erhielten, und daß sie in Zuschriften, die doch wohl zunächst an ihn gerichtet waren, ihren Dank für die ihnen erwiesene Ehre aussprachen.

War so die Akademie glücklich in bessere Zeiten hinübergeführt worden, so waren doch das Collegium Amplonianum und die mit demselben verbundene Bibliothek in ihrer Existenz aufs äußerste bedroht, als „der letzte Dekan, der als einziger Kollegiat alle Rechte der ehemaligen Genossenschaft in sich vereinigte“, als Jakob Dominikus gegen Ende des Jahres 1816

davon verständigt wurde, daß er demnächst seine Ernennung zum katholischen Schul- und Regierungsrath beim Konsistorium zu Koblenz zu erwarten hätte. Mit Bezug auf das Collegium Amplonianum hätte er sagen können: L'État c'est moi. Es hatte nach der Aufhebung der Universität kaum noch eine Existenzberechtigung und hörte mit Dominikus' Abgange von Erfurt wirklich auf. Aber indem dieser am 17. Dezember 1816 in einer an den Chef der Erfurter Regierung gerichteten Eingabe seine Ueberzeugung in dem Sinne aussprach, „daß zweckmäßig die Bibliothek des Collegii Amploniani mit der der ehemaligen Universität verbunden würde", hat er wesentlich mit dazu beigetragen, daß die Erfurter sich heute noch des Vorhandenseins der Amploniana in ihren Mauern erfreuen. Denn in Ergänzung jener königlichen Kabinets-Order hatte ein Ministerial-Reskript vom 17. Oktober 1816 die Umwandlung der ehemaligen Universitätsbibliothek in eine an Ort und Stelle verbleibende „öffentliche Königliche Bibliothek" angeordnet, und deren werthvollsten Bestandtheil bildet eben jene Handschriftensammlung des Amplonius Ratingk von der Buchen, die, an und für sich nicht ohne wissenschaftlichen Werth, die einzig existirende ist, in der man das litterarische Handwerkszeug eines Gelehrten aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts in einiger Vollständigkeit vorfindet.[53]

Am 20. Februar 1817 zeigte Dominikus der ersten Abtheilung der Königlichen Regierung zu Erfurt an, daß er wegen der von Seiner Majestät beschlossenen Versetzung nach Koblenz[54] seine Stelle als Oberbibliothekar niederlege, und empfahl zu seinem Nachfolger den Herrn Professor Schorch, der dieses Amtes durchaus würdig wäre.

Da er am 3. März 1817 das Sekretariat der „Akademie" niederlegte, so scheint Dominikus zu Ostern 1817 nach Koblenz übergesiedelt zu sein.

Aus dem Verkehr, dessen sich der neue Konsistorialrath in seinem Wirkungskeise an den Ufern des Rheins und der Mosel zu erfreuen hatte, war seiner ältesten Tochter in späterer Zeit vor allen der Freiheitssänger Arndt in Erinnerung geblieben, der sich, wie bekannt, seit 1815 in den Rheinlanden aufhielt. Aber auch Max von Schenkendorf, der seit dem Frieden mit Frankreich als Regierungsrath in Koblenz wirkte, also geradezu Amtsgenosse von Dominikus war, ist oftmals im Dominikusschen Hause gewesen.[55]

Der alternde Gelehrte aber konnte die Trennung von Erfurt, der Stadt, die seine geistige Heimat geworden war, nicht verschmerzen. Zudem drückten ihm in Coblenz ungewohnte Berufsgeschäfte und andere Unannehmlichkeiten nieder. Im Sommer 1819 kehrte er noch einmal in Erfurt[56] ein, um seine Verwandten zu besuchen und einige Privatangelegenheiten zu ordnen. Nicht lange nach der Rückkehr von dieser Reise starb er am 17. Juli 1819 am Nervenfieber und hinzukommenden Schlagfluß. Von seinen Kindern war damals das älteste, Sophie, etwa 20, das zweite, Alexander, erst 12 Jahre alt.

Im Juli des Jahres 1892 wandelte der Verfasser der vorliegenden Skizze auf dem romantisch gelegenen Friedhofe zu Koblenz umher. Er bewunderte dort so manches schöne und bedeutende Denkmal, — so die Grabmäler der Generäle Bonin und von Göben und des General-Feldmarschalls Herwarth von Bittenfeld. Auch erhebt sich auf diesem Campo Santo ein gemeinsames, am 5. Mai 1843 errichtetes Denkmal „von den vormaligen noch übrigen Soldaten Napoleons, welche, in ihr Vaterland zurückgekehrt, zu Koblenz als „friedfertige und ihrem jetzigen Fürsten treu ergebene Bürger gestorben sind". — Aber Niemand, auch die Enkelin nicht, konnte ihm die Stelle bezeichnen, wo Jakob Dominikus von seiner irdischen Pilgerfahrt ausruht.

Doch vielleicht ersetzt sein litterarischer Nachruhm ein Denkmal aus Stein und Erz? — Kaum dürfte man solches behaupten. Dieser Nachruhm ist doch ein sehr beschränkter, da unseres redlichen Forschers zahlreiche Veröffentlichungen[57] bis auf das eine schon erwähnte Buch über „Erfurt und das Erfurtische Gebiet" vergessen sind. Nicht einmal seine Lieblingsschrift über König Heinrich IV. von Frankreich, die im Jahre 1797 in zwei Theilen in Zürich erschienen ist, hat den neueren Fortschritten der Geschichtswissenschaft gegenüber ihr Ansehen aufrecht zu erhalten vermocht.

Was ist denn nun die Formel seines Lebens? Was hat er erreicht? — Nun, es dürfte doch wohl gestattet sein, jenes Wort des Horaz[58] auf ihn anzuwenden, das da lautet:

Principibus placuisse viris non ultima laus est,
Non cuivis hominum contingit adire Corinthum.

Wohl im Hinblick auf diese Verse hat Schiller im Prolog zum Wallenstein das Wort gesprochen:

„Wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten!"

Anmerkungen.

[1] Als Gewährsleute sind in erster Linie zwei Enkelinnen des Professors Dominikus zu nennen, Fräulein Ida Dominicus in Charlottenburg, die Tochter des ehemaligen Gymnasialdirektors Alexander Dominicus in Koblenz, welcher letztere durch einige lokalgeschichtliche Monographien auch in weiteren Kreisen rühmlich bekannt geworden ist, und Fräulein Emma Dominicus in Koblenz, Tochter des im Jahre 1866 verstorbenen Kaufmanns Adolf Dominicus. In zweiter Reihe mögen noch zwei Enkel jenes Mannes erwähnt werden, die freilich mehr ihren guten Willen zur Förderung dieser Arbeit gezeigt haben, als daß sie in der Lage gewesen wären, Wesentliches dazu beizutragen: der Herr Geheime Oberregierungsrath Adolf Dominicus in Straßburg i. Els., ein Sohn des genannten Gymnasialdirektors Alexander Dominicus in Koblenz, und der Herr Realgymnasialdirektor Dr. Adolf Dronke in Trier, der Sohn von Jakob Dominikus' zweiter Tochter Caroline. — Der Professor selbst schrieb sich Dominikus, seine Nachkommen nennen sich Dominicus.

[2] Die Bellermannsche Korrespondenz wird in einer stattlichen Reihe von Bänden in der „Göritz-Lübeck-Stiftung", einer umfangreichen

städtischen Bibliothek zu Berlin, aufbewahrt. Dem Vorsteher derselben, Herrn O. Göritz, der mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit den Verfasser der vorliegenden Studie gefördert hat, sei hiermit der wärmste Dank desselben ausgesprochen.

[3] Vergl. R. Boxberger, Schillers Beziehungen zu Erfurt (Jahrbücher der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. N. F. Heft VI. Erfurt 1870, S. 36). — Karl Freiherr von Beaulieu-Marconnay, Karl von Dalberg und seine Zeit. Zur Biographie und Charakteristik des Fürsten Primas. Erster Band. Weimar 1879, S. 176. — Schiller und Lotte. 1788—1805. Dritte, den ganzen Briefwechsel umfassende Ausgabe, bearbeitet von Wilhelm Fielitz. Stuttgart 1879. II, 198, Anm. 1; II. 261, Anm. 2; III, 12 und Anm. 2; III, 54; III, 61. Briefe an Schiller. Herausgegeben von L. Urlichs. Stuttgart 1877, S. 114 (Jahr 1791). — Nach der dem Verfasser gemachten Angabe des Freiherrn L. von Gleichen-Rußwurm besitzt die Familie Schillers keine noch unbekannten Dominikusschen Briefe.

[4] Schiller an Dominikus. Rudolstadt, den 21. Mai 1891. Der Brief ist abgedruckt im „Zweiten Verzeichniß der Autographen-Sammlung" von K. Bädeker, Koblenz. 1866. S. 122/123.

[5] Obige Notiz beruht auf der Angabe des Fräulein Ida Dominicus zu Charlottenburg. Im von Humboldtschen Archiv auf Schloß Tegel befindet sich nach Mittheilung der Frau C. von Heinz, geb. von Bülow, einer Enkelin Wilhelm von Humboldts, nichts von Dominikus' Hand. — Der angezogene Brief von W. von Humboldts Gattin Karoline an Professor J. B. Siegling in Erfurt ist im Besitze der Sieglingschen Familie.

[6] Die letzten Ueberbleibsel dieser Korrespondenz, unter denen sich namentlich interessante Zuschriften aus Paris — so von fast allen bedeutenden Männern zur Zeit des Direktoriums und Konsulats — befunden haben sollen, hat nach der gefälligen Notiz des Herrn Direktors Dr. Dronke in Trier der jetzt auch längst verstorbene älteste Bruder meines Gewährsmannes, Gustav Dronke, nach dem Tode seines Vaters, des Gymnasialdirektors Dronke in Fulda, verschenkt, und zwar, wie jener glaubte, an die Universitätsbibliothek in Bonn. Eine spätere Nachfrage belehrte ihn indessen, daß die Papiere nicht dort seien. Man sprach ihm gegenüber die Vermuthung aus, daß sie im Besitze des Professors und Geheimen Regierungsrathes Friedrich Ritschl geblieben seien, der bekanntlich früher in Bonn war und in Leipzig gestorben ist. Auf seine infolgedessen an Ritschls Schwiegersohn, den Geheimen Hofrath Professor Dr. Wachsmuth in Leipzig, gerichtete Anfrage erhielt der Verfasser die Nachricht, daß im Ritschlschen Nachlasse kein von oder an Dominikus geschriebener Brief vorhanden wäre. — Auch noch einer anderen verlorenen Quelle muß hier gedacht werden. Die älteste Tochter des Professors Dominikus, Sophie, begleitete

im Jahre 1817 von Koblenz aus ihren Vater auf einer Rheinreise und beschrieb dieselbe sehr anziehend in einem Tagebuche, welches sie ihrer Freundin Adelheid Hoffmann in Erfurt, der nun längst verstorbenen Mutter des Herrn Rentiers Bernhard Hoffmann, sandte. Leider ist dasselbe nicht mehr aufzufinden gewesen.

[7] Insbesondere wurden benutzt die Artikel von Aug. Heinrich Erhard über J. Dominikus im 26. Bande der 1. Sektion von Ersch und Grubers Encyklopädie, Leipzig 1835, S. 431 ff.; — J. Frank in der A. D. B. V. Bd., Leipzig 1877, S. 326, und eine handschriftliche Biographie unseres Dominikus' aus der Feder des Direktors und Professors J. J. Bellermann in Berlin (Göritz-Lübeck-Stiftung). Vergl. auch O. L. B. Wolff, Encyklopädie der deutschen Nationalliteratur. Erster Band. Leipzig 1835, S. 189—190.

[8] Vergl. M. Jakob Dominikus, Erfurt und das Erfurtische Gebiet. Erster Theil. Gotha 1793, S. 83 ff. — Dr J. C. Hermann Weißenborn, Amplonius Ratingk de Berka und seine Stiftung. Erfurt 1878, S. 6 ff. bis S. 18. — Joh. Nic. Sinnhold, Erfordia literata, oder Gelehrtes Erfurt, als eine Fortsetzung des Motschmannischen Werkes u. s. w. Des dritten Bandes Erstes Stück. Erfurt 1748. § 20—28; S. 23—93.

[9] Die Biographen geben den 10. oder 11. November 1762 als Geburtstag an, was nach dem dem Verfasser von Herrn Pfarrer Wix in Rheinberg gütigst übersandten Auszug aus dem Taufregister nicht richtig sein kann. Darin heißt es: „9ma Novembris 1762 baptizatus est Joannes Jacobus, filius legitimus Joannis Lamberti Dominicus et Catharinae Boss."

[10] Nicht, wie Musculus sagt, der jüngste Sohn. Vergl. eine spätere Eintragung des Rheinberger Taufregisters: „12ma Novembris 1764 Hermannus Martinus filius conjugum Joannis Lamberti Dominicus et Catharinae Boss."

[11] Aus dem siebenjährigen Kriege. Tagebuch des preußischen Musketiers Dominicus. Nebst ungedruckten Kriegs- und Soldatenliedern herausgegeben von Dr. Dietrich Kerler, Oberbibliothekar der Universität Würzburg. München 1891. Vorwort I, S. VI/VII.

[12] M. Jakob Dominikus, Erfurt und das Erfurtische Gebiet. I. S. 83. — Die Häuser-Chronik der Stadt Erfurt — herausgegeben von Bernhard Hartung (I. Theil), Erfurt 1861, S. 122 — nennt das Haus in der Marktstraße Nr. 2516 „Zum Falkenstein". (Im Viertel „Allerheiligen" — Omnium Sanctorum — war es Haus Nr. 9.)

[13] H. J. Heller in Schillers Biographie — Einleitung zu Schillers Werken (Hempel) Bd. I, S. XXX.

[14] Die Angaben über Dominikus' Vorlesungen an der Erfurter Universität sind aus den fast vollständig vorhandenen Lektionsverzeichnissen der Jahre 1787—1816 geschöpft.

[15] Die königliche Bibliothek zu Erfurt besitzt davon den ersten Theil: Oesterreich, Bayern und Pfalz. Göttingen, im Verlage der Witwe Vandenhoeck, 1758.

[16] Vollständiges Handbuch der deutschen Reichshistorie. 3 Bde. Göttingen 1772.

[17] August Krämer, Carl Theodor Reichsfreyherr von Dalberg, vormaliger Großherzog von Frankfurt, Fürst-Primas und Erzbischof. Eine dankbare Rückerinnerung und eine Blume auf sein Grab. Regensburg 1817, 4°, S. 43. Vergl. auch S. 49 ff.

[18] „Der Dekan des Kollegiums hat mit den Kollegiaten das Recht, zu den drei Professuren zu präsentiren." M. Jakob Dominikus, Erfurt und das Erfurtische Gebiet. I. S. 84.

[19] „Ueber Weltgeschichte und ihr Prinzip. Ein Versuch und zugleich Einladungsschrift zu den Vorlesungen von M. Jakob Dominikus, der Phil. auß. Lehrer auf der Universität Erfurt." Erfurt, gedruckt bei Johann Christoph Görling. — Die Vorrede ist datirt: Erfurt, den 16. Nov. 1790.

[20] R. Boxberger a. a. O., S. 36. — Schillers sämtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe von Karl Goedeke. Neunter Theil. Kleine historische Schriften. Herausg. von Wilhelm Müldener. Stuttgart 1870. Stück IV, S. 79 ff.

[21] Critik der Urtheilskraft von Immanuel Kant. Zweyte Auflage. Berlin 1793, S. 383.

[22] Schillers sämtliche Schriften. Neunter Theil. S. 217 ff.

[23] Um einen Begriff von der Belesenheit unseres Autors zu geben, seien hier noch etliche Werke angeführt, die Dominikus citirt: Dupin dans la préface de son histoire profane. Tom. I. — Plancks Geschichte der Entstehung des Lehrbegriffs. I. Tom. — Kant, Kritik der praktischen Vernunft. Riga 1788. — Kant, Metaphysik der Sitten. — Reinhold, Briefe über die Kantsche Philosophie (im Deutschen Merkur). — Herders Abhandlung: „Auch eine Philosophie der Geschichte". 1774, u. a.

[24] Konstantin Beyer, Neue Chronik von Erfurt oder Erzählung alles dessen, was sich vom Jahre 1736 bis zum Jahre 1815 in Erfurt Denkwürdiges ereignete. Erfurt, o. J., S. 224. Vergl. Neues Hand- und Addreßbuch für den Erfurter und Eichsfelder Staat auf das Jahr 1797 nebst angehängten statistisch-ökonomischen Nachrichten. Herausgegeben von Wilhelm Stieghan, der Philos. ordentl. Prof. u. der Kur Mainz. Akademie nützl. Wissensch. Mitglied (nebst einem Kupfer). Erfurth, auf Kosten des Verfassers. S. 133: „Auswärtige Mitglieder" (der Akademie nützlicher Wissenschaften) „1790. Hr. Fr. Schiller, hochf. S. Hofrath und außerordentl. Prof. der Philosophie zu Jena." — R. Boxberger, a. a. O., S. 36.

[25] Schillers Briefwechsel mit Körner. 2. Aufl. Herausg. v. K. Gödeke. I. S. 396.

[26] Robert Boxberger, Zur Quellenforschung über Schillers Wallenstein und Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Archiv für Litteraturgeschichte, herausgegeben von Dr. Richard Gosche. Zweiter Band. Leipzig 1871. S. 159. Vergl. auch Major z. D. O. E. Seidel in den „Blättern für Handel, Gewerbe und sociales Leben" (Beibl. z. Magd. Ztg., 1881, Nr. 51, S. 402.

[27] Frantz Christoph Khevenhüllers ... Annalium Ferdinandeorum. I.—XII. Theil. Darinnen Kaysers und Königs Ferdinand des Andern dieses Nahmens, Handlungen wegen glücklicher und unglücklicher Kriege in Deutschland, Friede mit Chur-Sachsen. Wallensteinische Händel, Crönung dessen Sohnes zum Römischen König, endlich dessen letzte Krankheit, seeliger Tod und Begräbniß, nebst dessen Beicht-Vaters P. Lamormani Relation von dessen Tugenden u. s. w. Leipzig, Verlegts M. G. Weidmann, Seiner Königlichen Majestät in Pohlen und Churfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen Buchhändlers, 1721—1726. (Erf. Königl. Bibl. Histor. universal. Fol. Nr. 124—130; 2 Theile. Conterfet dazu: Nr. 122—123.)

[28] Nr. 2018 der Stadt, 133 der Viti-Gemeinde, jetzt Langebrücke 36. — Hartung, Häuserchronik der Stadt Erfurt. (1861.) S. 287.

[29] von Beaulieu-Marconnay, Karl von Dalberg. I. Bd., S. 178.

[30] „Zum Andenken der vierten akademischen Jubelfeier zu Erfurt" von M. Jakob Dominikus, der Philosophie außerord. Lehrer auf der Universität Erfurt. Erfurt 1792. Bei Johann Christoph Görling, Universitäts-Buchdrucker.

[31] Stieghan, a. a. O., S. 105 und 114.

[32] Dr. Joh. Chr. Hermann Weißenborn, Hierana. Beiträge zur Geschichte des Erfurtischen Gelehrtenschulwesens. Erfurt 1870. III/IV. S. 122 u. Anm. 40/41.

[33] Die Originalskizzen dazu rühren von H. Kruspe her.

[34] Das Haus bildet jetzt, vollständig umgebaut, einen Theil der Geschäftsräume der großen Gärtnerei von J. C. Schmidt, — Vergl. auch Dominikus, Erfurt rc. I. S. 101, 186—187.

[35] Hierana. I/II. Erfurt 1862, S. 97.

[36] „Hodierna Germaniae nostrae conditio (facies) ex omnibus eiusdem relationibus."

[37] Dekret des Kurfürsten Friedrich Joseph. Erfurt, 1. Januar 1801. Dominikus, bisher außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Erfurt, wird zum eigenen (sic!) Professor der Geschichte ernannt und erhält die Zusicherung eines jährlichen Gehalts von 150 Thalern aus dem kurfürstlichen Schulfonds.

[38] Erfurth mit seinen Umgebungen; nach seiner Geschichte und seinen gegenwärtigen Verhältnissen dargestellt. Ein Handbuch für Einheimische und Fremde. Herausgegeben von Dr. Heinrich August Erhard. Mit acht Ansichten und einer Karte. Erfurth 1829. 8°. S. 122.

[39] (Paulus Cassel), Denkschrift der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt. Herausgegeben am Seculartage ihrer Gründung, den 19. Juli 1854. Erfurt 1854. S. CXIX.

[40] Constantin Beyer, Neue Chronik von Erfurt. S. 400.

[41] Erfurt unter französischer Oberherrschaft vom 16. October 1806 bis den 6. Januar 1814. Ein actenmäßiges Gemälde der Leiden, Erpressungen u. s. w. In Briefen an einen Freund. Deutschland 1814. S. 250.

[42] Constantin Beyer, a. a. O., S. 425.

[43] Vergl. darüber des Verfassers „Hohenzollern-Besuche in Erfurt". Erfurt 1891. S. 33—35.

[44] Bestallungsdekret des Dominikus als ersten Rathes der Verwaltungskammer von Erfurt vom 24. Juni 1809. — Bestätigung dieses Dekretes durch den Intendanten der Provinz Erfurt, den 20. Mai 1810. Zusicherung eines jährlichen Gehaltes von 1400 Thalern.

[45] Gefällige Mittheilung der Stiftsdame Fräulein Ida Dominicus. Letztere hat die schriftstellerische Begabung ihres Großvaters und ihres Vaters geerbt; sie verfaßte Romane und Novellen. Vergl. Kürschners Deutschen Litteraturkalender für 1893, S. 212. — C. Beyer (a. a. O., S. 369) verlegt jene Reise ins Jahr 1806.

[46] Unterm 9. Januar 1814 machte die königlich preußische Verwaltungskommission zu Erfurt (gez. Kühlmeyer) bekannt, daß die hier vom französischen Gouverneur eingerichtete Verwaltung der Hohen und Geheimen Polizei aufgehoben wäre, und daß der Generalinspektor Kahlert, ferner drei Polizeikommissäre, ein Rendant, ein Souschef, elf Polizeiagenten, fünf Visitatoren und ein Bureaudiener (die sämtlich namhaft gemacht sind) entlassen seien. Archiv der Stadt Erfurt. Abth. Ie. Nr. 1.

[47] Erfurt unter französischer Oberherrschaft. S. 251—254.

[48] Fast wörtlich nach den Angaben von Fräulein Ida Dominicus.

[49] Erneuerungsdekret des Dominikus als außerordentlichen Professors der Philosophie an der Erfurter Universität vom 1. Januar 1810. — Ernennungsdekret für Dominikus als Schulrath des allgemeinen Schulkollegiums von Erfurt, d. d. 12. Mai 1810. — Diplom vom 15. August 1811, durch das Dominikus von der Universität Jena zum Doktor beider Rechte ernannt wird. — Dazu kommen noch: ein Diplom vom 24. Februar 1811, gemäß dessen Dominikus zum Ehrenmitglied der „herzoglichen Societät für die gesammte Mineralogie zu Jena" ernannt wird, und eine Urkunde vom (?) April 1811, ausgestellt für Dominikus als Ehrenmitglied der lateinischen Gesellschaft zu Jena.

[50] Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. III. Abtheilung. 4. Band. (Goethes Tagebücher. 4. Band. 1809—1812.) Weimar 1891. S. 233.

[51] Dr. Wilhelm Schum, Beschreibendes Verzeichniß der Amplonianischen Handschriftensammlung zu Erfurt. Berlin 1887. p. XLVIII. sq.

[52] (P. Cassel), Denkschrift der Königlichen Akademie gemein nützlicher Wissenschaften in Erfurt. Herausgegeben am Seculartage ihrer Gründung den 19. Juli 1854. Erfurt 1854. Abschnitt III. Historische Skizze der Erfurter Akad. gem. Wiss. 1754—1854. § 3: 1814—1854. S. CXVIII—CXIX.

[53] Nach Schum a. a. O.

[54] Reskript der königlich preußischen Regierung zu Erfurt vom 7. März 1817, worin angezeigt wird, daß der König, auf Antrag des Ministeriums des Innern, mittelst Kabinetsorder vom 30. Januar c. den Dominikus zum katholischen Kirchen- und Schulrathe beim Konsistorio zu Koblenz mit einem jährlichen Gehalte von 1300 Thalern — zahlbar vom 1. Januar 1817 an — ernannt habe.

[55] Freilich ist Max von Schenkendorf schon am 11. Dezember 1817 in Koblenz gestorben; an ihn erinnert ein Denkmal in den dortigen Rheinanlagen.

[56] Vor einigen Jahren hat man in Erfurt bei der Verbreiterung des Dalbergweges in der Nähe der Luciusschen Villa eine Mauer niedergerissen, in welche eine mächtige, durch Tonnenstäbe und -Reifen unten geschützte Fichte eingefügt war. Der Baum, der zum früher Gerichtsrath Schorchschen, später Teichmannschen Garten gehörte, und den man scherzweise „das größte Topfgewächs Erfurts" nannte, soll nach der gefälligen Mittheilung des Herrn Geheimen Regierungsraths a. D. Klewitz von Jakob Dominikus gepflanzt worden sein. Mit dieser Fichte ging das letzte äußere Andenken an unsern Gelehrten in Erfurt verloren.

[57] Von Schriften, die Jakob Dominikus verfaßt hat, sind dem Verfasser folgende Titel bekannt geworden:

I. Nach dem „Vollständigen Bücher-Lexikon", enthaltend alle von 1750 bis zu Ende des Jahres 1832 in Deutschland und in den angrenzenden Ländern gedruckten Bücher. Bearbeitet und herausgegeben von Christian Gottlob Kayser. Zweiter Theil. D—G. Leipzig 1834. S. 64:

Dominikus, Jakob († den 17. Juli 1819), Was that die Akademie der nützlichen Wissenschaften zu Erfurt für Aufklärung, Geisteskultur u. s. w.? Gr. 8°. Erfurt 804. (Otto.) 6 Gr.

— — Erfurt und dessen Gebiet; in geograph., phys., statist., polit. und geschichtl. Verhältnissen. 2 Bde. in 3 Abthlgn. Mit 2 Kpf. u. 1 Karte. Gr. 8°. Gotha 793. Ettinger. 2 Rthlr. 21 Gr.

— — Ueber die Feier der Geburtstage bei den Alten. Gr. 8°. Erfurt 808. Maring (Otto). 4 Gr.

— — Sammlung verschiedener Reden und Schriften, zum Andenken der vierten akademischen Jubelfeier zu Erfurt. 8°. Erfurt 1795. Görling. 14 Gr.

Dominikus, Jakob, Ueber Weltgeschichte und ihr Prinzip. 8°. Erfurt 1790. Kayser. 3 Gr.

(Kayser, Bd. I, S. 38.) v. Alba, Fd., Alvarez, Herzog von Toledo; eine reue Kopie seines Charakters, seiner Feldherrngröße und seiner Statthalterschaft in den Niederlanden u. s. w. (von J. Dominikus). 2 Bde. 8°. Leipzig 796. Weygand. 1 Rthlr. 16 Gr.

(— Bd. I, S. 111.) Arnould, System der Seehandlung und Politik Europas während des 18. und als Einleitung in das 19. Jahrhundert u. s. w. A. d. Französ. m. Anmerk. (von J. Dominikus). Gr. 8°. Erfurt 798. Kayser. 1 Rthlr. 8 Gr.

(— Bd. III, G—L. Leipzig 1835, S. 86.) Heinrich IV., König von Navarra und Frankreich, eine Biographie (von J. Dominikus). 2 Theile. Gr. 8°. Zürich 798. Ziegler u. Sohn. 1 Rthlr. 20 Gr. Mit n. Titel 818. 1 Rthlr. 8 Gr.

(— Bd. III, S. 300.) Der Kampf um Europas Stiefel, ein Gemälde aus der Bildergalerie unserer Tage (von J. Dominikus). Mit 1 Kupf. 8°. Erfurt 800. (Otto.) 12 Gr.

— Landung der Franzosen in England, oder was wird Frankreich ohne Beihülfe der europäischen Hauptmächte gegen England vermögen? Ein Auszug aus dem Système politique, par Arnould (von J. Dominikus). Gr. 8°. Erfurt 1798. Kayser. 8 Gr.

(Kayser, Bd. IV, M—R, 1834, S. 242.) Nitsch, Paul Fr. Achat, Lehrbuch der allgemeinen Völkergeschichte. Herausgegeben von M. E. A. Sörgel, fortgesetzt von J. Dominikus. 3 Theile. 8°. Erfurt 1796—1799. Kayser. 2 Rthlr. 6 Gr. Herabges. Preis 1 Rthlr. 12 Gr.

(— — S. 281.) Osorio, Hieron., Don Emanuel, König von Portugal, ein Charakter zur Aufklärung der Geschichte des Mittelalters, oder der neueren Geschichte von Portugal, Afrika und Indien. (Bearbeitet und herausgegeben von J. Dominikus.) 8°. Leipzig 1795. Weygand. 18 Gr.

— Primerose (ein Roman); nach dem Französischen frei übersetzt (von J. Dominikus). 8°. Gera 1801. Heinsius. 1 Rthlr.

II. Bezeugt durch Karl Herrmann, Bibliotheca Erfurtina (Erfurt 1863), S. 374: Jakob Dominikus, Ch. Friedrich Immanuel Schorch, Dr., Senior und Dekan der Juristenfakultät u. s. w. Eine biographische Skizze. Erfurt 1804. 8°. 29 S. (Aus Acta Acad. 1803 und 1804.)

III. Abhandlungen in den Nova acta academiae scientiarum utilium, quae Erfurti est, in Wielands Merkur, in den geographischen Ephemeriden, in der „Nemesis“, in Uhdens und anderen Journalen.

[58] Horat. epist. I, 17, 35/36.

Wandlungen
der Geschichtsauffassung und des Geschichtsunterrichts,
besonders in Deutschland.

Von Richard Mahrenholtz
in Dresden.

Preis 1.60 Mk.

Die Schule der Zukunft.

Von
Professor Dr. med. et phil. Hermann Cohn
in Breslau.

Preis 50 Pfg.

Ideale und Irrthümer der Unterrichtsprogramme.

Von
Dr. Horst Keferstein.

Preis 1.40 Mk.

Stand und Ziele der Schulreform-Bewegung.

Rede in der konstituirenden Versammlung des Allgemeinen Deutschen Vereins für Schulreform: „Die neue deutsche Schule",
gehalten am 15. April 1890 von

Professor Dr. W. Preyer.

Geh. 50 Pf.

Der deutsche Unterricht und die Schulreform.

Von Felix Hartmann in Groß-Lichterfelde.

Preis 1.40 Mk.

Die Schule
und die sozialen Bestrebungen und Gedanken über die Reform der Schule, insbesondere der Volksschulen.

Von Carl Nepers.

Preis 1.20 Mk.

Die Ueberfüllung der Gymnasien und das Berechtigungswesen.

Von
Dr. Hermann Lange.

Preis 1 Mark.

Religionsunterricht und Erziehung zur Religion.

Von
Dr. Horst Keferstein
in Hamburg.

Preis 1.60 Mk.

Professor Jakob Dominikus,

der Freund des Koadjutors von Dalberg.

Von

Dr. Albert Pick

in Erfurt.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1894.

5924

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Achte Serie
(Heft 169—192 umfassend).

Heft 190.

Der Siegfriedmythus,
ein Kapitel aus der vergleichenden Mythologie.

Von

Franz Devantier,
Gymnasialdirektor in Eutin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung" erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Das Rolandslied.

Ein altfranzösisches Epos.

Uebersetzt von

E. Müller.

1891. 162 S. 8°. Geheftet 3 Mk.

Urtheile der Presse.

E. Müllers Uebersetzung zeichnet sich durch fließende Sprache und poetischen Schwung aus. Vor der allgemein bekannten und beliebten Verdeutschung von W. Hertz hat sie größere Vollständigkeit und Verständlichkeit voraus. (Breslauer Zeitung 27. 5. 91.)

E. Müller hat durch eine üppig blühende Sprache eine Uebertragung zu stande gebracht, welche die Lektüre dieses alten Epos zu einer fesselnden macht.
(Deutsche Zeitung, Wien 7. 7. 91.)

Der Ton des alten Volksepos ist so gut getroffen, daß die Müllersche Arbeit die allgemeinste Beachtung verdient und namentlich auch für Schülerbibliotheken erworben werden sollte.
(Schlesische Zeitung 16. 7. 91.)

An schönen, zwangslosen, angenehm zu lesenden Endreimen in edler Sprache ist hier der Stoff geboten, und wir bezweifeln keinen Augenblick, daß die Uebersetzung dem vortrefflichen Gedicht wieder neue Freunde zuführen wird, und wünschen dem hübsch ausgestatteten Buche die weiteste Verbreitung. (Magazin für Pädagogik.)

Es ist ein Verdienst unseres Verfassers, daß er mit seiner trefflichen Uebersetzung, welche den schlichten Ton festhält, ohne Beigabe geziert archäistischer Wendungen, den Schatz unserer deutschen Uebersetzungslitteratur um ein in der That werthvolles Kleinod vermehrt hat.
(Westermanns Monatshefte, Okt. 1891.)

Die Uebersetzung liest sich glatt und klar. (Vossische Zeitung 25. 9. 91.)

Wir empfehlen das Rolandslied allen Freunden epischer Poesie aufs wärmste. Auch für die Privatlektüre der oberen Klassen in höheren Knabenschulen scheint uns dasselbe vortrefflich geeignet. (Pädagog. Zeitung 26. 11. 91.)

Die Amazonen in Sage und Geschichte.

Von **Dr. Wilhelm Stricker.**

2. Auflage. Preis Mk. —.75.

Die Sage von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen.

Von **Carl Reineck.**

Mit einer Lichtdrucktafel. Preis Mk. 1.20.

Der Siegfriedmythus,

ein Kapitel aus der vergleichenden Mythologie.

Von

Franz Devantier,
Gymnasialdirektor in Eutin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
1894.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Unter den Heldengestalten, von denen die Dichter der deutschen Vorzeit uns singen und sagen, strahlt die des Siegfried im hellsten Glanze. Der stolze, übermenschlich starke Knabe, welcher mit dem selbstgeschmiedeten Schwerte den Ambos bis zum Grunde spaltet, der muthige Drachentödter und Hortgewinner, der durch das Drachenblut bis auf eine Stelle zwischen den Schultern „hürnin", hörnern, d. h. unverwundbar gewordene, unwiderstehliche Held, welcher durch die Tarnkappe auch die Kraft besitzt, sich unsichtbar zu machen, der Ueberwinder der hochmüthigen, unnahbaren Brunhild, der glückliche Gemahl der schönen Burgundentochter Kriemhild, den der grimme Hagen, seine tödtlich gekränkte Herrin Brunhild rächend, hinterrücks ermordet, ist der Gegenstand auch so vieler neuerer Dichtungen geworden, daß eine ausführlichere Erzählung seiner Thaten und Erlebnisse an dieser Stelle überflüssig erscheint.

Weniger bekannt dürfte sein, daß das deutsche Volk in dem, was von seinem Lieblingshelden überliefert wird, nicht bloß eine schöne, ewig junge Sage besitzt, sondern daß in dieser Sage die Grundgedanken der germanischen, ja der indogermanischen Mythologie, wenn auch durch spätere Ausbildung stark verändert, so doch immer noch deutlich erkennbar, enthalten sind, daß der Siegfriedmythus uns mehr sagt von den religiösen Vorstellungen der alten Deutschen, als, abgesehen von der Ueberlieferung der nordischen Germanen, die doch nicht ohne weiteres

für die Deutschen im engeren Sinne Geltung beanspruchen darf, alle die dürftigen Nachrichten zusammengenommen, welche sonst darüber zu uns gelangt sind.

Die wichtigste deutsche Quelle der Siegfriedsage, denn dieser Bezeichnung müssen wir uns zunächst bedienen, ist das Nibelungenlied. Dank dem in den großen Zeiten unseres Jahrhunderts neu erwachten deutschen Nationalbewußtsein ist sie jetzt auch die bekannteste; aber es ist noch nicht allzu lange her, daß die Kunde von diesem gewaltigen mittelhochdeutschen Epos selbst unter den Gelehrten fast völlig geschwunden war. Wie in unserem lieblichen Märchen das Dornröschen lange, lange Jahre in todesähnlichem Schlummer daliegt, bis der junge Königssohn durch die Dornhecke dringt und die Schlafende wachküßt, so hat auch unser Gedicht jahrhundertelang auf den harren müssen, der es zu neuem Leben erwecken sollte. Nachdem Bodmer schon 1757 einen Theil des Nibelungenliedes, „Chriemhildens Rache", veröffentlicht hatte, ließ der Professor C. H. Myller in seiner „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert" im Jahre 1784 „Der Nibelungen Liet" zum ersten Male vollständig abdrucken. Aber dem erweckten Dornröschen wurde kein allzu freundlicher Empfang zu theil. Sein Gewand war unmodern, sein Wesen fremdartig; es klopfte an viele Thüren, aber nur selten fand es Einlaß. Selbst Goethe ließ das ihm übersandte Exemplar des Nibelungenliedes lange Zeit ungelesen liegen, und Friedrich der Große schrieb an Professor Myller folgendes, für seine vielbesprochene Stellung zur deutschen Litteratur bezeichnendes Antwortschreiben: „Hochgelahrter, lieber getreuer. Ihr urteilt viel zu vorteilhaft von denen Gedichten aus dem 12., 13. und 14. Seculo, deren Druck Ihr befördert habt, und zur Bereicherung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth und verdienen nicht, aus dem

Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens würde ich dergleichen elendes Zeug nicht dulten, sondern herausschmeißen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber solchem nicht Euer sonst gnädiger König Frch. Potsdam, d. 22. Februar 1784."

Es schien ziemlich lange Zeit, als ob Friedrich der Große in der That Recht behalten sollte; bis in unser Jahrhundert hinein fand das alte Gedicht nur wenig Beachtung. Und wir müssen eingestehen, daß seine künstlerische Form, selbst wenn man nicht, dem französischen Geschmacke der Zeit Friedrichs des Großen huldigend, Eleganz und Esprit als Haupterfordernisse einer Dichtung ansieht, allerdings vieles zu wünschen übrig läßt. Zwar die packende, überwältigende Großartigkeit des Stoffes, die Anlage und der Aufbau des Ganzen, auch die Charakterisirung einzelner Figuren müssen Jeden mit Bewunderung erfüllen, ein ungetrübter ästhetischer Genuß jedoch wird durch die, zum Theil wohl verschiedenen Bearbeitungen zuzuschreibenden Längen und Flickverse und Härten in der Sprache verhindert.

Von um so größerem Interesse ist der Inhalt des Nibelungenliedes, weil der uns un annte Dichter — man hat au Konrad von Würzburg, Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Ofterdingen, Klinsor von Ungarland, Walther von der Vogelweide, Rudolf von Ems und auf den Kürnberger gerathen — denselben nicht etwa selbstständig ersonnen, sondern als eine im Volke lebende Sage schon vorgefunden hat. Es ist also strenge zu unterscheiden zwischen der Nibelungensage und dem Nibelungenliede; letzteres ist die aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts stammende mittelhochdeutsche Bearbeitung der ersteren. Die schwierige Frage welche künstlerische Form dieser Sage schon früher gegeben war

ob nicht vielleicht schon kleinere Theile derselben in selbständigen Liedern gesungen wurden, kann hier als für das zu behandelnde Thema unwesentlich unerörtert bleiben.

Selbst bei einer oberflächlichen Betrachtung erkennt man in der Nibelungensage, wie sie in unserem Nibelungenliede vorliegt, zwei gänzlich verschiedene Arten von Bestandtheilen: an dem rein menschlich aufgefaßten Hofe der burgundischen Könige zu Worms erscheint plötzlich der mit übermenschlichen Kräften und Fähigkeiten ausgestattete Siegfried; dieser besiegt ein geschichtliches Volk, die Sachsen, hat aber vorher auch mit einem Drachen und mit Zwergen gekämpft; höchst fabelhafte Dinge begeben sich bei der Werbung Gunthers um Brunhild, und derselbe Gunther fällt später mit seinen Mannen im Kampfe gegen die Hunnen, deren König Etzel zweifellos der historische Attila sein soll; von Orten, die geographisch fest bestimmbar, deren Namen noch heute erhalten sind, führt uns die Sage nach dem märchenhaften Island und dem noch räthselhafteren Lande der Nibelungen! Es ist klar, daß in der Dichtung *geschichtliche* und *nicht-geschichtliche* Bestandtheile zu unterscheiden sind.

Von den ersteren ist hier nicht eingehender zu handeln; nur soviel mag gesagt werden, daß die Burgunden, nachdem sie schon 435 oder 436 n. Chr. von dem Römer Aëtius besiegt worden waren, 437 eine schwere Niederlage von den Hunnen erlitten, bei welcher ihr König Gundikarius mitsamt seinem Geschlechte umkam; daß ferner die im Nibelungenliede berichtete Vernichtung der Mannen Gunthers und dessen eigene Ermordung offenbar auf dieses geschichtliche Ereigniß zurückzuführen ist, daß also die Verschmelzung der geschichtlichen und nicht-geschichtlichen Bestandtheile des Nibelungenliedes erst nach 437 erfolgt sein kann. Veranlassung zu dieser Verschmelzung mochte die Namensgleichheit des sagenhaften und des geschichtlichen Gunther sein; daß die Vernichtung der Burgunden durch die Hunnen in direkte

Beziehung gesetzt wurde zu dem allbekannten Hunnenkönige Attila, ist leicht begreiflich; daß dieser aber zum zweiten Manne der Kriemhild gemacht wurde, erklärt sich aus dem Umstande, daß als seine letzte Gemahlin eine Ildiko genannt wird; Ildiko oder Hildiko aber galt als Diminutivum von Hilde, dem zweiten Bestandtheile von Kriemhilde.

Nicht-geschichtlich ist die Gestalt Siegfrieds; es läßt sich auch kein geschichtlicher Held anderen Namens auffinden, mit dem Siegfried identificirt werden könnte. Er ist im Besitze übernatürlicher Eigenschaften, er verrichtet übermenschliche Dinge, er steht in engster Beziehung zu den fabelhaften Nibelungen und Zwergen, deren einer, Alberich d.i. Elben (Elfen) = König, ihm seinen Schatz hütet. Was sollen wir mit einer solchen Gestalt anfangen? Wie ist sie selbst, wie sind ihre Thaten zu deuten? Sind die geschichtlichen Bestandtheile etwa verschmolzen mit einem frei ersonnenen Märchen, wie es noch heute und zu jeder Zeit von phantasiereichen Männern gedichtet werden könnte? oder mit einem Märchen, welches, wie ein Volkslied, im Schoße des Volkes gewissermaßen durch Urzeugung entsteht? Von vornherein ist kein Grund vorhanden, diese Möglichkeit zurückzuweisen; ja, man wird mit der Annahme schwerlich fehlgreifen, daß selbst der Dichter des Nibelungenliedes in den nicht-geschichtlichen Elementen der Sage freie, willkürliche Erfindungen seiner Vorgänger oder auch ebensolche Erzeugnisse der Volksseele erblickt hat, die er, da sie nnn einmal mit den geschichtlichen zu einem Ganzen eng verbunden waren, bei seiner eigenen Darstellung, ohne viel über ihre ursprüngliche Bedeutung nachzudenken, beibehielt und, so gut er konnte, verwerthete. War man doch im 12. und 13. Jahrhundert durch die an die Kreuzzüge sich anschließende Dichtung an die wunderbarsten Geschichten gewöhnt! Warum sollte es mit Siegfrieds Abenteuern eine andere Bewandtniß haben, als zum Beispiel mit den märchen-

haften Erlebnissen des Herzogs Ernst, der auf seiner Fahrt nach Jerusalem mit einem Heere von geschnäbelten Ungeheuern um eine geraubte Jungfrau zu kämpfen hat, an dem Magnetberge im Lebermeere mit seinem Schiffe scheitert und, nachdem er durch einen Greif von dem Berge gerettet ist, mit dem Volke der Plattfüße und der Langohren, mit Riesen und Zwergen sich herumschlägt?

Die wissenschaftliche Forschung unseres Jahrhunderts erkannte jedoch sehr bald, daß zwischen solchen Schöpfungen einer durch die Wunder des Orients aufgeregten, ohne Schranken und Maß schaltenden Phantasie und der Sage des Nibelungenliedes doch ein großer Unterschied vorhanden ist. Wie es z. B. einem Kenner der griechischen Götterwelt nicht entgehen könnte, daß ein griechischer Held, von dem erzählt würde, er sei durch eine List seiner Mutter bei seiner Geburt vor dem seine früheren Kinder im Kerker haltenden Vater gerettet und im Verborgenen aufgezogen worden, habe dann seinen Vater überwältigt, seine Geschwister befreit und sich selbst, vermählt mit seiner Schwester, an seines Vaters Stelle zum Herrscher gemacht, habe aber, bevor sein Thron völlig gesichert gewesen sei, mit Ungeheuern und Riesen noch schwere Kämpfe, in denen er nur durch seinen nie fehlenden Speer Sieger geblieben sei, zu bestehen gehabt, — wie also mit Sicherheit erkannt werden würde, daß ein solcher Held die deutlichsten Züge des Zeus an sich trage, demnach eigentlich eine mythische Figur sei, nicht eine frei und willkürlich von irgend einem Dichter erfundene, so leuchten auch dem mit nur etwas umfassenderen mythologischen Kenntnissen Ausgerüsteten aus dem Antlitz des Siegfried der Nibelungensage die Züge eines Gottes entgegen. Sowohl die Siegfriedsage als Ganzes, wie auch die wichtigsten Einzelheiten derselben haben mit gewissen Vorgängen in der germanischen Götterwelt eine ganz unverkennbare Aehnlichkeit. Selbst in dem soeben als höchst

wahrscheinlich bezeichneten Falle, daß der Dichter des Nibelungenliedes von der göttlichen Natur seines Helden nichts geahnt hat, ja, sogar wenn zu seiner Zeit das Bewußtsein, Siegfried sei eigentlich ein Gott, im Volke selbst schon seit Jahrhunderten erloschen gewesen sein sollte, dürfen wir die Siegfriedsage nach den Einblicken, welche uns die vergleichende Mythologie in das innerste Wesen derselben eröffnet hat, doch nicht als ein frei erfundenes Märchen ansehen. Wir werden gezwungen, ihr mythischen Ursprung zuzuschreiben.

Die vergleichende Mythologie sucht zunächst, indem sie sich eben der Methode der Vergleichung bedient, wovon sie ihren Namen erhalten hat, die wesentlichen Züge eines Mythus von den unwesentlichen zu unterscheiden; sie beschränkt sich hierbei aber nicht auf die Mythologie eines Volkes, sondern zieht auch ähnliche Erscheinungen aus der Sagen- und Götterwelt anderer Völker in den Bereich ihrer Forschung. Diese Methode hat sie mit der vergleichenden Sprachwissenschaft gemein. Ebenso wie diese Wissenschaft die Sprachen aller Völker, welche auf der Erde wandeln und gewandelt haben, auf ihren Bau und Wortschatz hin untersucht, sind die mythischen Vorstellungen aller Völker, welche überhaupt zur Mythenbildung geschritten sind — und ein Volk ohne alle Mythen dürfte vergeblich gesucht werden —, Gegenstand der vergleichenden Mythologie. Beide Wissenschaften, welche also wesentlich gleiche Methode und ähnliche Objekte haben, führen denn auch hinsichtlich der ferneren Frage nach der engeren oder weiteren Verwandtschaft derjenigen Völker, deren Sprache und Mythologie sie behandeln, vielfach zu denselben Ergebnissen. Wie die vergleichende Sprachwissenschaft die sprachliche Zusammengehörigkeit der indogermanischen Völker über jeden Zweifel erhebt, indem sie einen großen, allen gemeinsamen Schatz von Wortstämmen und eine gemeinsame, den anderen Völkergruppen gegenüber höchst charakte-

ristische Art der Flexion dieser Stämme nachweist, so zeigt die vergleichende Mythologie, daß dieselben Völker auch einen gemeinsamen Grundstock von mythischen Vorstellungen besitzen, die sich bei anderen nicht finden.

Wenn wir nun versuchen wollen, diese so fruchtbare Methode der Vergleichung bei unserer Siegfriedsage selbst anzuwenden, so müssen wir uns zunächst nach ähnlichen Sagen auf deutschem Gebiete umsehen. Es giebt solche in der That; eine in das kleinste Detail eingehende Vergleichung aller irgendwo noch erhaltenen ähnlichen Züge kann hier jedoch nicht vorgenommen werden; wer sich dafür interessirt, muß auf das wissenschaftliche Studium der Frage verwiesen werden.[1] Für unseren Zweck genügt es, hier das „Lied vom hürninen Sifrit“ kurz zu betrachten. Dieses „im Bänkelsängerton des 15. Jahrhunderts“ verfaßte Lied ist für mehrere Punkte der Sage wichtig. In ihm tödtet Siegfried nicht einen Drachen, sondern hat zwei solcher Ungeheuer zu bestehen. Der erste haust in einem Walde, in welchen Siegfried von einem Schmiede geschickt wird, um Kohlen zu holen; er tödtet den Drachen und wird durch ein Bad in der durch Feuer geschmolzenen Hornhaut desselben „gehörnt“; der andere Drache hat die Kriemhild, eine burgundische Königstochter, geraubt und hält sie auf dem Drachenstein gefangen. Siegfried zieht aus, um die Kriemhilde zu befreien, zwingt einen Zwerg, ihm anzugeben, wo der Drachenstein gelegen ist, erlegt den den Zugang zu demselben bewachenden Riesen Kuperan nach wiederholten Kämpfen und besiegt dann den Drachen selbst und dessen Brut; darauf bemächtigt er sich des in dem Drachensteine behüteten Schatzes des Königs Nibelung und führt die Kriemhilde als Braut in ihre Heimath; zum Schluß wird ihm sein früher Tod geweissagt.

Wir sehen so, daß recht verschiedene Gestalten der Siegfriedsage im Volke gelebt haben. Wesentliche Züge scheinen zu sein:

Siegfried kämpft mit Ungeheuern: Drachen, Riesen, Zwergen; er gewinnt einen großen Schatz, er besteht, um eine Jungfrau zu erwerben, schwere Kämpfe, er stirbt eines frühen Todes. Die Hauptverschiedenheit zwischen der Sage im Nibelungenliede und im Liede vom hürninen Sifrit liegt außer der verschiedenen Erzählung von den Drachenkämpfen darin, daß im ersteren Siegfried mit der Jungfrau, Brunhild, selbst zu kämpfen hat und ihren Besitz für einen Anderen, Gunther, erringt, während er im letzteren die Jungfrau, Kriemhild, durch Kampf aus der Gefangenschaft befreit und für sich selbst erwirbt.

Inwiefern aber werden wir nun hinsichtlich der Frage: Siegfriedmärchen oder Siegfriedmythus? durch diesen Vergleich gefördert? Scheinbar gar nicht! Wir erkennen noch nicht deutlich genug, wie die Sage in die Götterwelt hineinragt. Wir müssen uns nach weiterem Material umsehen, ja, wir müssen den deutschen Boden verlassen, da wir von der eigentlich deutschen Mythologie zu wenig wissen, als daß wir durch Heranziehung des deutschen Mythus direkt zum Ziele gelangen könnten.

Unsere Blicke bleiben haften auf den nordischen Germanen. Daß die Mythologie derselben nicht ohne weiteres als deutsche anzusprechen ist, ist bereits bemerkt; daß sie aber bei der nahen sprachlichen Verwandtschaft der Skandinavier mit den Deutschen, aus welcher sicher geschlossen werden kann, daß diese Zweige desselben Stammes vor verhältnißmäßig kurzer Zeit, d. h. vor etwa 3000—4000 Jahren, ein Volk gebildet haben, ganz besonders gut zur Vergleichung in solchen Fällen geeignet ist, wo die Bedeutung einer deutschen, vermuthlich mythischen Gestalt aus ihren eigenen Zügen und Eigenschaften nicht recht erkannt werden kann, wird niemand bestreiten.

Die wichtigsten mythischen Vorstellungen der nordischen Germanen finden wir aufgezeichnet in der Edda. Die in

jüngster Zeit angeregten Streitfragen, betreffend das Alter, die Entstehung und den Werth der Eddalieder, sowie der prosaischen Theile hier auch nur zu streifen, verbietet sich von selbst; für die Siegfriedsage sind die Lieder unschätzbar, da sie einerseits den Zusammenhang derselben mit den eigentlichen germanischen Göttermythen außer Frage stellen, andererseits durch diese Göttermythen überführen zu den mythischen Vorstellungen der fernsten arischen (indogermanischen) Vorzeit des germanischen Stammes.

Dieselben Züge der deutschen Siegfriedsage nun, welche soeben bei der Vergleichung des Nibelungenliedes und des Liedes vom hürninen Sifrit sich als wesentliche zu ergeben schienen, finden wir in der nordischen Sage wieder. Und zwar sind dort die beiden ersten, der Drachenkampf und die Gewinnung des Hortes, in die engste Beziehung zu einander gesetzt.

Ueber die Herkunft des Hortes weiß die Edda folgendes. Loki hat ihn mit List und Gewalt dem Zwerge Andwari abgenommen, um sich selbst, Odin und Hönir, da sie in die Gewalt des Bauern Hreidmar gefallen sind, damit zu lösen; Andwari aber hat den Fluch ausgesprochen, daß der Schatz seinen Besitzern zum Unheil werden solle. Kaum ist Hreidmar im Besitze des Schatzes, so erfüllt sich auch schon der Fluch des Zwerges: Hreidmar wird von seinen Söhnen, Fafnir und Regin, erschlagen. Fafnir weigert sich jetzt, mit Regin zu theilen, birgt das Gold in der Erde, verwandelt sich in einen Wurm (Drachen) und behütet es als solcher.

Mit dieser Vorgeschichte des Hortes wird die Erlegung des Drachens und die Erwerbung des Schatzes durch Sigurd, dies ist die nordische (aus Sigwart entstandene) Form des Namens Siegfried, dadurch in Verbindung gebracht, daß der von Fafnir betrogene Regin zu Sigurds Lehrer gemacht wird. Regin schmiedet ihm das treffliche Schwert Gram und fordert ihn auf, damit den Fafnir, welcher als Drache auf der

Gnitaheide einen großen Schatz hüte, zu tödten. Sigurd ist dazu bereit, sucht mit Regins Hülfe den Fafnir auf und erlegt ihn. Sterbend erneuert dieser den Fluch mit den Worten: „Das gellende Gold, der gluthrothe Schatz, diese Ringe verderben dich." Als Sigurd zufällig Fafnirs Herzblut an seine Zunge gebracht hat, versteht er plötzlich die Sprache der Vögel und hört so, was die Adlerweibchen auf den herumstehenden Bäumen sich erzählen. Er tödtet infolge ihrer Warnung den auf seinen Mord sinnenden Regin und vernimmt dann weiter, daß auf dem Hindarfiall (Hinderberge) in einer von lodernden Flammen umschlossenen Burg eine herrliche Schlachtmaid schlafe, von Odin mit dem Schlafdorne gestochen. Darauf bemächtigt er sich des Schatzes Fafnirs und lädt ihn dem Hengste Grani auf.

Die Erweckung der Walküre wird folgendermaßen erzählt. „Sigurd ritt hinauf nach Hindarfiall und wandte sich südwärts gen Frankenland. Auf dem Berge sah er ein großes Licht, gleich als brennte ein Feuer, von dem es zum Himmel emporleuchtete. Aber wie er hinzukam, stand da eine Schildburg und oben heraus ein Banner. Sigurd ging in die Schildburg und sah, daß da ein Mann lag und schlief in voller Rüstung. Dem zog er zuerst den Helm vom Haupt: da sah er, daß es ein Weib war. Die Brünne (der Panzer) war fest, als wäre sie ins Fleisch gewachsen. Da ritzte er mit Gram (seinem Schwerte) die Brünne durch, vom Haupt herab und danach auch an beiden Armen. Darauf zog er ihr die Brünne ab, und sie erwachte." Sie erzählt nun dem Sigurd, sie sei eine Walküre, vom Odin zur Strafe dafür, daß sie wider seinen Willen einen Helden getödtet und dessen Gegner geschont habe, in den todesähnlichen Schlaf versenkt, und offenbart dem Sigurd dann Sprüche der Weisheit. Sigurd erklärt ihr, daß er sie besitzen müsse, sie sei nach seinem Sinne, und auch sie schwört ihm, ihn von allen Männern am liebsten haben zu wollen. „Und das

befestigen sie untereinander mit Eiden." Diese Walküre, welche sich hier selbst Sigurdrifa, d. i. Siegtreiberin, nennt, heißt in anderen Eddaliedern Brynhild.

Was den Sigurd veranlaßt, sich von Brunhild zu trennen, erfahren wir aus der Edda nicht. An verschiedenen Stellen der älteren und jüngeren Edda wird weiter erzählt, daß Sigurd, der Wälsungensohn, einst nach kühnen Kämpfen den Giuki, d. i. Gibich, besucht. Da bieten ihm dessen Söhne, Gunnar, d. i. Gunther, und Högni, d. i. Hagen, Eide, und nachdem sie ihm ihre Schwester, die in der nordischen Sage den Namen Gudrun statt Kriemhild führt, zur Ehe versprochen haben, machen sie sich auf, um Brynhild, zu welcher Sigurd ja den Weg kennt, für Gunnar zu werben. Da ritt Sigurd mit den Giukungen, d. i. Gibichsöhnen, die auch Niflungen heißen, den Berg hinan, und nun sollte Gunnar durch die Wafurlogi (Waberlohe) reiten. Sein Roß aber wagte nicht, in das Feuer zu rennen. Da tauschten Sigurd und Gunnar Gestalt und Namen. „Das Feuer brauste, die Erde bebte, die hohe Lohe wallte zum Himmel, wenige wagten da das Heldenwerk, ins Feuer zu sprengen, noch darüber zu steigen. Sigurd schlug mit dem Schwert den Grani, das Feuer erlosch vor dem fürstlichen Helden" (Wälsungensage). So gewinnt er zum zweiten Male die Brunhild, berührt sie aber nicht, sondern legt das blanke Schwert zwischen sie beide. Brynhild wird darauf Gunnars Gattin, Gudrun wird mit Sigurd vermählt.

Sigurds Tod erfolgt, weil Brynhild den an ihr verübten Betrug und Treubruch nicht verwinden kann; sie trägt sich mit Mordgedanken. Gunnar willigt schließlich in die That, welche sein jüngster Bruder Guthorm ausführt. Dieser durchbohrt den schlafenden Sigurd an der Seite der Gudrun — bekannt ist der Edda auch, daß deutsche Männer erzählen, er sei draußen im Walde erschlagen —, Brynhild giebt sich aber

selbst den Tod, um mit dem immer noch von ihr einzig und allein Geliebten zusammen verbrannt zu werden.

Dies ist in großen Zügen die Siegfriedsage nach verschiedenen Liedern und prosaischen Berichten der Edda mit Ausscheidung derjenigen Theile, in denen von Etzel die Rede ist, und nach der Wälsungensage.

Als die wichtigsten Abweichungen von der deutschen Sage haben wir folgendes anzusehen. In die Vorgeschichte des Schatzes greifen Götter handelnd ein: Loki, Odin und Hönir; auch Fafnir und Regin, ebenso wie die Walküre, sind göttliche Wesen. Der Zusammenhang mit den Göttermythen ist also an verschiedenen Stellen ganz deutlich vorhanden. Der erlegte Drache ist zugleich der Hortbesitzer. Sigurd dringt in der Edda zweimal zu der Brunhild, das erste Mal gewinnt er sie zur Braut für sich, das andere Mal erwirbt er sie für Gunnar. Die Schwierigkeit, zur Brunhild zu gelangen, besteht nach der Edda darin, daß die Burg, in welcher sie sich befindet, von lodernden Flammen umschlossen ist, wogegen im Nibelungenliede Siegfried drei Kampfspiele, im Liede vom hürninen Sifrit Zwerge, Riesen und Drachen zu bestehen hat. Schließlich stirbt in der Edda Brunhild mit oder doch unmittelbar nach Sigurd, im Nibelungenliede geschieht dies nicht, aber Brunhild verschwindet doch gänzlich aus der Erzählung.

Welche Form der Ueberlieferung überall die ursprüngliche ist, läßt sich nicht so ohne weiteres schon jetzt entscheiden; soviel aber läßt sich doch bereits sagen, daß in der Edda sowohl in der ganzen Darstellung der Sage, als auch in vielen Einzelheiten der mythische Hintergrund durchblickt.

Für ein Ereigniß, die Gewinnung der Brunhild durch Sigurd für Gunnar, wird nun der mythische Ursprung mit noch größerer Evidenz erkennbar, wenn man den wirklichen Göttermythus von Skirnirs Fahrt damit vergleicht.

Freyr, nach der jüngeren Edda der „trefflichste unter den Asen“, welcher „herrscht über Regen und Sonnenschein und das Wachsthum der Erde“, also offenbar eine Sonnengottheit, war von heftiger Leidenschaft zu der Gerda, eines Riesen Tochter, entbrannt. Um sie für sich zu gewinnen, entsandte er seinen Diener Skirnir, dem er sein Roß lieh, damit er auf demselben durch die „flackernde Flamme“ reiten könnte, welche Gerdas Wohnsitz umgab; auch sein selber sich schwingendes Schwert vertraute er dem Treuen an. So ausgerüstet, gelangte Skirnir zur Gerda. „Da waren wüthige Hunde an die Thüre des Zaunes gebunden, der Gerdas Saal umschloß“, Skirnir drang aber furchtlos ein und verkündete ihr Freyrs Werbung. Gerda verschmähte den Gott und beharrte bei ihrer Weigerung auch noch, als er ihr kostbare Geschenke bot, ja selbst, als er ihr mit dem Schwerte drohte. Da schreckte Skirnir sie durch furchtbare Worte: dahinschmachten werde sie hinter dem Todtenthore bei einem Eisriesen, in Einsamkeit und Abscheu, Trübsinn und Thränen, Mangel und Elend, von den Göttern gehaßt, von Freyr selbst verflucht. Hierdurch wurde Gerdas Widerstand gebrochen, sie willigte in die Werbung, und die Vermählung wurde verabredet.

Daß dieser Göttermythus, in welchem die von loderndem Feuer umgebene Gerda vom Skirnir für seinen Herrn Freyr geworben wird, die größte Aehnlichkeit besitzt mit den Liedern von Sigurd, nach welchen die ebenfalls von Flammen umschlossene Brunhild von Sigurd für Gunnar gewonnen wird, ist so augenfällig, daß wir jetzt die mythische Natur wenigstens der wichtigsten Züge der Siegfriedsage als erwiesen bezeichnen können.

Was ist aber mit dieser Erkenntniß gewonnen? Inwiefern bekommen wir dadurch festeren Boden unter die Füße? Sind die mythischen Vorstellungen nicht auch schließlich, wie die Märchen, Ausgeburten einer willkürlich, regellos schaffenden

Phantasie, sei es nun einzelner Personen oder eines Volkes, die man sich begnügen muß einfach als solche hinzunehmen? Oder läßt sich etwa zeigen, daß sie eine tiefere Bedeutung haben, sich etwa erkennen, daß sie sich nach gewissen in der Natur des Menschen liegenden Gesetzen bilden und weiter entwickeln?

Die Frage nach der eigentlichen Bedeutung der Mythen eines Volkes ist nicht erst in der Neuzeit aufgeworfen, aber erst in unserem Jahrhundert ist sie streng wissenschaftlich behandelt und für eine große Anzahl von Mythen befriedigend beantwortet worden.[2]

Man glaubt kaum, wie verschiedene Wege eingeschlagen worden sind, um den eigentlichen Gehalt, den tieferen Sinn der Mythen zu ergründen! Um wenigstens eine ungefähre Vorstellung davon zu geben, mögen einige an der allgemein bekannten griechischen Mythologie vorgenommenen Deutungsversuche angeführt werden.

Schon als das griechische Volk noch einfach gläubig hinnahm, was seine Priester und Dichter, zum größten Theil wohl selbst noch gläubig, ihm von seinen Göttern zu sagen wußten, traten einzelne Männer auf, die sich über diese Theologie doch ihre eigenen Gedanken machten. Bereits im 6. Jahrhundert vor Chr. Geb. wurde die Meinung laut, die Götter seien wohl eigentlich Personifikationen von Naturkräften oder nur andere Benennungen für Gegenstände der Natur; so hätten die Menschen unter dem Namen Hephästus das Feuer, unter dem Namen Bacchus den Wein, das Brot unter dem Namen der Demeter angebetet. Ansprechender als diese physikalische Deutung erscheint die allegorisch-moralische, wonach z. B. Zeus die Gerechtigkeit, Hera die Keuschheit, Athene die Kunst, Apollo die Weissagekraft repräsentirt, und ähnlich ist die Vorstellung, daß Zeus eigentlich das Prinzip der Zeugungskraft oder auch die Weltseele bedeute. Xenophanes verwarf überhaupt den Glauben an eine Vielheit

der Götter und tadelte heftig den Homer und Hesiod, weil sie den Göttern menschliche Leidenschaften und Laster angedichtet hätten. Anaxagoras faßte einige Gottheiten allegorisch auf, erklärte aber doch die Sonne und den Mond für Naturkörper, für welchen Frevel er als Gottesleugner verurtheilt wurde. Aristoteles glaubte, in den Mythen Trümmer einer uralten Weisheit zu erkennen; die mythische Ausdrucksweise, meint er, sei gewählt, um so der großen Menge gewisse Wahrheiten beizubringen. Dagegen konnte Euhemerus, welcher um 300 vor Chr. Geb. lebte, in den Mythen nur entstellte Geschichte bezw. Geschichten erblicken; Uranus ist ihm z. B. ein guter Astronom, Demeter eine sizilische Fürstin oder Bäckersfrau, deren hübsche Tochter Persephone von dem Nachbar Pluto entführt wurde; Demeter machte sich auf, das Paar zu suchen, und gelangte so auch nach Attika, lehrte die noch wenig kultivirten Bewohner das Backen und wurde hierfür von diesen als Gottheit verehrt. Plutarch war sehr gläubig, nahm aber, wie Viele mit ihm, an den unsittlichen Handlungen der Götter Anstoß und schob diese auf Dämonen. Die Kirchenväter erklärten, als sie zwischen manchen biblischen Erzählungen und Mythen Aehnlichkeiten fanden, die Mythen für Verdrehungen des Satans. Ein holländischer Gelehrter des 17. Jahrhunderts setzte Neptun gleich Japhet, Hephästus gleich Tubalkain, Mars gleich Nimrod, Kronos gleich Abraham, das Kinderessen des Kronos sei eine Entstellung der versuchten Opferung Isaaks u. s. w.; ein französischer Forscher derselben Zeit verglich Gott-Vater mit Zeus, Christus mit Herakles, den heiligen Geist mit den Nebengöttern.

Daß alle derartigen Deutungen, mögen sie uns als Wunderlichkeiten und Plattheiten oder als tiefe, häufig das Richtige treffende Spekulationen oder Ahnungen erscheinen, im besten Falle, so lange ein sicherer Ausgangspunkt, eine feste Grundlage fehlt, doch nur als Möglichkeiten gelten können dürfte unbestritten sein.

Diese Grundlage hat die vergleichende Mythologie geschaffen.

Wie für die moderne Sprachwissenschaft die vor nunmehr etwa hundert Jahren begonnene wissenschaftliche Erforschung des Altindischen, der Sanskritsprache, von epochemachender Bedeutung gewesen ist, so beginnt mit dem Studium der altindischen Hymnen, der Veden, eine neue Zeit für die Wissenschaft der Mythologie, nicht sowohl wegen des ehrwürdigen Alters derselben — sie sind nur wenig älter als die homerischen Gedichte —, als wegen der Form der in ihnen enthaltenen mythischen Vorstellungen. Der Mythus ist in ihnen noch im Entstehen begriffen, er hat noch kein festes Gepräge; die Dichter heben bald diese, bald jene Seite der von ihnen besungenen und angerufenen Gottheiten hervor, sprechen hier mythisch, dort ohne Uebertragung. Die Mythen sind noch keine Erzählungen, sie enthalten nur Ansätze, Keime dazu. Als Beispiel diene ein solcher Hymnus auf die Göttin der Morgenröthe, im Sanskrit Ushas benannt.

Des Himmels Tochter, sehet, sie ist erschienen,
Anbrechend jung, mit röthlichem Gewande;
Jedweden erdentsprungenen Gutes Herrin,
Ushas, brich an, Heilvolle, hier nun heute!
Nachgeht den Weg sie den Vorausgegangnen,
Voran den Ew'gen geht sie, die da kommen,
Anbrechend ruft empor sie, was da lebet,
Und was nur immer todt ist, wecket Ushas.
Wann wird zusammen sie wohl sein mit Jenen,
Die schon erstrahlt sind und die noch erstrahlen?
Nachfolget sie den früheren begierig,
Voran, vereinet Andern, leuchtend geht sie.
Gegangen sind, die einst den Anbruch schauten,
Die Sterblichen früherer Morgenröthe;
Nun ist sie da und wird von uns gesehen,
Und Andre kommen, die dereinst sie schauen.
Stets frühe angebrochen ist die Göttin,
Und so auch brach die Holde heute hier an,

Und so auch bricht sie an in späten Tagen;
Unalternd kommt, unsterblich, sie zum Opfer.
Mit Farbe glänzt sie an des Himmels Saume,
Es streift die schwarze Hülle ab die Göttin,
Aufweckend fährt mit ihren rothen Rossen
Ushas herzu auf schöngeschirrtem Wagen.
Sie führet Güter mit sich, reich an Segen,
Und hellen Schein gewinnet sie erscheinend.
Der stetigen Vergangnen Letzte glühet
Und derer die entstanden Erste, Ushas.

Andächtige Reflexion über die Naturerscheinung ist der Grundzug dieses Hymnus; Ansätze zu einer anschaulichen Gestaltung der Gottheit fehlen nicht ganz: sie trägt ein röthliches Gewand und auf schöngeschirrtem, von rothen Rossen gezogenen Wagen einherfahrend bringt sie reiche Güter und Gaben, aber hinter der plastischen Greifbarkeit z. B. der griechischen Gottheiten steht eine solche Figur noch weit zurück.

So werden wir durch die Veden geradezu bis zur Geburtsstätte des Mythus geführt, wir haben die ganze Entwickelung des Mythus vor uns. Den Ursprung eines Mythus kennen heißt aber seinen Sinn, seine Bedeutung kennen.

Die Veden lehren uns nun, daß die ersten ursprünglichen Mythen des indogermanischen Urvolkes sich fast durchweg an die Naturerscheinungen angeschlossen haben. Das Gewitter mit seinem drohenden Himmel, seinen die Phantasie im höchsten Maße aufregenden ungeheuerlichen Wolkenbildungen, der züngelnde Blitz, der rollende Donner und der befruchtende Regen, der Auf- und Untergang der strahlenden, wärmenden, alles belebenden Sonne und das unheimliche, beängstigende Dunkel der Nacht, der erwachende, heitere Frühling und der starre, finstere Winter: das sind die Naturerscheinungen, welche dem Indogermanen seine Ohnmacht, seine Abhängigkeit von höheren Mächten zuerst fühlbar gemacht haben. Das Gefühl aber, von etwas Uebermenschlichem abhängig zu sein, ist Religion.

Das Verhältniß des Mythus zur Religion kann dahin definirt werden, daß der Mythus eine bestimmte Auffassungsform eines religiösen Inhaltes ist. Man gebraucht hierbei den Ausdruck Apperception. Appercipiren heißt einen Gegenstand durch etwas schon Erkanntes auffassen und auf diese Weise in die bereits im Geiste vorhandenen Vorstellungen einordnen. Der Urmensch nun appercipirt alles, was er kennen lernt, nach sich selbst und seinen Verhältnissen; ein Ding z. B., was sich bewegt, denkt er sich von denselben Ursachen, Gefühlen bewegt, wie sich selbst.

So ist denn auch der indogermanische Mythus ursprünglich und in seinem innersten Wesen eine Apperception der in religiösem Sinne aufgefaßten Naturerscheinungen durch irdische Vorgänge. Der Blitz wird aufgefaßt als männliches Wesen, die Wolke als weibliches; oder der Blitz ist ein melkender Gott, der Regen die Milch. Ueberall ist hier zuerst ein Vorgang der Ernährung oder Zeugung vorwaltend, da diese Verhältnisse überhaupt den Vorstellungskreis des Urmenschen fast ganz ausfüllen. In einem anderen uralten mythischen Gedanken kommt die Furchtbarkeit des Gewitters zur Geltung. Es wird als Kampf aufgefaßt: die Gewitterwolke ist ein unheildrohender Drache, die Sonne ist der ihn bekämpfende Held, der Blitz ist des Helden Schwert; der Drache wird getödtet, der herabströmende Regen ist der dem Drachen entrissene Schatz. Oder der Held ist der Gott des lichten Himmels, die Sonne ist eine durch die Gewitterwolke verhüllte, von einem Drachen geraubte Jungfrau, oder das Sonnengold wird als Schatz aufgefaßt, oder der Drache, die Schlange, ist der sich hinschlängelnde Blitz, oder der im eigenen Feuer sich verzehrende Blitz ist der den Drachen erlegende, aber dabei selbst zu Grunde gehende Held. Auch als Jagd wurde das Gewitter gedeutet; die Wolke ist dann der gejagte wilde Eber,

welcher von der Lanze des jagenden Gottes durchbohrt wird. — Wenn das Volk heutzutage wohl beim Rollen des Donners sagt: „Petrus schiebt Kegel!", so hat es ebenfalls den Vorgang am Himmel durch einen irdischen appercipirt; der Unterschied zwischen dieser modernen Auffassung und jener uralten ist nur der, daß wir mit bewußtem Humor behandeln, was unseren Ahnen Gegenstand der heiligsten Gefühle war, und wofür sie in der That keine andere Deutung hatten, als die betreffende mythische.

Wie nun das Gewitter verschieden appercipirt wurde, so auch die anderen Naturerscheinungen. Sehr häufig wurden auch sie als Kampf aufgefaßt; so der Wechsel von Tag und Nacht. Die Sonne ist am Abend ihrer Strahlen, ihrer Waffen beraubt, ohne Waffen geht der herrliche Held zu Grunde; die Nacht, das Prinzip des Bösen, siegt. Auch die Erde verfällt in der Nacht den dunkeln Mächten. Die Abendröthe ist die Flamme des Scheiterhaufens, auf dem die Leiche verbrannt wird; am Morgen durchbricht der Held wieder siegreich die lodernde Flamme, belebt die in Todesschlaf versunkene Erde und befreit sie von dem Dunkel der Nacht. Auch beim Wechsel der Jahreszeiten dachte man an Kampf. Die in Schnee und Eis gehüllte, gewissermaßen in Gefangenschaft gehaltene Jungfrau Erde wird im Frühling durch den Sonnenheld befreit; im Winter stirbt der Held und mit ihm die Jungfrau. — Die nächste Stufe der Entwickelung ist nun die, daß die Mythen, welche also anfänglich rein auf diesen Naturanschauungen beruhten, allmählich immer mehr durch den Zutritt anderer anthropomorphischer, d. h. der Natur und den Verhältnissen des Menschen entsprechender Vorstellungen sich erweiterten. Die Götter bekommen durch die ihnen beigelegte Thätigkeit bestimmtes Geschlecht und bestimmten Charakter; da dasselbe Naturobjekt verschieden erscheinen kann, so kann es auch zu

verschiedenen Gottheiten werden, je nach dem verschiedenen Eindruck mit verschiedenem Geschlecht und Charakter. So konnte z. B. die Frühlingssonne von der in ihrer Vollkraft stehenden Sommersonne unterschieden werden, eine Differenzirung des Wesens der Sonne, welche für die Gestaltung des Siegfriedmythus von ganz besonderer Bedeutung gewesen ist. Eine sanfte Erscheinung wird naturgemäß als sanfte Gottheit, eine wilde als wilde aufgefaßt; auf diese Weise kommen sittliche, ethische Momente in den Mythus hinein. Weiter werden auch wohl die Gegenstände, auf welche sich ursprünglich die Thätigkeit einer Gottheit bezieht, zu Theilen, zum Schmuck derselben. Wenn die Wolke zuerst als Kuh oder auch als Thierfell aufgefaßt wurde, so konnte sie weiter zur Aegis, zum Schilde eines Gottes werden, und die Sonnenstrahlen konnten angesehen werden als goldenes Haar einer Gottheit.

Ein sehr wichtiger weiterer Schritt in der Entwickelung eines Mythus ist der Versuch, den Handlungen der Gottheiten Beweggründe, Motive unterzulegen; man fragte, wie noch heute das Kind und der sinnende Forscher, nach dem „Warum?", nach einem ausreichenden, das Gefühl oder den Verstand befriedigenden Grunde. Dieser Schritt ist aber deshalb so wichtig, weil durch Hinzufügung von Motiven zu den Handlungen der Gottheiten diese zu geistig bestimmten Persönlichkeiten werden.

Hiermit ist gewissermaßen die vollkommenste Stufe der Mythenentwickelung erreicht. Die nächste ist die, daß der Zusammenhang der Mythen mit dem Vorgange in der Natur sich zu lockern beginnt und schließlich zerreißt. Das Denken wird abstrakter und mit ihm die Sprache; der mythische Ausdruck, den man für die Ereignisse einmal gefunden hat, wird stehend für dieselben. Sowie aber die Erzählung nicht mehr mit der sich immer wiederholenden Naturerscheinung im lebhaft gefühlten Zusammenhange steht, wird sie zur

Erzählung eines einmaligen Ereignisses. Der Gott tödtet also nicht mehr bei jedem Gewitter den Drachen, sondern Apollo hat einmal die Pythoschlange erlegt, Herkules die lernäische Hydra; Perseus hat einmal das Ungeheuer, dem die Andromeda preisgegeben war, getödtet und diese befreit. Nicht jedesmal, wo des Menschen Blick von dem wandelnden Monde angezogen wurde, stieg die ursprüngliche Vorstellung in ihm wieder auf, der Mond fliehe vor einem ihn verfolgenden Feinde über das Himmelsgewölbe, sondern Io, wörtlich die Gehende, die wandelnde Mondgöttin, ist einmal geflohen; als Motiv der Verfolgung trat Heras Eifersucht auf des Zeus Liebe zur Io hinzu, und die spätere Erzählung von Zeus und Io ist in ihren Hauptzügen fertig. Nicht mehr in jedem Winter stirbt der Sonnengott, sondern Balder ist einmal getödtet worden; nicht jedesmal befreit im Frühling ein Gott die Erde aus den Banden des Eises, sondern Skirner hat einmal die Gerda zur Vermählung mit dem Sonnengotte Freyr bewegt.

Zu einer solchen Erstarrung des lebendigen Mythus haben besonders die Wanderungen der Völker beigetragen. Durch sie wurde einmal der Zusammenhang mit den gleichfühlenden Genossen verloren, ferner aber bietet dem wandernden Volke bald eine andere Natur andere Bilder, und viele der ältesten den Indogermanen gemeinsamen Naturmythen werden sich ja recht eigentlich erst aus der Natur der Urheimath begreifen lassen. Je mehr sich die ursprünglich in bestimmter Form aufgefaßten Naturerscheinungen veränderten, um so mehr mußte natürlicherweise das Verständniß des alten mythischen Ausdruckes sich verlieren, je mehr aber das Verständniß für die eigentliche Bedeutung schwindet, desto größeren Spielraum gewinnt die Kombination zur Begründung. Diesem Vorgange des Allmählich-, unverständlich-werdens sind auch ganz besonders die Epitheta die stehenden Beiwörter einer Gottheit, verfallen.

Daß nun bei diesem Entwickelungsgange die Mythen vielfach durch die Umgestaltungen und Neubildungen ihren ursprünglichen religiösen Inhalt verloren, ist sehr begreiflich; sobald aber die religiöse Empfindung an dem neuen Mythus kein Interesse mehr hat, wird die Persönlichkeit im Mythus auch nicht mehr ein Gott sein, sondern ein Halbgott, ein Heros, der Sohn eines Gottes, und damit ist der Mythus zur religiösen Sage geworden.

Eine solche Sage wird nun gerne in Verbindung gebracht mit einem großen historischen Ereignisse, „die sagenhaften Prädikate bekommen neue historische Subjekte", und die Handlung wird in ganz bestimmte Gegenden versetzt, die Sage wird lokalisirt. So die Tellsage. Der mythische Schmied Wieland hatte einen jüngeren Bruder, Namens Eigel. Als dieser an den Hof des Königs Nidung kommt, muß er seinem Sohn Isang einen Apfel vom Kopf schießen; er trifft ihn auch glücklich, hatte aber für den Fall, daß er seinen Sohn verwunden sollte, noch zwei Pfeile für den König bestimmt. Diese schon vor Karl dem Großen bekannte und beliebte Sage ist sowohl in Dänemark, als in Norwegen historisirt und lokalisirt. Nach der Befreiung der Schweiz wurde sie auch mit diesem historischen Ereignisse in Verbindung gesetzt; man zeigte die Tellsplatte und den Tellsbrunnen, die gleichzeitigen Chronisten aber wissen von einem Tell gar nichts; erst im fünfzehnten Jahrhundert hat die Sage die bekannte Gestalt angenommen. — Ferner wird in heidnischen Erzählungen vielfach von einem Gott berichtet, der sich in einen Berg, ursprünglich ist es eine Wolke, zurückzieht und dort schläft; in der christlichen Welt erzählt man dasselbe von großen Königen. So von Karl dem Großen, um dessen gewaltigen Namen sich überhaupt außerordentlich viele mythische und sagenhafte Züge gruppirt haben; ferner von Otto dem Großen, von Heinrich und vom Kaiser

Barbarossa; der eine schläft in diesem, der andere in jenem bestimmten Berge. Im Badischen sagt man, der Kaiser Karl der Große schläft im Unterberge bei Reichenhall, sein Bart ist schon zweimal um den Tisch gewachsen; wenn er zum dritten Male herumreicht, steigt der Kaiser auf, hängt sein Schild an einen dürren Birnbaum, eine große Schlacht wird geschlagen, Deutschland wird einig. In Hessen beherbergt der Odenwald einen schlafenden Kaiser, in Thüringen der Kyffhäuser.

Ein unverständlich gewordener Mythus kann schließlich auch ohne daß er mit bestimmten geschichtlichen Ereignissen oder Personen verknüpft und in bestimmte Gegenden verlegt wird, also „frei in Zeit und Raum schwebend", fortleben; er wird dann zum Märchen. Hiermit soll selbstverständlich nicht etwa behauptet werden, daß allen Märchen ein Mythus zu Grunde liegt; bei einigen jedoch, und es werden solche später erwähnt werden, ist dies der Fall. —

Es war oben die Frage aufgeworfen, was mit der Erkenntniß, daß die Siegfriedsage mythischer Natur sei, denn gewonnen wäre; ob die mythischen Vorstellungen sich etwa ihrem Wesen nach von den frei erfundenen Märchen unterschieden, ob sie eine tiefere Bedeutung hätten und ob sie sich nach gewissen Gesetzen vollzögen. Die Beantwortung dieser Fragen ergiebt sich nach dem Gesagten jetzt von selbst. Die Bildung der Mythen eines Volkes ist danach nicht die That eines Einzelnen oder einer Anzahl einzelner Personen, die sich etwa vorgesetzt haben, eine Mythologie zu schaffen, sondern sie beruht auf der gewissermaßen unbewußten, aus der gemeinsamen Grundlage des Fühlens und Denkens hervorgegangenen und durch sie geregelten schöpferischen Thätigkeit einer ganzen in Lebensgemeinschaft stehenden Vereinigung von Menschen, eines Stammes, eines Volkes. Daß hierbei einzelne bevorzugte, mit besonders tiefer Empfindung und dichterischem Anschauungs- und Darstellungs-

vermögen begabte Personen einen unter Umständen großen Einfluß auf die Stammesgenossen ausgeübt haben, ist mit Sicherheit anzunehmen; aber auch diese hervorragenden Geister schufen gewiß nicht willkürlich, sondern gaben nur dem Ausdruck, was in der Seele der Gesamtheit schlummerte. Willkürliche individuelle, von dem Empfinden der Gesamtheit losgelöste oder gar ihm widersprechende Gedanken und Anschauungen sind, wenn sie überhaupt an die Oeffentlichkeit traten, gewiß nicht Gemeingut geworden. Märchen also, welche von Einzelnen frei ersonnen sind, unterscheiden sich ihrem innersten Wesen nach von Mythen ganz außerordentlich. Aber auch die sogenannten Volksmärchen, welche mit den Mythen insofern allerdings große Aehnlichkeit haben, als sie ebenfalls aus einer gemeinsamen, gewissermaßen unbewußten Thätigkeit der Gesamtheit hervorgegangen sind, weisen, abgesehen von den oben berührten, auf Mythen zurückzuführenden, den großen Unterschied gegenüber den Mythen auf, daß sie keinen ursprünglich religiösen Inhalt haben, während dies gerade für die Mythen wesentlich ist. —

In der vorgetragenen Darstellung von der nach bestimmten Gesetzen sich vollziehenden Entwickelung des indogermanischen Mythus, seiner „Physiologie", ist vornehmlich auf die Siegfriedfrage Rücksicht genommen und somit für eine wissenschaftliche Deutung derselben der Grund gelegt. Durch die Vergleichung des Nibelungenliedes, des Liedes vom hürninen Sifrit und der Ueberlieferung der Edda sind bereits als Haupthandlungen der drei Akte des gewaltigen Dramas erkannt worden: 1. Siegfrieds Drachenkampf und die Erwerbung eines großen Schatzes; 2. Gewinnung einer in Gefangenschaft gehaltenen bezw. sich selbst abschließenden Jungfrau; 3. Siegfrieds Ermordung. Es läßt sich nun sowohl die Sage als Ganzes, wie auch jedes einzelne dieser drei Hauptereignisse in einfacher und ungezwungener Weise aus bestimmten Göttermythen ableiten.

Die mythische Bedeutung des Drachenkampfes und der Erwerbung des Schatzes offenbart sich durch Betrachtung der uralten indogermanischen Gewittermythen. In den indischen Veden ist es Indra, der Gott des lichten Himmels, der mit der Schar der Winde gegen das dunkle Wolkenwesen Vritra, d. h. der Verhüllende, oder Ahi, d. i. das griechische Echis, die Schlange, heranzieht und dieses mit seinem Donnerkeile, die der Meister der schmiedenden Elfen gefertigt hat, erschlägt. In der altnordischen Mythologie bekämpft Thor, der Gott der segensreichen Seite des Gewitters, die an die Stelle des Drachens getretenen Riesen; außerdem wird aber ein Drachenkampf ans Ende der immer schlechter werdenden Welt gesetzt; Thor wird im letzten Kampfe die ungeheure Midgardsschlange erlegen. In der Wälsungensage ist aus dem Licht- und Sonnengotte der Held Sigurd geworden; seine eigentliche Natur leuchtet noch hervor aus seinen glänzenden, sonnenhaften Augen. Der Blitz oder Donnerkeil hat sich in ein ausgezeichnetes Schwert verwandelt, welches, wie der Donnerkeil Indras, von einem kunstreichen Zwerge geschmiedet ist; der Schatz, den der Drache hütet, ursprünglich, wie bereits bemerkt ist, der fruchtbringende Regen oder auch das durch die Gewitterwolke verhüllte Sonnengold, ist zu einem aus irdischem Golde bestehenden Schatze geworden.

Dies sind die deutlich erkennbaren allerursprünglichsten mythischen Grundgedanken des ersten Aktes. Aber es läßt sich nicht dieser allein, sondern auch die Siegfriedsage als Ganzes, wenigstens in ihrer einfacheren Form, auf die mythischen Auffassungen des Gewitters zurückführen. Da nämlich, wie oben gezeigt ist, das Gewitter auch als Kampf des Gottes des lichten Himmels mit dem Wolkendrachen um eine von letzterem geraubte Jungfrau und weiter auch der im eigenen Feuer sich verzehrende Blitz als der in diesem Kampfe zwar siegende, aber

dabei zu Grunde gehende Held appercipirt worden ist, so muß zugegeben werden, daß man die Keime der Haupthandlungen auch des zweiten und dritten Aktes, freilich in sehr wenig entwickelter Gestalt, in den Gewittermythen finden kann. Die verschiedenen Auffassungen des Gewitters konnten in der Weise in gegenseitige Beziehung gesetzt werden und schließlich ineinander laufen, daß die ursprünglich selbständigen, ja, sich ausschließenden Vorstellungen, denn die Sonne ist ursprünglich ja doch entweder der den Gewitterdrachen bekämpfende Gott oder die zu befreiende Jungfrau, oder der vom Drachen bewachte Schatz, zu Theilen einer Gesamtanschauung wurden. Aehnliche Verschmelzungen eigentlich getrennter, ja, einander widerstrebender Bestandteile der Ueberlieferung haben Dichter, welche Sagenstoffe bearbeiten, zu allen Zeiten vorgenommen; die besten Beispiele bieten die neueren und neuesten Bearbeitungen unserer Sage von Richard Wagner und W. Jordan. Ein zweimaliger Besuch des Siegfried bei der Brunhilde findet bei dieser Auffassung freilich keinen Platz, wohl aber könnte die Darstellung in dem Liede vom hürninen Sifrit darauf zurückgehen, nach welcher Sifrit ja die Kriemhild für sich gewinnt und behält. Aber auch wenn die Herleitung der ganzen Siegfriedsage aus einem Gewittermythus abgelehnt werden sollte, bleibt es doch unzweifelhaft, daß sie mythischen Ursprungs ist, denn ein solcher ist für alle einzelnen Haupthandlungen mit Sicherheit nachzuweisen.

Für das Hauptereigniß ihres zweiten Theiles, die Befreiung bezw. Erwerbung der Jungfrau, finden sich unverkennbare Urbilder sowohl in dem Morgenmythus, als auch ganz besonders in dem Frühlingsmythus. In dem ersteren wird die Erde als Jungfrau aufgefaßt, welche sich in der Gewalt der Mächte der Finsterniß befindet, im letzeren ebenfalls als Jungfrau, welche im Todesschlafe erstarrt von den

Mächten des Winters bewacht wird. Der Gegner der dunklen Nacht ist der lichtspendende, des eisstarrenden Winters der wärmestrahlende Sonnengott. Im Kampfe besiegt der Gott seine Gegner und gewinnt die Jungfrau als Braut, eine uralte Vorstellung, die unsere neuesten Dichter, wenn sie von der „bräutlich geschmückten“ Erde singen, immer wieder von neuem beleben.

Jedoch nicht bloß diese ganz ursprünglichen, noch sehr allgemeinen Naturmythen sind als Keime des zweiten Hauptheiles der Siegfriedsage anzusehen; der Grundgedanke derselben ist in dem, seinem Inhalte nach oben mitgetheilten Göttermythus von Skirnirs Fahrt selbständig und höchst eigenartig weiter entwickelt. „Der Sonnengott blickt zur Erde nieder und sehnt sich nach der Liebesvereinigung mit ihr, die noch in der Hut der Winterriesen sich befindet“; Freyr wirbt jedoch nicht selbst um sie, sondern entsendet den Skirnir, d. i. Aufklärer, Hellmacher. Skirnir ist aber eigentlich nichts als der Sonnengott selbst, nur ist in ihm eine andere Seite der Naturerscheinung personificirt: der Sonnengott, welcher die ersten, anfangs noch vergeblichen Versuche macht, die Erde zu gewinnen, dem sich noch winterliche Stürme, das bedeuten die „wüthigen Hunde“, entgegenstellen, nach dessen Werbung noch einige Zeit bis zur Vermählung vergehen muß, ist abgesondert von dem Gotte, der sich dann wirklich mit der Erde vermählt, die Frühlingssonne ist von der Sommersonne getrennt. Das sich selbst schwingende Schwert, dessen Skirnir bedarf, ist der Sonnenstrahl, die „flackernde Flamme“, durch welche er reiten muß, um zu Gerda zu gelangen, wird von Grimm in seiner Abhandlung über das Verbrennen der Leichen als Glut des Scheiterhaufens gedeutet. Danach ist die Erde in ihrer winterlichen Erstarrung als eine in die Unterwelt gebannte Leiche aufgefaßt, welche aber, wenn ein kühner Held den Ritt durch die Flammen des Scheiterhaufens vollführt, neu belebt werden kann. Nur

einem kann dieser Ritt gelingen, dem Sonnengotte. Die Drohung Skirnirs „enthält lauter mythische Beziehungen der Erstarrung im Winterschlafe"; weigert sich die Erde dem Sonnengotte, so wird sie nie zu neuem Leben erweckt werden. Der Gedanke aber, daß die Werbung des Gottes nicht sofort erhört wird, findet sich auch dargestellt in dem Mythus von Odin und Rinda, nach welchem Rinda, d. i. die Erdrinde, den Freier erst dreimal verschmäht, ehe sie sich ihm ergiebt. —

Auch der dritte Haupttheil der Sage, Siegfrieds Ermordung, hat, wie der soeben behandelte zweite, sowohl ganz ursprüngliche, allgemeine Naturmythen, als auch einen schon in Einzelheiten näher bestimmten Göttermythus zur Grundlage. Der Untergang der Sonne am Abend wurde im Tagesmythus, die Abnahme der Sonnenwärme und des Lichtes im Winter wurde im Jahresmythus als Tod der Sonnengottheit gedeutet, welcher auch den Tod der Erde zur Folge hat; der Göttermythus aber ist der von Baldurs Tod. Baldur, der goldhaarige Sonnengott, ist, nachdem seine Mutter Frigg von allen lebenden und toten Wesen und Gegenständen Eide genommen hat, ihm nicht schaden zu wollen, unverletzlich geworden. Es ist die Kurzweil der Asen, nach ihm zu schießen, auf ihn einzuhauen und mit Steinen nach ihm zu werfen; er bleibt unversehrt. Loki aber entdeckt, daß Baldurs Mutter von einer Mistelstaude keinen Eid genommen hat, er reißt sie aus, giebt sie dem blinden Hödur in die Hand mit der Aufforderung, damit nach Baldur zu schießen; Hödur thut es und durchbohrt Baldur, so daß er todt zur Erde fällt. Baldurs Gattin Nanna stirbt vor Schmerz und wird mit ihm verbrannt. — Die Unverletzlichkeit Baldurs, die aber doch keine vollständige ist, bietet die mythische Parallele zu der Hornhaut Siegfrieds, in welcher zwischen den Schultern die Lücke geblieben ist, wo ihn nach dem Nibelungenliede der Speer Hagens auf der Jagd

trifft. Wie Nannas Leiche mit der Baldurs, so wird nach der Edda die Leiche Brunhilds mit dem ermordeten Sigurd zusammen verbrannt.

Die Vereinigung der verschiedenen mythischen Vorstellungen, welche den Grund und Boden bilden, aus welchem die Siegfriedsage in ihrer ausgebildeteren Gestalt emporgeblüht ist, zu einer großartigen Gesamtanschauung konnte sich leicht und in ähnlicher Weise vollziehen, wie die oben besprochene und als recht wohl möglich erkannte Verbindung der verschiedenen Auffassungen des Gewitters zu einer Einheit. Derjenige mythische Gedanke, welcher sowohl in dem Gewittermythus, als auch in dem Jahresmythus sich findet, so zu sagen das tertium comparationis zwischen beiden, ist die Befreiung einer Jungfrau. Die Identificirung desjenigen Helden, der im Gewittermythus eine Jungfrau gewinnt, und desjenigen, der eine Jungfrau im Jahresmythus befreit, also die Uebertragung der Handlungen des Gewittermythus und der des Jahresmythus auf ein und dieselbe Figur, mußte der mythischen Vorstellungsweise, der lebendigen, dichterisch thätigen Phantasie offenbar sehr nahe liegen, zumal dann, wenn schon eine allein aus den Gewittermythen entsproßte, in Hauptzügen identische einheitliche Gestalt der Sage vorhanden war.

Diese Vereinigung kann an sich recht wohl in der Zeit stattgefunden haben, wo die später getrennten indogermanischen Völker noch ein gleichartiges Urvolk ausmachten, eine Möglichkeit, welche gestützt zu werden scheint durch eine Episode des altindischen Epos Mahabharata, in welcher dem Helden des Geschlechtes der Kuruinge, Namens Karna, Eigenschaften und Thaten zugeschrieben werden, die in überraschender Weise an Siegfried erinnern: Karna ist unverwundbar, er besitzt kraftverleihende Kleinode, er ist einem Anderen dienstbar, er erwirbt für einen Anderen die Gattin und unterwirft diesem andere

Könige, ihm stehen drei Feinde, die Panduinge, gegenüber, er wird, trotzdem er gewarnt ist, meuchlings ermordet. Die Uebereinstimmung zwischen Siegfried und Karna ist also in der That groß. Da aber die anderen indogermanischen Völker nur vereinzelte Züge, nicht die Sage als Ganzes, bewahrt haben, ist doch auch die Möglichkeit zuzugeben, daß die Inder und Germanen, nachdem sie sich bereits getrennt hatten, und nachdem sich einerseits von den Indern auch schon die Celten und Gräkoitaliker, anderseits von den Germanen die Sklavoletten losgelöst hatten, auf Grund der gleichen mythischen Vorstellungen selbständig zu den gleichen Kombinationen der vorhandenen Elemente gelangen konnten.

Von Interesse ist es nun, die Weiterentwickelung der in der Hauptsache abgeschlossenen, vielleicht, wie erwähnt, in einer einfachen und einer ausgebildeteren Gestalt vorhandenen Sage zu verfolgen, namentlich zu sehen, welche Motivirung der Thatsachen in den verschiedenen Ueberlieferungen vorgenommen ist.

Die von vornherein sich einstellende Vermuthung, daß spätere Denker und Dichter die Grundzüge, den eigentlichen religiösen Inhalt, zwar meistens unangetastet lassen, hingegen in der Motivirung sich frei bewegen würden, wird durchaus bestätigt. So mußten sich, nachdem sich die deutliche Empfindung davon, daß der Drache die Gewitterwolke, der Schatz der Regen oder das Sonnengold ist, verflüchtigt und schließlich verloren hatte, von selbst die Fragen aufdrängen, was es denn wohl für eine Bewandtniß mit dem Drachenkampfe und dem Schatze haben möge.

Die Edda motivirt hier, wie schon aus der obigen Inhaltsangabe ersichtlich ist, sehr sorgfältig: der Schatz ist ursprünglich von dem Zwerge Andwari, d. i. der Emsige, im Innern der Erde gesammelt, diesem durch List und Gewalt entrissen und in Fafnirs Besitz gekommen, welcher ihn als Drache bewacht;

auf dem Schatze ruht der Fluch des ersten Besitzers. Nach dem Nibelungenliede und dem Liede vom hürninen Sifrit gehört der Schatz ursprünglich dem König Nibelung, allein oder mit seinem Bruder zusammen; näheres erfährt man nicht, die Beziehung zum Drachen ist geschwunden oder doch sehr verdunkelt.

Unter den neueren Bearbeitern der Siegfriedsage hat Richard Wagner von dem Rechte der freien Motivirung, welches, wie wir gesehen haben, auch ältere Dichter für sich in Anspruch genommen haben, ausgiebigen Gebrauch macht. Steht nun auch das Textbuch des Wagnerschen Bühnenfestspiels nur in einer losen Beziehung zu dem behandelten „Kapitel aus der vergleichenden Mythologie", denn zu einer mythologischen Quelle werden es auch die größten Verehrer des „Meisters" nicht machen wollen, so reizt es doch, nachzuforschen, wie der moderne Dichter die Grundgedanken des alten Mythus auffaßt, selbständig entwickelt und durch Ausmalen der alten und Erfinden von neuen Einzelheiten ein neues, lebensvolles Ganzes schafft. Denn dieser Blick in Dichters Werkstatt dürfte doch auch zum Verständniß dessen, was die älteren Dichter mit dem ihnen überlieferten Stoffe vorgenommen haben, nicht unwesentlich beitragen. In diesem Sinne ist im folgenden die Auffassung Wagers und auch die von Wilhelm Jordan in seinen „Nibelungen" vorgenommene Umdichtung gelegentlich berücksichtigt; ein Bild von der Anlage des Ganzen und von dem Gange der Handlung in dem Wagnerschen Musikdrama oder dem Jordanschen Epos zu entwerfen, verbietet sich bei dem beschränkten Raum von selbst.

In der ersten Scene des Wagnerschen „Rheingold" ist der Schatz ursprüngliches Eigenthum des Rheines; drei Rheintöchter bewachen ihn, mit Gesang den Felsen, der ihn birgt, umkreisend. Da erscheint der Nibelung Alberich und erfährt:

„Der Welt Erbe gewönne zu eigen, wer aus dem Rheingold schüfe den Ring, der maßlose Macht ihm verlieh“; doch „nur wer der Minne Macht versagt, nur wer der Liebe Lust verjagt, nur der erzielt sich den Zauber, zum Reif zu zwingen das Gold“. Alberich, der in der Liebe bei den Rheintöchtern soeben traurige Erfahrungen gemacht hat, verflucht die Liebe und reißt das Gold aus dem Riffe. Aehnlich wie in der Edda kommt dann der Schatz fluchbeladen in Fafners Besitz; dieser wird von Siegfried erlegt.

Der Zusammenhang des ersten Hauptbestandtheils der Siegfriedsage mit dem zweiten ist in den drei behandelten älteren Darstellungen in sehr verschiedener Weise hergestellt; am lockersten ist die Verbindung im Nibelungenliede. Hier erzählt Hagen, als Siegfried nach Worms kommt, das Abenteuer von der Erwerbung des Schatzes und dann auch noch das von der Erlegung des Drachens. Der Zusammenhang mit Siegfrieds weiteren Thaten und Geschicken besteht nur darin, daß dem Sieger über Schilbung und Nibelung in dem an die Ueberwindung dieser Könige sich anschließenden Kampfe mit dem Zwerge Alberich auch die unsichtbar machende Tarnkappe zufällt, durch deren Zauber er später die Brunhild für Gunther gewinnt, und ferner darin, daß Siegfried durch das Bad im Drachenblute unverwundbar wird, freilich, wie Kriemhild selbst dem Hagen später entdeckt, mit Ausnahme einer Stelle zwischen den Schultern, wo ein Lindenblatt die Berührung des Drachenblutes mit Siegfrieds Haut verhindert hatte.

Auch in der Edda sind die beiden ersten Hauptbestandtheile nicht innerlich miteinander verbunden. Siegfried erfährt dort ja, wie erzählt worden ist, nach der Erlegung des Drachens durch einen Zufall von den Adlerweibchen, daß auf dem Hinderberge eine Walküre von Flammen umgeben in todesähnlichem Schlafe ruhe, und in der prosaischen Einleitung zu dem „Sigr-

drifunal“ betitelten Liede wird dann einfach erzählt, daß Siegfried zum Hinderberge reitet.

Ist im Nibelungenliede und in der Edda also gewissermaßen noch die Naht sichtbar, welche die beiden Theile verbindet, so ist, wie ebenfalls schon bemerkt wurde, die Darstellung im Liede vom hürninen Sifrit, wo durch die Erlegung des zweiten Drachens dem Sieger zugleich Braut und Schatz zufällt, eine so wesentlich andere, daß man in ihr Spuren jener uralten Auffassung der Sage finden könnte, nach welcher sie ganz aus dem Gewittermythus hergeleitet und entwickelt ist; auch Siegfrieds Tod könnte dann auf die Vorstellung zurückgeführt werden, daß der Blitz im eigenen Feuer stirbt.

Wagner und Jordan folgen hinsichtlich des Zusammenhanges der ersten und zweiten Haupthandlung im wesentlichen der Edda.

War also schon bei dem ersten Akt der Siegfriedsage eine recht bedeutende Thätigkeit späterer Bearbeiter zu erkennen, durch welche der einfache mythische Grundgedanke motivirt und mit mancherlei Ausschmückung versehen zu einer fest umschriebenen Sage geworden war, so finden sich bei dem zweiten Theile noch größere Variationen, so daß die ursprüngliche Anschauung in einzelnen Punkten recht unkenntlich geworden ist.

Der Keim zu einer gewissen Unsicherheit der Sage in ihrer ausgebildeteren Gestalt liegt eben darin, daß in der einen Form des Mythus, welche wir gewiß als die jüngere anzusprechen haben, das göttliche Sonnenwesen zu zwei verschiedenen Gestalten differenzirt wurde, von denen der einen die Geschäfte des dienenden Freundes, der anderen die Rolle des Herrn zufiel. Bei den Germanen wurde dies Verhältniß aufgefaßt als das eines Lehnsmannes zu seinem Fürsten, und da ihnen die Mannestreue als eine der höchsten Tugenden galt, gingen allmählich alle wichtigen Verrichtungen auf den dienenden Mann über; der Freund wurde der Hauptheld.

Die Ueberlieferung der nordischen Germanen, nach welcher Sigurd ja zweimal durch lodernde Flammen zu der Jungfrau dringt — das erste Mal verlobt er sich selbst mit ihr, das zweite Mal gewinnt er sie für König Gunnar; weshalb er sie nach der ersten Erwerbung wieder verläßt, und wie er seine Eide brechen, ja völlig vergessen konnte, wird nicht erzählt — diese ganze Darstellung ist ein Zeugniß für diese Unsicherheit. Die Zweitheilung des Sonnengottes, die mythische Thatsache, daß ein Gott um die Braut wirbt, welche ein anderer zu seinem Weibe macht, während doch eigentlich nur einer zu ihr zu dringen im stande ist, boten bei dem Uebergange des Mythus zur Sage offenbar Schwierigkeiten dar und führten zu Wiederholungen, ja schwer zu lösenden Verwickelungen und Widersprüchen.

Auch im Nibelungenliede finden sich Spuren dieser Unsicherheit. Siegfried übernimmt, wie in der Edda, die Führung des werbenden Gunther zum Eilande der Brunhilde, muß also den Weg kennen; Brunhilde begrüßt bei der Ankunft den Siegfried mit Namen, kennt ihn also; woher aber diese Bekanntschaft stammt, darüber erfahren wir kein Wort. Freilich gebrauchte der Dichter unseres Nibelungenliedes einen zweimaligen Aufenthalt Siegfrieds bei Brunhilde nicht unbedingt; denn nicht etwa durch den Bruch von Gelöbnissen, die vor der Vermählung Brunhildes mit Gunther liegen, ist Siegfried hier in erster Linie schuldig geworden, sondern durch den Betrug bei den Spielen und durch seine spätere Indiskretion. Wollte sich also der Dichter mit einem Besuche Siegfrieds bei Brunhilde begnügen, so konnte er es; dann aber hätte er auch konsequenterweise die letzten Spuren früherer Beziehungen tilgen müssen. So bleibt unser Interesse hinsichtlich eines wichtigen Punktes unbefriedigt.

Die Schwierigkeit aber, wie Gunther die Brunhild zum Weibe gewinnen kann, während doch nur Siegfried die Kraft

besitzt, sie zu überwinden, wird durch die Zulassung eines Wunders, in der Edda durch den Gestaltentausch, im Nibelungenliede durch den Zauber der Tarnkappe gehoben.

Die neueren Dichtungen versuchen es selbstverständlich möglichst zu begründen, weshalb Siegfried die von ihm aus dem Todesschlafe erweckte Brunhild verläßt, und wie er sie später für Gunther gewinnen kann.

Wagner thut dies, indem er, im Vorspiele zur „Götterdämmerung" Brunhild sagen läßt: „Zu neuen Thaten, theurer Helde — wie liebt ich dich — ließ ich dich nicht!" Also ungestümer Thatendrang, der von Brunhild selbst verständnißvoll gebilligt wird, treibt den Siegfried aus ihren Armen. Er kommt an Gunthers Hof; durch einen Zaubertrank verliert er die Erinnerung an Brunhild vollständig und wirbt, von plötzlicher unwiderstehlicher Leidenschaft ergriffen, um Gunthers Schwester, die bei Wagner, wie in der Edda, nicht Kriemhild, sondern Gudrun heißt. Gunther verspricht ihm deren Hand, unter der Bedingung, daß Siegfried ihm die Brunhild gewinne, Siegfried sagt zu und dringt zum zweiten Male, jetzt in Gunthers Gestalt zu Brunhild.

Während zugestanden werden muß, daß von Wagner die Entfernung Siegfrieds nach Brunhilds Erweckung durch seinen Thatendurst noch nicht recht befriedigend motivirt ist, ist dieser Punkt von Jordan seiner Wichtigkeit entsprechend auf das sorgfältigste behandelt. Wir begreifen bei Jordan nicht nur, weshalb Siegfried die Brunhild noch einmal verlassen mußte, sondern auch, wie er ihr untreu werden kann. Allerdings greift auch Jordan zu dem äußerlichen Mittel des Zaubertrankes, aber vorher ist Siegfried schon innerlich der Brunhild entfremdet, und der Zaubertrank ist nicht Lethe, die Erinnerung wird nicht in Siegfried völlig ausgelöscht, sondern es ist ein Liebestrank, der in Siegfried leidenschaftliche Liebe zur Kriemhild entzündet.

Aber Jordan läßt der psychologischen Begründung halber Siegfried sogar dreimal mit Brunhild zusammentreffen. Die Erweckung Brunhilds erzählt der friesische Sänger Horand an Gunthers Hofe; die Hauptzüge sind aus der Edda entnommen. Als Siegfried die erwachte und aus dem Harnisch befreite Jungfrau in „dunkler Schönheit" vor sich sieht, regt sich ein sehnendes Gefühl in seinem Herzen: „Und wenn du meinst," spricht er, „das sei die Minne, — nun gut, so begehr ich Brunhild zur Gattin." Sie aber erwidert ihm, sie sei noch gebunden an hohe Gebote und eigene Gelübde, und verkündet dann ihr Schicksal, unter anderm auch, daß sie dem Mörder ihres Vaters mit eigenen Händen das Haupt abgehauen habe und nach dem, was Siegfried ihr meldet, ein halbes Jahrhundert verschlafen haben müsse. Da ergreift das Herz des Helden ein Grauen vor der jungen Greisin. Sie aber erzählt weiter — Jordan schließt sich bei dieser Motivirung des Todesschlafes Brunhildens ganz an die Edda an —, daß sie einst gegen den Willen Wodans einen Helden geschützt, dessen Gegner aber getödtet habe; dafür habe Wodan sie zur Ehe mit einem sterblichen Manne bestimmt, sie aber habe gelobt, eher die Vernichtung zu ertragen als die Vermählung mit einem Manne, in dem noch ein Fünkchen von feiger Furcht sei und den sie an Klugheit zu klein befände, doch ihr Leben widmen zu wollen dem kühnen Kämpfer königlichen Stammes, der im Wettkampf der Waffen sie überwältigen würde und mit Gaben des Geistes so gut bedacht sei, drei runische Räthsel richtig zu lösen. Da nun Siegfried bei Jordan seine königliche Abkunft nicht nachweisen kann, muß er sich selbst eine Krone erwerben; er muß Brunhild verlassen, weil sie selbst es verlangt. Er fährt darauf in die Welt hinaus und kehrt im dritten Sommer zur Insel Brunhilds zurück, die Schiffe gefüllt mit schimmernden Schätzen, ein weit berühmter Held, aber es fehlt ihm die

Königskrone. Brunhilds erste Frage ist: „Sprich, wo hast du den Lohn des Helden, den Preis des Kriegers, die prachtvolle Krone? Oder fandest du forschend endlich deinen Vater? Denn du wirbst um die Fürstin gewiß nicht als Fündling!“ Da wendet sich Siegfried zürnend von ihr ab und verläßt sie zum zweiten Male. Zum dritten Male fährt er dann zur Brunhild mit Gunther, nachdem er für die Kriemhild von einer unwiderstehlichen Liebesleidenschaft ergriffen ist, welche die sehr gemischten Gefühle, die er gegen Brunhild empfunden hat, völlig in seinem Herzen erstickt.

Eine Schwierigkeit bestand auch ferner für die Sage in der Verwerthung der mythischen flammenden Lohe, welche die schlafende Jungfrau umschließt. Je enger die mythischen Bestandtheile der Sage mit geschichtlichen, überhaupt reinmenschlichen verknüpft wurden, je konsequenter sie ihres mythischen Gewandes entkleidet, je mehr sie aus der Sphäre der Wunder in die Wirklichkeit, vom Himmel auf die Erde herabgezogen wurden, um so weniger paßte die Waberlohe in die so veränderliche irdische Umgebung hinein; sie mußte durch andere Hindernisse, welche sich dem wagenden Freier entgegenstellten, ersetzt werden. Die im Nibelungenliede vorgenommene Uebertragung ist sehr kühn; der Freier muß die Brunhild in drei Kampfspielen überwinden, ein anderes Hinderniß ist nicht vorhanden; es müssen also diese Spiele als Ersatz für die Waberlohe angesehen werden. Dennoch wird es nicht überraschen, wenn hier und da noch andere Versuche, die Waberlohe umzudeuten, gemacht worden sind. Interessant ist in dieser Hinsicht namentlich unser Märchen vom Dornröschen. Hier ist an die Stelle der Waberlohe eine Dornhecke getreten. Es war nämlich Sitte, den Scheiterhaufen, auf welchem eine Leiche verbrannt werden sollte, mit Dornen zu unterflechten, wozu man gewisse heilige Arten wählte; auch zündete man den

Scheiterhaufen mit einem Brenndorn an. Auch in der Edda wird der Dorn erwähnt; Odin sticht die Brunhild, als er sie in den Todesschlaf versenkt, mit dem Schlafdorn. In unserem Märchen ist nur auf das Stechen Gewicht gelegt, und so ist aus dem Schlafdorn eine Spindel geworden. Auch das Märchen von Schneewittchen beruht auf diesem Mythus. Der Schnürriemen vertritt die Stelle des Panzers, der giftige Kamm ist der Schlafdorn, der Apfel ist der Schlafapfel, ein Auswuchs der wilden Rosen. — Wagner behält die Waberlohe bei, wie überhaupt bei ihm das Ueberirdische nnd Uebermenschliche in der Sage und in den Personen besonders hervorttitt; Jordan läßt den Gunther, oder vielmehr Siegfried an Gunthers Stelle, ähnliche Spiele bestehen, wie das Nibelungenlied — nur den Wurf mit der ehernen Scheibe führt Gunther selbst aus —; außerdem aber legt Brunhilde dem Freier noch drei mythologische Räthselfragen vor, deren letzte den besprochenen Jahresmythus enthält. Siegfried raunt ihm für alle die Lösung zu. —

Nachdem die Sage dahin fixirt war, daß Brunhilde von ihrem leidenschaftlich geliebten Befreier treulos verlassen, ja durch seine Beihülfe gezwungen wird, einem Anderen als Weib zu folgen, bot die Verbindung des zweiten Theiles mit dem dritten, welcher den Tod Siegfrieds zum Gegenstande hat, sich von selbst dar: Brunhilde ruht nicht eher, als bis Siegfried seine Untreue mit dem Tode gebüßt hat. Sowohl die Edda als auch Wagner und Jordan haben diese Motivirung.

Daß im Nibelungenliede der unversöhnliche Haß der Brunhilde anders begründet werden mußte, ergiebt sich schon aus dem vorher Gesagten. In dem bekannten Streite der Königinnen Brunhilde und Kriemhilde wirft Letztere der Brunhilde vor, Siegfried sei ihr erster Mann, und zeigt ihr zum Beweise für diese Behauptung den Ring und den Gürtel, welche Siegfried der

Brunhilde abgenommen hatte. Nach dieser Beschimpfung hat Brunhilde nur noch den einen Gedanken: Siegfried muß sterben! Derjenige, der zu der That seine Hand darbietet, ist im Nibelungenliede Hagen (ebenso bei Wagner und Jordan), in der Edda ein jüngerer Bruder Gunthers, Guthorm, welcher durch den Genuß von Wolfsfleisch und Wurmesstücken zu dem Morde fähig gemacht wird. — Wie in dem Liede vom hürninen Sifrit der Tod des Helden motivirt wird, ist nicht zu erkennen.

Nach dem Tagesmythus sowohl als auch nach dem Jahresmythus fällt der Tod der von der Sonne am Morgen, bezw. im Frühling zu neuem Leben erweckten Erde mit dem Tode der Sonne am Abend, bezw. im Winter zusammen. So ersticht sich auch in der Edda Brunhild, nachdem sie gerächt ist, und wird, wie Nanna und Baldur, zusammen mit Siegfried auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Im Nibelungenliede erfahren wir von ihrem Tode nichts. Wagner und Jordan folgen wieder der Edda. Bei Letzterem geht dem Tode der Brunhild eine großartige Scene von gewaltiger dramatischer Kraft vorher. Wie Kriemhilde an Siegfrieds Leiche klagt, kommt Brunhilde herbei, um ihre Versöhnung und zugleich die Erlaubniß zu erlangen, mit Siegfrieds Leiche verbrannt zu werden. Wie eine Rasende stürzt Kriemhilde auf die Mörderin ihres Gatten los, überschüttet sie mit Verfluchungen, ja stößt die Flehende mit Füßen von sich; doch Brunhilde bezwingt ihre Wuth durch demüthige Erniedrigung, unterstützt wird sie von dem heraufbeschworenen Geiste Mimes, welcher verkündet, daß Siegfried nur dann in Walhalla Eingang finden werde, wenn eine von beiden sich opfere, für Siegfried in Helas Behausung zu büßen. Durch den vom Rhein in das Todtengemach schallenden Nachtigallengesang und die wehmüthige Klage eines armen Fischerweibes um ihren ertrunkenen Mann werden Beide tief ergriffen:

Heilige Rührung durchrauschte die Herzen
Der beiden Frauen. Sie schauten fragend
Einander ins Antlitz. In ihren Augen
Bestrahlte das Sternlicht strömende Thränen.
Und leise, doch hörbar, hauchte Kriemhilde,
Zum Todten gewendet: Kein Tadel, Geliebter,
Durchschattet dein leuchtendes schönes Antlitz.
Ja, du hörst, was im Herzen Kriemhildens vorgeht,
Und die Regung muß recht sein, denn du bist ruhig.
So streckte sie endlich, noch halb widerstrebend,
Brunhilde die Hand hin ob Siegfrieds Haupte.

Sie selbst übernimmt die heilige Pflicht der Rache. Der gewagte, aber doch psychologisch nicht innerlich unwahre Wechsel in den Empfindungen Kriemhildes erinnert wunderbar an jene Scene aus Shakespeares „Richard dem Dritten", wo Gloster an dem Sarge Heinrichs des Sechsten um die Hand der Anna, welcher er den Gatten und Schwiegervater hingemordet hat, mit Erfolg sich bewirbt.

Der Schatz wird schließlich, nachdem er allen seinen Besitzern zum Verderben geworden ist, in den Rhein versenkt; er gelangt in die Hände der Erdgeister wieder zurück. Wagners „Götterdämmerung" schließt damit, daß die drei Rheintöchter in dem über die Ufer getretenen Rheine an die Brandstätte von Siegfrieds und Brunhildes Scheiterhaufen heranschwimmen; Hagen stürzt sich mit dem Rufe: „Zurück von dem Ringe!" in die Fluth. „Woglinde und Wellgunde umschlingen mit ihren Armen seinen Nacken und ziehen ihn so zurückschwimmend mit sich in die Tiefe. Floßhilde, ihnen voran, hält jubelnd den gewonnenen Ring in die Höhe!"

Ich bin am Ende meiner Ausführungen angelangt, welche zum Zwecke hatten, zu zeigen, daß die Siegfriedsage vor ihrer Verbindung mit der Burgundengeschichte die auch sonst häufig nachzuweisende Entwickelung von Naturmythen zu einer abgeschlossenen, menschlich motivirten, mit sittlichem Gehalte aus-

gestatteten Sage durchgemacht hat. Auf welche Weise aber mythische Vorstellungen, die ursprünglich in verschiedenen Naturmythen wurzeln, zu einer einheitlicheu Sage zusammenwachsen konnten, wie aus dem Gewitter-, Tages- und Jahresmythus die eine Sage erblühen konnte von dem herrlichen Helden, welcher den Drachen tödtet und den Hort erwirbt, welcher die in Todesschlaf versenkte Brunhild erweckt, diese aber verläßt und einem Anderen zum Weibe gewinnt, welcher schließlich diese Schuld mit dem Tode büßt, in welchen ihm Brunhild folgt, das kann, nachdem die Gesetzmäßigkeit in der Entwickelung der Mythen im allgemeinen und die Aehnlichkeit erkannt ist, welche gerade diese Mythen sowohl in Einzelheiten als auch in ihrem Grundgedanken aufweisen, nicht mehr wunderbar erscheinen.

Anmerkungen.

[1] Durchaus zu empfehlen ist zur Orientirung die gekrönte Preisschrift von Dr. Hermann Fischer, Die Forschungen über das Nibelungenlied seit Karl Lachmann. Leipzig 1874. S. 95—152.

[2] Das Beste in der Auseinandersetzung über die Bedeutung und Entwickelung der Mythen, S. 17—26, verdanke ich den Vorlesungen des Professors Steinthal zu Berlin über vergleichende Mythologie; Steinthals Ansichten habe ich zum Theil wörtlich nach meinen Aufzeichnungen wiedergegeben.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Angewandte Aesthetik

in kunstgeschichtlichen und ästhetischen Essays

von **Gustav Portig.**

Gr. 8°, 50 Bogen, 2 Bände, eleg. geh. 9 Mk.

Der Verfasser zeigt in seinen 22 Abhandlungen nicht nur große Belesenheit und viel Verständniß auf dem Gebiete der bildenden Kunst und Musik, sondern auch ein besonderes und gediegenes Urtheil, sowie einen trefflichen Geschmack in der Darstellung. Sechs Aufsätze sind der Plastik, fünf der Malerei, vier der Musik, zwei dem Naturschönen, und je einer der Architektur, der Gartenkunst, sowie der dekorativen Kunst gewidmet, während zwei sich mit allgemeineren ästhetischen und kulturgeschichtlichen Fragen beschäftigen.

Zur Geschichte des Gottesideals in der bildenden Kunst

von **Gustav Portig.** Gr. 8°, 9 Bogen, elegant geheftet 3 Mk.

Inhalt: Das vorchristliche Gottesideal. — Das Gottesideal der christlichen Kunst. — Die Darstellung göttlicher Personen durch Typen und Symbole. — Die Darstellung von Gottvater. — Gottvater in der Plastik. — Gottvater in der Malerei. — Die Darstellung der Dreieinigkeit. — Die Trinität in der Plastik. — Die Trinität in der Malerei. — Die Krönung der Maria. — Die Himmelfahrt der Maria.

Märchen und Sagen

der Bukowinaer und Siebenbürger Armenier.

Aus eigenen und fremden Sammlungen übersetzt

von

Dr. Heinrich von Wlislocki.

Geheftet Mk. 5.—

— Werthvoller Beitrag zur Volkskunde der Armenier.
(Deutsche Geographische Blätter. 1892. 4.)

Das schöne Werk wird sicher bei allen Volksforschern liebevolle Aufnahme finden. (Bukowinaer Rundschau. 7. 2. 1892.)

Das Buch steht durchaus auf der Höhe der Wissenschaft.
(Central-Organ f. d. Inter. des Realschulw.)

W.'s Werk ist von größtem Interesse für die vergleichende Märchen- und Sagenforschung. (Liter. Centralblatt. 1892. Nr. 38.)

Nicht nur der Sagenforscher wird die Sammlung schätzen; jedem Freunde naturwüchsigen Volksthums sei sie dringend empfohlen.
(Der Bär. 1892. 26.)

Mit vollem Recht kann der Verfasser von seinem Buche hoffen, daß es zum Aufbau einer Geschichte der Menschheit einen Stein beitragen möge. (Zeitschr. der Ges. für Erdkunde 1892.)

W. ist zweifellos der fleißigste Forscher auf dem Gebiete der ungarländischen Volkskunde. (Korrespondenzblatt Hermannstadt. 1893. Nr. 6.)

Das Buch ist unstreitig eine hochbedeutsame Leistung auf dem Gebiete der Volkskunde und verdient nicht nur die Beachtung der Gelehrten, sondern auch weiter gebildeter Kreise; man darf es wohl dem berühmten Grimmschen Märchenbuch an die Seite stellen. (Schles. Ztg. 7. 1. 92.)

Der Siegfriedmythus,

ein Kapitel aus der vergleichenden Mythologie.

Von

Franz Devantier,

Gymnasialdirektor in Eutin.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),

Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.

1894.

5921.60

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Achte Serie
(Heft 169—192 umfassend).

Heft 191.

Die Zukunft des Silbers.

Von

Joseph E. Fränkel
in New-York.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

// Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor **Rudolf Virchow** in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor **Wattenbach** in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung“ erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In den „Deutschen Zeit- und Streitfragen“ ist erschienen:

National-Oekonomie.

(68 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 51 Mark. Auch 16 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf.)

Berger, Doppelwährung und Landwirthschaft. (N. F. 78) . . . . . M. —.80
Beta, Die Dichtkunst der Börse. (32) . . . . „ 1.—
Bezold, Das Versicherungswesen. (39) . . . . „ 1.20
Breitenbach, Ueber das Deutschthum in Südbrasilien. (N. F. 19) „ 1.—
Brentano, Der Arbeiter-Versicherungszwang, seine Voraussetzungen und seine Folgen. (150/151) . . . . „ 2.—
Bücher, Die Arbeiterfrage im Kaufmannsstande. (181) . . . . „ 1.—
v. Bunsen, Die Donau. (198) . . . . „ 1.20
Cohn, Gust., Streitfragen der Eisenbahnpolitik. (45) . . . . „ 1.—
—, Was ist Sozialismus? (108) . . . . „ —.80
—, Vertheuerung des Lebensunterhaltes in der Gegenwart. (77) „ 1.—
Conrad, Ueber das Steigen der Lebensansprüche. (91) . . . . „ 1.—
Delsa, Beiträge zur Steuer-Reform. (145) . . . . „ 1.—
Eberty, Die Hauswirthschaft und der Markt. (N. F. 1) . . . . . . „ 1.—
Fischer-Lette, Das Familistère Godins. (N. F. 68) . . . . „ 1.—
Fuld, Die Entwickelung der Moralstatistik. (204) . . . . „ —.80
—, Die Sozialreform im Deutschen Reich. (N. F. 25) . . . . „ 1.—
—, Die Wohnungsnoth der ärmeren Klassen. (N. F. 47) . . . . . „ 1.—
Gareis, Die Börse und die Gründungen nebst Vorschlägen zur Reform des Börsenrechts und der Aktiengesetzgebung. (41) . . . . . . „ 1.20
Hartung, Der Check- u. Giroverkehr d. deutschen Reichsbank. (133/134) „ 1.80
Haushofer, Das deutsche Kleingewerbe in seinem Existenzkampfe gegen die Großindustrie. (218) . . . . „ 1.20
Heinze, Kanäle und Sammelbecken. (94) . . . . „ —.80
Heitz, Ursachen und Tragweite der nordamerikanischen Konkurrenz mit der westeuropäischen Landwirthschaft. (158) . . . . „ 1.20
(Fortsetzung siehe 3. Umschlagsseite.)

Die Zukunft des Silbers.

Von

Joseph C. Fränkel
in New York.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1894.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Schon vor fünfzig Jahren hat ein sachkundiger Franzose, Herr St. Clair Duport, welcher lange Zeit in Mexiko gelebt hat, den Satz ausgesprochen, daß „die Zeit kommen werde, ein Jahrhundert früher oder später, wo der Produktion des Silbers einzig und allein durch den stetig fallenden Preis dieses Metalles Grenzen gesteckt würden“. Dieser Fall scheint jetzt eingetreten zu sein. Noch bis zum letzten Jahre aber stieg die Produktion von Jahr zu Jahr, ob nun Silber in die Höhe ging oder herunter. Bei steigendem Preise waren die Profite um so größer, und dies stimulirte den Betrieb, und bei fallendem suchte man durch die erhöhte Ausbeute den Ausfall im Preise zu kompensiren, da bei den meisten Betrieben die Erze so reich waren, daß die Produktionskosten nicht so stark in Anschlag kamen. So kam es denn, daß von einem Metalle, welches den großen Kulturstaaten nicht mehr gut genug zu ihrem Werthmesser und Tauschmittel war, jedes Jahr größere Massen der Erde entnommen wurden. Vielleicht geht man zu weit, wenn man, wie die „Deutsche Rundschau“ es gethan hat, diese gesteigerte Produktion für „sündhaft“ erklärt, aber sicherlich ist sie zu beklagen. Denn es steht fest, daß hauptsächlich diese erhöhte Ausbeute (es wurde zweieinhalbmal soviel in 1892 produzirt, als in 1873) den enormen Preisfall des weißen Metalles verschuldet hat, obwohl man vielfach anderen Ursachen

z. B. der Demonetisirung des Silbers durch Deutschland, die Schuld giebt, wobei allerdings nicht zu vergessen ist, daß die Nachfrage mit dem Angebote nicht gleichen Schritt hielt. Daß man im Falle eines genügenden Vorrathes an Gold für Geldzwecke dieses dem Silber vorzieht, ist ja ganz natürlich. Selbst zum alten Preise ist ein Stück Gold von gleicher Größe mit einem Stück Silber dreißigmal mehr werth, zum jetzigen Preise aber fünfzigmal mehr. Gold nimmt also einen soviel kleineren Raum ein, als Silber. Zu großen Zahlungen und zur Aufbewahrung großer Summen ist daher sicher das Gold geeigneter, als das Silber. Und doch ist das letztere nicht zu entbehren, weil man wiederum zu kleinen Zahlungen das Gold nicht verwenden kann, weswegen Silber auch stets eine große Rolle im wirthschaftlichen Leben der Menschheit gespielt hat und stets auch spielen wird, denn die kleinen Zahlungen und Einkäufe werden stets durch Silber erledigt. Nun hat aber eine unerhörte Entwerthung dieses Metalles stattgefunden. Noch im Jahre 1873 wurde eine Unze feinen Silbers mit 1,29 Dollars bezahlt, während dieses Jahres fiel der Preis bis auf 62 Cents und steht jetzt nur auf 70 Cents. Einen entthronten König hat man das Silber genannt, und doch ist es bis jetzt nicht gelungen und wird es auch nicht gelingen, es aus dem Verkehre zu jagen. Man hat den Ausdruck modifizirt, denn man sieht, es geht nicht so ganz ohne Silber, und man vergleicht den jetzigen Zustand mit einem Ministerium, welches zwar resignirt hat, aber bis zum Amtsantritte seiner Nachfolger die Geschäfte besorgt. Hiermit wollte man charakterisiren den in fast allen Goldländern herrschenden Zustand der hinkenden Währung. Dieser soll die Uebergangsperiode zur allgemeinen Goldwährung darstellen, es ist dies aber doch schließlich nur ein elendes Flickwerk und bei weitem keine endgültige Lösung der Währungsfrage. In keinem Lande außer England konnte man nämlich

die reine Goldwährung durchführen. Ueberall muß man noch silbernes Courantgeld beibehalten, denn man weiß nicht, wohin mit dem vorhandenen Silber, noch woher mit dem nöthigen Golde. Welches sind nun die Ursachen dieser großen Divergenz zwischen Gold und Silber? Früher kaufte man mit einer Unze Gold 15—16 Unzen Silber, heute kann man deren 28 kaufen oder mehr. Man muß die Ursache dafür nicht in den Produktionsverhältnissen zwischen den zwei Metallen suchen, denn diese waren früher oft noch viel ungünstiger für das Silber, und doch fiel es nicht erheblich, sondern darin, daß, nachdem man durch die kolossale Goldproduktion der fünfziger Jahre ein Bedürfniß, welches man schon längst hatte, nämlich die Goldwährung, befriedigen konnte, für das Silber ein vielfach beschränkter Gebrauch übrig blieb, dem es nicht durch abnehmende, sondern durch zunehmende Produktion begegnete. Mit freudigem Behagen ließ Frankreich sein Silber ziehen zu einer Zeit, wo es sogar im Preise gestiegen war, und tauschte sich Gold dagegen ein. Deutschland versah sich mit Gold auf mehr gewaltsame Weise, indem es sein Silber auf offenem Markte verkaufte. Der industrielle Verbrauch des Goldes stieg enorm, und trotz des niedrigen Preises ist heute dieser Verbrauch an Silber kein sehr großer, nur etwa ein Siebentel der Gesamtproduktion, während er beim Golde bedeutend mehr als die Hälfte ausmacht. Es wurden letztes Jahr aus einer Produktion von 205 800 kg Gold etwa 120 000 und aus 4 700 000 kg Silber etwa 650 000 für Kunst und Industrie verwendet. Dabei hat man allerorten reiche Gruben gefunden, wo man zu niedrigen Kosten ungeheure Massen Silber produziren kann. Australien z. B. hat im Jahre 1870 nur 150 000 Unzen Silber produzirt, letztes Jahr dagegen 13½ Millionen. Ein einziger Bergbau in Neu-Süd Wales, die Broken Hills Co., hat von 1886 bis 1892 35 Millionen Unzen gewonnen. Die Vereinigten Staaten, die

vor 1860 überhaupt kein Silber produzirten, gewannen letztes Jahr 58 Millionen Unzen, und aus den alten Silberländern Mexiko und Südamerika fließt ein nie versiegender Strom. Amerika hat von den letztes Jahr produzirten 4 730 000 kg über 3 800 000 geliefert, also 80 %. Man gewinnt jetzt Silber mit bedeutend geringeren Kosten, als früher, und es geht weniger in den Abfällen verloren, so daß selbst der gewaltige Preissturz recht gut von den meisten Betrieben ertragen werden konnte. Ueberhaupt ist in der Silbergewinnung eine Revolution eingetreten infolge des Ueberganges vom Amalgamationsverfahren zum Schmelzverfahren. Während man vor zwanzig Jahren in Colorado nur 65 % des in den Erzen enthaltenen Silbers gewann, erhält man jetzt 90 %. Transportationskosten, Arbeitslohn, Brennmaterial, alles ist billiger geworden. Nur so erklärt es sich, wie trotz des Sinkens der Silberpreise die Ausbeute in den Vereinigten Staaten von 27 Millionen Unzen in 1873 auf 58 Millionen letztes Jahr steigen konnte, und die Produktion der Erde von 63 Millionen Unzen auf 152 Millionen. Trotz alledem und trotz des Geschreies von der Demonetisirung des weißen Metalles war bisher von einem Ueberschuß keine Rede, sondern die gesamte Produktion wurde, allerdings dank dem Eingreifen der Vereinigten Staaten, absorbirt. Ottomar Haupt hat für 1891 sogar einen Mehrverbrauch gegenüber der Produktion herausgerechnet. Es wurden im ganzen geprägt für 1890 151 Millionen, für 1891 135 Millionen Dollars Silbermünzen, trotzdem dem weißen Metalle die meisten Münzstätten der Welt verschlossen sind. Mit diesem Jahre aber wird für Silber eine neue und keineswegs hoffnungsvolle Aera beginnen. Ein Land, welches bisher ungeheure Massen dieses Metalles importirte, wo stets das Silber der Maßstab aller Werthe war, ein Land, welches schon seit jeher dem Silber den Vorzug gab, hat sich dem Beispiele der übrigen Nationen angeschlossen und verweigert

dem Silber freie Prägung. Dieser Entschluß, ein wahrer Sprung ins Ungewisse, von Vielen mit der Handlung eines Mannes verglichen, welcher sein Haus anzündet, um sich daran zu wärmen, ist verhängnißvoll für Silber, vielleicht auch verhängnißvoll für das Land, welches ihn gefaßt hat. In Indien zirkuliren etwa 800 Millionen Dollars Silber, an Münzen thesaurirt sollen etwa 200 Millionen Dollars sein, und in Schmucksachen, Barren ꝛc. sollen sich im Lande befinden etwa 1500 Millionen Dollars. Der arme Mann steckt seine Ersparnisse in silberne Schmucksachen. Jedes Dorf hat seinen Silberschmied, und wenn die Zeiten schlecht sind, trugen die Leute ihr Silber zur Münze, wo sie bares Geld dafür eintauschen konnten. So sind in den Hungerjahren 1877—80 in Bombay allein für 44 Millionen Rupien in Schmucksachen und 11 Millionen in älteren Münzen eingeschmolzen und umgeprägt worden. Dies ist jetzt anders. Mit einem Schlage ist Silber zur Ware geworden, die wie jede andere zu Markte gebracht werden muß, und im gegebenen Falle würde der arme Mann stark an seinem Silber verlieren. 1873—1891 wurden durchschnittlich jedes Jahr 37 Millionen Dollars Silber nach Indien geschickt, denn Indien hat seit langen Jahren eine sogenannte aktive Handelsbilanz gehabt. Wehe, wenn einst Indien nur Gold verlangte! Bis jetzt aber, selbst nach Schließung seiner Münzstätten, nimmt Indien nach wie vor große Mengen Silbers, und es ist seit Juni kaum eine merkliche Abnahme des Silberbedarfes zu bemerken. Bis jetzt wurden dieses Jahr 28 Millionen Dollars von London nach Ostindien geschickt gegen 27 600 000 Dollars für dieselbe Periode des vorigen Jahres. Es werden aber viele Klagen laut. Der Exporthandel Indiens sei geschädigt, und der Handel mit China total demoralisirt. Die Zeit nur wird lehren, ob dieser Schritt ein weiser war. Alle Anzeichen sprechen sehr dagegen. Eines ist sicher, es ist nur die herrschende

Klasse, welche durch diese Neuerung einen Vortheil ziehen kann. Der indische Produzent und Fabrikant stellte sich jedenfalls besser bei einem sinkenden Wechselkurs, als er sich bei einem künstlich aufrecht erhaltenen stellen wird, denn, wie der Indier sagt, die Rupie hat immer noch 16 Annas, d. h. für ihn gerade wie für den Mexikaner, der auch Silberwährung hat, ist das Silber nicht gefallen, sondern das Gold ist eben gestiegen. Letztes Jahr verkauften die Chinesen große Quantitäten Gold gegen Silber, da sie glaubten, das erstere sei zu hoch im Vergleich zum Silber, und der Unterschied zwischen den beiden Metallen müsse wieder geringer werden. Im ersten Schrecken fiel Silber von 81 Cents auf 63, hat sich aber seitdem wieder erholt.

Welchen Einfluß der zweite Schlag, der in diesem Jahre gegen Silber geführt wurde, die Einstellung der Silberankäufe von seiten unserer Regierung haben wird, läßt sich nicht ermessen. Wahrscheinlich wird der Preis noch weiter fallen, und zwar so weit, daß die Produktion erheblich eingeschränkt werden muß. Dies aber ist vielleicht schon eingetreten. Dieses Sinken des Silberpreises ist aber eine sehr ernste Sache, und wenn man versuchte, ihn zu heben, so ist das sehr zu empfehlen, wenn auch viele Mißgriffe gemacht wurden. Keinesfalls ist der frivole Ton zu billigen, mit dem in gewissen Kreisen diese Frage behandelt wird. Hat sich doch ein angesehenes New Yorker Abendblatt nicht entblödet, die Bimetallisten einfach für verrückt zu erklären, trotzdem eine bedeutende Anzahl von bedeutenden Nationalökonomen Anhänger dieser Theorie sind. Betrachtet man nun die wirklichen Währungszustände, abgesehen von irgend einer Theorie oder vorgefaßten Meinung, so sieht man, daß es, wie oben erwähnt, in der ganzen Welt überhaupt nur ein Land mit reiner Goldwährung giebt, England. Natürlich kann auch dieses Land nicht ohne Silber zurechtkommen, allerdings

gebraucht es dieses Metall nur zur Scheidemünze, wovon es 100 Millionen Dollars besitzt. Die übrigen Länder Europas haben entweder hinkende Doppelwährung oder Papierwirthschaft. Im ganzen zirkulirt in Europa für über 1000 Millionen Dollars an silbernem Courantgeld, welches zwar nur die Hälfte seines Nominalwerthes hat, aber für voll gilt und auf pari gehalten werden muß. Die Vereinigten Staaten haben 400 Millionen, die einen wirklichen Werth von ungefähr 240 Millionen haben, und außerdem 150 Millionen Unzen Silber auf Lager, an denen über 40 Millionen zum jetzigen Preise verloren werden. Dies sind sicherlich keine erquicklichen Zustände, und sollte Silber noch mehr fallen, so würde die Lage für manche Länder geradezu unerträglich werden. Frankreich z. B. hat in seiner Bank und in Zirkulation nicht weniger als 3000 Millionen Francs in silbernen écus, die jetzt etwas mehr als die Hälfte inneren Werth haben.[1] Auch Deutschland hat noch für 400 Millionen Mark alte Silberthaler, die zu allen Zahlungen angenommen werden müssen. Herr Dr. Bamberger schrieb jüngst einen Aufsatz unter dem Titel „Die Ehrenrettung der hinkenden Währung", in dem er, der Anhänger der reinen Goldwährung, zugiebt, daß es zwar sehr schön wäre, wenn man sie überall einführen könnte, daß dies aber zur Zeit ebenso ein frommer Wunsch bleiben wird, wie etwa der internationale Bimetallismus." Silber dient also nicht allein zum Kleingeld, sondern es muß auch als Deckung für Papiergeld fungiren und die Lücken ausfüllen, welche das Gold offen läßt. Die zunehmende Divergenz zwischen Silber und Gold ist ein Unglück für die Menschheit. Sie erschüttert das Vertrauen und erfüllt die Welt mit wachsendem Unbehagen. Der Handel zwischen den Goldländern und Silberländern ist erschwert, und große Verluste werden erlitten. Ein großer Theil des Metallbestandes der Welt ist beträchtlich entwerthet, und wichtige Industrien werden geschädigt. Kein Wunder

also, wenn die verschiedensten Versuche gemacht wurden, diesem Zustande abzuhelfen. Schon im Jahre 1766 schrieb der Würzburger Professor J. M. Schneidt in seinem Buche: „Systematischer Entwurf der Münzwissenschaft": Eine feste Proportion zwischen den zwei Metallen bleibt ein pium desiderium (ein frommer Wunsch) und gehört zum ewigen Friedensprojekt", und 1852 schlug der Bergrath N. Schübler die gemeinsame Benutzung der zwei Metalle vermittelst internationalen Giroverkehr vor. Dieser Vorschlag ist wieder aufs Tapet gebracht worden, indem man internationalen Bimetallismus mit Hülfe eines internationalen Clearing-house zu erreichen anstrebt. Der hervorragendste Vertreter und Erfinder des Wortes Bimetallismus war aber Cernuschi, welcher 1876 dem Kinde seinen Namen gab, und seit dieser Zeit wüthet der Kampf zwischen den Bimetallisten und ihren Gegnern und wird mit großer Erbitterung auf beiden Seiten geführt. Bisher aber haben die Bimetallisten praktische Erfolge nicht aufzuweisen. Im Gegentheil, trotz aller Münzkonferenzen geht ein Land nach dem anderen zur Goldwährung über. Die neuesten Kandidaten sind, wie man sagt, Rußland, mehrere südamerikanische Staaten und angeblich auch Japan. Sehr zweifelhaft aber ist es, ob alle, die gerne die Goldwährung haben möchten, auch im stande sein werden, sie aufrecht zu erhalten. Die bimetallistische Zukunft kann also vorläufig keine blühende genannt werden. Es ist auch sehr naiv, zu glauben, daß, wie die Dinge nun einmal stehen, die verschiedenen Nationen dazu gebracht werden können, sich auf bimetallistischer Grundlage zu einigen. Das verhindert schon das gegenseitige Mißtrauen und die gegenseitige Mißgunst, Eigenschaften, welche zwar nicht zu den edelsten gehören, die aber doch im Privatsowohl, wie im internationalen Verkehre eine große Rolle spielen. Denn, schlüge man das alte Verhältniß $15^1/_2 : 1$ vor, so würden sich dic Goldländer, wie England nnd Deutschland, bedanken,

den Silberländern Frankreich, den Vereinigten Staaten und anderen Gelegenheit zu geben, ihr entwerthetes Silber zum vollen Preise an den Mann zu bringen, resp. noch ein Profitchen zu machen, während ihr eigenes Metall, Gold, sicher im Werthe fallen würde. Das ist gerade, als ob man einem Kaufmanne zumuthen würde, sich zu verpflichten, die entwertheten Waren seines Konkurrenten zu höherem Preise zu nehmen, und auf diese Weise selbst zu bewirken, daß seine eigenen Waren im Preise sinken. Nimmt man aber ein Verhältniß an, welches mehr dem Marktpreise entspräche, so würden jene Staaten nicht mitthun, denn dann käme ja nichts für sie heraus. Man sieht also, auf diese Weise wird dem Silber nicht zu helfen sein. Ein einzelner Staat aber, welcher Freiprägung unternehmen würde, müßte sich eben darauf gefaßt machen, daß er in kürzester Zeit nicht die Doppelwährung, sondern die einfache Silberwährung besäße.[2] Die Absicht, dem Silber eine größere Stetigkeit im Preise zu geben, ist übrigens eine sehr gute, und es würde dies der Welt zum großen Segen gereichen, wenn es nur durchgeführt werden könnte. Leider scheint es nun, als ob zur Zeit dem Verkehre mehr Silber, als er gebrauchen kann und will, zugeführt würde. Allerdings sagen die Bimetallisten, Gold sei nicht in genügender Menge vorhanden und würde immer theurer.[3] Gold mit Silber vereint seien die richtigen Werthmesser, denn, würde ein Metall die Tendenz haben, billiger zu werden, so würde eine größere Nachfrage entstehen und hierdurch die Differenz ausgeglichen.[4] Es würde eine größere Stabilität der Preise herrschen und der Verkehr zwischen Gold- und Silberländern auf seine normale Basis zurückgeführt werden. Es muß zugegeben werden, daß manches Wahre an der bimetallistischen Theorie ist. Es verlohnt sich vielleicht, zur besseren Würdigung der Frage einen Blick zu werfen auf die Produktionsverhältnisse jenes Metalles, welches jetzt das allein gesuchte ist. „Am Golde hängt, nach

Golde drängt doch alles" ist ein Dichterwort, welches in der Gegenwart mehr als je seine Berechtigung hat. Es entsteht die Frage, und ihre Beantwortung hat sich besonders Professor Süß in seinen zwei höchst interessanten Werken: „Die Zukunft des Goldes", erschienen 1877, und „Die Zukunft des Silbers", erschienen 1892, zur Aufgabe gestellt, die Frage, ob denn auch Gold in genügender Menge für alle an dasselbe gestellten Aufgaben produzirt werde, und ob überhaupt die Natur uns genug von diesem edlen Metalle zur Verfügung gestellt habe. Süß glaubte schon im Jahre 1877 diese Frage verneinen zu müssen, und zwar aus geologischen Gründen. Zu demselben Schlusse kommt er auch in seinem neuesten Werke.[5] Er schildert darin die Produktionsverhältnisse des Goldes und des Silbers mit großer Sachkenntniß und in einer äußerst anziehenden Weise. Er giebt uns Aufschluß über die auf der ganzen Erdkugel vertheilten Betriebe, deren Anfänge und Aussichten und über die neuesten Erfahrungen bei der Gewinnung der Edelmetalle. Ein besonders lehrreiches Kapitel schildert die Entdeckung, die Blüthe und den Verfall des Comstock Ganges in Nevada, des größten und berühmtesten Bergbaues der Erde, welcher dem Weltverkehre allein mehr als 350 Millionen Dollars in Gold und Silber innerhalb 34 Jahren zugeführt hat. Er führt uns durch die Goldfelder Australiens, die Schmelzhütten Colorados und die Quarzriffe Südafrikas. Auf den schneebedeckten Gipfeln der Cordilleras ist er so gut zu Hause, wie auf den grünen Bergen seiner österreichischen Heimath, wo heute noch der Bergbau in Blüthe steht. Es ist Jedem, der sich für den Gegenstand interessirt, sehr zu empfehlen, die beiden Werkchen zu lesen und zu studiren. Süß glaubt, trotz der gegenwärtigen Zunahme der Goldproduktion vorhersagen zu können, daß es nur eine Frage der Zeit sei, daß die jährliche Goldausbeute ganz von der Kunst und Industrie aufgebraucht würde, daß überhaupt im

Verlaufe einiger Jahrhunderte die Goldproduktion permanent und stetig abnehmen und daß dann das Silber wieder in seine früheren Rechte als alleiniges Währungsmetall eingesetzt würde. Er behauptet, daß schon jetzt beinahe die ganze jährliche Produktion für nicht-monetäre Zwecke, d. h. für die Industrie, durch Thesaurirung und durch Abnutzung, aufgebraucht würde. Dagegen werde Silber in jährlich steigenden Mengen produzirt und sei deshalb viel geeigneter zum Währungsmetall, als das stets seltener und theurer werdende Gold. Diese Behauptungen blieben natürlich nicht ohne lebhaften Widerspruch. Immerhin bleibt es ein gewagtes Beginnen, einer Autorität auf dem geologischen Gebiete, wie es Professor Süß ist, in seinem eigenen Gehege zu widersprechen. Wahrscheinlich hat er auch bis zu einem gewissen Grade recht, sofern wir auf Jahrhunderte hinaus prognostiziren wollen. Denn schon seit alten Zeiten weiß man, daß die großen Mengen Goldes nur an den Grenzen der Zivilisation gefunden werden. In Ländern, die lange schon bewohnt sind, ist kein Gold mehr zu finden. So waren Spanien und Frankreich, Kleinasien und der Kaukasus einst Länder, reich an Gold. Am Rhein und in Franken wurde einst Gold gewaschen, wie später in Amerika und Australien. Jetzt ist Sibirien das letzte Land, wo noch Goldwäscherei im großen betrieben wird, und da setzt schon der stille Ozean dem Goldsuchen ein Ende. Die Natur hat das Gold auf die Oberfläche der Erde ausgestreut, und der Mensch brauchte nur zuzugreifen auf der jungfräulichen Erde, um die Schätze sein zu nennen. Aber es dauerte nicht lange, so war der Hort erschöpft, und man mußte darangehen, durch den eigentlichen Bergbau auf mühsame Weise durch Anwendung von Kapital das ersehnte Gold zu gewinnen. Und während man annahm, daß in früheren Zeiten aus den Alluvien, d. h. den von den Gängen heruntergewaschenen goldreichen Kiesen und sandigen Erden, 90% alles

gewonnenen Goldes kam und nur 10 % aus dem Bergbau, stammt heute die größere Menge des Goldes aus dem Bergbau und den Konglomeraten, muß also auf wissenschaftliche und in wirthschaftlicher Weise bearbeitet und extrahirt werden, da die Erze gewöhnlich arm und oft sehr rebellischer Natur sind. Da bedarf es bedeutender technischer und chemischer Kenntnisse, um auf seine Kosten zu kommen oder mit Gewinn zu arbeiten. Die Goldproduktion ist aber in den letzten Jahren stetig gestiegen und wird voraussichtlich noch auf lange Jahre hinaus in die Höhe gehen, weswegen also auf absehbare Zeit hinaus die Prophezeiungen des Herrn Professor Süß wohl nicht in Erfüllung gehen werden.

Jedenfalls wird aber ein Zeitpunkt eintreten, wo die Goldlager erschöpft sein werden und wo die Goldproduktion eine erhebliche Abnahme aufweisen wird, aber dieses ist auf mindestens eine Generation hinaus nicht zu befürchten wegen der glänzenden Aussichten der südafrikanischen Goldminen, welche auf lange Zeit der Welt einen großen Theil ihres Goldbedarfes zu liefern versprechen. Auch ist es sehr schwer, zu glauben, daß in absehbarer Zukunft die Kulturländer werden auf das Silber als Währungsmetall zurückkommen müssen. So bewirkt die gesteigerte Goldproduktion eine verringerte Nachfrage nach Silber, welches in vielen Ländern als Währungsmetall entbehrlich wird. Eine anderweitige Verwendung hat man für dieses Metall bis jetzt noch nicht gefunden. Auffallenderweise hat sich der Verbrauch in der Kunst und Industrie nicht dem Preisfalle entsprechend vermehrt. Es scheint, als ob es auch in dieser Richtung an Ansehen eingebüßt hätte. Denn, wer in der Welt herunterkommt, dem dreht Alles den Rücken. Der letzte mächtige Freund, den Silber hatte, die Vereinigten Staaten, haben es nun auch verlassen. Es pocht an alle Thüren, ohne Einlaß zu finden, und es verliert an Ansehen von Tag zu Tag. Die Länder

mit Silberwährung, die an das Ausland verschuldet sind, haben immer größere Schwierigkeiten, ihren Verpflichtungen in Gold gerecht zu werden, ein unverschuldetes Unglück. Mexiko z. B., ein Land, welches eine ehrliche Verwaltung hat und industriell sich sehr emporgeschwungen hat, muß jetzt seinen Kredit in die Brüche gehen sehen wegen der Entwerthung des Silbers, und große Verluste bedrohen die Inhaber aller Silberwerthe. Eines ist jetzt sicher, der Preis muß soweit heruntergehen, bis ein großer Theil der jetzigen Betriebe gezwungen sein wird, die Arbeit einzustellen. Wieweit das zu gehen hat, ist schwer zu sagen. Es wird angenommen, daß ein großer Theil der Minen zu 60 Cents per Unze nicht mehr ohne Verlust wird arbeiten können. Man kann auch wohl erwarten, daß bei einem weiteren Preisfalle die Konsumtion für industrielle Zwecke stark zunehmen wird, denn dann wird es fast so billig sein, Silberware zu kaufen, wie früher plattirte Ware. Heute schon ist es vom wirthschaftlichem Standpunkt aus billiger, echte Silberwaren zu kaufen, besonders für den Hausgebrauch, wie z. B. Löffel, Gabeln, Messer, Trinkgeschirre, bei welchen der Preis des Silbers eine viel größere Rolle spielt, als bei solchen, wo die Arbeit, die Zeichnung 2c. so theuer bezahlt werden, daß der Silberpreis nicht so schwer ins Gewicht fällt. Erkundigungen, welche Schreiber dieses bei New Yorker Fabrikanten eingezogen hat, besonders bei der Gorham Manufacturing Co. lassen ersehen, daß plattirte Ware ungefähr ein Drittel der massiven kostet. Diese wird jetzt mit 1,40 Dollars per Unze im Detailhandel verkauft, ein sehr hoher Preis, wenn man bedenkt, daß die Unze feinen Silbers unter 70 Cents gefallen ist. Diesen Preis aufrecht zu erhalten, ist aber nur durch eine Kombination der Silberschmiede möglich, und bei weiterem Sinken des Silberpreises wird keinesfalls der Preis sich auf dieser Ziffer halten können. Shreve & Co. ein großes Haus in San Franzisko, haben ihr ganzes Lager

von plattirter Ware verkauft und verkaufen jetzt massives Silber zu 1,15 Dollars die Unze. Man kann also jetzt schon für 25 Dollars ein Dutzend silberne Eßlöffel kaufen, und jede gute Hausfrau sollte darauf sehen, daß sie sich allmählich silberne Sachen anschafft, besonders wenn Silber noch mehr fallen sollte, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß es viel weiter fällt und die Schönheit dieses edlen Metalles und ein gewisser innerer Werth bleiben ihm ja immer. Und wie schön es ist, kann man sehen, wenn man die an den Schaufenstern der Silberschmiede ausgestellten Stücke betrachtet. Nie und nimmer kann Schreiber dieses glauben, daß die Menschheit jemals aufhören wird, diese herrliche Gabe der Natur zu schätzen und hoch zu achten, mag es auch zeitweise aussehen, als ob dieses einst allmächtige Metall, einst von Allen begehrt und überall gangbar, sein ganzes Ansehen im Begriffe stände zu verlieren. Wirft man einen Blick auf die Produktion früherer Jahre, so fällt Einem auf, wie geringe Mengen per Jahr gewonnen wurden. Man hat z. B. doch sicher in Mexiko und in Peru und Bolivia die reichsten Erze zuerst bearbeitet, denn vor der Eroberung durch die Spanier wurde sehr wenig Silber gewonnen, und doch produzirte Mexiko von 1537—1821 durchschnittlich per Jahr nur 150,000 kg, von 1822—1873 380 000, von 1873—1890 750 000. Im letzten Jahre aber produzirte Mexiko mehr als 1409 000 kg und im ganzen seit der Eroberung in 356 Jahren 90 Millionen kg zum Nominalwerthe von 4000 Millionen Dollars. Die Vereinigten Staaten haben in den letzten 34 Jahren für 1 146 869 000 Dollar Silber gewonnen und auf der ganzen Erde wurden von 1493—1893 etwa 10 000 Millionen Dollars produzirt. Man sieht also, welch ungeheure Mengen Silbers in der Neuzeit der Erde entnommen werden, letztes Jahr allein 152 061 000 Unzen zum Nominalwerth von 196 Millionen Dollars, wozu man in alter Zeit

mehr als dreißig Jahre brauchte. Die Produktion ist eben auch auf diesem Gebiete eine fast unbegrenzte, und Dampf und Elektrizität wetteifern miteinander, immer höhere Ziffern zu erreichen. Es scheint, als ob unsere Zeit den Eingeweiden der Erde ihre silbernen Schätze zu schnell und vor der Zeit entrissen hätte, Schätze, welche, obwohl jetzt unverwerthet, wahrscheinlich der Menschheit zu späterem Gebrauche aufbewahrt werden müssen. Denn ein Bergwerk ist nicht unerschöpflich, und die Natur hat der Gewinnung der Metalle Grenzen gesteckt, welche wohl nie zu überschreiten sein werden. Je größer die Anstrengungen, je höher die Ausbeute, desto kürzer die Lebensdauer der Betriebe. Silberbergwerke sind am reichsten nahe der Oberfläche, in der Tiefe arten sie entweder aus, oder die Hitze und das einströmende Wasser machen der menschlichen Arbeit auf immer ein Ende. Es ist also durchaus nicht sicher, daß die auf das Äußerste angeschraubte Produktion sich auf der jetzigen Höhe lange halten kann, selbst abgesehen von einer Einschränkung durch den Preisfall des Silbers. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung das Studium der Silberproduktion der Vereinigten Staaten. Ihre Ausbeute ist durch Auffindung neuer Lager und durch die Möglichkeit billigerer Bearbeitung enorm gestiegen, aber wenn man die Ziffern für die einzelnen Staaten betrachtet, so findet man große Schwankungen. So hat z. B. Nevada im Jahre 1860 nur 100 000 Dollars, 1878 28 Millionen Dollars Silber produzirt, im Jahre 1892 aber nur 2 800 000 Dollars. — Dagegen ist Colorado von 650 000 Dollars in 1870 auf 31 Millionen und Montana von geringen Anfängen auf 22 500 000 Dollars gestiegen. Die Auffindung neuer Lager wird mit der Zeit desto weniger häufig zu erwarten sein, je dichter das Land bevölkert und je mehr man mit der Art der Vorkommnisse vertraut wird. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß in nicht zu langer Zeit auch diese Staaten wieder in die Reihe der kleinen Produzenten

eintreten werden. Ein eklatantes Beispiel ist die Geschichte des schon erwähnten Comstock-Ganges, dessen Blüthe und Verfall Schreiber dieses selbst miterlebt hat. Im Jahre 1859 entdeckt, erreichte er im Jahre 1877 seinen Höhepunkt mit 36 301 536 Dollars. Seitdem ging es stetig abwärts, 1880 war der Ertrag nur 5 Millionen, 1881 1 Million, letztes Jahr ungefähr 2 Millionen, und dieses Jahr wird bedeutend weniger produzirt werden. Man ging bis zu einer 'Tiefe von über 3000 Fuß. Die Hitze wurde unerträglich, wie ich aus eigener Erfahrnng bezeugen kann, so daß in gewissen Plätzen die Bergleute überhaupt nur 10 Minuten auf einmal arbeiten konnten, sich 10 Minuten lang abkühlten und dann wieder arbeiteten bis die acht Stunden der Schicht vorüber waren. Dabei fand man nichts als taubes Gestein und siedend heißes Wasser. Jetzt sind alle tieferen Galerien, die mit unsäglicher Mühe und ungeheuren Kosten in das Gestein gehauen wurden, von diesem kochend heißen Wasser überschwemmt und werden wohl nie mehr den menschlichen Blicken wieder eröffnet werden. In den alten Galerien aber sucht und findet man noch manch übrig gelassene oder übersehene Erze. Bald aber wird auch diese Quelle versiegen und in Virginia City, einer einst blühenden Stadt von 20 000 Einwohnern, werden sich dereinst die Eulen und Indianer gute Nacht sagen. Dieses ist das Ende jedes Bergbaues, und diesem Schicksale werden auch die reichsten Minen nicht entgehen können. Allerdings werden wohl jene Länder, welche heute noch unter ungünstigen Verhältnissen den Silberbergbau betreiben, wie Mexiko, Peru, Bolivia, wahrscheinlich länger fortfahren, die Welt mit Silber zu versehen, als fortgeschrittene Länder, wie die Vereinigten Staaten und Australien, wo ungeheure Maschinen und erleichterte Transportation den größten Erzkörpern ein schnelles Ende bereiten. Letzteres kann sich jetzt des größten Bergbaues rühmen, der seit dem Niedergange des Comstock-Ganges entstanden ist. Es sind

dies die Barrier Hills-Minen in Neu-Süd Wales. Diese haben im Jahre 1892 389 873 Tonnen Erz bearbeitet und daraus über 13 Millionen Unzen Silber und 56 633 Tonnen Blei gewonnen und haben Dividenden von 14 847 500 Dollars vertheilt. Die ergiebigste Mine dieser Gruppe, die schon erwähnte Broken Hills Proprietary Co., hat seit 1885 44 794 847 Unzen Silber und 183 332 Tonnen Blei extrahirt und 30 Millionen Dollars in Dividenden vertheilt. Der Silbergehalt der Erze wird aber immer geringer, und es müssen stetig wachsende Mengen Erzes bearbeitet werden. Es wird also nicht allzulange dauern, bis auch dieser phänomenale Bau erschöpft sein wird. Dabei wird es unmöglich sein, bei dem fallenden Silberpreise die ärmeren Erze ohne Verlust zu bearbeiten und Broken Hill wird dem Fatum der übrigen Silbergruben nicht entgehen können. Man berechnet die Kosten in den Barrier Hills auf ungefähr 52 Cents per Unze.[6] Dagegen soll die berühmte Mollie Gibson-Mine in Colorado im Jahre 1891 zu 4,8 Cents per Unze Silber produzirt haben.[7] Nach einer, allerdings nicht einwandsfreien Schätzung soll die eine Hälfte des in den Vereinigten Staaten jährlich produzirten Silbers 65 Cents per Unze kosten, die andere Hälfte aber 90 Cents. Infolgedessen müßte also die Hälfte der Silberminen schon aufgehört haben, zu produziren. Jedenfalls bewirkt der niedrige Preis des Silbers, daß nur die reicheren Erze bearbeitet werden können und daß in folgedessen die Gruben der Erschöpfung viel früher anheimfallen. Man muß also bei Beurtheilung der Silberfrage nie vergessen, daß Silber nicht nachwächst, daß die Natur dem Menschen Grenzen gesteckt hat, die er nicht zu überschreiten vermag. Nur ein kleiner Theil der Erdrinde ist ihm zugänglich. Viel tiefer als 4000 Fuß wird man schwerlich je gehen können, und das zu fein vertheilte Metall ist wegen der großen Kosten auch nicht zu erlangen. So hat man berechnet, daß das Meer die enorme Menge von 10 000

Millionen Tonnen Silbers in äußerst klein vertheiltem Zustande enthält, während auf der ganzen Erde von 1492 bis jetzt nur etwa 250 000 Tonnen produzirt worden sind.

Unsere Schatzämter und Banken, wo jetzt das vielgeschmähte Silber so zu sagen unnützerweise aufgespeichert liegt, sind vielleicht nur die Reservoirs, aus denen spätere Jahrhunderte gierig ihren Silberbedarf, der möglicherweise durch die Produktion nicht mehr gedeckt wird, ergänzen werden. Es ist eben möglich, daß nicht allein die Goldproduktion, wie Süß meint, permanent abnehmen mag, sondern es ist dies auch bei der Silberproduktion durchaus nicht ausgeschlossen. Sollte sich dies bewahrheiten und reiche Neufunde nicht in großer Menge gemacht werden, so wird die Silberproduktion dasselbe Stadium durchlaufen, welches jetzt die Goldgewinnung durchmacht. Es werden diejenigen Gruben und Erze wieder in Angriff genommen werden, welche bei den niedrigeren Preisen, mit Gewinn nicht bearbeitet werden konnten und die man jetzt auflassen muß. Dann wird Silber wieder im Preise steigen, und es ist durchaus nicht unmöglich, daß es einstens wieder so hoch sein wird oder noch höher, als es je war. Man hat allerdings diesem Metalle seine Haupt-Abzugsquelle, Indien zu verschließen, versucht. Ich glaube aber, man wird bald einsehen, daß man eine Thorheit begangen hat, die zu begehen, nota bene, Niemandem in den Kopf gekommen wäre, wenn eben nicht Indien von England abhängig wäre. Denn in Indien kennt man kein anderes Geld, als Silber, und an Silber ist das Land gewöhnt, und wenn man dagegen einwendet, daß die indischen Finanzen leiden, so möge man nur bedenken, daß ja Indien durch seinen verhängnißvollen Entschluß den weiteren Sturz des Silbers herbeigeführt hat, sich also sozusagen die eigene Nase abgeschnitten hat. Man lasse nur jedem Volke dasjenige Metall, welches es vorzieht. Sicher ist es, daß emporstrebende Völker, welche erst in die

Geldwirthschaft eintreten, wie die Nationen Asiens und Afrikas, auf das Silber als ihr Münzmetall angewiesen sind und daß es nur im Interesse Europas, welches Gold vorzieht, sein kann, diese Völker von dem weißen Metalle nicht abzulenken und das Vertrauen in dasselbe nicht zu erschüttern, denn wahrhaftig, eine allgemeine Goldwährung einzuführen, dazu fehlt ein wichtiger Artikel, nämlich Gold genug. Es kann übrigens eintreten, daß, im Falle z. B. Rußland, welches jetzt Papierwirthschaft hat, die Goldwährung einführen würde, es beträchtliche Mengen Silbers für kleine Münzen anschaffen müßte, da es jetzt auf 116 Millionen Einwohner nur etwa 40 Millionen Dollars in Silber hat, also nur 35 Cents per Kopf, aber, wenn man sieht, wie ungern irgend ein Staat nur einen kleinen Theil seines Goldes abgiebt, so kann man trotz der steigenden Goldproduktion nicht behaupten, daß Gold in solchem Ueberflusse vorhanden wäre, daß noch viele andere Staaten an der Jagd nach dem Golde theilnehmen könnten, ohne die größten Störungen auf allen Märkten hervorzurufen. Es ist eine sehr richtige Bemerkung, wenn Süß behauptet, das Heil für Silber sei in der progressiven Erschließung Asiens zu suchen. China, Japan, die Straits und späterhin auch Afrika werden gute Kunden für Silber sein und sind es zum Theil schon jetzt. Man muß nicht vergessen, daß Asien 820 Millionen Einwohner hat und Afrika 150 Millionen. China hat mit seinen 360 Millionen Einwohnern nur 700 Millionen in Silber, und Indien hat eine totale Zirkulation (Silber und Papier) von nur 3 Dollars auf den Kopf. Das muß eine kurzsichtige Politik sein, welche nicht einsieht, welche große Aufgabe dem Silber in diesen Ländern noch bevorstehe. In geringerem Maße läßt sich dasselbe von den neu erschlossenen Gebieten Afrikas behaupten. Auch dort muß Silber die Barbaren aus ihrem Urzustand allmählich zur Geldwirthschaft heranziehen, so wie es

dasselbe in viel kultivirteren Ländern gethan hat. Denn sehr lange ist es noch nicht her und Schreiber dieses entsinnt sich dessen noch sehr gut, daß der Bauer und der gemeine Mann in Deutschland das Silbergeld dem Golde bei weitem vorzog, und wenn man den Leuten die schönen weiß blinkenden Gulden oder Thaler auf den Tisch hinzählte, da lachte ihnen das Herz im Leibe. Man muß ferner nicht vergessen, daß, obzwar die Verwendung des Silbers für Haushaltungsartikel und Zierrathen in den letzten Jahren nicht sehr gestiegen ist (sie wird auf 650 000 kg = 29 Millionen Dollars geschätzt), das wohl damit zusammenhängt, daß durch seine stetige Tendenz zum Fallen das Silber an Ansehen verloren hat. Dies mag aber nur temporärer Natur sein und mag sich jederzeit ändern. Man muß aber im Auge behalten, daß die Bevölkerung Europas und Amerikas fortwährend im Wachsen begriffen ist, und wenn die Bevölkerung in demselben Verhältnisse zu wachsen fortfährt, wird Europa in hundert Jahren statt 373 Millionen deren 818 haben, die Vereinigten Staaten 400, ganz Amerika aber 645 Millionen statt 122. Es ist also leicht einzusehen, daß, selbst wenn man diese Ziffern beträchtlich reduzirt, der Verbrauch von Silber für Zwecke der Kunst und Industrie sich enorm steigern muß, ganz abgesehen von den Verhältnissen in Asien, Afrika und Australien. Auch darf man nicht vergessen, daß selbst in den Goldländern ein steigender Bedarf an silberner Scheidemünze sich einstellen muß. So hat man z. B. in England im letzten Jahre für 2 500 000 Dollars neue Silbermünzen geprägt und in den Vereinigten Staaten über 6 Millionen Dollars.

Aus allen diesen Bemerkungen kann man ersehen, daß Schreiber dieses nicht zu Denen gehört, welche sich darin gefallen, die Zukunft des Silbers in den schwärzesten Farben auszumalen, wie z. B. Herr Ottomar Haupt, ein tüchtiger Münzstatistiker, aber ein rabiater Goldfanatiker, der unter dem

25. Oktober 1893 im Berliner Börsencourier schrieb: „Ich sehe einen neuen unerhörten Silberkrach voraus . . Mit dem 26. Juni, den Tag, an welchem Indien ein für allemal das „elende Metall" aus seinem Münzsystem verstieß . . muß eine neue Münzpolitik aller Staaten, welche mit dem entwertheten Metalle belastet sind, Hand in Hand gehen." Allerdings ist vorläufig an eine Preissteigerung nicht zu denken, und sollte Indien, was ich nicht glaube, jeder gesunden Politik entgegen, gar einen Zoll auf Silber erheben, wie ja von einflußreicher Seite aus vorgeschlagen wurde, dann muß der Preis noch weiter sinken. Andernfalls könnte man wohl eine gewisse Stetigkeit erwarten, da die Nachfrage für Asien und für andere Zwecke jedenfalls die stark verringerte Produktion absorbiren würde. Denn wenn auch die Ausbeute für dieses Jahr keine sehr bedeutende Abnahme wird aufzuweisen haben, so wird sich doch bei anhaltend niederen Silberpreisen die Produktion der nächsten Jahre sehr erheblich vermindern; um wieviel, ist unmöglich, zu sagen. Es kommen dabei noch andere Faktoren in Betracht, denn z. B. von der Produktion der Vereinigten Staaten kommen nur 50 % von reinen Silbererzen, 10 % sind nur ein Nebenprodukt aus Kupfererzen und 40 % kommen aus Bleierzen. Es wird also bei den letzteren sehr stark auf den Preis des Bleies ankommen. Wenn dieses steigt, so kompensirt dies in vielen Fällen den Ausfall am Silber. Sollten aber beide fallen, so würde dies die Produktion sehr reduziren. Betrachten wir nun die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten, so muß uns vor allen Dingen auffallen, wie hier in den letzten Jahren die Tendenz vorgeherrscht hat, der Silberproduktion Vorschub zu leisten durch die Münzgesetzgebung. Man war oft genug nahe daran, dem Silber Freiprägung einzuräumen, und wenn man bedenkt, wieviel Silber die Vereinigten Staaten produziren, ist es kaum zu verwundern, daß diese Versuche gemacht wurden. Wahr-

scheinlich wären diese Tendenzen auch durchgedrungen, wenn man nicht Angst gehabt hätte vor den finanziellen Störungen, welche sicher in diesem Falle eingetreten wären. Nichts würde besser zusammenpassen, als die extreme Nationalidee des Mc Kinleyismus und die Silberwährung. Beide haben sie die Tendenz, das Land zu isoliren, vom Auslande abzuschließen und die einheimische Produktion jeder Art zu stimuliren, und es ist sehr zu verwundern, daß diese beiden Bestrebungen nicht Hand in Hand gingen. Die eine wäre nur die logische Folgerung der anderen gewesen. Die Industrie und die Landwirthschaft hätten sich wahrscheinlich nicht so schlecht dabei gestellt. Soviel ist aber sicher, die Erkenntniß bricht sich immer mehr durch, daß dieses Land, ein neues Europa, ohne Europas Fesseln, mit dazu berufen anzuführen im Ringen der Menschheit um ihre höchsten Güter, sich nicht von Europa abschließen kann, und daß auch es dazu berufen ist, Kultur und Gesittung hinauszutragen in die dunklen Theile der Erde. Um dies thun zu können, muß aber dieses Land mit marschiren an der Spitze der Zivilisation, es darf nicht zurückstehen gegen das alte Europa, sonst wird es überflügelt und geschlagen. Es darf also keine Rückschritte machen, und es muß im stande sein, mitzuringen im Wettkampfe um die Märkte der Welt, um diejenige Rolle zu spielen, die ihm gebührt auf dem Theater der Weltgeschichte. Man blicke auf Deutschland! Ohne die Vortheile der Lage von England oder die Fruchtbarkeit des Bodens von Frankreich, gezwungen durch den Neid und die Mißgunst seiner Nachbarn, stets gewappnet zu sein und bereit zum Kampf, hat es sich doch durch die Tüchtigkeit, die Sparsamkeit und den Fleiß seiner Bewohner emporgeschwungen in die erste Reihe. Kann man sich Deutschland mit einer Silberwährung denken? oder Frankreich oder irgend einen großen, mächtigen Kulturstaat? So ist man auch in Amerika zur Einsicht gelangt, daß es auf

dem bisherigen Wege nicht weiter gehen kann. Zu gleicher Zeit erkennen alle einsichtsvollen Leute an, daß es ein großes Glück wäre, wenn man dem Silber auf rationelle Weise aufhelfen könnte, zumal der Bergbau in Amerika und überall ein äußerst wichtiger Industriezweig ist. Nicht allein wegen seines Produktes, das ja auch nicht zu verachten ist und welches für den Verkehr so nothwendig ist, wie der Saft der Pflanze und das Blut dem Menschen, sondern auch, weil schon seit alten Zeiten durch die Sucht nach den edlen Metallen neue, vormals für unwirthbar gehaltene Gegenden erschlossen wurden. Oft wird dann, nachdem der erste Reichthum erschöpft ist, das Land bewirthschaftet und noch größere Reichthümer und beständigere, als dereinst, der Erde entnommen. Man denke nur an Kalifornien! Es wäre allerdings in vieler Beziehung wünschenswerth, wenn, wie dies ja für das Silber vorgeschlagen wurde, der Bergbau verstaatlicht werden könnte. So, wie er jetzt betrieben wird, gleicht er zu sehr dem Glücksspiele. Einzelne glückliche Individuen ziehen die seltenen Treffer, die Masse aber die Nieten. Was für das Land ein Segen sein sollte, wird zum Fluche. Todtschlag, Betrug, Gemeinheit und alle anderen Laster feiern ihre wüsten Orgien in den neuen Minendistrikten. Armuth und Elend ist das Ende der Arbeiter, wie der Spekulanten, denn Jene sparen nicht in der Hoffnung, einst auch an der erträumten „Bonanza“ Antheil zu haben, und Diese verfolgen das trügerische Irrlicht der Agiotage so lange, bis sie endlich im Sumpfe versinken. Die Glücklichen aber streichen die Schätze ein und berauben das gläubige Publikum noch obendrein. In diesen Ländern handelt jedes Dienstmädchen, jeder Stiefelputzer in shares von Minen, die gewöhnlich gar nicht produziren und nur auf Hoffnung bauen. Da sind die regelmäßig wiederkehrenden Einzahlungen ein totaler Verlust, werden aber mit erstaunlicher Geduld und Ausdauer geleistet. Aus 43 Betrieben haben am Comstock nur vier mit Gewinn

39 aber mit einem Verluste von 58 Millionen gearbeitet. Leider aber stehen der Verstaatlichung so große Hindernisse entgegen, daß auf diesem Wege nichts anzufangen ist. Und doch ist der Bergbau ein edles Gewerbe. Hat doch in älteren Ländern die Dichtung und Sage ihr Zaubernetz um ihn gewoben, wenn auch der kalte Hauch der neuen Welt die Geister und Gnomen, die in den alten Bergen hausten, verscheucht hat.

Auch auf andere Weise hat man vorgeschlagen, dem Silber eine größere Verwendung zu geben. Es sollten alle Goldstücke unter 20 Francs eingezogen und durch Silber, resp. durch mit Silber gedeckte Scheine ersetzt werden. Dieser Vorschlag wurde der letzten Münzkonferenz vorgelegt. Er wurde aber nicht angenommen, denn die meisten Staaten haben jetzt schon mehr silbernes Courantgeld, als ihnen lieb ist. Trotzdem steht es durchaus nicht fest, ob auch das jetzt geltende System, Silber nur als Scheidemünze zu gebrauchen, unter allen Umständen das einzig richtige ist. Man könnte immerhin dem Verkehre eine gewisse Anzahl silberner Courantmünzen zuführen, wie es ja auch in der Wirklichkeit in fast allen Ländern nothgedrungen der Fall ist. Theoretisch hätte z. B. die Ausprägung von zwei Millionen Dollars per Monat unter der alten Bland-Bill uns ja schon längst zur Silberwährung bringen müssen, und prophezeit ist es oft genug worden. Die Geschichte währte aber zwölf Jahre, und das Land absorbirte zwar nicht die effektiven Dollars, aber das auf sie fundirte Papiergeld ohne sonderliche Verdauungsstörungen, bis man dem Staatskörper eine noch größere Dosis verschrieb. Dann wurde es zuviel, und das Resultat war, daß nach langem Kampfe, wie männiglich bekannt, der Silbergesetzgebung auf einmal ein Ende gemacht wurde. Die amerikanische Münzgeschichte ist, obwohl nicht sehr alt, doch sehr interessant, denn sie zeigt deutlich, wie ein vergebliches Bemühen es ist, die Doppelwährung aufrecht zu erhalten. Dabei ist

es natürlich nicht zu verwundern, daß bei dem großartigen Aufschwunge, den der Silberbergbau in den letzten Jahren genommen hat, man es versucht hat, dem Silber einen vermehrten Gebrauch zu verschaffen. Auch jetzt noch steht die amerikanische Regierung vor einem Problem, denn die dortigen Währungsverhältnisse bedürfen dringend einer Regelung, wie die folgenden Ziffern deutlich beweisen. Außer den 200 Millionen Banknoten, welche von den Nationalbanken ausgegeben wurden und auf Staatspapiere fundirt sind, hat die Regierung das gesamte umlaufende Papiergeld dem Verkehre übergeben. Davon giebt es aber nicht weniger als fünf Sorten, nämlich 1. Goldcertifikate, dies sind Depotscheine auf Gold lautend, 2. Greenbacks (die Ueberbleibsel aus Kriegszeiten), 3. Silbercertifikate (Depotscheine auf Silberdollars lautend), 4. Schatzscheine (durch angekaufte Silberbarren fundirt) und 5. eine kleine Anzahl sogenannter Currency-certificate. Silberpapier allein steht aus zu dem ansehnlichen Betrage von 473 Millionen Dollars, daneben sind in den Händen des Publikums 58 Millionen Silberdollars und 64 Millionen silberner Scheidemünze, also 600 Millionen entwertheten Silbers. Jedenfalls ist ein Punkt insbesondere sehr bedenklich für die Vereinigten Staaten sowohl, als auch für alle übrigen Länder mit Gold- oder hinkender Währung, nämlich, daß sich leicht ein lohnender Industriezweig entwickeln könnte, welcher diese Münzen genau nachprägen und mit einem enormen Nutzen arbeiten würde. Zum Preise von 70 Cents per Unze könnte man, abgesehen von Herstellungskosten, unseren Silberdollar zu 54 Cents nachprägen, den halben Dollar zu etwas über 25 Cents, das französische Fünffrankstück zu 2 Franks 55 Centimes, die Zwei- und Einfrankstücke verhältnißmäßig noch billiger, den preußischen Thaler um etwa die Hälfte seines Nominalwerthes, die Fünf-, Zwei- und Einmarkstücke zu 2 Mark 40, 94 und 47 Pfennige resp. Dabei

würden selbstverständlich die falschen Münzen dasselbe Quantum Silber enthalten, wie die echten, und von ihnen nicht zu unterscheiden sein. Daneben hat es immerhin etwas Mißliches, solche Mengen unterwerthigen Geldes im Umlauf zu haben. Denn Silbergeld ist doch nicht eigentlich Scheidemünze. Es zirkulirt in großer Menge und vermittelt einen großen Theil des Kleinhandels und der Lohnarbeit eines Landes. In dieser Hinsicht ließe sich also etwas für Silber thun. Die meisten der Münzgesetze wurden erlassen, als das Verhältniß von Silber zu Gold noch ein ganz anderes war. Seitdem ist darin eine entschiedene, wohl auf lange Zeit hinaus gültige Aenderung eingetreten. Eine starke Preissteigerung des Silbers ist auf lange Zeit hinaus nicht zu erwarten. Man könnte also die Silbermünzen feiner und schwerer machen und dadurch dem Silber eine seinen Produktionsverhältnissen entsprechende erhöhte Verwendung geben. Da aber dieses ein ziemlich kostspieliges Unternehmen ist, so ist es zweifelhaft, ob sich irgend ein Staat entschließen wird, mit gutem Beispiele voranzugehen. Ehe man dazu gezwungen wird, ist kaum eine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß man auf diese Weise vorgehen wird. Man wird sich eben mit dem alten Schlendrian weiterbehelfen. Das vorhandene Silber wird in allen Ländern, welche es besitzen, fortfahren, theils mit zur Deckung des Notenumlaufes zu dienen, theils als Courantgeld zu zirkuliren, während es in langsam anwachsenden Mengen zu allen Zeiten als Kleingeld fungiren wird. Mit dem Wachsen der Bevölkerung und des Wohlstandes werden auch jährlich größere Mengen in der Kunst und Industrie verwendet werden. Die halbbarbarischen Völker werden sich des Silbergeldes in fortwährend steigendem Maße bedienen, und Asien wird wohl noch auf lange Zeit der Hauptkunde für Silber bleiben. Der Preis wird vorläufig nicht viel steigen können, wenn auch ein größerer Preisfall sehr unwahrscheinlich

ist. Die Produktion wird sich bedeutend verringern und hatte vielleicht überhaupt schon ihren Höhepunkt erreicht. Die große Abnahme in der Nachfrage durch das Einstellen der Silberkäufe in den Vereinigten Staaten wird jedenfalls den Markt drücken, bis eine anderweitige Abzugsquelle gefunden oder das Angebot erheblich verringert sein wird. Indien bildet zur Zeit das große Fragezeichen in der Silberfrage. Schreiber dieses glaubt, es wird fortfahren, große Mengen Silbers nach wie vor an sich zu ziehen. Der Preis des Silbers wird dann wohl stetiger werden, die Verlegenheiten der Silberländer infolgedessen sich heben und das Vertrauen, welches nicht zum kleinsten Theile durch die Unsicherheit und die Schwankungen des Silberpreises erschüttert war, wird sich wieder einstellen. Freilich, wenn die zivilisirte Welt sich dazu aufraffen könnte, ihrerseits durch gegenseitiges Uebereinkommen dem Silber eine erhöhte Verwendung zu verschaffen, bis sich die Dinge wieder mehr ausgeglichen hätten, so wäre dies ein großer Fortschritt. Daß dies eintreten wird, ist aber mehr ein Wunsch als eine Hoffnung. Denn leider ist die Zeit noch nicht gekommen, wo der Tiger und das Lamm friedlich nebeneinander lagern, wo Friede und Eintracht unter den Völkern herrscht und die Verbrüderung der Menschheit zur anerkannten Thatsache geworden ist.

Immerhin ist es ein durchaus abnormer Zustand, wie er jetzt existirt. Die Furcht vor dem Silber hat Völker, welche durchaus nicht im stande sind, sich solchen Luxus zu erlauben, veranlaßt, sich Goldwährung beizulegen. So z. B. hat Italien nicht allein sein mühsam erworbenes Gold, sondern auch sein kleines Silber verloren. Oesterreich-Ungarn hat auch mitgemacht, und in Indien will man Goldwährung mit Silberumlauf einführen. Man schafft hierbei sehr künstliche Zustände, und es ist noch sehr die Frage, ob es nicht besser wäre, für wirthschaftlich schwache Staaten bei der Silberwährung zu bleiben. Vielleicht

wäre es gar keine so schlechte Spekulation für einen Staat mit Papiergeld, sich zu den niederen Preisen Silber anzuschaffen und zur Silberbarzahlung überzugehen, denn es wird sicherlich wieder eine Reaktion zu Gunsten des Silbers eintreten, und wenn auch die großen Gläubigernationen der Welt wohl nie wieder die Goldwährung aufgeben werden, so müssen sich die schwächeren Nationen mit Silber begnügen, welches sicherlich dem Papiergelde vorzuziehen ist. Und wenn dies auch die Theilung der Erde in zwei Gebiete, das Silbergebiet und das Goldgebiet, dieses für die fortgeschrittenen, jenes für die zurückgebliebenen Völker, bedeutet, so sollte dies so große Schrecken nicht haben. Jedenfalls kann der Verkehr schlimmstenfalls ohne Gold, doch ohne Silber nie und nimmermehr zurechtkommen. Von allen begehrt, werden sie beide, das Gold wie das Silber, fortfahren, dem Weltverkehre zu dienen, jedes in seiner Weise. Keineswegs aber haben wir es nöthig, zu verzweifeln an der „Zukunft des Silbers".

Anmerkungen.

[1] Die Bank von Frankreich rechnet das Silber in ihren Gewölben für voll im Verhältniß von $15^1/_2$:1. Ihr wirklicher Kassenbestand ist also nicht, wie gemeldet wird, 2960 Millionen, sondern nur 2360 Millionen Francs.

[2] Man kann allerdings auch mit einer reinen Silberwährung zurechtkommen, aber kein Staat kann heute eine Rolle im internationalen Verkehre spielen, der Silberwährung hat.

[3] Richtig ist es auch, daß zur Zeit an eine allgemeine Goldwährung nicht zu denken ist.

[4] Dabei wird aber doch vergessen, daß weder für Geldzwecke noch für nichtmonetäre Verwendung das eine Metall für das andere als Ersatz dienen kann.

[5] Dieses Werk wurde von Herrn Robert Stein ins Englische übersetzt und von dem Senatskomittee für Währung und Münzwesen als Dokument gedruckt.

[6] Die Aktien, die zu 80 Sh. ausgegeben wurden, standen Septbr. 1891 auf $10^1/_2$ Lsterl., Juli 1892 auf 5,00 Lsterl. und jetzt sind sie 2,90 Lsterl. Der ganze Bergbau wird also jetzt auf etwa 10 Millionen Dollars geschätzt.

[7] Auch diese Mine ist jetzt stark entwerthet. Noch am 6. Mai standen die Aktien auf 7,50 Dollars, jetzt stehen sie $2^1/_4$ Dollars, und die Dividenden fielen von 15 Cents auf 5 Cents.

[8] Dieser Vortrag wurde am 9. November 1893 vor dem Deutschen Gesellig-Wissenschaftlichen Verein von New York gehalten.

(848)

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichn. von **E. A. Fischer-Cörlin.** Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... Mk. 4.—

Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Charakteristik der modernen Erkenntniß. 2 Bde. Eleg. geh. .... „ 12.—
eleg. geb. .... „ 16.—

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ... „ 11.40
N. F. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. .... „ 12.—

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. **2. Auflage.** Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt .... Mk. 6.50

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten. **4. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 4.—

Homunculus. Modernes Epos in 10 Ges. Gr.-Oktav. **5. Aufl.** eleg. geh. .... „ 4.—
in prachtvollem Original-Einband ... „ 5.—

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant geh. „ 3.—
elegant gebunden mit Goldschnitt ... „ 4.—

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. **7. Auflage.** Eleg. geh .... „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 6.—

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Ges. **11. Auflage.** Eleg. geh .... „ 4.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 5.—

— **Pracht-Ausgabe.** Mit über 200 Illustrationen von **Adalbert von Rößler** und **Hermann Dietrichs.** Gr. Folio in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt .... Mk. 75.—

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustrationen von **Herm. Dietrichs. 4. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 12.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 15.—

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. **21. Aufl.** Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 5.—

— **Pracht-Salon-Ausgabe.** Mit über 100 Illustrationen von **E. A. Fischer-Cörlin.** Gr. Fol. in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 50, auch in 18 Lieferungen .... à „ 3.—

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. **3. Auflage.** Eleg. geheftet „ 5.—
eleg. gebunden .... „ 6.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. **6. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 4.—

Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. **3. Auflage.** Eleg. geb .... „ 2.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 3.—

Gesammelte kleinere Dichtungen. **3. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 4.—

Germanenzug. Canzone. **5. Auflage.** Elegant geh. .... „ 1.—
elegant geb. mit Goldschnitt .... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. **5. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 1.50
eleg. gebunden mit Goldschnitt .... „ 2.50

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. **4. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 6.—
eleg. in Halbfranz geb. .... „ 8.—

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Gesängen. **5. Auflage.** Eleg. geh. .... „ 1.50
geb. mit Goldschnitt .... „ 2.50

Die Waldsängerin. Novelle. **4. Aufl.** Eleg. geh. .... „ 1.50
eleg. geb .... „ 2.50

Bolau, Dr. H. Der Elephant im Krieg und Frieden und seine Verwendung in unseren afrikanischen Kolonien. Mit 4 Holzschn. . . . . M. 1.—

Breitenbach, Dr. W. Das Deutschthum in Südbrasilien „ 1.—

— **Kurze Darstellung der neueren deutschen Kolonialgeschichte** . . . . M. 1.20

Buchner, H. Ueber die Disposition verschiedener Menschenrassen gegenüber den Infektionskrankheiten u. über Acclimatisation . . . . M. —.80

Deckert, E. Die civilisatorische Mission der Europäer unter den wilden Völkern . . . . M. —.75

Engler, Oberstlieutenant G. Koloniales. Eine umfassende Darstellung der Kolonialverhältnisse des Deutschen Reiches und der übrigen europäischen Staaten . . . . M. 1.60

Heitz, Prof. Dr. Ursachen und Tragweite der nordamerik. Konkurrenz mit der westeuropäischen Landwirthschaft M. 1.20

Janssen, C. W. Holl. Kolonial-Politik in Ostindien „ 1.—

Kapp, Fr. Ueber Auswanderung . . . . „ —.75

Metzger, Emil. Europäische Ansiedler in Niederländisch Ostindien . . . . M. —.60

Metzger, Emil. Vierzig Jahre niederländischer Kolonialherrschaft in Ostindien . . . . M. 1.20

Paul, E. Die Zukunft unseres Handels . . . . „ 1.—

Pfannschmidt, Dr. Die Entwickelung d. Welthandels „ —.80

Raab, Der alte und der neue Kongostaat . . . . „ 1.60

Simonsfeld, Dr. H. Die Deutschen als Kolonisatoren in der Geschichte. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. v. Holtzendorff. 2. Aufl. . . . . M. 1.—

Stade, P. Ueber den Einfluß des Klimas und der geographischen Verhältnisse auf die Bauthätigkeit der Menschheit . . . . M. —.80

Topf, Prof. Dr. H. Deutsche Statthalter und Konquistadoren in Venezuela . . . . M. 1.—

Treutlein, Prof. P., Dr. Ed. Schnitzer (Emin Pascha), der ägyptische General-Gouverneur des Sudan. Mit einer Karte . . . . M. 1.20

v. Waltershausen, Sartorius Frhr. Die Zukunft des Deutschthums in den Vereinigten Staaten von Amerika M. 1.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

(850)

Hirsch, Ueber die Verhütung und Bekämpfung der Volkskrankheiten mit spezieller Beziehung auf die Cholera (51) . . . . M. 1.—
Hirschberg, Die Selbsthülfe des Arbeiterstandes als Grundlage seiner Versicherung. (189) . . . . " 1.20
v. Huber-Liebenau, Ueber den Verfall des Zunftthumes und dessen Ersatz im deutschen Gewerbewesen. (121/122) . . . . " 1.60
Jannasch, Der Musterschutz und die Gewerbepolitik des deutschen Reiches. Gekrönte Preisschrift. (20) . . . . " 1.20
Janssen, Holländische Kolonial-Politik in Ostindien. (200) . . . . . " 1.—
Jende, Ueber die Einführung in die Volkswirthschaftslehre. (N. F. 57) " 1.—
Jodl, Volkswirthschaftslehre und Ethik. (224) . . . . " 1.—
Kleinwächter, Zur Reform der Handwerksverfassung. (53) . . . . . " 1.—
Lammers, Die Bremer Landwirthschafts-Ausstellung i. Juni 1874. (47) " 1.—
—, Der Moorrauch und seine Kulturmission. (70) . . . . " 1.—
—, Handbildung und Hausfleiß. (157) . . . . " —.80
—, Die Unternehmung im Sparkassengeschäft. (174) . . . . " —.80
Landgraf, Die Sicherung des Arbeitsvertrages. Eine juridisch-ökonomische Studie. (30) . . . . " 1.20
Laspeyres, Die Kathedersozialisten und die statistischen Kongresse, Gedanken zur Begründung einer nationalökonomischen Statistik und einer statistischen Nationalökonomie. (52) . . . . " 1.—
Marggraff, Moderne Stadtbäder. Mit 4 Holzschnitten. (163/164) " 1.60
Neumann, Die Theuerung der Lebensmittel. (38) . . . . " 1.20
Odrich, Zur Reformfrage des Personentarifs in Deutschland. (N. F. 86) " 1.—
Oncken, Aug., Die Wiener Weltausstellung 1873 (17/18) . . . . . " 1.80
Oppenheim, Die Hülfs- und Versicherungskassen der arbeitenden Klassen. (56) . . . . " 1.20
Paul, Die Zukunft unseres Handels. (N. F. 2) . . . . " 1.—
—, Das russische Asien und seine wirthschaftliche Bedeutung. (N. F. 40) " 1.20
Perrot, Deutsche Eisenbahn-Politik. (3/4) . . . . " 1.80
—, Die Reform des Zollvereinstarifes. (37) . . . . " 1.20
Pierson, Die Münzfrage. (162) . . . . " 1.—
Platter, Die Pflichten des Besitzes. (176) . . . . " —.80
Roscher, Betrachtungen über die Währungsfrage der deutschen Münzreform. (2) . . . . " 1.—
Schmoller, Die Entwickelung und die Krisis der deutschen Weberei im 19. Jahrhundert. (25) . . . . " 1.—
Schneider, Die ungedeckte Banknote und die Alternativ-Währung. (72/73) . . . . " 1.80
—, Zur Währungsfrage. Eine Entgegnung auf das Buch des Herrn Dr. Th. Hertzka „Währung und Handel". (89) . . . . " 1.20
—, Die Bewegung für Errichtung von Heimstätten. (N. F. 83) . . " 1.—
Schönhof, Ueber die volkswirthschaftlichen Fragen in den Vereinigten Staaten. (130) . . . . " —.80
Soetbeer, Die fünf Milliarden. Betrachtungen über die Folgen der großen Kriegsentschädigung für die Wirthschaftsverhältnisse Frankreichs und Deutschlands. (33) . . . . " 1.20
Stahl, Die Arbeiterfrage sonst und jetzt. (6) . . . . " 1.—
Thaer, Ueber ländliche Arbeiterwohnungen. Mit vielen Holzschnitten. (15) . . . . " 1.20
Vogel, Einige Ansprüche des Landbaues auf Steuer- und Zollentlastung. (69) . . . . " 1.—
Wagner, Unsere Münzreform. (95) . . . . " —.80
Walcker, Die volkswirthschaftlichen Richtungen der Gegenwart. (N. F. 75) . . . . " —.80
v. Waltershausen, Die Zukunft des Deutschthums in den Vereinigten Staaten von Amerika. (212) . . . . " 1.—
Weiß, Die Lehre Henry Georges. (N. F. 92) . . . . " 1.20

Die Zukunft des Silbers.

Von

Joseph E. Fränkel
in New-York.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

5924

Preis eines jeden Heftes im Jahresabonnement 50 Pfennig.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
begründet von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach.

Neue Folge. Achte Serie
(Heft 169—192 umfassend).

Heft 192.

Religionsanschauungen des Euripides

Von

Dr. phil. Erich Bußler
in Freienwalde a. O.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Begründet von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff,

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Wilh. Wattenbach.**

(Jährlich 24 Hefte zum Abonnementspreise von M. 12.—.)

Die Redaktion der naturwissenschaftlichen Vorträge dieser Sammlung besorgt Herr Professor Rudolf Virchow in Berlin W., Schellingstr. 10, diejenige der historischen und litterarhistorischen Herr Professor Wattenbach in Berlin W., Corneliusstraße 5.

Einsendungen für die Redaktion sind entweder an die Verlagsanstalt oder je nach der Natur des abgehandelten Gegenstandes an den betreffenden Redakteur zu richten.

Vollständige Verzeichnisse über alle bis April 1893 in der „Sammlung" erschienenen 664 Hefte sind durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsanstalt unentgeltlich zu beziehen.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Ragni.

Roman von Björnstjerne Björnson.

Autorisirte Uebersetzung.

2 Bände. Eleg. geh. Mk. 9.—, eleg. geb. Mk. 11.—.

Aus den Urtheilen der Presse:

Die Hauptgestalten sind von jener herben Wuchtigkeit, wie sie die Heimath des Dichters selbst in der Wirklichkeit kennt. Dieser Zug geht selbst auf jene Menschen über, die eingeführt sind, um die Fähigkeiten und Eigenschaften der Hauptgestalten schärfer zu betonen — sei es nach oben, dem Lichte zu, sei es hinunter, entlang die Pfade der Verirrung. Dabei ist die Bildlichkeit gewahrt, wie seit desselben Dichters, vor mehr als einem Menschenalter geschriebenen Meisternovelle „Synnöve Solbakken" nicht.

(Hamburger Nachrichten.)

Björnson hat sich in seinem neuesten Roman: „Ragni" als Meister im Einzelnen erwiesen. Wer fühlt sich nicht gepackt und durchschauert von seiner Schilderung der norwegischen Küste, mit ihren Schroffen und Fjorden, mit dem ewig bewegten, drohenden Meere, dem gefährlichen Reigen von Schnee und Sturm? Wer sieht nicht die Figuren, die er schildert, die Schulknaben, Backfische, bald wieder die Studenten, die Kleinstädter leibhaftig vor sich? Nur ein echter Dichter, der aus lebendiger Phantasie schafft, vermag unsere Einbildungskraft zu beleben, und wer „Ragni" gelesen, der wird die Hauptpersonen: den tüchtigen Arzt, den pietistischen Seelsorger, die welteitle Frau Pfarrerin, die blumengleich verwelkende Doktorsfrau lange noch vor seinen Augen schweben sehen und über deren Schicksale nachgrübeln. **(Pester Lloyd.)**

Der berühmte Norweger bietet uns hier eine Schöpfung, die in ihrer breiten, bedächtig grüblerischen Darstellungsart grade keine „leichte" Lektüre für den Zeitvertreib ist, aber reichen psychologisch und sittlich interessanten Stoff in einer trotz ihrer Breite plastischen Gestaltung vorführt, ein voll durchlebtes Kunstwerk, das den modernen Realismus mit reichem Gemüthsleben und stimmungsvoll poetischer Charakteristik die der Helden umgebenden Lebensbedingungen ausstattet. Wir haben es mit einer Sittenschilderung zu thun, deren deutliche Spitze gegen die Sittlichkeitsheuchelei gerichtet ist, die jedoch keine revolutionirende Tendenz an sich trägt, wie „Thomas Rendalen". Björnson holt sehr weit aus, um den Kern seines Stoffes auf breite Grundlagen zu stellen. Ihm genügt es nicht, das Problem in seinem Hauptgehalt vorzuführen, sondern er legt sichtlichen Werth darauf, in einer gewissermaßen pädagogischen Denkweise die Charakterentwicklung der beiden Helden von ihrer Knabenzeit an als nothwendige Voraussetzung der Haupthandlung dem Leser zu erzählen. **(Kölnische Zeitung.)**

Religionsanschauungen des Euripides.

Von

Dr. phil. Erich Bußler
in Freienwalde a. O.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1894.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

In seinem Vortrage über „Die Entwickelungsphasen des religiösen Lebens im hellenischen Alterthum" spricht E. Th. Gravenhorst* mit Recht von einzelnen Sühnpriestern und Hymnendichtern, wie Epimenides aus Kreta, Abaris u. a., welchen man gar wohl den Namen Reformatoren beilegen dürfe, und fährt dann mit den Worten fort (S. 19): „Ihnen unmittelbar zur Seite stehen die großen Lyriker und Tragiker, Pindar, Aeschylos, Sophokles, Euripides, die gleichfalls augenscheinlich bemüht sind, die religiösen Begriffe zu heben und zu läutern." Der Wirkungskreis jedes einzelnen der genannten Meister war offenbar ein großartiger auf diesem Gebiete, so sehr auch immer die Verschiedenheit ihres Auftretens untereinander ins Auge fallen wird. Uns möge nun jetzt der zuletzt genannte, Euripides, beschäftigen, von dem wir ja allerdings sagen müssen, daß er seinen beiden Vorgängern auf der Bühne keineswegs gleichkam, dessen negatives Vorgehen zum Heile der Wahrheit und der Aufklärung nicht nur von Gravenhorst allein hervorgehoben ist, der Mann, welchen man gewöhnlich als den Verkünder einer flachen und trivialen Lebensweisheit hinstellt, kurzum, derjenige Dichter, welcher — als Mensch betrachtet — bisher mindestens wenig zu seinem Rechte in unserem Urtheil

* Sammlg. gemeinverst. wissensch. Vorträge. XVI. Serie, Heft 370.

gekommen ist, eben weil man sein poetisches Wirken und seine Belehrung des Volkes im allgemeinen, wie er es darin ausdrückte, nicht streng genug voneinander trennte, und weil man in Bezug auf die Dichtkunst durch die beiden anderen Helden zu sehr verwöhnt war.

Ich habe es mir nun zur Aufgabe gemacht, im folgenden seine Religionsanschauungen darzulegen, und mich bemüht, die hauptsächlichsten, hierauf bezüglichen Stellen aus seinen Dramen und den Fragmenten der verlorenen zusammenzustellen, wenn ich es auch als einen großen Mangel anschauen muß, daß sich über die Entwickelung eben dieser Ideen, über das Vorherrschen der einen über die anderen, über Lösungen von Widersprüchen u. s. w. nichts Sicheres daraus erkennen läßt. Allerdings ist es mir auch nicht entgangen, daß wohl Niemand jetzt mehr darüber zu entscheiden vermag, wieweit wir in eben diesen Aussprüchen nicht nur Worte der betreffenden dramatischen Figuren nach ihren Verhältnissen und Charakteren sehen, sondern sie auch als Aeußerungen des eigentlichen Gemüthes des Autors fassen dürfen; aber gerade weil der Dichter, wie man ja immer betont, so voll und ganz nach allen Richtungen hin am Leben theilnahm und mit seiner Person stets so recht mitten in demselben stand, meine ich, daß wir bei ihm noch eher als bei irgend einem seiner Zeitgenossen zu solch einem Rückschluß berechtigt sind. Ich bin überzeugt, daß wir bei vorsichtigem und sorgfältigem Suchen in seinen Versen noch manches Körnlein finden werden, das wir ohne weitere Bedenken auch in dieser Weise richtig verwerthen können; jedenfalls werden wir nicht zu weit gehen, wenn wir uns sagen, daß der Dichter in diesem Sinne, wie er sich in jenen Worten kund thut, auf die Zuschauer habe wirken wollen. Selbstverständlich ist es mir unmöglich, wenn ich nicht verschiedene andere Untersuchungen auf diesem Gebiete heranziehen und somit meine eigene Darstellung über die ihr

gebotenen Schranken erweitern soll, die einzelnen zahlreichen Citate, wo es vielleicht erwünscht wäre, philologisch zu beleuchten. Man erwarte vielmehr nur eine kurze Darlegung der religiösen Sinnesart des Euripides, wie sie ihm nach meiner Auffassung der davon sprechenden Verse seiner Werke eigen war.

Die Belegstellen sind citirt nach der Ausgabe von Dindorf: Poetarum scenicorum Graecorum . . . fabulae superstites et perditarum fragmenta. Ed. V. Die Verse des einfachen Dialogs habe ich mich bemüht, möglichst treu zu übersetzen, und nur bei denen des Chorgesanges erlaubte ich mir eine freiere Uebertragung, um unter Einfügung des Reimes die Erinnerung an das Lied rege zu halten.

I. Wesen und Wirken der Götter.

1. Allgemeines.

Ein herrliches Zeugniß von dem Glaubensmuth und dem Gottvertrauen des Dichters finden wir in dem Frgm. 981, wo er klar und deutlich seine Ueberzeugung in den Worten ausspricht:

„Zeus und die Götter leben, — wer mich auch darum
Verspotten mag, — und schauen auf der Menschen Leid."

Allerdings stehen sie in ihrem Wesen weit über dem der Irdischen, und diese müssen sich begnügen mit der Erkenntniß, daß sie es nie und nimmer völlig ergründen können, wie in der Helena der Bote zu der Gemahlin des Menelaus sagt (V. 711 ff.):

„Des Gottes Wesen, Tochter, ist höchst zweifelhaft,
Schwer zu erkennen. Gründlich kehrt er alles um,
Bald hier, bald dort sich zeigend; Einer leidet schwer,
Der And're geht zu Grunde ohn' ein Leid zuvor."

Nur wissen wir von den Himmlischen bestimmt, daß sie alles sehen, daß ihnen nichts verborgen ist, ja daß es ihnen

überhaupt an nichts fehlt. Des Dichters Meinung über das Erstere erfahren wir noch in dem Frgm. 832, wo er sagt:

„Wer von den Menschen hier sein täglich Unrecht thut
Und glaubt, den Göttern dabei sicher zu entgeh'n,
Glaubt falsch und richtet sich zu Grund in seinem Wahn,
Wenn die Gerechtigkeit einst waltet ihres Amts
Und Strafe fordert für das, was er Böses that."

Daß sie aber alles wissen, bezeugt er in den Schutzflehenden, wo Theseus, nachdem er die Argiverinnen zum Schwur aufgefordert hat, ihnen zuruft (V. 1174 f.):

„Zeus weiß es und die Götter in dem Himmel all',
Was ihr von uns empfangen habt . . ."

und auch im Hippolytos stellt er es als selbstverständlich hin, daß dieselben weiser sind, als die Menschen, wenn er die Diener die Kypris um Gnade für den Helden bitten läßt, und diese ihr Flehen mit den Worten begründen (V. 119 f.):

„Höre nicht hierauf;
Denn weiser als die Menschen sind die Götter stets."

Ja, ganz allgemein sagt Agamemnon in der Iphigenia in Aulis hierüber (V. 394[b]):

„Göttlich Wesen ist nie Thorheit!"

und recht wohl läßt es sich hiermit vereinigen, wenn wir im Herakles (V. 1345 f.) lesen, daß ihnen in ihrer Hoheit nichts fehle, oder in den Phönissen den Ausspruch hören (V. 689): „Alles wird den Göttern leicht!" Auch vergleiche man mit diesem Ausdruck ihrer unbeschränkten Macht folgende Worte aus der Tragödie Ion, als Athene zur Kreusa, welche bisher den Phöbus Apollon nur gescholten hatte, also sagt (V. 1614 f.):

„Recht ist's, daß du ihn jetzt preisest. Denn es mag der Götter Macht
Lang' zwar auf sich warten lassen; schließlich aber wirkt sie doch!"

Ja, die Stärke des göttlichen Willens wird gleichsam sprüchwörtlich in jenem Verse des Thyestes angedeutet, in

welchem es heißt, daß einem Menschen unter dem Schutze der Himmlischen alles möglich sei, in den Worten (Frgm. 401):

„Will's Gott, kannst selbst du auf der Binsenmatte fahr'n!"

Trotz des so großen Vertrauens jedoch, das sich in diesen Aussprüchen kundgiebt, dürfen wir nicht verkennen, daß derselbe Dichter über die Götter im einzelnen sehr verschieden urtheilt. Das darf uns indessen nicht zu sehr verwundern, da es ja natürlich ist, daß jeder Stamm und jeder Staat den Schutzgott, welchen er sich einmal ausgesucht und welchem er sich anvertraut hatte, für den mächtigsten hielt, wie die Argiver die Hera und die Athener ihre Pallas Athene. Eben dies betont Euripides, indem er in den Herakliden (V. 347 ff.) sagt:

„Und nicht gering're Götter wollen wir
Zu Bundsgenossen haben, als sie Argos hat.
Denn diesem Land steht Hera vor, des Zeus Gemahl,
350 Athene aber unser'm; und ich mein', zum Glück
Wird es uns sein, daß uns die Stärkeren gehör'n.
Denn daß besiegt sie werde, duldet Pallas nie."

Besonders wichtig müssen wir jedoch alle Aeußerungen des Dichters über die ethische Seite der Himmlischen anschlagen. Gerade hierin tritt er in den schärfsten Gegensatz zu der bestehenden Volksreligion, und wenn Gravenhorst (eb. S. 23) auch mit Recht betont, daß „er mehr negativ für Wahrheit und Aufklärung streitet und mehr spekulative Betrachtungen anstellt und eine rationalistisch gefärbte, zuweilen ans Triviale streifende Kritik übt", so können wir es doch nicht hoch genug schätzen, daß er sich seine Meinung über das Ideale und Erhabene im Wesen der Gottheit durchaus sicher und bestimmt gebildet hat und diese auch ohne Scheu offen vorträgt. Dies zeigen uns seine Worte aus dem Bellerophon (Frgm. 294, V. 7):

„Wenn Götter schimpflich handeln, sind sie solche nicht."

in denen die Unvereinbarkeit des Sündhaften mit dem göttlichen Wesen deutlich hervorgehoben wird. Er betont es ferner ausdrücklich, daß eben darin der Gegensatz der Götter und der Menschen bestehe, daß diesen nichts, jenen alles zu glauben sei, wie er in der Helena sagt (V. 1148 f.):

„Nichts ist
Je bei den Menschen zuverlässig, was es sei;
Der Götter Worte aber fand ich stets nur wahr."

Nur in solcher Hoheit will er sich die Himmlischen vorstellen, und nur in dieser Weise will er von ihnen sprechen, wie sehr er sich auch bewußt ist, daß er damit der allgemeinen Volksanschauung und Ueberlieferung entgegentritt. Man beachte nur die folgenden Sätze, die dem Rasenden Herakles entnommen sind, wo er es wiederum hervorhebt, daß die Götter kein Unrecht thun können, und in welchen er diese seine Stellung zu der herrschenden Ansicht deutlich darlegt in den Worten (V. 1341 ff.):

„Doch daß ein Gott an dem verbot'nen Ehebett
Sich freue, oder, daß er Jemand Fesseln werd'
Anlegen, glaub' ich nicht und hab' es nie geglaubt,
Noch daß der eine woll' des ander'n Herrscher sein —
1345 Denn nöthig hat ein Gott, ist er in Wahrheit Gott,
Dies nicht. Unsel'ge Sänger sagen solches nur."

Diese Kritik ist gewiß energisch, und man kann überzeugt sein, daß sie ihre gute Wirkung im Volke nicht verfehlt und den gleißnerischen, bethörenden Aussprüchen der nationalen Dichter und Sänger, wie man sie fortwährend an den großen heiligen Festen von der Bühne herab hörte, zum Heile entgegengearbeitet hat. Wie ernst er aber selber diese seine Meinung aufgefaßt wissen wollte, sehen wir deutlich aus jenen Worten der Iphigenia in Taurien (V. 380 ff.), welche nicht nur zur Erkennung des Gemüthes seiner Bühnenheldin von Wichtigkeit sind, wie ich sie ja auch deshalb in meiner Abhandlung über Frauencharaktere

aus den Tragödien des Euripides (Sammlg. gemeinverst. wissensch. Vortr. N. F. VII. Serie, Heft 158) S. 13 f. angeführt habe, sondern welche auch ohne Zweifel die eigenen Anschauungen des Autors klar wiedergeben und daher wohl einer Wiederholung werth sein mögen. Sie lauten:

380 „Der Göttin Dienst kann ich als listigen Betrug
Nur tadeln. Denn wenn Jemand einen Mord begeht,
Die junge Mutter oder einen Todten nur
Berührt, den hält als unrein sie vom Altar fern;
Ihr selbst sind aber Menschenopfer eine Lust!
385 Unmöglich ist die Tochter Letos und des Zeus
So unvernünftig. Auch die Sage, glaub' ich, lügt,
Es habe Tantalus den Göttern einst ein Mahl
Bereitet und am Fleisch des Kindes sich erfreut.
Gewiß! Die Taurier schlachten selber Menschen gern
390 Und schreiben dann der Göttin solche Greuel zu.
Denn daß ein Gott je Böses thut, das glaub' ich nicht."

2. Die göttliche Gerechtigkeit.

Vollkommen in Uebereinstimmung mit dem bisher Entwickelten steht die Anschauung des Dichters von der göttlichen Gerechtigkeit, sei es nun, daß er dieselbe als ein dämonisches Wesen für sich besonders auffaßt, sei es, daß er von ihr nur wie von einer Eigenschaft spricht, welche den Himmlischen von Natur zukommt, ohne welche dieselben überhaupt nicht zu denken sind. Gerade über diesen Punkt finden sich recht viele Aeußerungen in seinen Dramen, so daß wir nicht leicht verkennen mögen, wie sehr eben diese Frage zu jener Zeit nach allen Seiten hin behandelt wurde.

Indem er sie als selbständige Göttin darstellt, nennt der Dichter die Gerechtigkeit ein Kind des Chronos (Frgm. 223), und wenn er auch ihr Wesen nicht näher beschreibt, so weiß er es uns doch insofern anzudeuten, als er darlegt, welcher Mensch darauf rechnen darf, mit ihr im Bunde zu sein, was er durch

sie erreicht, und wie sie selber ihres Amtes waltet. Ich führe hier noch einmal das eben genannte Fragment an, das die beiden Verse enthält:

„Gerechtigkeit ist, wie man sagt, ein Kind der Zeit;
Sie wohnet Jedem inne, der nicht böse ist,"

und stelle zur weiteren Erkenntniß der Macht derselben daneben die Worte aus dem Palamedes (Frgm. 588):

„Unzähl'ge Ungerechte Ein Gerechter schlägt,
Hat er den Gott und die Gerechtigkeit im Bund",

sowie die beiden folgenden Verse aus den Schutzflehenden, welche sie nicht minder schön erscheinen lassen, indem sie rühmend von ihr melden (V. 564 f.):

„Sei ruhig! Wenn du dir von der Gerechtigkeit
Den Glanz bewahrst, entgehst du vieler Menschen Red'!"

Wie herrlich sie aber ihr Amt versieht, sagt der Dichter lobend in den Worten (Frgm. 559): „Ich sehe, mit der Zeit bringt die Gerechtigkeit den Menschen alles an das Licht." Denn ihr kann nichts entgehen, sie siehet alles, wie er ausdrücklich hervorhebt (Elektra, V. 771), wenn auch die Art und Weise ihres Waltens ganz in ihrem Belieben steht und sie keineswegs gezwungen ist, schnell zu handeln, wie wir in dem Frgm. 969 lesen:

„Nicht heftig greifet die Gerechtigkeit dich an
Und trifft dein Herze oder dessen, welcher sonst
Gesündigt. Still und langsam schreitet sie vielmehr
Dahin und packt die Bösen, wann es ihr gefällt."

Ja, er warnt seine Mitmenschen sogar vor ihrem Erscheinen und ruft ihnen zu (Frgm. 224):

„Wohl zögert die Gerechtigkeit; doch nahet sie
Ganz unbemerkt, sobald sie einen Sünder weiß!"

Am meisten aber verherrlicht er die Göttin, indem er sie einerseits sogar dem Vater Zeus als Bundesgenossin zur Seite

stellt und andererseits ausdrücklich hervorhebt, wie nahe sie uns Menschen ist, mit den Worten des Frgm. 508:

„Glaubt ihr, daß eure Sünden zu den Göttern stets
Auf Flügeln eilen, daß sie in dem Brief des Zeus
Dort aufgezeichnet werden, und der Gott alsdann
Den Menschen spreche Recht? — Der ganze Himmel würd'
5 Hier nicht genügen, wollte Zeus der Menschen Sünd'
Aufschreiben, und nie könnt für jeden Einzelnen
Die Strafe er bestimmen! Die Gerechtigkeit
Wohnt hier ganz nah' bei uns — wollt ihr sie sehen nur!"

Vielfach finden sich alsdann Aussprüche über die Gerechtigkeit der Götter selbst, sowohl im Hinblick auf den Kreis der Himmlischen im allgemeinen, wie auch mit Rücksicht auf diesen oder jenen einzelnen im besonderen; nur die hauptsächlichsten will ich hier erwähnen. So sagt der Dichter im Rasenden Herakles von allen (V. 772 f.):

„Die Götter lieben es, auf Ungerechtes wie
Auf Recht zu schauen,"

und betont es besonders, daß ihre eigenen Thaten stets gerecht sind, im Frgm. 609:

„Nicht handeln Götter ungerecht, bei Menschen nur
Den bösen zeigt der Frevel sich gar oft."

Diese Ueberzeugung ist ihm eine große Befriedigung, und gern will er auch Anderen diesen Glauben an ein stets gerechtes Thun der Götter beibringen, die nicht nur selbst so handeln, sondern auch stets nur das Gerechte begünstigen. Diesem Streben dient der Vers (Elektra, V. 1169):

„Gerechtigkeit nur läßt die Gottheit walten stets"

oder in anderer Weise die folgenden (Helena, V. 1678 f.):

„Denn Götter hassen einen Wohlgebor'nen nicht;
Wer aber nicht geachtet ist, erfährt mehr Pein."

Sodann spricht er seine Zuversicht ob dieser Mitwirkung der Himmlischen zum Heile der Menschheit klar aus in den schönen Worten des Jon (V. 1619 ff.):

„Wessen Haus auch Unglück trifft —
Jeder ehr' die heilgen Götter und sei immer guten Muths!
Schließlich wird ja allen Guten ihrer Würd'ges nur zu theil.
Bösen geht es — sei'n sie immer, wie sie seien — niemals gut!"

und nicht minder bekräftigt er diese seine Ansicht in den Versen der Jphigenie in Aulis (V. 1034 f.):

„Sind wahrhaft Götter, wirst du als gerechter Mann
Edles verlangen. Doch wenn nicht, was mühst du dich?"

Ja, er zeigt uns noch mehr, wie sehr er sich diese Gerechtigkeit dem Wesen der Himmlischen eigen denkt, indem er uns durch den Mund des Orestes unumwunden erklärt (Elektra, V. 583 f.):

„Niemand dürft' an Götter glauben noch,
Wär' Ungerechtigkeit je stärker als das Recht",

und nur einen der dort oben Thronenden mag er als Schiedsrichter und Friedensstifter in der Menschen Streitigkeiten anerkennen, wie wenigstens Jokaste ihrem Sohne Polyneikes vorwirft (Phönissen, V. 466 ff.):

„Du kommst hier mit dem Heer der Danaer und hast
Unrecht erlitten, wie du sagst. Doch Richter sei
Und Friedensstifter in dem Streite hier ein Gott!"

Es ist nicht gesagt, wer von ihnen als Vermittler gewünscht wird, sondern dem Dichter genügt es, ganz allgemein auf sie hinzuweisen, denn er weiß es, daß sie alle gleich gut dieses Amt versehen würden. Dagegen hebt er, um seiner Versicherung in diesem Falle eine besondere Bedeutung zu geben, in der Medea speziell das Walten des Zeus hervor, indem er den Chor die Heldin mit den Worten beruhigen läßt (V. 157):

„Zeus wird für dich Recht sprechen!"

ebenso wie er den Namen dieses Gottes auf das innigste mit der Gerechtigkeit verbindet, indem er (Orestes, V. 1242 f.) sagt:

„Du Zeus, Urahn' du, und der Dike Glanz,
Laßt mir wie dieser hier es immer wohl ergeh'n!"

Schließlich bringt der Dichter die Gerechtigkeit der Götter und Dämonen auch in negativer Weise dadurch zur Anschauung, daß er andeutet, wie Niemand von ihnen sich der Bösen annehme oder auf ihre Worte höre. Vollkommen sicher, daß sie nur das Verderben ihres Feindes vorauszusehen hat, sagt Medea höhnend zu dem gehaßten Jason (V. 1389 f.):

„Wer von den Göttern und Dämonen hört dich noch,
Dich, den Meineid'gen und Betrüger jeden Gast's?"

Geschickt sind hier zwei Frevel aus der Summe der menschlichen Sünden herausgenommen, welche Jedermann zu den größten und widerlichsten rechnete, ja welche allgemein als Repräsentanten aller Verbrechen überhaupt angesehen wurden. Wer also, so meint der Dichter, einem von den hier genannten Lastern verfallen ist, von dem wenden sich die Götter mit Entsetzen ab, denn sie würden sich ja sonst mit ihm gemein machen und sich durch ihre Gnade selbst versündigen.

3. Gesetz der Götter.

Wie aber die Gerechtigkeit in dieser Weise unter den Göttern herrscht und sogar selbst als himmlischer Dämon unter ihnen in Person waltet, so stellt sich Euripides neben ihr noch einen anderen Gott vor, welcher jene in der Wahrung des Rechtes ebenfalls unterstützt, nämlich das sog. göttliche Gesetz. Es dient gewissermaßen als Norm für den gegenseitigen Verkehr unter den Himmlischen selbst, ist aber auch von unendlicher Macht, weil es fortwährend darlegt, was dieselben von den Menschen und diese von jenen zu erlangen haben.

Sein Walten unter ihnen ist dem Dichter durchaus selbstverständlich, eben da sie infolge ihres Wesens nicht sündigen dürfen. Hören wir nur, wie er zunächst von denselben in der Hekuba (V. 798 ff.) spricht:

„Ja, schwache Sklaven sind wir Menschenkinder nur;
Die Götter haben Kraft und ihr gewaltiges
Gesetz. Um dessentwillen glauben wir an sie
Und grenzen Recht und Unrecht von einander ab."

Noch mehr aber möchte ich darauf aufmerksam machen, wie er den Jon im gleichnamigen Drama (V. 442 ff.) sagen läßt

„Wie wolltet ihr denn je mit Recht den Sterblichen
Gesetze geben, wenn ihr selber sie nicht wahrt?
Doch wenn — es wird nicht sein, ich nehme es nur an —
445 Den Menschen ihr müßt büßen für der Ehe Zwang,
Du oder auch Poseidon oder Zeus, der Herr,
So macht ihr selbst zur Strafe eure Tempel leer.
Ihr würdet ja die Lust vorziehen dem Verstand
Und sündigen! Nicht böse aber dürfte man
450 Die Menschen nennen, wenn der Götter Frevel sie
Nachahmten, sondern Jene, die sie solches lehr'n."

Klar und bestimmt spricht der Dichter hier seine Meinung aus, und zwar versteht er es ganz vorzüglich, sowohl einerseits die Hoheit und Würde der Götter hervorzuheben, indem er betont, wie sie sich selber, falls sie sich einmal vergäßen, nur schaden würden, und andererseits auch seine eigene Person vor jedem etwaigen Vorwurfe der Unehrerbietung zu schützen, indem er ausdrücklich hinzufügt: „Es wird nicht sein, ich nehme es nur an." Die Frevel aber, welche er hier wieder in solcher Weise nennt, sind, wie man leicht erkennt, gerade solche, deren die Götter in der Mythologie fortwährend beschuldigt waren, und welche man ihnen nur gar zu leicht im Volke zuzutrauen sich gewöhnt hatte. Um so mehr mußte natürlich Euripides nun auch eine Wirkung erzielen, sobald er einmal energisch

dagegen auftrat, wenn wir ja natürlich jetzt auch nicht mehr erkennen können, inwieweit es ihm im einzelnen gelungen ist.

Auch sonst noch erwähnt er eben dieses Gesetz, doch ohne irgendwelche nähere Bestimmungen; nur in den folgenden Versen, in welchen Artemis zu Theseus spricht, erfahren wir einmal Genaueres darüber (Hippolytos, V. 1328 ff.):

„Bei Göttern waltet folgendes Gesetz:
Den freien Willen Dessen, der etwas erstrebt,
Will Niemand hindern; immer treten wir zurück",

und sicher wird man hierin ein nicht geringes Maß von Selbstschätzung des Dichters erkennen, wenn man diese Hervorhebung des freien Willens bei den Menschen beachtet, der gegenüber die göttliche Willkür bei aller ihrer Macht in die Schranken gewiesen wird.

4. Fürsorge der Götter für die Menschen.

Vollständig diesen Begriffen von Recht und Gerechtigkeit der Himmlischen entsprechend ist das, was wir bei unserem Dichter über ihre Theilnahme und Fürsorge für die Menschenkinder ausgesprochen finden. Zwar bemerkt er ausdrücklich, daß jene wollen, daß diese arbeiten, wenn er (Elektra, V. 80 f.) sagt:

„Kein Mensch, der immer Götter nur im Munde führt,
Wird durch sein Trägsein leicht sich schaffen Unterhalt,"

doch hindert ihn dies nicht, überall von der großartigen Liebe der Himmlischen zu den Sterblichen zu sprechen. Es würde zu weit führen, wollte ich die Stellen alle einzeln durchgehen, vielmehr mag es genügen, wenn ich nur z. B. an die Worte aus dem Hippolytos (V. 1102 f.) erinnere, in denen er erklärt, daß seine Traurigkeit schwinde, sobald er nur an die große Fürsorge der Götter denke, oder an die des Orestes (V. 667 f.), wo der Held erst sich darüber ausspricht, daß Freunde einander beistehen müßten, und dann fortfährt:

„Wozu denn Freunde, wenn ein Gott uns gnädig ist?
Ja, es genügt, wenn er uns selber helfen will.“

oder endlich an jene Verse, die wir in den Schutzflehenden aus dem Munde des Theseus hören (V. 592 ff.):

„Mit meinem Gott zusammen werde ich
Als Held das heldenhafte Heer zum Kampfe führ'n.
Eins nur ist nöthig — daß uns Götter helfen, die
595 Das Recht beschirmen. Wahrlich solch' ein Bund giebt uns
Den Sieg; doch nützt die Tugend nie und nimmermehr
Den Menschen, wenn ihr nicht der Gott zur Seite steht.“

Allerdings malt uns der Dichter die Himmlischen keineswegs immer im Lichte gnädiger Milde aus, sondern er betont, um von anderem abzusehen, auch (Andromache, V. 1007 f.), wie ein Gott seine Feinde zu stürzen wisse und ihren Hochmuth nicht aufkommen lasse, oder hebt auch den Gegensatz ihrer Strenge und Güte hauptsächlich hervor, indem er im Hippolytos der Artemis die Worte in den Mund legt (V. 1339 ff.):

„Wenn Fromme sterben, freuen sich
Die Götter niemals; doch die Frevler tilgen wir
Samt Haus und Kindern alle von der Erde aus.“

Oft ist es den Sterblichen gar nicht möglich, sagt er, ihren Willen zu erkennen (Frgm. 941), und stets hält er an der Idee fest, daß die Götter den Menschen allerlei Täuschungen und Trugbilder senden. So heißt es z. B. in Frgm. 925:

„Durch mancherlei Gestaltung ihrer Klügelei'n
Betrügen uns die Götter, weil sie mächt'ger sind,“

und vor allem beachte man hier, daß ja das ganze Drama Helena auf eben dieser abenteuerlichen Auffassung beruht, während es andererseits durchaus nicht auffallend erscheint, daß sie unter Umständen die Irdischen, um nur diese eine Art der Strafe zu nennen, mit Wahnsinn behaften, wie z. B. im Hippolytos Phädra von sich selber verzweifelnd ausruft (V. 241):

„Ich ras'te, ja ich fiel durch eines Gottes Hand.“

5. Der Neid der Götter.

Einen unverkennbaren Widerspruch zu allen bisherigen Auseinandersetzungen müssen wir nun jedoch feststellen, wenn wir die Aeußerungen des Dichters über den sog. Neid der Götter und was damit zusammenhängt, näher ins Auge fassen. Wohl ist ihm dieses Moment ein bequemes Mittel, die Leiden der Menschen, für welche er sonst keinen Grund mehr sehen kann, sich zu deuten, aber vereinen läßt es sich nicht mit den Gedanken, die er sonst über die göttliche Gerechtigkeit ausspricht. So sagt er z. B. in den Troerinnen (V. 590 ff.):

„Schrecklich sind uns're Leiden, wir dulden gar furchtbare Schmerzen,
Unsere Stadt ist vernichtet, es häuft sich nur Unglück auf Unglück
Durch die Mißgunst der Götter!"

In der Alcestis legt er dem Admetos die zweifelnden Worte in den Mund (V. 1124 f.):

„Seh' ich in Wahrheit meine Gattin vor mir steh'n?
Sandt' mir auch nicht ein Gott die Freud' zum Schreck und Trug?"

und, um ihn zu beruhigen, antwortet Herakles (V. 1135):

„Du hast dein Weib; nicht denke an der Götter Neid!"

Wie sehr dieser aber trifft, sehen wir an den Worten des Teiresias, der sich sein Unglück ebenfalls nur damit erklärt, indem er sagt (Phönissen, V. 870 f.):

„Der Augen blutiger Verlust ist eine List
Der Götter, ein Beweis, wie sie uns strafen hier."

Besonders aber will ich noch auf folgende Stellen hinweisen, wo der Dichter in der Iphigenie in Aulis den Chor mit den Worten hervortreten läßt (V. 1089 ff.):

„Wo sollt' der Scham, der Tugend Angesicht
Wohl jemals eine Kraft noch zeigen,
Da hier nur Frevelhaftes herrscht und nicht
Das Gute ist den Menschen eigen.

Gesetze nicht, Gesetzeslosigkeit
Regiert; es steht zu fürchten weit und breit,
Der Götter Neid möcht' irgendwie sich nah'n"

und dann zuletzt auf jene Worte im Orestes, in welchen Elektra sagt (V. 971 ff.):

„Des Pelops ganzer Stamm ist nun dahin!
Wie glücklich auch einstmals das Haus gewesen,
Es ist dahin mit allem seinem Glanz!
Der Neid der Götter hatte es getroffen,
Sowie das Blutgericht, das feindliche,
Der Stadt es ganz zu Grund' gerichtet hat!"

Wir dürfen es also nicht leugnen, daß die Auffassung des Euripides von der Heiligkeit der Himmlischen, denen nichts Verwerfliches, wie Eifersucht u. dergl., anhaften dürfe, durchaus nicht als unumstößlich sicher gelten kann; indessen, wenn seine Meinung auch durch solche Widersprüche getrübt worden ist, und gerade diese oft genug die Oberhand zu gewinnen scheinen, so ist es doch unsere Pflicht, um seine Stellung den Zeitgenossen gegenüber völlig zu würdigen, auch nicht zu vergessen, daß er mit diesen letzteren Annahmen nur sich denjenigen Auffassungen anpaßte, wie sie damals allgemein gültig waren, und daß er mit seinen ersteren Ideen nur immer wieder von neuem zeigte, wie er bemüht war, jene zu klären und zu bessern. Offenbar werden jene seine eigene Meinung weit vollkommener widerspiegeln, als diese, so sehr es auch scheinen mag, daß er von ihnen befangen sei.

6. Einzelne Götter.

Wir kommen nun zu den einzelnen Göttern, denen Euripides seine Aufmerksamkeit geschenkt, und über welche er sich näher ausgesprochen hat. Ihre Zahl ist keine große, und wenn es auch offenbar so scheint, als wolle er jedem von ihnen die ihnen einmal

vom Volke zugesprochenen Ehren und Stellungen lassen, so finden wir auch hier deutliche Beweise seines Strebens, den Glauben der Menge aufzuklären. Er bemüht sich unverkennbar, Getrenntes zu vereinigen und gleichsam unter Beibehaltung der alten Namen das Wesen der Gottheiten selbst weit höher hinzustellen, als es seine Zeitgenossen bisher angeschaut hatten. Er spricht jedenfalls weit lieber von den Gottheiten im allgemeinen, als von den einzelnen Personen unter ihnen.

a) Das Schicksal.

Von größter Wichtigkeit ist die Auffassung des Dichters von dem Schicksal, der Nothwendigkeit selbst. Diese, Anangke oder Moira, wie er sie nennt, stellt er als allmächtig hin und sucht auch diese seine Behauptung nicht mit eigenen Worten, sondern mit denen anderer Weisen zu begründen, wie Menelaus wenigstens in der Helena nach seinen Erörterungen darüber, daß es für Könige das Schlimmste sei, für ihr Leben zu flehen, zu dem alten Weibe sagt (V. 512 ff.):

„Doch nothwendig ist es so;
Nicht ich erfand es; weiser Männer Red' ist es:
Niemals ist etwas stärker, als des Schicksals Macht!"

Zahlreich sind natürlich die Fügungen, mit denen es im einzelnen die Menschen trifft; und um hiervon nur ein Beispiel anzuführen, sei es mir erlaubt, die Worte des Chors aus der Hekuba zu nennen, in denen die eben erwähnte Allmacht dieser Göttin recht bezeichnend in folgender Weise dargelegt wird (V. 846 ff.):

„Gar schrecklich ist es, wie den Menschen alles hier
Einstürzt und das Geschick die Bande alle löst,
Indem die Freunde es zu grimm'gen Feinden macht,
Die früh'ren Feinde aber all' zu Freunden jetzt."

Ausdrücklich aber hebt der Dichter die Schnelle des Schicksals hervor, indem er in den Schutzflehenden die Euadne sagen läßt (V. 1013 f.):

„Ich seh' mein Ende, wo ich steh'; denn wie
Im Sprunge heftet das Geschick sich an mich an!"

Indessen so mannigfach auch diese Aeußerungen sein mögen, in denen eben diese Göttin ihr Auftreten kund thut, der Dichter weiß auch, daß er keineswegs sie immer richtig zu erkennen vermag, sondern daß Glücksumstände sehr schwer zu erklären und recht zu benutzen sind. Wenigstens deutet darauf hin noch die Stelle aus dem Eurystheus (Frgm. 377):

„Ich weiß nicht, wie der Menschen Schicksalsfälle ich
Genau beachte, daß ich meine Pflicht erkenn'."

Nur dies Eine betont er, daß das Unglück stets nur durch einen der Götter zu den Menschen gesandt werde, wenn der Leidende auch nicht immer wisse, von welchem derselben. Auch dies Moment gereicht zu großem Troste und wird oft — und gewiß nicht unpassend — angewandt. So sagt z. B. Alcestis, als sie sterben soll, zu ihrem Gatten (V. 297 f.):

„Und alles dies hat so
Der Götter einer nur gefügt, daß es so sei."

Der Chor klagt zum Peleus nach dem Tode des Neoptolemos (Andromache, V. 1203):

„Ein Gott bestimmte das Geschick und führt' es aus,"

und nicht minder sucht in diesem Gedanken der Chor Erleichterung für Medea, als er klagend ausruft (Medea, V. 362 f.):

„Ganz unentrinnbar ist des Unglücks Fluth,
In die, Medea, dich der Gott hier stürzte,"

Worte, denen man die folgenden der Hekuba in den Troerinnen zur Seite stelle (V. 691):

„Des Unglücks Fluth — die Götter wollen's — tödtet mich."

Auch der alte Oedipus kann nicht glauben, daß all sein Elend ohne den Willen der Götter ihm gekommen sei, und bekennt offen (Phönissen, V. 1612 ff.):

„Denn ich bin keineswegs ein so gewalt'ger Thor,
Daß meiner Kinder Leben und mein Augenlicht
Ohn' Will'n der Götter jemals ich vernichtet hätt'."

Somit steht also das Geschick nur gleichsam im Dienste der Himmlischen, und wir dürfen seine Stellung nicht zu selbstständig auffassen, wenn sie auch in den Worten des Chors in den Herakliden so erscheinen mag, als es von dem Schicksal dort heißt (V. 898 ff):

„Denn vieles gebiert
Die vollendende Moira,
Die Ewigkeit, diese Tochter der Zeit."

Die Götter bestimmen eben das Unglück, das Geschick aber führt es nur aus. Es verbirgt den Menschen zwar die Zukunft, jedoch Euripides spricht es deutlich aus, daß es seiner Meinung nach nie den Sterblichen gegenüber schlecht und ungerecht werde, wie Iphigenie in Taurien zu Orestes sagt (V. 476 ff.):

„Alles, was die Götter wollen,
Ist uns unsichtbar; Niemand ahnt sein Leid vorher.
Denn das Geschick verhindert's, daß wir es je säh'n,"

und wie wir noch aus den Worten des Frgm. 757 erfahren:

„Wie soll ich denn
Beklagen, was man von Natur durchmachen muß?
Denn nie bringt das Geschick den Menschen Schreckliches,"

wenn er andererseits auch in den Troerinnen (V. 612) oder in der Hekuba (V. 584) direkt von der Härte des Schicksals zu sprechen weiß und somit scheinbar mit sich selbst in Widerspruch tritt.

Einer besonderen Beachtung werth ist die Anschauung des Dichters über das Geschick, nach seiner guten Seite hin betrachtet, das sog. Glück der Sterblichen. Sie ist eine sehr ruhige und gemäßigte, denn mehrere Male setzt er uns auseinander, wie es ein wirkliches Glück unter ihnen niemals geben könne, indem er z. B. in der Medea (V. 1228 ff.) sagt:

„Ja, von den Sterblichen kann Niemand glücklich sein,
Und strömt ihm Segen zu, dann ist der eine mehr,
Der and're wen'ger reich, doch wirklich glücklich nie!"

und schön vergleicht er eben diese Wandelbarkeit des Glückes mit einem dahinfahrenden Nachen, der vom Sturme zu leiden habe, indem er im Orestes (V. 340 ff.) sagt:

„Ein großes Glück bleibt nie den Menschen treu,
So wie des Nachens Segel auch ein Gott
Mit grauſ'gem Elend überfluthet, daß
Es in den heft'gen Wellen untergeh'."

Besonders aber malt er uns eben diesen Wechsel des Glückes in einem Chorgesange der Herakliden aus, in welchem es also heißt (V. 608 ff.):

„Kein Mensch ist glücklich auf Erden,
Kein Mensch wird unglücklich werden,
Wenn dem Gott es nicht also gefällt.
Nie wirst du nur Wohlsein auffinden
In Einem Haus, zu verwinden
Ist des Traurigen viel in der Welt.

Das Schicksal stürzt Hohe hernieder
Und hebet die Niedrigen wieder,
Doch nie wird ihm Jemand entgeh'n.
Auch wollt' er mit Weisheit sich brüsten, —
Vergeblich wär' alle sein Rüsten,
Umsonst all' sein Mühen gescheh'n."

Zwar ließen sich noch die Stellen häufen, in welchen ebenfalls diese Unsicherheit des menschlichen Glückes ausgesprochen

wird, wie z. B. Helena, V. 713 ff., Schutzflehenden, V. 331, Herakliden, V. 934, jedenfalls ist aber keine so ansprechend, wie eben dieser Gesang. Betonen will ich nur noch, daß Euripides nicht nur bei diesem Gedanken stehen bleibt, sondern offenbar auch leicht den Schritt weiter wagt und behauptet, daß ein Mensch vor dem Tode überhaupt niemals glücklich zu schätzen sei. So sagt er in der Andromache (V. 100 ff.):

„Nie nenne Jemand glücklich aus der Menschen Schar,
Bevor du seinen Todestag nicht hast geseh'n,
Wie er vom Lichte zu der Unterwelt gelangt,"

oder auch in den Troerinnen durch den Mund der Hekuba (V. 509 f.):

„Auch von Glücklichen
Glaub' nie, daß Jemand selig sei vor seinem Tod!"

Ja, das Unglück bezeichnet er einmal direkt als einen Ausgleich für früheres Wohlergehen, in der Hekuba, als der Geist des Polydoros sich seiner Mutter gegenüber äußert (V. 57 f.):

„Um früh'res Glück
Jetzt auszugleichen, hat ein Gott vernichtet dich."

Der Dichter hält es also durchaus für nöthig und heilsam für das menschliche Geschlecht, welches ohne dasselbe leicht zu glücklich dahinleben würde. Infolge dieser Auffassung aber, daß Unglück nur mit dem Willen der Himmlischen kommen kann, bemüht er sich auch eifrig, seinen Mitmenschen zu empfehlen, alles Schwere in Demuth zu ertragen. Nicht nur warnt er sie, sich mit demjenigen in Widerspruch zu setzen, was ihnen einmal bestimmt ist, mit den Worten (Jon, V. 1388):

„Nie lasse jemals unbeachtet das Geschick,"

sondern er ruft ihnen auch im Rasenden Herakles durch den Mund des Theseus zu (V. 1227 f.):

„Ein edler Mensch erträgt's, wenn ihm
Die Götter Unfäll' senden, ohne Widerspruch"

oder ganz allgemein in den Phönissen in den Worten des Oedipus (V. 1763):

„Was die Götter dir verhängen, dulde als ein Sterblicher."

Denselben Gedanken finden wir nur wenig variirt in dem Frgm. 956:

„Bei uns gilt, wer sich immer nur dem Schicksal fügt,
Als weise; er versteht der Götter Walten stets,"

und auch in dem folgenden Fragment wiederholt der Dichter diese Idee, nur daß er mit dem willigen Beugen unter das Verhängniß noch das Streben und Arbeiten eng verbindet, indem er uns erklärt (Frgm. 37):

„Sich müh'n ist nöthig; wer am schönsten das Geschick
Der Götter weiß zu tragen, ist ein weiser Mann." —

Eng mit dem Schicksal ist der Tod verbunden. Wie jenem also nicht zu entrinnen ist, so ist auch dieser jedem Sterblichen vorher bestimmt, ja, die Stunde, wann er sich ihm hingeben muß, ist seit Ewigkeit bezeichnet; er kann ihr nicht entgehen. So sagt wenigstens Andromache (V. 1271 f.):

„Denn von den Göttern ist den Menschen insgesamt
Dies Los bestimmt: sie müssen alle sterben einst,"

und als Hermione verzweifelt fragt, wo sie den Tod suchen soll, ob auf dem Felsen oder im Meere, antwortet ihr die Amme (eb. V. 851 f.):

„Was sorgst du dich darum? — Der Götter Schickung trifft
Die Menschen alle sicherlich, wann es auch sei."

Auch weiß mit eben diesem Gedanken, daß wir alle sterben müssen, in der Alcestis der Chor den Admetos sehr schön

zu trösten, indem er ihm nach dem Tode seiner Gattin vorhält (V. 416 ff.):

> „Admetos, dieses Unglück mußt ertragen du.
> Denn weder hat zum ersten noch zum letzten Mal
> Ein Sterblicher ein edles Weib verlor'n. Bedenk'
> Es doch, daß unser aller wartet hier der Tod." —

b) Zeus.

Betrachten wir nun des Dichters Aeußerungen über Zeus, welchen er auch als den größten unter den Himmlischen bezeichnet. Ihn erwähnt er noch bei weitem am meisten. Sein Wesen ist ihm so gewaltig und erhaben, über allen menschlichen Verstand, daß er selbst sagt, es sei ihm unmöglich, dasselbe näher zu bestimmen; wenigstens können wir dies noch abnehmen aus den Worten des Frgm. 483: „Zeus ist nur Zeus; ich weiß nur dieses Wort für ihn." Oefter wird er als Vater aller Götter hingestellt, z. B. Helena, V. 1441:

> „O Zeus, du heißest Vater und ein weiser Gott"

oder, als Hermes, Frgm. 594, sagt:

> „Ich bin ein Sohn des Zeus, des Vaters aller Götter."

Seine Macht ist demgemäß auch unendlich; er heißt der größte der Unsterblichen (Ion, V. 4) — und ewig, wie der Chor im Orestes es (V. 1299) verkündet, so daß wir Menschen uns vollkommen beugen müssen, wie es in den Schutzflehenden von den Irdischen heißt (V. 734 ff.):

> „O Zeus, wie könnten wir elende Sterbliche
> Denn stolz sein? Von dir hängen wir doch ab und thun
> Allein nur solches, was du immer selber willst."

Und doch ist der Dichter in der Ausmalung seines Wesens nicht so weit durchgedrungen, daß er seine Allmacht wirklich immer unbegrenzt hinstellte. Auch hier kommen ihm Zweifel,

und er scheut sich nicht — offenbar im Anschluß an die bisherige Mythologie, die Kypris höher zu achten, indem er in den Troerinnen der Helena die Worte in den Mund legt (V. 948 ff.):

„Die Göttin strafe, werde mächtiger als Zeus,
Der über and're Götter zwar behält Gewalt,
Doch jener Sklav' ist; mir gewähr' Verzeihung du."

Gerade diese Zweifel an dem Ueberlieferten sind aber dem Euripides charakteristisch. Er hält sich durchaus berechtigt zu solchen Kritiken und stellt sie oft in sehr scharfen Worten hin, wie z. B. in der Hekuba, als Talthybios seine Klagen über das harte Geschick der Heldin mit den Versen einleitet (V. 488 ff.):

„O Zeus, was soll ich meinen? Können wir dich seh'n,
Oder wird alles dies umsonst von dir gesagt,
Und nur das Schicksal schauet auf die Sterblichen?"

Gleichwohl aber sucht er immer wieder den Glauben an die Götter zu wahren, und ich möchte sagen, er fordert zum Gebet zu ihnen auf, wenn er in den Troerinnen die Hekuba den Zeus mit den Worten anrufen läßt (V. 884 ff.):

„Der du die Erde stützest und sie hast zum Thron,
Dich, Zeus, dich zu erkennen, wer du seist, ist schwer,
Ein nöthiger Naturgeist oder der Verstand
Des Menschensinns; doch bete ich dich an."

Der Dichter erklärt uns ferner ganz unumwunden, daß er unter dem Namen Zeus nichts anderes als die allgemeine Natur verstehen könne, wie wir aus dem Frgm. 935 erkennen, wo es heißt:

„Siehst du den hohen Aether, den gewaltigen,
Wie er mit feuchtem Arm die Erde rings umkreist?
Ja, diesen nenne Zeus, ihn halt' für einen Gott,"

und, um uns weiter seine Anschauungen von Einem, über die ganze Welt allgemein herrschenden, göttlichen Wesen zu ent-

wickeln, sucht er eifrig den Lenker der Oberwelt mit dem der Unterwelt zu identifiziren und seinen Zeitgenossen zu verdeutlichen, daß troß der verschiedenen Namen nur Ein Gott es sei, welcher über beide Theile des Universums regiere. Leider ist uns nur ein Fragment erhalten, aus welchem wir diese Einheit des Zeus und des Hades erkennen können. Er spricht sie dort (Frgm. 904) also aus:

1 Dir Allbeherrscher bring' ich hier
Die Opferspenden, magst du Zeus nun
Oder auch Hades lieber genannt sein,

und nachher:

6 Denn du schwingst bei den Göttern, den himmlischen,
Das Scepter des Zeus in den Händen und hast
Auch theil an des Hades Reich über Todte."

Wir sehen also deutlich, wie der Dichter die Systeme der damaligen Philosophie zu berücksichtigen trachtet und besonders die Lehren seines Freundes Anaxagoras über den Verstand, den Geist im allgemeinen, verwerthen will; offenbar pantheistische Ideen, die er mehr oder weniger hervortreten läßt. — Infolgedessen dürfen wir uns aber auch nicht wundern, wenn seine Aussprüche über die anderen Götter noch sehr viel seltener zu finden sind. Zwar treten ja auch diese noch bisweilen als deutliche Personifikationen hervor, aber man sieht unschwer, wie er sie eher als liebliche Gebilde der alten, ehrwürdigen Mythologie behandelt, als in ihnen Gestalten erblickt, denen er sich in frommem Glauben naht.

c) Apollo.

So sagt er von Apollo, daß er das Recht unter den Menschen aufrecht hält, und zwar ohne Gnade, so daß er fast selbst wie ein Frevler erscheine, in der Andromache mit den Worten (V. 1161 ff.):

„Dies hat der Herrscher, der auch andern weissaget,
Er, der den Menschen sucht das Recht zu wahr'n,
Dem Sohne des Achill zur Strafe auferlegt.
Und wie ein böser Mensch gedachte er dabei
Des alten Streites. Wär' es anders weise wohl?"

Aehnlich stellt er ihn auch als Richter über Orestes hin, indem Elektra in der Tragödie Orestes (V. 161 ff.) über ihren Bruder die Schmerzensworte ausruft: „Weh' der Leiden! Selbst ungerecht hat er Ungerechtes erlitten, da auf dem Dreifuß der Themis Loxias über diesen unnatürlichen Mord meiner Brüder Recht sprach." Auch ist er es, wie der Dichter in einem Chorliede der Andromache (V. 1009 ff.) weiter auseinandersetzt, der zwar das Verderben über Trojas Altäre gebracht, zugleich aber auch den Hellenen unendlichen Jammer bereitet hat, daß in ganz Hellas die Klagen der Eltern über die Kinder nicht aufhörten. Ein ganz anderes Bild aber empfangen wir von ihm in einem Chorliede der Alcestis. Dort erscheint er nicht als der strenge, unerbittliche Gott, sondern vielmehr als Derjenige, dessen zarten Tönen und dessen bezaubernder Musik selbst die wildesten Thiere folgen, um in Frieden und Wonne mit einander zu weiden. Auch im Chorliede des Rasenden Herakles (V. 348 ff.) weiß Euripides diese Kulturarbeit des Gottes in gar lieblicher Weise zu schildern. Es sei mir erlaubt, wenigstens die hierauf bezüglichen Verse des ersteren in folgender freier Uebersetzung wiederzugeben:

569 Du gastfrei Haus, des edlen Mannes werth,
Apollo selbst, er, der die Lyra spielet,
Hat dich mit seinem Aufenthalt beehrt
Und sich als Hirt der Herden wohl gefühlet.
Auf deinen steilen Bergen flötet er
Dem Vieh die Hochzeitslieder um sich her.

579 Erfreut durch solche Lieder kam sogar
Der bunte Luchs zur Weide her; verlassen

Ward von der Löwen blutigrothen Schar
Des Othrys Thal, und, Phöbos, auch in Massen
Sprang an dem schönen Ton sich labend dort
Das Hirschkalb leichten Fußes immerfort.

d) Kypris, Eros und einige andere Götter.

Gar oft findet der Dichter Gelegenheit, die Dämonen der Liebe näher zu bezeichnen. Die göttlichen Wesen, in welchen die Mythologie dieselben bisher personifizirte, waren Aphrodite oder Kypris und ihr Sohn, Eros. Bei Euripides kehren ihre Namen oft wieder, und mehrfach sieht er sich veranlaßt, sie entweder selbst auf die Bühne zu bringen oder in Gebeten und Liedern, die vielleicht der Chor an sie richtet, uns von ihrer Macht und ihrem Wesen zu berichten. Er stellt die Liebe nun, mag er den Namen der Mutter oder den des Sohnes wählen, als den mächtigsten Gott unter allen hin, welchem, wie ich schon erwähnte, selbst Zeus nicht zu widerstehen vermag. So läßt er die Kypris im Hippolytos (V. 1 ff.) von sich selber sagen:

„Oft werd' bei Menschen ich genannt, nicht ruhmlos ist
Die Göttin Kypris, weder bei den Himmlischen
Noch auch bei Denen, welche innerhalb des Meer's
Sowie des Atlas wohnen und die Sonne schau'n.
5 Ich achte, wer mich ehrt und meine Allgewalt,
Doch stürz' ich Den, der stolz sich gegen mich benimmt.
Denn das liegt in dem Wesen aller Götter, daß
Sie gerne Ehr' empfangen von den Sterblichen."

Wohl ist die Göttin sich also ihrer Macht bewußt, und gerade diese wird noch einmal in derselben Tragödie von dem Chor der Trözenischen Jungfrauen mit folgenden Worten besungen (V. 1268 ff.):

„Wie auch der Götter und der Menschen Trachten
Unlenkbar sei, du lenkst es, Kypris, doch.
Ja dich umgiebt — wohl weiß ich es zu achten —

Mit schnellstem Flug der bunte Eros noch
Und fliegt mit dir bald über's Land einher
Mit seinem Schall, bald über's salz'ge Meer.

Wenn er ein Herz zum Zauber sich erkoren,
Entzückt in gold'nem Glanz er's leicht,
Ja über alles, was der Wald geboren,
Dem Meer, dem Erde Nahrung reicht,
Soweit die Sonne scheint, hast du allein,
Kypris, die Ehr' hier Königin zu sein."

Allerdings verkennt der Dichter nicht, wie sehr die Göttin diese ihre Macht mißbraucht, und scheut sich nicht, ihr dieses Treiben trotz ihres himmlischen Wesens als Mensch in scharfen Worten vorzuhalten, indem er der Helena zur Einleitung für ihr Gebet an die Aphrodite die Worte in den Mund legt (V. 1102 ff.):

„Bist unersättlich du am Bösen stets
Und treibst nur Tändeleien, Trug und list'ges Spiel,
Selbst Liebeszauber, der das Haus mit Blut befleckt?
Ja, wärst du mäßig, würdest allen Menschen du
Die angenehmste sein. So denk' ich über dich." —

Aehnlich sind seine Gedanken über den Eros. Er ist Herrscher über Götter und Menschen (Frgm. 132); man kann unmöglich seine Allmacht leugnen — selbst Zeus gehorcht ihm willig! — und er versteht es vorzüglich, selbst das Unmögliche möglich zu machen. Wir entnehmen diese Ideen zunächst dem Frgm. 271:

„Wer Eros nicht für einen großen Gott erklärt,
Ja nicht für höher, als die andern Götter all',
Ist blind entweder oder kennt das Schöne nicht
Und weiß nicht, wer der größte Gott der Menschen ist."

Sodann wird seine Allmacht bei Göttern und Menschen hervorgehoben in Frgm. 434 mit den Worten:

„Eros kommt nicht zu uns, den Männern, nur allein
Und zu den Frauen, nein der Götter Seelen selbst
Regt er dort oben auf und taucht sie in das Meer.
Sogar der mächt'ge Zeus kann sich nicht seiner wehr'n,
Er giebt ihm willig nach und füget sich ihm gern,"

und schließlich lesen wir noch einige Aussprüche über die Gewandtheit dieses lieblichen Dämonen in Frgm. 433:

„Ich habe einen Lehrer aller Wagnisse,
Der im Unmöglichen gar wohl bewandert ist,
Den Eros, diesen Gott, den Niemand je bezwingt,"

Besonders aber ist das Chorlied aus dem Hippolytos hier heranzuziehen, welches um so bemerkenswerther ist, als zuerst dort sein Wesen in aller Lieblichkeit, dann aber in aller seiner Gefährlichkeit dargestellt wird. Es heißt dort in den beiden ersten Strophen (V. 525 ff.):

„O Eros, Eros, dessen Blick
Nur Sehnsucht bringt und süß Verlangen
Den Herzen, denen du genah't,
Erschein' mir, bitte, nicht zum Bangen!
Kein Feuer sendet uns und keine Sterne
Mächtigere Geschosse in die Ferne,
Als das der Aphrodite ist, das deiner Hand
Entflieht, von dir, Eros, dem Sohn des Zeus, entsandt.

535 An dem Alpheos, in dem Haus,
Dem Pythischen des Phöbos, werden
Hellenen Rinder schlachten stets,
Doch nie verehren auf der Erden
Wir dich, den Allgewaltigen, der immer
Die Schlüssel hält zu jedem Liebeszimmer.
Ja, du vernichtest alles und bringst nur
Unheil, wo du verfolgst der Menschen Spur.

Die Existenz dieses mächtigsten aller Götter, seine große Macht nahm Euripides gewiß gern an und ließ ihn gern in seinen Tragödien mitwirken; aber all sein Verfahren hierbei

scheint mir doch mehr das des Dichters zu sein, als das eines Menschen, der aus Glauben und Ueberzeugung ebenso und nicht anders in seinen Dramen handelt. Ist es doch schon auffallend für uns, daß er dem Eros dieselbe Macht beilegt, wie der Kypris, also jeden von beiden für den größten unbezwinglichen Gott erklärt! und doch sieht er in dem Mißbrauch der Liebe seitens der Menschen nicht eine Schuld der Sterblichen, sondern eine Verblendung seitens eben dieser Götter, ungeachtet daß er ebenfalls, wie wir bereits gehört haben, auch von den himmlischen Wesen im allgemeinen sagt (Frgm. 294,7):

„Wenn Götter schimpflich handeln, sind sie solche nicht."

Der Dichter liegt also im Kampfe mit sich selbst und ist sich nicht einig, wieweit er der bestehenden Mythologie nachgeben oder das, was ihn seine Vernunft lehrt, für recht erkennen soll. Er müht sich eifrig ab, das Alte, Ueberlieferte dem Volke zu erhalten oder vielmehr, es ihm nur in gereinigter Form vorzuführen; sich selbst aber, wie überhaupt alle denkenden Geister der Zeit hält er gar wohl berechtigt, daran zu kritisiren und nur das zu glauben, was ihm dessen werth scheint. Man sieht dies sein Streben gerade hier am deutlichsten, und mit vollem Rechte sagt Köhler, Die Philosophie des Euripides 1. Anaxagoras und Euripides, Gymn.-Progr. Bückeburg 1873 (S. 24 f.): „Aphrodite ist ihm nur der Zeugungstrieb ..... der die ganze Welt beherrscht und der Grund alles Seins und Werdens ist, vergl. Fr. 890, Hippol. 447 ff., Ba. 688, Troad. 983; außerdem Valcken. Diatr. p. 241 F. und zu Hippol. 443 ff."

Ferner gehören hierher die Aeußerungen des Dichters über Aphrodite und Dionysos oder Bacchos in Bacchen 275 ff. Erstere wird einfach als Mutter Erde bezeichnet, und daß sie diese jedenfalls sei, sagt er in den Versen (275 f.):

„Die Göttin Demeter
Ist uns're Erde; nenn' sie, wie du immer willst."

und zwar weiß er auch noch den Namen Hestia für sie, wie wir aus dem Frgm. 938 hören:

„O Mutter Erde, Weise nennen immer dich
Hestia, sitz'st du doch auf Aethers blauem Rund."

Der Dichter unterläßt es ferner nicht, genauer auf die Erzählung von dem Mythos der verschwundenen Tochter der Göttin und der sie suchenden Demeter einzugehen, wie er ihn z. B. in einem Chorliede des Jon (V. 1048 ff.) schildert; doch will ich diesen nicht in seiner ganzen Breite vorführen, sondern als bekannt voraussetzen.

Wie Euripides aber über den Bacchos oder Dionysos denkt, darauf hat Köhler in der erwähnten Schrift (S. 24) bereits eingehend hingewiesen. Der Autor macht dort darauf aufmerksam, um nur einiges anzuführen, daß der Dichter die Wirkungen des Weines vollkommen mit denen des Gottes identifizirt, und daß der Gott einfach statt des Weines genannt wird, daß ferner der Gott oder der Wein gegen die Vorwürfe des Pentheus, daß er die Weiber verführe, durchaus von Teiresias geschützt und vertheidigt werde, ja ganz frei von Schuld bleibe, und diese nur der Natur und Begierde der Weiber selbst beizumessen sei.

e) Dämonen.

Zum Schluß sei noch seine Stellung zu den Dämonen erwähnt. Er bezeichnet mit diesem Namen gewöhnlich böse und plagende Wesen, wie er sie z. B. im Jon (V. 1374 f.) bei der Beschreibung, wie der Held sich freue, daß er im Tempel des Phöbos ein heimisches Leben geführt, aber nie erfahren habe, wer seine Mutter wäre, den Göttern direkt mit den Worten gegenüberstellt:

„Des Gottes Gabe ist uns gut, des Dämons aber
Schwer zu ertragen."

Daher scheut er sich auch nicht, ihnen direkt das Beiwort „ungerecht“ zu geben (Phönissen, V. 532), wenigstens beschreibt er dort das Gefühl des Ehrgeizes in dieser Weise des Näheren, und auch seine Aussprüche darüber, daß man in den Dämonen nur Diener des Schicksals sehen dürfe, die dessen Befehle ausrichteten (Phönissen, V. 408 ff.), deuten auf einen hartherzigen und bösartigen Charakter derselben. Besonders aber gehören hierher seine Angaben über die Erinnyen. Wir finden sie am meisten in dem Orestes zusammengestellt, und zwar in solcher Menge und Ausführlichkeit, daß sie recht wohl im stande sind, uns diese Dämonen zu veranschaulichen. Unzweifelhaft vermögen eben diese seine Angaben diese Geister uns als personifizirte Wesen vor Augen zu führen — er nennt sie V. 256: „blutig blickende, drachenähnliche Jungfrauen“ oder V. 260 f.: „schamlose, grimmig schauende, furchtbare Göttinnen, Priesterinnen des Todtenreiches“ — und wie sehr er sie sich in dieser Weise vorgestellt wissen will, sieht man ja auch daraus, daß er schließlich noch erwähnt, wie Orest (V. 268 ff.) sich den Bogen reichen läßt, den ihm Apollo einst zur Abwehr der Erinnyen gegeben habe, und wie jener wieder bereits ihr Nahen und das Sausen ihrer geflügelten Pfeile vernimmt. Auch weiß der Dichter (V. 316 ff.) das Aeußere dieser schrecklichen Göttinnen noch genauer zu beschreiben; doch würde dies zu weit führen, und ich mache nur noch in aller Eile aufmerksam auf die Auseinandersetzungen Köhlers (S. 23), in welchen er uns deutlich beweist, wie der Dichter auch die Erinnyen analog anaxagoräischen Deutungen ganz natürlich als Gewissensbisse erklärt. Die Belegstellen, die der Verfasser hierbei als Beweise seiner Ansicht bringt, stützen diese ja allerdings genügend, aber ich möchte doch auch hier wieder betonen, daß Euripides immer gewissermaßen für zwei verschiedene Parteien seines Publikums schrieb und denselben Gegenstand für jene, dem Alten anhängende in ganz

anderem Lichte darstellte, als für diese, welche den neuen Anregungen folgte.

II. Verhalten der Menschen zu den Göttern.

1. Allgemeines.

Wie stehen nun die Menschen den Göttern gegenüber? Was, fragen wir, verdanken sie ihnen? und wieweit, meint der Dichter, sind sie von ihnen abhängig? Euripides sagt uns in Bezug hierauf wiederum klar und deutlich seine Gedanken und giebt uns recht erfreuliche uud erhebende Antworten auf solche Fragen. Er betont zunächst, daß die Menschen alle den Göttern ihr Dasein verdanken und eben diese ihnen die reichsten und mannigfachsten Gaben für ihr Leben geben, deren er auch eine größere Menge aufzählt (Schutzflehende, V. 201 ff.), so daß er zuletzt zu dem Schlusse kommt:

„Und wenn der Gott so reich das Leben ausgestattet,
Wer schwelgt dann nicht von uns, wenngleich uns nichts genüget?
Indessen unser Sinn will mehr als Gott vermögen,
Hochmuth erfüllt das Herz, und immer dünken weiser
Als der Dämonen Schar wir selber uns zu sein."

Diese Gaben der Himmlischen begleiten uns unser ganzes Leben lang, meint der Dichter sodann, indem er dem Halbchor eben desselben Dramas die Worte in den Mund legt (V. 615 ff.):

„Erholung auch vom Leiden
Die Götter uns hier spenden,
Sie, welche stets entscheiden,
Wie alles sich soll wenden."

Er erinnert mit beredten Worten ferner daran, daß überhaupt ohne Hülfe der Göttlichen kein Mensch glücklich sein (Frgm. 149) oder auch nur ohne diese irgend etwas auf Erden vollbringen könne. „Gott", sagt er, „wohnt in uns" (Frgm. 1007;

wenigstens sagt er darin: der Verstand, der in Jedem wohnt, ist unser Gott), und er ermahnt seine Zuhörer eifrig, sich dieses Gottesbewußtsein immer zu gewinnen zu suchen, resp. in allen Lebenslagen lebendig zu erhalten. So sagt er in einem dem Philoctet entnommenen Fragment (792): „Ihr seht, wie schön es ist, bei Göttern zu gewinnen", und fordert die Menschen zu vernünftigen Gedanken über die Himmlischen auf mit den Worten des Chors in den Bacchen, wo er V. 1002 ff. seine Ueberzeugung kund thut, daß ein sorgenfreies Leben den Irdischen es leicht ermögliche, eine besonnene und ihnen gebührende Ansicht über göttliches Wesen zu haben. Auch sucht er sonst Vertrauen auf die Götter hervorzurufen, indem er z. B. im Ion (V. 1312 f.) die Mahnung ausspricht:

> „Es wär' ja schrecklich, wenn ein Gott nicht gut und weise
> Den Irdischen sein Wollen vorgeschrieben hätt'"

oder noch bestimmter in den folgenden Ausdrücken des Fragments 101:

> „Sei mutig! Bald kann es geschehen; denn ein Gott
> Lenkt auch, was du nicht mehr erhoffst, zum Guten hin."

Man kann es sogar zu diesen seinen Bemühungen zählen, wenn er, wie Frgm. 493 lehrt, den Weisen den Rath giebt, stets mit Hülfe der Götter an die Ausführung ihrer Vorhaben zu gehen, oder mit anderen Worten, ihre Ideen um so nützlicher und praktischer zu gestalten, indem sie sich des Beistandes der Himmlischen vergewissern. Dieses Gottesbewußtsein will der Dichter, wie schon erwähnt, möglichst aufrecht erhalten, und ist eben deshalb auch fortwährend bestrebt, seine Mitmenschen zur Verehrung der Götter, sowie zum Gehorsam gegen ihren unabänderlichen Willen anzuregen.

> „Vernünftig sein und göttlich Wesen ehren,
> Denk' ich, ist stets das Schönste und das Weiseste
> Für alle Menschen, welche zum Orakel gehen"

sagt er (Bacchen, V. 1150 ff.) und betont es mehrfach, daß die Irdischen jenen unweigerlich gehorchen müssen, wie wir z. B. im Hippolytos (V. 1433 f.) lesen:

„Den Menschen doch gebührt's,
Daß, wenn der Gott es will, sie selbst ihr Ziel verfehl'n",

mögen sie auch im Unglück sein, wie Jokaste zum Polyneikes unter ihren Klagen ausruft (Phönissen, V. 382):

„Was hilft's? Wir müssen tragen, was der Gott uns schickt!"

und schließlich hält er solch eine Fügsamkeit seitens der Sterblichen auch für jeden Fall für das Empfehlenswertheste, selbst wenn ihnen auch zweifelhaft wäre, wie sie sich das Wesen derselben eigentlich vorstellen sollten. Wenigstens hören wir seine Meinung hierüber deutlich aus dem Munde des Orest, den er (Orestes, V. 418) zu Menelaos sagen läßt:

„Den Göttern dienen wir, wie auch ihr Wesen sei."

Indessen, wie hier bereits der Dichter in seinen Werken mit großem Ernst zur Ergebung und zum Gehorsam gegen die Götter auffordert, so ist es besonders auffallend, wie er mit der ganzen Kraft seiner Rede gegen alle Diejenigen zu Felde zieht, welche es wagen, offen denselben Trotz zu bieten und mit Gewalt ihre Wünsche erzwingen wollen. Ich hebe zunächst nur hervor, wie er kurz im allgemeinen in betreff des Kampfes gegen die Himmlischen eine dringende Mahnung in den Worten des ersten Verses von Frgm. 724 giebt:

„Dem Schicksal weiche, wage nicht mit Göttern Kampf,"

welche er noch bestärkt in folgenden Versen des Orestes, indem er hinzufügt, daß der Mensch seine That nicht etwa mit dem guten Willen, der edlen Absicht, die er dabei gehegt habe, rechtfertigen dürfe. Tyndareos räth nämlich dort dem Menelaos,

nachdem er ihm vorher gesagt, daß Orest den Himmlischen offenbar verhaßt sei und durch Wahnsinn den Muttermord büße, (V. 534 f.):

„Damit du dies nun weißt, thu', Menelaos, nichts
Den Göttern Feindliches, im Wunsch' ihm beizusteh'n."

Auch lesen wir eine weitere Ausmalung eines solchen Verfahrens bei den Menschen in der Iphigenie in Aulis, indem er sagt (V. 24 ff.), daß bald die Verachtung des göttlichen Wesens das Leben derselben zu Grunde gerichtet, bald es ihre vielen, unversöhnlichen Meinungen zerstört hätten. Von Jedem, der in den Willen der Höheren eingreifen will, glaubt er, daß sein Werk ein plumpes, ungeschicktes werde (s. Frgm. 340), eine Ansicht, wozu ja sehr gut paßt, wenn er (Troerinnen, V. 965) sagt:

„Dein Bestreben, über die Götter zu herrschen, ist albern"

oder ähnlich (Herakliden, V. 258): „Du glaubst ja, mehr noch als ein Gott zu sein," ja, er giebt uns sogar noch weiter genauer an, auf welchem Wege seiner Ueberlegungen er zu diesem Schlußsatze gekommen ist, indem er im Rasenden Herakles die Megara auseinandersetzen läßt (V. 309 ff.):

„Wer immer streitet gegen Götter-Fügungen,
Ist ungestüm, und wer dies ist, ist nur ein Thor;
Denn was geschehen soll, schafft Niemand aus der Welt!"

Eine gewisse Verachtung seinerseits mag man daher auch in den Worten des dem Archelaos entnommenen Frgm. 256 finden, in welchem es heißt:

„Gar leicht ist's, Göttern schuld zu geben, sowie du,"

während er andererseits überhaupt dringend davor warnt, jemals ihnen auch nur zu zürnen, in den Versen des Frgm. 1063:

„Gerechter, sowie weiser Leute Art ist es,
Selbst auch im Unglück niemals Göttern bös zu sein."

Diesen Uebermuth der Menschen, sich immer mehr zu dünken, als die Himmlischen, geißelt er ferner energisch durch ähnliche Aussprüche im Hippolytos (V. 474 ff.) und stellt einen solchen Kampf auch als vollkommen erfolglos hin, wenn er im Ion (V. 378 ff.) sagt:

„Erstrebst gewaltsam etwas du ohn' Will'n der Götter,
So wirst du, Weib, das Gute hiermit nicht gewinnen;
Doch alles, was sie gerne geben, wird uns nützen."

Der Dichter weiß ferner auch von großen Strafen, die den Irdischen in solchem Falle drohen, und weist sie, um nur ein Beispiel anzuführen (Elektra, V. 1326 f.), auf den Tod des Pentheus hin, welcher eben um seines Uebermuthes willen habe sterben müssen. Ja, ich möchte behaupten, Euripides habe, um noch eindringlicher vor den Sünden dieses Kampfes zu warnen, ihnen dargestellt, was für eine verachtete Stellung ein solcher Mensch in der ganzen Welt einnähme, und wir erkennen seine Ansicht — wenigstens theilweise — noch aus dem Verse des Frgm. 646: „Wer wider Götter streitet, Dem ist nicht zu trau'n", oder auch daraus, wie schrecklich er die Verzweiflung der Menschen bei der Feindschaft der Himmlischen schildert, wenn er (Orestes, V. 266 f.) die Elektra zum Orestes sagen läßt:

„Ich elend Weib, wie wird mir Hülfe nur zu theil,
Da mir die Gottheit jetzt so feindlich ist gesinnt?"

2. Mantik.

Durchaus folgerichtig ist daher die Stellung des Dichters zu der damals so übermäßig verbreiteten Kunst der Mantik. Sein Streben, alles, soweit wie irgend möglich, auf natürlichem Wege zu erklären, und seine Polemik gegen die Zeichendeuter und Wahrsager überhaupt hat ja unter anderen auch Köhler (S. 21, 24—27) eingehend erörtert, so daß ich es wohl unterlassen kann, noch einmal alle die hierauf bezüglichen Stellen

anzuführen. Es mag ja auch durchaus richtig sein, wenn wir mit Köhler annehmen, daß gerade hier der Einfluß des Anaxagoras klar und deutlich zu erkennen sei; mir aber liegt vornehmlich daran, darauf aufmerksam zu machen, was er an Stelle eben dieser falschen Kunst setzen will. Es ist nicht bloß seine Ansicht, daß der gesunde Menschenverstand und eine richtige Ueberlegung besser sei, als die Deutungen falscher Priester und Wahrsager, wie dieser Autor (S. 26) hervorhebt, sondern ich möchte besonders betonen, daß Euripides auch hier wieder direkt auf die Götter selbst zurückgeht und das beste Mittel zum Vorauserkennen des Zukünftigen darin sieht, wenn die Menschen sich immer des Waltens derselben bewußt sind. Was diese sagen, ist unantastbar; vergl. das Wechselgespräch zwischen Jon und Xuthos (Jon, V. 557):

> Jon. „Niemals darfst dem Gotte du mißtrauen."
> Xuthos. „Darin denkst du recht,"

und wer immer nur nach dem Willen der Himmlischen lebt, sieht von selbst, was die Folgezeit ihm bringen soll, wie der Chor in der Helena (V. 759 f.) es ausspricht mit den Worten:

> „Ja, sind die Götter freundlich dir,
> So ist die beste Seherkunst dein Eigen."

3. Gebet und Opfer.

Wenig nur bleibt mir über des Dichters Meinung über Gebete, Altar und Opfer hinzuzufügen. Wiederholt empfiehlt er den Menschen, sich im Gebet an die Götter zu wenden, denn ihre Macht sei die größte (s. Alcestis, V. 219), und zwar nicht nur etwa in Bitten, sondern auch in Lobpreisungen, wie er z. B. in der Elektra (V. 196 f.) sagt:

> „Ehre durch Gebet die Götter,
> Dann wird es dir wohl ergehen,"

Worte, aus denen man wiederum sein Vertrauen zu den Himmlischen erkennen kann.

Eine sichere Schutzstätte bot, wie man weiß, dem Frevler sowohl, wie dem mit Unrecht Verfolgten, bei den Hellenen der Altar eines Gottes oder einer Göttin. So war es seit Jahrhunderten gewesen, und wir müssen annehmen, daß auch unser Dichter diesem Kult nicht abhold war; weiß er doch in beredten Worten darzustellen, wie sicher sich die Andromache der Hermione gegenüber fühlt, welche sie verbrennen will, solange sie am Altar der Thetis weilt, so daß sie den höhnenden Aussprüchen ihrer Feindin sogar noch die Drohungen entgegenhält (V. 258, 260):

„Verbrenne mich! Jedoch die Götter sehen es!"

und nachher:

„Befleck' der Göttin Altar nur mit blut'gem Mord,
Sie übet Rach' an dir!"

Indessen, daß dieser Schutz in solcher Allgemeinheit gewährt wurde, wie es damals der Fall war, gefiel ihm nicht; denn gewiß wird gerade mit dieser Sitte viel Unwesen getrieben sein, so daß manch Einer seine Frevelthat im Hinblick hierauf in vollster Sicherheit unternahm. Euripides verlangt nun nicht nur eine Beschränkung derselben, als seinen Anschauungen entsprechend, sondern fordert eine solche sogar als eine in einem Gesetz der Götter begründete, worüber er sich eingehend ausspricht in den Worten des Jon (V. 1312 ff.):

„Wehe!
Hart ist es, daß der Gott den Menschen Satzungen
Hier gab, wie's schön und weise Niemand nennen wird.
Für Ungerechte dürft' kein Platz am Altar sein,
1315. Vertreiben müßt' man sie; denn wenn die Frevlerhand
Ein Gotteshaus berührte, wär' nicht schön, jedoch
Den Sünder, der gerecht ist, nehm' der Tempel auf.
Nie find' am gleichen Ort die gleiche Gabe, wer
Sich rein erweist, und wer vor Göttern nicht besteht."

Man kann sich ja nun unter dem Bilde eines „gerechten Sünders“ vielerlei aus der Schar Derer, die einmal gefrevelt haben, denken; offenbar geht aber aus dem ganzen Zusammenhang der Stelle hervor, daß der Dichter von dem Schutzsuchenden verlangt, daß er in dem Augenblicke, wo er den Altar berührt, rein und gerecht sei, daß er also, wenn er gesündigt hat, selber Buße und ein Verlangen nach Vergebung seitens der Götter im Herzen trägt. Solch ein Flehender soll dann auch erhört werden; wer aber nicht dieser Gesinnung ist, soll im Gegensatz zu Jenem, wie hart es auch erscheinen mag, selbst hier keinen Schutz finden.

Aehnlich denkt der Dichter über die Opfergaben. Auch sie verwirft er keineswegs, sondern erwähnt z. B. ausdrücklich eine Reihe derselben, die von großer Wirkung seien, indem er in der Helena (V. 1358 ff.) uns durch den Chor verkündet, daß gar viel vermögen der Hindinnen bunte Felle, das in heilige Schalen gepflückte Laub des Epheus u. a. m., aber auch hier ist es wieder lobend anzuerkennen, wie sehr er mehrmals hervorhebt, daß man die Wirkungen, die man durch die Opfer bei den Göttern erlangen will, nicht durch die Art dieser Spenden selbst erziele, sondern durch die jedesmalige Gesinnung, in welcher man sie niederlege. Daß er auf diese hauptsächlich geachtet wissen will, sieht man aus dem der Danae entstammenden Frgm. 329, V. 4 ff.:

„Oft sehe ich, daß arme Leute weiser sind,
Als solche, denen Reichthum blühet. Ihre Hand
Bringt kleine Gaben nur den Göttern, doch sie selbst
Sind frommer, als die, deren Opfer ist ein Rind,“

und daß allein eine solche für die Darbringenden von Werth sei, spricht er in folgenden, von fester Ueberzeugung getragenen Worten des Frgm. 940 aus:

„Wer Göttern frommen Herzens seine Opfer bringt,
Erlangt — das wisse — Heil für sich, sind sie auch klein.“

Das sind, soweit ich sehe, die hauptsächlichsten Citate, aus denen wir das religiöse Empfinden des Euripides erkennen können. Wohl hatte dasselbe merklich abgenommen im Vergleich zu den früheren großen Tragikern seiner Vaterstadt, und Chr. Muff sieht in seinem Werke über den „Idealismus" (S. 64) den Grund hierfür nicht mit Unrecht darin, daß die Zeit überhaupt eine andere geworden war, und unser Dichter bereits unter dem Einflusse des Verfalles stand, welcher nach des Perikles Tode unaufhaltsam hereinbrach. Gewiß wird ihm auch Jedermann beistimmen, wenn er zur Charakteristik eben dieser Periode hinzufügt: „Die Ordnungen des Staates geriethen ins Schwanken; der Glaube an die Götter schwand; Zucht und Sitte lockerten sich; Athen ging seiner Auflösung entgegen." Indessen eben diese flüchtige Erwähnung solcher dem Staate und der Religion so feindlichen Elemente zeigt uns auch, wie schwer die Stellung des einzelnen Bürgers sein mußte, wenn er ein guter Patriot sein und dabei doch die Errungenschaften der Philosophie und der anderen damals gepflegten Wissenschaften und Künste sich aneignen, mit anderen Worten gesagt: mit der Welt mitgehen wollte. Euripides hatte, wie ich öfter betont habe, dieses Streben und war eifrig bemüht, sich selbst und seine Mitbürger aufzuklären und zu weiterem Forschen anzutreiben. Man muß allerdings Gravenhorst beistimmen, wenn er von ihm (S. 23) sagt: „Seine Sentenzen wirken deshalb meistens nicht gerade erhebend auf das Gemüth, wohl aber anregend auf den Geist;" aber trotz aller der Mängel, die man ihm als einem Dichterhelden nicht absprechen kann, und gegen welche auch ich mich wahrlich nicht verschließen will, muß ich doch hervorheben, daß man über sein Gottesbewußtsein und seine religiösen Anschauungen überhaupt zu hart geurtheilt hat. Auch Herr Professor Muff scheint mir hierin zu weit zu gehen, wenn er von ihm (ebend. S. 64) sagt: „Euripides hat sein Ge-

fallen daran, die altehrwürdigen Mythen der Volksreligion mit seinen Zweifeln und kritischen Betrachtungen zu zersetzen." Gewiß hat der Dichter reichlich viel „zersetzt", um denselben Ausdruck zu gebrauchen; aber, soweit ich sehen kann, that er dies nur dann, wenn er wirklich das Gute von den Schlacken reinigen, den Kern aus der Schale schälen wollte. Daß er oft zu weit hierin gegangen ist, will ich auch nicht leugnen, aber ich denke, gerade durch die vorliegende Zusammenstellung der wichtigsten Stellen seiner Dramen über sein Gottesbewußtsein gezeigt zu haben, daß der Mann in seinem Herzen trotz der aufregenden und verlockenden Außenwelt, die ihn umgab, ein aufrichtiges Bekenntniß zu den Göttern seines Staates trug, daß er den Glauben an sie nicht im Volke niederreißen wollte, sondern vielmehr nur zu veredeln und zu verbessern sich bestrebte. Auch hier vergesse man nicht: audiatur et altera pars!

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

In den „Deutschen Zeit- und Streitfragen“ ist früher erschienen:

Ueber Kirche, Religion und Verwandtes.

(55 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 41.25 Mark. Auch 16 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf.

Amort, d. J., Biblische und profane Wunderthäter. (139/140) ..... ℳ. 1.60
Baumgarten, Der Protestantismus als politisches Princip im Deutschen Reich. (9) ..... „ 1.—
—, Anti-Kliefoth oder die gefährlichste Reichsfeindschaft an einem Beispiel aufgezeigt. (42) ..... „ 1.20
Bluntschli, Rom und die Deutschen. (7/8) ..... „ 1.80
I. Römische Weltherrschaft und deutsche Freiheit — II. Der Jesuitenorden und das Deutsche Reich.
Braasch, Ist ein Zusammenwirken der verschiedenen Richtungen innerhalb unserer evangelisch-protestantischen Kirche möglich? (104) „ 1.—
Brückner, Die vier Evangelien. (N. F. 14/15) ..... „ 2.—
—, Die Stellung des gegenwärtigen Glaubensbewußtseins zu den biblischen Wundern (N. F. 24) ..... „ 1.—
Dehn, Die katholischen Gesellenvereine in Deutschland. (170) ..... „ 1.20
Frickhöffer, Die Grundfrage der Religion. (N. F. 27) ..... „ 1.20
Gareis, Irrlehren über den Kulturkampf. (65/66) ..... „ 1.80
Graue, Der Mangel an Theologen und der wissenschaftliche Werth des theologischen Studiums. (68) ..... „ 1.40
—, Darwinismus und Sittlichkeit. (124/125) ..... „ 1.60
Grimm, Die Lehre über Buddha und das Dogma von Jesus Christus. (90) „ —.80
—, Die Lutherbibel und ihre Textes-Revision. (40) ..... „ 1.—
Haupt, Die Begründung d. päpstlichen Macht diesseits der Alpen. (153) „ —.80
Hesse, Der Felsen Petri — kein Felsen. (34) ..... „ 1.—
v. Holtzendorff, Der Priester-Cölibat. (63) ..... „ 1.—
Hönes, Die Reformbewegung des Brahmosomadsch in Indien. (88) „ —.80
Huber, Die kirchlich-politische Wirksamkeit des Jesuitenordens. (23/24) „ 1.80
Kalischer, Benedikt Spinoza's Stellung zum Judenthum und Christenthum. (193/194) ..... „ 2.—
Kirchner, Zur Reform des Religions-Unterrichts. (79) ..... „ 1.—
—, Der Mangel eines allgemeinen Moralprinzips in unserer Zeit. (92) „ 1.40
—, Der Zweck des Daseins im Hinblick auf die Mehrung des Selbstmordes. (167/168) ..... „ 1.60
Kradolfer, Die Macht der Phrase in Religion und Kirche. (N. F. 3) —.80
—, Die altchristliche Moral und der moderne Zeitgeist. (29) ..... „ 1.—
Lammers, Sonntagsfeier in Deutschland. (166) ..... „ —.80
v. Liliencron, Ueber den Chorgesang in der evangelischen Kirche. (144) „ 1.20
Lang, Das Leben Jesu und die Kirche der Zukunft. (1) ..... „ 1.—
—, Die Religion im Zeitalter Darwin's. (31) ..... „ 1.20
Nippold, Religion und Kirchenpolitik Friedrich's d. Gr. (126) ..... „ —.80
—, **Ursprung, Umfang, Hemmnisse und Aussichten der altkatholischen Bewegung.** (21) ..... „ 1.20
Schmeidler, Die relig. Anschauungen Fr. Fröbels. (185) ..... „ 1.—
Schmidt, Was trennt die „beiden Richtungen“ in der evang. Kirche? (132) „ —.80
—, Gewalt oder Geist? Ein festliches Bedenken über die Zukunft von Luther's Kirche. (188) ..... „ —.80
Schramm, Das Heer d. Seligmacher od. d. Heilsarmee in England. (178) „ 1.—
—, Die Gefahren der Erneuerung des Klosterwesens für Deutschland. (N. F. 28) ..... „ 1.—
v. Schulte, Die neueren kath. Orden und Kongregationen besonders in Deutschland, statistisch, kanonistisch, publizistisch beleuchtet. (5) „ 1.—
—, Ueber Kirchenstrafen. (14) ..... „ 1.—

Fortsetzung siehe Verzeichniß sämtlicher in den „Zeit- und Streitfragen“ erschienenen Hefte.

Religionsanschauungen des Euripides

Von

Dr. phil. Erich Bußler
in Freienwalde a. O.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königl. Schwed.-Norw. Hofdruckerei und Verlagshandlung.
1894.

BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 08715 107 0